

# FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

60. Jahrgang 2008

Herausgegeben vom FRANKENBUND.

Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege e.V.

Würzburg

Gesamtherstellung: Halbigdruck GmbH, Würzburg



# FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege  
60. Jahrgang 2008

## INHALT

### I. Aufsätze

<i>Beck, Hans-Jürgen</i>	Die Synagoge im Wandel der Zeit – eine Einführung.....	174
<i>Ders.</i>	<i>„Und dieses Haus, geweiht dem Ewigen, / Der Andacht Stätte durch Gebet und Lehre“ – Zur Geschichte der Kissinger Synagogen.....</i>	265
<i>Bittel, Christoph</i>	Mergentheim als Garnisonstadt des Königreichs Württemberg (1809–1814 und 1868–1918/19).....	417
<i>Bräutigam, Elena</i>	Die Hexenverfolgungen im Hochstift Würzburg .....	4
<i>Christ, Heidi</i>	Geistliche Lieder aus Franken – Gott auf fränkisch loben.....	352
<i>Conrad, Monika</i>	Dem Schwanberg verbunden – Sagen, Geschichten, Persönlichkeiten, Ereignisse im Bannkreis des „Heiligen Berges“ .....	316
<i>Dippold, Günter</i>	Gebrauchsmusik in der frühneuzeitlichen Stadt: die Türmer.	25
<i>Fackler, Guido</i>	Fränkische Identitäten in Würzburgs musikalischen Alltagskulturen: Wider das Schubladendenken regionaler Musikforschung ....	389
<i>Faschingbauer, Bärbel</i>	Der Schloßpark Schwanberg – Ein Gartendenkmal muß vor dem Verfall bewahrt werden .....	291
<i>Gahn, Jürgen</i>	Volksmusik heute – eine Bestandsaufnahme.....	346
<i>Götz, Franz</i>	Baunach in Vor - und Frühgeschichtlicher Zeit.....	76
<i>Ders.</i>	Errichtung und Entstehung der Herz-Jesu-Kapelle in Godeldorf, Godelhof/Baunach .....	105
<i>Ders.</i>	Max Schnös – Baunacher Maler und Graphiker .....	121
<i>Griebel, Armin</i>	Zur Geschichte der Volksmusikpflege in Franken .....	332
<i>Haas, Hans-Christof</i>	Die Synagoge in Reckendorf/Oberfranken. Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung .....	251
<i>Hüttenmeister, Frowald Gil</i>	Die antike Synagoge.....	178

<i>Jakob, Tatjana</i>	Der Kaulberg – der siebte Bamberger Hügel .....	35
<i>Knufinke, Ulrich</i>	Synagogen im Mittelalter und in der Neuzeit: ein Überblick zu Wandlungen und Kontinuität eines Typus der mitteleuropäischen Sakralarchitektur.....	189
<i>Raab, Robert</i>	Warum ist den Baunachern früher als vielen anderen das Licht aufgegangen?.....	96
<i>Reddig, Wolfgang F.</i>	Aspekte der sozialen Fürsorge in Baunach .....	113
<i>Robert, Jörg</i>	<i>Francia nostra. Der fränkische „Erzhumanist“</i> Conrad Celtis Protocius (1459-1508). Zum 500. Todestag....	400
<i>Ruß, Hubert</i>	Die Stiefenburg ob Baunach – Geschichte und Geschichten um eine Ruine .....	156
<i>Schneider, Erich</i>	„... Wenn ich nur Hosen angehabt hätte!“ – Die Frauen der Schweinfurter Malerfamilie Geiger .....	15
<i>Speckle, Birgit</i>	Volksmusik und Gebrauchsmusik in der Kulturarbeit und Heimatpflege .....	337
<i>Tiggesbäumker, Günter</i>	Die Familie Hohenlohe-Schillingsfürst in Höxter und Corvey. Zur Geschichte des Herzoglichen Hauses Ratibor und Corvey	26
<i>Voit, Otto</i>	Fränkische Ruhsteine und Steintische im Landkreis Forchheim .....	39
<i>Waschka, Adelheid</i>	Traditionelle Fastenbräuche in Baunach .....	90
<i>Weidisch, Peter</i>	Virtuelle Rekonstruktion der Neuen Synagoge in Bad Kissingen und Symposium: „Wie herrlich ist deine Wohnung, Herr der Heerscharen – Die Synagoge im Wandel der Zeit“ .....	169
<i>Wiesemann, Falk</i>	Jüdische Hochzeitssteine – Zum Funktionswandel des Synagogenbaus vom 18. zum 19. Jahrhundert in Süddeutschland.....	236

## ***II. Frankenbund intern***

Einladung zum 79. Bundestag am 3. Mai 2008 in Baunach .....	48, 126
Einladung zum 48. Fränkischen Seminar: Volksmusik in Franken.....	49, 127
Anmeldung zum Fränkischen Seminar .....	50, 128
Grußwort des Ersten Bürgermeisters von Baunach zum Bundestag am 3. Mai 2008...	125
Gratulation an Herrn Dr. Paul Beinhofer .....	199
<i>Stüß, Peter A.</i> Bericht über den 79. Bundestag in Baunach mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden.....	199
<i>Biernoth, Alexander</i> Der Frankenbund trauert um Dr. Kurt Töpner .....	205
Grußwort der Priorin des Communität Casteller Ring zur 61. Bundesbeiratstagung....	298
Grußwort der Landrätin des Kreises Kitzingen zur 61. Bundesbeiratstagung.....	299
Einladung zur 61. Bundesbeiratstagung am 13. September 2008 auf dem Schwanberg	300

<i>Süß, Peter A.</i>	Zum Tode von Rudolf Erben M.A. ....	300
<i>Hornung, Alois</i>	Bericht über die 61. Bundesbeiratstagung am 13. September 2008 auf Schloß Schwanberg.....	359
<i>Wachter, Thomas</i>	Kulturpreis des Frankenbundes 2008 für Thomas Hildenbrand und Thomas Reuter.....	364
Termine des Frankenbundes 2009 und 2010.....		439
Weinspende der Gemeinde Rödelsee.....		440
Dank an Herrn Herbert Schmidt und Herrn Walter Höhn für die Pflege unserer Homepage.....		440

### **III. Kunst und Kultur**

<i>Braungardt, Heiko</i>	„... ein an glücklichen Erfindungen fruchtbares Genie“ – Der Würzburger Goldschmied Georg Stephan Dörffer (1771–1824).....	207
<i>Flachenecker, Helmut</i>	Überall Franken? – Vom schwierigen Geschäft der Popularisierung – Kritische Anmerkungen zu einer neuen „Geschichte Frankens“	217
<i>Heller, Hartmut</i>	Kirche oder nur kirchliche Gemeinschaft? Zur Aktualität eines neuen Buches von Wolfgang Brückner .	51
<i>Höverkamp, Ingeborg</i>	Der mutige Weg einer mutigen Frau – Elisabeth Engelhardt (1925–1978) zum 30. Todestag.....	429
<i>Kern, Josef</i>	Ein Meister der Neuen Sachlichkeit und des magischen Realismus: Aschaffenburg erhält ein Christian Schad-Museum .....	431
<i>Klemmert, Oskar</i>	Oskar Kloeffel – Erinnerungen an einen fränkischen Dichter und Kunstkritiker zu seinem 115. Geburtstag und 55. Todestag .....	373
<i>Rückel, Gert</i>	Alexander von Humboldt und Goldkronach.....	219
<i>Schötz, Hartmut</i>	Erinnerung an Gottfried Scheer.....	142
<i>Ders.</i>	Luise Kressel-Ofzky 80 Jahre .....	215
<i>Ders.</i>	Heinrich Pospiech 100 Jahre .....	434
<i>Versl, Bernhard</i>	Jahre der Reife – Lebensskizze meines Vaters, des Kunstmalers Josef Versl (1901–1993) .....	302
<i>von Papp, Alexander</i>	Ein fränkischer Abenteurer – Ernst von Bibra bereiste 1849/1850 Südamerika .....	54
<i>Ders.</i>	Erika Groth-Schmachtenberger im Porträt – ein neues Buch analysiert und würdigt ihr Lebenswerk .....	379
<i>Weidisch, Peter</i>	„Gegenpositionen“ – Bilder und Objekte von Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß .....	435
<i>Wickl, Bernhard</i>	„Exodus cantorum“ – Joseph Victor von Scheffels Aufenthalt in Franken im Kontext seines Gesamtwerkes .....	129

#### **IV. Aktuelles**

<i>Bar-Or, Judith</i>	Das Ende der Jüdischen Gemeinde der US-Streitkräfte in Würzburg .....	451
<i>Biernoth, Alexander</i>	Ehemalige Schulscheune in Flachslanden wird zum Heimatmuseum .....	231
<i>Ders.</i>	Riemenschneider-Relief nun wieder in Schillingsfürst.....	449
<i>Feuerbach, Ute</i>	Wissenschaftliche Tagung zum Volkacher Salbuch – Einladung an alle Interessierten .....	227
<i>Gillmeister-Geisenhof, Evelyn</i>	Flachsfest am restaurierten Brechhaus in Göhren bei Pappenheim .....	310
<i>Heinsch, Wolfgang G.P.</i>	20 Jahre Sinfonisches Blasorchester Mittelfranken .....	71
<i>Jakob, Tatjana</i>	Eine Gedenkstätte für den Hitlerattentäter Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg in Bamberg? .....	61
<i>Schwierz, Israel</i>	Denkmal für die Opfer der Shoah in der Gemeinde Estenfeld .....	65
<i>Süß, Peter A.</i>	„Tag der Franken“ dieses Jahr in Miltenberg .....	228
<i>Ders.</i>	Broschüre der Frankenbund – Gruppe Bamberg aus Anlaß des 50. Todestages von Dr. Peter Schneider.....	311
<i>Ders.</i>	Die neue Schmucknadel des Frankenbundes .....	383
<i>Ders.</i>	Neue Burgen- und Schlösserroute im Mainland um Miltenberg.....	453
<i>Ders.</i>	Preis Peter C. Ruppert für Konkrete Kunst in Europa erstmals verliehen.....	453
<i>Ders.</i>	Keramikausstellung im Museum Miltenberg.....	455
<i>von Papp, Alexander</i>	MainPop fördert Jugend- und Populärmusik – erfolgreiche Initiative für die Breitenkultur .....	66
<i>Ders.</i>	Würzburg-Suhl: 20 Jahre fränkisch – thüringische Städtepartnerschaft.....	441
<i>Warmuth, Ekbert</i>	Vor 60 Jahren: Eine Veranstaltung der Landeshauptstadt wird Anlaß für die Entstehung fränkischer Volkssängergruppen ...	145
<i>Wickl, Bernhard</i>	Schwabach-Tag am 17. Juli 2008 am Schwabacher Adam-Kraft-Gymnasium .....	229

#### **V. Mundart in Franken**

<i>Schmidt, Christian</i>	Zum Festakt des Frankenbundes auf Schloß Schwanberg am 13. September 2008.....	369
---------------------------	--	-----

#### **VI. Bücher zu fränkischen Themen .....**

56, 304

**Aufsätze***Elena Bräutigam*

Die Hexenverfolgungen im Hochstift Würzburg .....	4
---	---

*Erich Schneider*

.... Wenn ich nur Hosen angehabt hätte!“ –	
--	--

Die Frauen der Schweinfurter Malerfamilie Geiger .....	15
--	----

*Günter Tiggesbäumker*

Die Familie Hohenlohe-Schillingsfürst in Höxter und Corvey.	
---	--

Zur Geschichte des Herzoglichen Hauses Ratibor und Corvey .....	26
---	----

*Tatjana Jakob*

Der Kaulberg – der siebte Bamberger Hügel.....	35
--	----

*Otto Voit*

Fränkische Ruhsteine und Steintische im Landkreis Forchheim .....	39
---	----

**Frankenbund intern**

Einladung zum 79. Bundestag am 3. Mai 2008 in Baunach .....	48
---	----

Einladung zum 48. Fränkischen Seminar: Volksmusik in Franken.....	49
---	----

Anmeldung zum Fränkischen Seminar .....	50
---	----

**Kunst und Kultur***Hartmut Heller*

Kirche oder nur kirchliche Gemeinschaft?	
--	--

Zur Aktualität eines neuen Buches von Wolfgang Brückner .....	51
---	----

*Alexander von Papp*

Ein fränkischer Abenteurer – Ernst von Bibra bereiste 1849/1850 Südamerika .....	54
--	----

<b>Bücher zu fränkischen Themen .....</b>	56
---	----

**Aktuelles***Tatjana Jakob*

Eine Gedenkstätte für den Hitlerattentäter	
--	--

Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg in Bamberg? .....	61
--	----

*Israel Schwierz*

Denkmal für die Opfer der Shoa in der Gemeinde Estenfeld .....	65
--	----

*Alexander von Papp*

MainPop fördert Jugend- und Populärmusik –	
--	--

erfolgreiche Initiative für die Breitenkultur .....	66
---	----

*Wolfgang G.P. Heinsch*

20 Jahre Sinfonisches Blasorchester Mittelfranken .....	71
---	----

---

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

# Mitarbeiterverzeichnis

---

Elena Bräutigam, Dipl.theol.	Egloffsteinstraße 10, 97072 Würzburg
Dr. Wolfgang Bühlung	Kirchbachlweg 9, 83083 Riedering
Dr. Carlheinz Gräter	Journalist, Schriftsteller Spartaweg 35, 97084 Würzburg
Wolfgang G.P. Heinsch	Windsheimer Straße 31 a, 91459 Markt Erlbach
Prof. Dr. Hartmut Heller	Volkskundler, Universitätsprofessor i.R. Saarstraße 5, 91052 Erlangen
Tatjana Jakob, M.A.	Mittlerer Kaulberg 8, 96049 Bamberg
Dr. Rainer Leng	Privatdozent, Institut für Geschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg
Dr. Alexander von Papp	Euweg 3, 97236 Randersacker
Dr. Erich Schneider	Kunsthistoriker, Leiter der Städtischen Museen und Sammlungen Obere Straße 11/13, 97421 Schweinfurt
Israel Schwierz	Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg
Dr. Günter Tiggesbäumker	Leiter der Fürstlichen Bibliothek Corvey Schloß Corvey, 37671 Höxter
Otto Voit	Kreisheimatpfleger Birkenweg 12, 91301 Forchheim
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Liebe Leser des FRANKENLANDES!

Die erste Ausgabe Ihrer Zeitschrift **FRANKENLAND** für das Jahr 2008 steht noch einmal unter dem Eindruck des **Jahresthemas** für die Arbeit der Bundesgruppen in den kommenden Monaten: „**Frauen in Franken**“. Mit zwei Beiträgen aus den Federn von Elena Bräutigam und Erich Schneider sind damit fast alle Referate des letztyährigen Fränkischen Seminars publiziert. Hexen im Würzburg der Frühneuzeit und Frauengestalten der Schweinfurter Malerfamilie Geiger begleiten uns in diesen Aufsätzen. Ganz vielfältige Themen schneiden die weiteren Arbeiten an: Günter Tiggessbäumker berichtet von der fränkischen Dynastie Hohenlohe-Schillingsfürt, die an der Weser heimisch wurde, Tatjana Jakob schildert die Reize des Bamberger Kaulbergs und Otto Voit weist uns auf oft übersehene Steinzeugen am Wegesrand, die Ruhsteine, hin.

In der Rubrik „Frankenbund intern“ lädt unser erster Bundesvorsitzender zum 79. Bundestag nach Baunach ein. Dort finden Sie auch das Programm und das Anmeldeformular zum 48. Fränkischen Seminar, das ja bereits am **31. Mai und 1. Juni 2008 auf Schloß Schney/Ofr.** zum Thema „Volksmusik in Franken“ stattfinden wird. Rechtzeitige Anmeldung an die Bundesgeschäftsstelle wird bei der Kürze der verbleibenden Frist dringend angeraten!

Unter der Überschrift „Kunst und Kultur“ lenkt schließlich Hartmut Heller unser Augenmerk auf die zahlreichen evangelischen Bekenntnisbilder, die sich auch in fränkischen Kirchen erhalten

haben und mit denen sich Wolfgang Brückner in einem neuen Buch beschäftigt hat. Alexander von Papp beschreibt den Bericht des fränkischen Abenteurer Ernst von Bibra, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts den Süden Amerikas durchstreifte.

Etliche Bemerkungen zu einigen Büchern mit fränkischen Themen können wir Ihnen auch diesmal liefern. Vier aktuelle Hinweise beschließen diese Ausgabe des **FRANKENLANDES** – zweimal geht es um Denkmäler und zweimal um Musik, dies nicht zuletzt schon im Vorgriff auf das Thema des oben angekündigten Fränkischen Seminars: Zunächst berichtet Tatjana Jakob von Bestrebungen, in Bamberg für den Hitlerattentäter Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg eine Gedenkstätte zu errichten und dann stellt uns Israel Schwierz das neue Denkmal für die Opfer der Shoa in der Gemeinde Estenfeld bei Würzburg vor; schließlich präsentiert Alexander von Papp die erfolgreiche Initiative MainPop, die Jugend- und Populärmusik fördert und Wolfgang G.P. Heinsch feiert das 20jährige Bestehen des weiter aufstrebenden Sinfonischen Blasorchesters Mittelfranken.

Mit dieser bunten Mischung wünscht Ihnen die Schriftleitung viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift **FRANKENLAND**.

Ihr

Dr. Peter A. Süß

phv - 52

## Die Hexenverfolgungen im Hochstift Würzburg

von

Elena Bräutigam

### I. Historischer Überblick

#### 1. Die Anfänge

Im Jahr 1556 wurde in Ingolstadt ein Briefwechsel, der „Liber octo quaestionum“, aus dem Jahr 1508 zwischen Kaiser Maximilian I. und Johannes Trithemius, der zu den Intellektuellen seiner Zeit zählte, veröffentlicht. Trithemius war Abt des Schottenklosters St. Jakob in Würzburg, in dessen Bibliothek sich eine gedruckte Ausgabe des „Malleus maleficarum“, des „Hexenhammers“, befand. Trithemius kannte den Malleus bereits seit 1492.<sup>1)</sup> In dem Briefwechsel fragte der Kaiser unter anderem, ob es Hexen gäbe und was diese täten. Johannes Trithemius antwortete darauf: „Was aber diese schaedliche leut/ aller weisster Keyser in deinem reich fuer groß vnglueck anrichten/ kann kein mensch genugsam außsprechen. Dann sie zuforderst Gott/ den Christlichen glauben vnd den H. Tauff verleugnen/ sich selbst mit Seel vnnd Leib den Teuffeln aufzopfern/ menschen vnd vih mit jrer Zaubererey laehmen beschedigen/ Umbbringen/ vnd allerley Kranckheiten durch Gottes verhengnuß vervrsachen/ Dann weil sie sich vermoeg der aufgerichteten buendnuß in der Teuffel dienst gebrauchen lassen/ vnterstehn sie sich durch derselbigen erscheinung vnd huelfalles was sie geluestet. Derhalben sie auch nirgend zu dulten/ sonder an allen orten vnd enden gar außzureuten/ wie dann Gott der schoepffer alles ding solchs befohlen/ da er spricht: Die Zauberin soltu nicht Leben lassen.“<sup>2)</sup>

In der Zeit, in der der Briefwechsel veröffentlicht wurde, fanden im Hochstift Würz-

burg die ersten Prozesse gegen Hexen statt. Der erste typische und feststellbare Hexenprozeß im Fränkischen wurde außerhalb des Hochstifts Würzburg geführt. 1511 wurden in der Deutschordensstadt Bad Mergentheim vier Frauen wegen Hexentanz, nächtlichen Ausfahrens, Milchdiebstahls, Schaden- und Wetterzauber zum Tod verurteilt. Auch im Hochstift gab es vereinzelt Prozesse, z.B. 1525 in Münnsterstadt, 1545 in Wechterswinkel und 1557 in Stadtenschwarzach. Die erste urkundlich und sicher beglaubigte Erwähnung von blutigen Hexenverfolgungen im Hochstift Würzburg stammt aus der Zeit um 1590 nach dem Regierungsantritt von Julius Echter von Mespelbrunn.

#### 2. Julius Echter von Mespelbrunn (1573–1617) – Die erste Welle der Verfolgungen

Als Julius Echter von Mespelbrunn im Jahr 1573 zum Fürstbischof gewählt wurde, waren bereits weite Teile des Hochstifts im Zuge der Reformation protestantisch geworden. Julius Echters Ziel war es, diese Gebiete zu rekatholisieren. Das Zeitalter der Gegenreformation war angebrochen. Als Mensch seiner Zeit, der tief im Dämonen- und Hexenglau- ben verwurzelt war, glaubte Echter nicht nur an die Existenz von Hexen, sondern fühlte sich ständig von Dämonen umgeben. Er ließ daher Hexen verfolgen und verurteilen, weil er die sogenannte Hexensekte als Bedrohung für die katholische Kirche sah.

1594 fand gegen Anna Kirchner aus Mellrichstadt ein Prozeß wegen „Drutterey“ statt.

1596 wurden Prozesse gegen als Hexen Angeklagte in Würzburg, Volkach und Iphofen geführt. Auch in Lauda, Oberaltertheim und Arnstein wurden um das Jahr 1600 Hexenprozesse geführt. 1602 fand ein Prozeß im Würzburger Juliusspital statt. Zu weiteren gerichtlichen Verfolgungen kam es 1606 in Würzburg, 1610 in Mellrichstadt, 1614 in Karlstadt und Volkach.

Julius Echter beobachtete die gegen Hexen geführten Prozesse sehr genau. Er mahnte genaue Berichterstattungen an. Er kritisierte Rechnungen von Wirten und Scharfrichtern und reagierte unwillig auf die Verzögerungstaktiken der örtlichen Behörden. Außerdem duldet Julius Echter keine Freilassungen. Er ließ die Angeklagten wieder festnehmen und so lange foltern, bis sie das Delikt der Hexerei zugaben. Er begründete seine drastischen Maßnahmen mit der Fürsorge für seine Untertanen: Das Hexenwesen sollte sorgfältig vernichtet werden.

Jedoch stieß das Vorgehen Echters auch auf Kritik: Im Jahr 1611 kam es zum Konflikt mit dem Zentgrafen Wolfgang zu Castell. Die Schöffen des Zentgerichts zu Remlingen hatten erklärt, daß sie für die Hexenprozesse nicht zuständig seien. Auf Befehl des Grafen hatten sie sich geweigert, die Angeklagten hinzurichten. Darauf forderte Julius Echter Wolfgang zu Castell auf, „das heilsame Justizwerk in Zukunft nicht mehr zu behindern.“<sup>3)</sup> Wolfgang zu Castell antwortete, daß er grundsätzlich nicht gegen die Hinrichtung von als Hexen angeklagten Menschen sei. Er verwies aber darauf, „daß in solchen verborgenen fällen“ den armen Leuten, die ja auch Gottes Kreatur und nach seinem Ebenbild erschaffen seien, Unrecht geschehen könnte. Wenn dem einen oder anderen aus der Marter und erzwungenen Bekenntnis zuviel Unrecht geschehen sollte, dann er „solches vor gottes gericht schwerlich zu verantworten hette.“ Von vielen Rechtsgelehrten würden die Aussagen „für erzwungen und nichtig“ gehalten. Er werde, so erklärte er abschließend, sich und die Seinigen „vor unfueg ordentlicher weis zu schützen“ wissen.<sup>4)</sup>

Der Briefwechsel zeigte einen in puncto Hexenglaube überzeugten und unbelehrbaren Julius Echter von Mespelbrunn, da er auf die-

ses Schreiben nicht reagierte. Auch auf eine Kopie des Schreibens, das Wolfgang zu Castell ihm samt einer Aufforderung, ihn mit weiteren Hexenprozessen in seiner Zent zu verschonen, antwortete Julius Echter nichts-sagend. Statt dessen ließ er die Angeklagten nach Würzburg bringen. Dort wurden sie durch das in diesem Fall eigentlich unzuständige Brückengericht abgeurteilt.

Die Jahre 1616 und 1617 waren die letzten zwei Regierungsjahre Echters. Sie stellten zugleich den Höhepunkt der Hexenverfolgungen während seiner gesamten Regierungszeit dar. Überall in Franken loderten die Scheiterhaufen, so auch in Freudenberg (dort wurden in dieser Zeit fünfzig Menschen als Hexen verbrannt), Volkach, Königshofen, Grabfeldgau, Iphofen, Haßfurt, Rothenfels und Oberschwarzach.

Von den Hexenverbrennungen in Gerolzhofen im Jahr 1616 berichtete eine Hexenzeitung aus demselben Jahr: „*Die Erste Zeitung zu Gerolzhofen*.

*Im Herzogthumb Francken gelegen/ Wuertzburgischen Bißthums/ laest der Bischoff [Julius Echter von Mespelbrunn] mit allem Ernst vnd Eyffer/ Manns vnd Weibspersonen/ jung vnd alte/ arm vnd reiche/ so der hexenkunst vnd Zauberer erfahren, hinrichten und verbrennen ... Demanch sich aber befindt vnd der ersten aussag vnd bekanntnuß jimmerdar/ durch die nachkommende confirmirt/ vnd gleichmaessige großmaechtige anzahl bekrefftigt vnd bekannt wirdt/ als ist durch jhro Fuerstl. Gn. Verordent/ vnd den beampften anbefohlen worden/ hinfuehro alle Wochen/ vff Dienstag außerhalb wenn hohe Festtage einfallen ein Brandt zuthun/ vnnd alle vnd jedesmal/ 25. oder 20. oder zum allerwenigsten/ und weniger nicht/ als 15. vff einmal einzusetzen/ vnnd zuverbrennen/ vnnd solches woellen jhro Fuerstl. Gn. durch das ganze Bißthump continuieren vnd fortreiben/ zu welchem ende sie alle zentgraffen/ gen Gerolzhoffen/ beschrieben/ vnd jhnen anzeigen vnd ernstlich bevehlen lassen/ das Hexenbrennen anzufangen/ auch jedwedern ein specification vnd verzeichnuß vff welche in jhrer angehorigen zent/ bekannt/ worden zugestellt...<sup>5)</sup>*

In den Jahren 1616 und 1619 wurden in Gerolzhofen mehr als 260 Menschen verbrannt, was in deutschen Landen beachtet und anerkannt wurde. So hieß es in der Vorrede zu der oben genannten Hexenzeitung, die 1616 in Tübingen veröffentlicht wurde: „*Auf dem Bißthumb Würtzburg: Das ist: Gründliche Erzählung/ wie der Bischoff zu Würtzburg/ das hexenbrennen im Franckenlandt angefangen/ wie er dasselbe fort treiben/ und das Ungeziffer gentlich außrotten will/ und allbereit zu Geroltzhoffen starcke Brände gethan/ unnd hinführe alle Dienstag thun wil/ was für ein Ordnung und process damit gehalten wird/ was großmächtige anzahl/ im Hertzogthumb Francken vorhanden/ auch was sie bekennt/ und wie sie gericht worden.*“<sup>6)</sup> Die Zeitung und die Vorrede verschwieg jedoch die Tatsache, daß in Gerolzhofen Verbrennungsöfen gebaut wurden, um die große Zahl an Hinrichtungen bewältigen zu können.<sup>7)</sup>

Auch in der Stadt Würzburg wurden binnen eines Jahres 300 Menschen als Hexen verbrannt, hieß es in einer Predigt von der Kanzel im Würzburger Dom am 11. Juni 1617, die in die Tagebuchaufzeichnungen des Tuchscherers Jacob Röder aus Würzburg eingegangen ist.<sup>8)</sup> Weder in Gerolzhofen noch in Würzburg leistete die Bevölkerung Widerstand gegen die Hexenverfolgungen. Aber die direkte Initiative zu den massiven Hexenverfolgungen ging nicht von der Bevölkerung aus, wie es in anderen Regionen oftmals vorkam, in denen sich die Menschen zusammenschlossen, um gegen die Hexen vorzugehen.

### *3. Johann Gottfried von Aschhausen (1617–1622)*

„Was nun die Persönlichkeit dieses Bischofs in ihrer Bedeutung für die Hexenverfolgung in Franken angeht, so stand er wie sein Vorgänger ebenfalls völlig im Banne des Zauberwahns und betrachtete das von ihm gemäß den üblichen Anschauungen der Zeit als Wirklichkeit empfundene Greuel als schwere Sünde wider Gott.“<sup>9)</sup> Mit Johann Gottfried von Aschhausen regierte zum ersten Mal in der Fränkischen Geschichte in Personalunion der Fürstbischof von Würzburg auch das

Fürstbistum Bamberg. Während der Regierungszeit von Johann Gottfried von Aschhausen, der daran ging „sein Land von dem Hexen-Geschmaiß zu säubern“,<sup>10)</sup> loderten auch im Fürstbistum Bamberg die Scheiterhaufen, vor allem in Zeil.

In Würzburg ließ Aschhausen gleich nach seinem Amtsantritt im Jahr 1618 das Münzhaus in den Kanzleihöfen in ein Gefängnis mit acht Kammern umbauen. Von den acht Kammern sollten jeweils zwei Kammern ständig frei gehalten werden für Hexen oder Druten, wie man die Hexen im Fränkischen auch nannte. Der Bau des Gefängnisses in den Kanzleihöfen hatte zur Folge, daß die als Hexen Angeklagten nicht mehr über die Straße zum Verhör geführt werden mußten, wie es bei den anderen Gefängnissen in der Stadt Würzburg der Fall war.

Am 13. April 1620 erging ein Erlass des Fürstbischofs, daß besondere Kollekten zu halten seien, da so viele Menschen sich der Hexerei schuldig machten. Ferner beschloß Johann Gottfried von Aschhausen, daß die Opfer der Hexenprozesse erst nach ihrer Bekehrung zum rechten Glauben hingerichtet werden sollten. Die Verurteilten sollten vor ihrer Hinrichtung das Sakrament der Beichte und der Eucharistie empfangen. Entsprechend seinem Begnadigungsrecht als Fürst milderte der Fürstbischof die Hinrichtungsart. Die als Hexen Verurteilten wurden nicht mehr bei lebendigem Leib verbrannt, sondern zunächst mit dem Schwert gerichtet und anschließend dem Feuertod übergeben: „Soviel aber die überschickte Urteil belangt, haben wir selbige bei Unser Canzley beiliegender maßen enderen lassen, die wollet auf den Rechtstag publiciren, an der malstatt aber in Unserem Nahmen gnad eintreten, solche alle ... mit dem schwert richten, und die Körper verprönnen lassen.“<sup>11)</sup>

Auf Befehl des Fürstbischofs wurde am Tag der Hinrichtung die Missa tribulatione, am nächsten Tag ein Requiem abgehalten. Testamentarisch ließ er festhalten, daß jährlich für das Seelenheil der Hingerichteten ein Seelengedächtnis anzusetzen sei. Wie viele Menschen unter diesem Fürstbischof als Hexen hingerichtet wurden, läßt sich aufgrund der schlechten Quellenlage nicht genau sagen.

#### *4. Philipp Adolf von Ehrenberg (1623–1631) – Der Höhepunkt der Verfolgungen*

Die schlimmste Phase der Hexenverfolgungen im Hochstift Würzburg begann unter der Regierung Philipp Adolf von Ehrenbergs – einem Neffen Julius Echters von Mespelbrunn. Zu dem fanatischen Hexenglauben des Fürstbischofs kamen erschwerend die Zeitumstände des frühen 17. Jahrhunderts hinzu. Das Hochstift und die Stadt Würzburg befanden sich mitten in den Wirren des 30jährigen Krieges, der die Region zusätzlich durch Plünderungen, Durchzüge und Einquartierungen wirtschaftlich schwächte. In Folge einer allgemeinen Klimaverschlechterung, einer sogenannten „kleinen Eiszeit“, waren viele Unwetter in der Region zu verzeichnen, so auch 1626: „Anno 1626 den 27. May ist der Weinwachs im Frankenland im Stift Bamberg und Würzburg aller erfroren wie auch das liebe Korn, das allbereits verblüett.“<sup>12)</sup>

Die Folgen waren Mißernten und Hungersnöte. Die Pest und andere Seuchen hatten die Möglichkeit, sich auszubreiten. Die Lebenshaltungskosten stiegen. Zugleich wuchs mit dem Jahr 1626 in Würzburg die Zahl der Denunziationen und Prozesse. Es kam zu Massenverfolgungen, die im Jahr 1629 ihr größtes Ausmaß erreichten. Die Bevölkerung war entschlossen, die sogenannten Unholde und Druten zu vernichten. Der Fürstbischof machte für die Eigenmächtigkeit der Bevölkerung Teuerung, Hungersnöte, schlechtes Wetter und die Pest, die seit 1625 wieder im Hochstift umging, verantwortlich.

Die erste nachweisbare Hinrichtung unter der Regierung Philipp Adolf von Ehrenbergs fand am 3. Februar 1625 statt. Zentren von Hexenverbrennungen in diesen Jahren waren neben Würzburg und Gerolzhofen auch Stadtvolkach, Marktheidenfeld und Ochsenfurt. Dort zogen im Jahr 1627 150 Bürger vor die Kellerei und forderten vom Würzburger Domkapitel das Vorgehen gegen die Hexen, die man vor allem in der ländlichen Gegend als Nahrungsfeinde beziehungsweise Milchdiebe und -diebinnen betrachtete.

In den Jahren 1626 bis 1629 sind für Würzburg Hunderte von Prozessen nachweisbar.

Diese letzte Phase der massenhaften Hexenverfolgungen wurde bestimmt und eingeleitet durch das von Philipp Adolf von Ehrenberg erlassene Mandat gegen Hexen- und Teufelskunst vom 10. Juni 1627. In dem Mandat befahl der Fürstbischof, die Güter der als Hexen Verurteilten für die Staatskasse zu konfiszieren. Somit behielt das Hochstift Würzburg das Vermögen der Opfer ein. Am 25. März 1629 befanden sich laut einem Verzeichnis 80.000 Gulden in der Staatskasse,<sup>13)</sup> die auch „Hexenkasse“ genannt wurde.

Insgesamt fanden in den Jahren 1627 bis 1629 in der Stadt Würzburg 42 Massenverbrennungen statt. In diesen Jahren wurden etwa 219 Menschen als Hexen hingerichtet. Allein im Jahr 1629 starben über 150 Menschen als Hexen unter dem Schwert und auf den Scheiterhaufen. Ein Kanzler des Fürstbischofs schrieb an einen auswärtigen Bekannten, daß in demselben Jahr ein Drittel der Bevölkerung in Hexenprozesse verwickelt gewesen wäre. Eine als Hexe verhaftete Frau klagte: „Der bischoff läßt nit nach, bis er die gantze statt verbrennt hat.“<sup>14)</sup>

#### *5. Reaktionen auf die Massenverbrennungen*

Das Resultat der Jahre 1627 bis 1629 lag bei rund 900 Menschen, die im Hochstift Würzburg als Hexen hingerichtet worden sind. So berichtete 1630 eine „Neue Zeitung von sechshundert Hexen“, die in Bamberg veröffentlicht wurde: „Auch hat der Bischoff im Stift Wuertzburg ueber die neun hundert verbrennen lassen.“<sup>15)</sup> Die Zahlen der als Hexen Verurteilten sprachen dafür, daß Würzburg als ein Musterbeispiel gut funktionierender Hexenjagd galt. Im deutschsprachigen Raum fand das Vorgehen gegen Hexen im Hochstift Würzburg starke Beachtung. Davon sprach eine „Drutenzitung“ aus Nürnberg aus dem Jahr 1627: „Verlauff/ was sich hin und wider im Frankenland/ Bamberg und Würzburg mit den Unholden/ und denen/ so sich aus Ehr und Gelt geitz muthwillig dem Teuffel ergeben/ denckwürdiges zugetragen/ auch wie sie zuletzt ihren lohn empfangen haben ... Nach S. Kilians Messe/ hat man zu Würzburg brennt/ sechs/ daß ich's nicht ver-

gesse/ sie haben das bekennt/ wanns die kunst  
nicht gelehret/ es müßt sie dauren doch/  
weil man lustig umbfahret/ in freyen Lüftten  
hoch...“<sup>16)</sup>

In Köln wurden die Hexenverfolgungen in Würzburg als Beispiel des Schreckens genannt. So hieß es 1630 bei Heinrich Schultheiß: „Wie faelschlich/ grewlich vnnd erschroecklich/ die GOTTLiebende Fuersten vnd deren Raethe und Officirer Wegen außreuttung der HEXEN/ diffamirt, traducirt vnd verfolgt werden ... vnder andern gesagt/ es wirdt Wirtzbuergisch werck werden/ welches den verdacht so viel mehr wider jhnen sterckete/ weiln darauf vermuhtet/ er wuerde wissen/ daß etliche von den vornembsten auch des Lasters schuldig weren/ vnnd daß man so wenig des Orts/ als zu Wirtzburg/ mit den Hexen wurde durch die Finger sehen...“<sup>17)</sup>

## 6. Das Ende der Verfolgungen

Eine Legende hält sich bis heute: Die Hexenverbrennungen in Würzburg hätten so lange angehalten bis Fürstbischof Philipp Adolf von Ehrenberg selbst in den Verruf der Hexerei gekommen wäre. Historisch korrekt ist, daß durch die Anwendung der Folter viele Namen anderer vermeintlicher Hexen erpreßt wurden. Schließlich nannten die Angeklagten die Namen ihrer Richter und der Hexenkommissare. Einer der Hexenkommissare war Dr. Johann Friedrich Burckhardt, der im Jahr 1628 der Hexerei beschuldigt und inhaftiert wurde. Ihm gelang jedoch die Flucht, nicht nur aus dem Gefängnis, sondern auch aus dem Hochstift Würzburg nach Speyer. Dort trat Dr. Burckhardt vor das kaiserliche Reichskammergericht und klagte gegen Philipp Adolf von Ehrenberg. Das Reichskammergericht reagierte und übersandte dem Fürstbischof ein „Mandatum inhibitorium“, das ihm weitere Hexenverfolgungen untersagte.

Nach dem 42. Brand am 30. August 1629 fanden keine Hinrichtungen mehr statt. Die zu dieser Zeit wegen Hexerei inhaftierten Personen wurden binnen zwölf Monaten freigelassen. Am 16. Juli 1631 starb Philipp Adolf von Ehrenberg. Sein Nachfolger auf dem fürstbischöflichen Stuhl war Franz von Hatz-

feld (1631–1642), der am 7. August 1631 gewählt wurde. Jedoch mußte er aufgrund der unter Gustav Adolf näherrückenden Schweden ins Exil fliehen. Drei Jahre lang stand Würzburg unter schwedischer Herrschaft bis Franz von Hatzfeld die Regierungsgeschäfte in seinem Hochstift am 23. Dezember 1634 wieder übernahm. Sowohl in der schwedischen Regierungsperiode als auch unter der Regierung des Franz von Hatzfeld läßt sich feststellen, daß Prozesse gegen Hexen seltener wurden.

Eingestellt wurden die Hexenprozesse im Hochstift Würzburg erst unter Johann Philipp I. von Schönborn (1642–1673), der die Fürst- und Erzbistümer Mainz, Worms und Würzburg einte. Schönborn hatte als Student die „Cautio Criminalis“ des Jesuitenpeters Friedrich Spee von Langenfeld gelesen und war von ihr „so tief beeindruckt, daß er schon frühzeitig die Überzeugung von der Unschuld der Hingerichteten und sonstwie Verurteilten gewann.“<sup>18)</sup>

Trotzdem sollte noch einmal in Würzburg eine Frau als Hexe verbrannt werden: Am 21. Juni 1749 wurde Maria Renata Singer von Mossau, Nonne und Subpriorin des Klosters Unterzell, unter Fürstbischof Karl Philipp von Greiffenclau als Hexe verurteilt. Sie wurde unter großem Beifall der Bevölkerung enthauptet und im Höchberger Wald, dem heutigen Hexenbruch, verbrannt.

## II. Der Verlauf der Prozesse

### 1. Das Delikt

Grundlage der ersten Hexenprozesse in Franken war das fränkische Partikularstrafrecht gegen das „Crimen magiae“, das auf der Peinlichen Gerichts- und Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., der „Constitutio Criminalis Carolina“, aus dem Jahr 1532 beruhte. Danach setzte sich das Delikt der Hexerei aus vier Tatbeständen zusammen: Gotteslästerung (Teufelspakt), Sodomie (Teufelsbuhlschaft), Zauberei und Ehebruch bei den verheirateten Hexen (Teufelsbuhlschaft). Den Haupttatbestand des Hexenverbrechens – die Zauberei –

erläuterte der Artikel 109 der „Constitutio Criminalis Carolina“ (CCC) wie folgt: „Item so jemadt den leuten durch zauberey schaden oder nachteil zufuegt, soll man straffen vom leben zum tode, unnd man solle solliche straff mit dem feur thun. Wo aber jemant zauberey gepraucht und damit nyemand schaden gethon hete, soll sunst gestrafft werden nach gelegenheit der sache; darinne die urtheiler raths geprauchen sollen, alls von rathsuchen hernach geschrieben steet.“<sup>19)</sup> Folglich „sollte die Feuerstrafe nur dann verhängt werden, falls eine Person infolge Zauberei tatsächlich geschädigt oder benachteiligt wurde. Wo hingegen unschädliche Zauberei vorlag, sollte eine nur arbiträre Strafe (poena arbitraria) nach dem Ermessen des Richters verhängt werden.“<sup>20)</sup>

## 2. Die Gerichte

Das Verbrechen der Hexerei galt als ein „delictum mixti fori“ und wurde als solches vor geistlichen als auch vor weltlichen Gerichten verhandelt. „Der Grund für diese zweifache Kompetenz liegt darin, daß es sich bei diesen Straftaten um Delikte handelte, die sowohl unter ein Kirchengesetz als auch unter eine staatliche Strafnorm subsumiert werden können.“<sup>21)</sup> Die Carolina, die Hexenbulle und der Kriminalkodex des Malleus maleficarum schreiben vor, daß die Prozesse erst vor einem geistlichen Gericht, im weiteren von einem weltlichen Gericht verhandelt werden sollten. Im Hochstift Würzburg wurde diese Vorschrift nicht zwingend befolgt. Dort wurden die Hexenprozesse weitgehend von weltlichen Gerichten, den sogenannten Zentgerichten oder in der Stadt Würzburg vor dem Brückengericht durchgeführt.

Die Zentgerichte waren in Franken die wichtigsten Institutionen. Sie waren für alle Arten von Gesetzesübertretungen und Verfehlungen zuständig. Würzburg bildete mit einer Reihe von Ortschaften eine eigene Zent, zudem war das Würzburger Zentgericht das Obergericht für das Hochstift. Das Würzburger Brückengericht, das seinen Namen von seinen Schranken an der Alten Mainbrücke bezog, war ein fränkisches Zentgericht von oberster Instanz. Dort wurde über Leben und

Tod nicht nur der Stadtbürger Gericht gehalten, da hier auch Personen verurteilt wurden, die aus Orten stammten, wo ein eigenes Zentgericht existierte. Die Verurteilung geschah unter freiem Himmel. Wöchentlich fanden drei Gerichtstage statt: Dienstag, Donnerstag und Freitag.

## 3. Der Prozeß

Vor dem Prozeß stand die Denunziation, d.h., die Anzeige, die in Würzburg Besagung genannt wurde. Für eine Anklage als Hexe waren in Würzburg drei Besagungen notwendig. Die Besagung geschah häufig unter der Folter, deren Ziel es auch war, weitere Personen als Hexen zu entlarven. Es kam aber auch vor, daß Menschen ohne Folter als Hexen besagt wurden. „Gesteigert wurde der Eifer gewisser Angeber zweifellos noch dadurch, daß jeder Denunziant 10 Gulden für eine Anzeige bekam. Wenn sich die Verdächtigung als gerechtfertigt erwiesen hatte, war dem Anzeigenden eine weitere Geldquote vom Vermögen der verbrannten Hexe sicher.“<sup>22)</sup> In allen begründeten Fällen kam es nach der Besagung zur Anklage und zur Festnahme. Darauf folgte der Prozeß.

Julius Echter von Mespelbrunn griff zur Vereinheitlichung der Hexenprozesse selbst in das Prozeßgeschehen ein, als er ab 1616 in die Zentgericht gebildete Juristen, sogenannte Hexenkommissare zur Überwachung der Untersuchungen sandte. Zu den Hexenkommissaren von Würzburg gehörten Dr. Faltermeier, der nach 1626 die Klerikerprozesse führte, Dr. Burkhard und Dr. Philipp Dürr. Letzterer trat etwa 1629 zur Sühne in den Kapuzinerorden ein, nachdem auch seine Mutter ein Opfer der Würzburger Hexenjagd geworden war.

Die Hexenkommissare leiteten die gütliche sowie die peinlichen Befragungen. Ein Malefizschreiber des Malefizamtes protokollierte. Verteidiger gab es in den Würzburger Hexenprozessen nicht. Somit waren Einwände gegen das Beweisverfahren nicht möglich. Die Angeklagten mußten sich selbst verteidigen, und sie wurden nach einem feststehenden Interrogationsschema befragt. In der fürstlichen Kanzlei am Kürschnerhof in Würzburg stan-

den die Angeklagten dabei auf einer roten Sandsteinplatte, „an deren Ecken und Mitte Kreuze eingemeißelt waren, die ein unsichtbares Verschwinden der Hexen verhindern sollten.“<sup>23)</sup>

Die Befragung orientierte sich an dem kumulativen Hexenbild: Teufelspakt, Teufelsbuhlschaft, Ehebruch und Unzucht, Kindstötung, Hostienschändung, Wetterzauber, Milchdiebstahl und Hexentanz standen im Interesse der Befrager. Die Geständnisse enthielten den Teufelspakt, eine Beschreibung des Teufels, den Geschlechtsverkehr mit dem Teufel, die Herstellung der Hexensalbe aus verunehrten Hostien und ungetauften Kinderleichen, Wettermachen, Schadenzauber und die Hexenversammlung. „In all diesen Punkten ähneln sich die Schilderungen der Befragten sehr. Das hat seinen Grund nicht nur darin, daß den Angeklagten Suggestivfragen gestellt wurden, sondern auch in den vor der Hinrichtung öffentlich verlesenen Geständnissen.“<sup>24)</sup> Besonders interessiert waren die Hexenkommisare an den Hexenversammlungen. An diesem Punkt versuchten sie, vor allem durch die Folter die Namen der Mitanwesenden zu erpressen.

### 3.1. Die Folter

Bei allen Hexenprozessen spielte die Folter eine bedeutsame Rolle, sie „war die Seele des Hexenprozesses.“<sup>25)</sup> Die Folter zielte nicht nur auf Geständnisse ab, sondern vor allem darauf, weitere Besagungen von Personen als Hexen zu erpressen. Nach einer gütlichen Befragung und der Gegenüberstellung mit den Zeugen wurden die Folterwerkzeuge vorge stellt. Brachte dies kein Geständnis der Angeklagten, schritt man zur peinlichen Befragung, der Folter. Dabei kamen oft Bein- und Daumenschrauben, Rutenschläge und die Streckfolter zum Einsatz. Mittelpunkt der Folter war unter anderem die Suche nach den vermeintlichen Hexenmalen. Ebenso gab es bestimmte Hexenproben, die die Hexen entlarven sollten.

Ein Briefwechsel zwischen dem Würzburger Hexenkommisar Dr. Faltermeier und seinem Schwager Dr. Vasold, der als Hexenkommisar für Bamberg fungierte, zeigte,

„daß bei den Folterknechten und Kommissaren die Folter nicht nur Routine war, sondern zuweilen auch der Befriedigung ihres Sadismus diente.“<sup>26)</sup> Es handelte sich in dem Briefwechsel um einen Folterstuhl, der schon oft benutzt worden war und von Dr. Faltermeier als sehr nützlich angepriesen wurde. Aus den Akten ist zu entnehmen, daß sich die Opfer selbst unter härtester Folter sträubten, die Delikte des Hexenverbrechens – Hexensabbat, Hexenflug, Teufelspakt, Teufelsbuhlschaft – zu gestehen. Meistens stritten die Opfer nach Ablassen von der Folter alles wieder ab. Schadenzauber sowie die Namen anderer am Hexentanz beteiligter Personen wurden eher zugegeben. Der Teufelspakt und die Teufelsbuhlschaft wurden meistens nur dann eingräumt, wenn der Wille durch die Folter gebrochen war.

Die Folter ermöglichte, daß Geständnisse sich immer wiederholten. Damit bewiesen sie die Theorie des Hexenverbrechens. Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß sich jemand auch ohne Folter zum Hexenwesen bekannte. Jeder wußte, was eine Hexe war, da in Predigten oder durch das Verlesen der Urteile am Richttag das Bild der Hexe verbreitet wurde. So wußten die Gefolterten von vorneherein, welches Geständnis ihre Peiniger hören wollten, um so möglichst schnell die Folter beenden zu können. Viele starben jedoch unter der Folter oder begingen aus Angst vor ihr Selbstmord.

### 3.2. Die Gefängnisse

In der Regel fand die Folter in den Gefängnissen statt. Neben Türmen und unterirdischen Verliesen dienten auch sogenannte Stockhäuser als Gefängnislokale. Letztere waren gewöhnliche Häuser, „in denen ein Holzstock oder ein Steinblock angebracht war, um den Gefangenen mit einer Kette an einem in die Mauer eingelassenen Ring zu befestigen.“<sup>27)</sup> Das Stockhaus in Würzburg stand an der Alten Mainbrücke. Es diente ebenfalls als Hexengefängnis. Spezielle Hexengefängnisse waren neben dem bereits erwähnten in Hexengefängnisse umgebauten Münzhaus in den Kanzleihöfen, der Hexenturm am Zwinger und der Schneidtturm in der Pleicher Vor-

stadt. Daneben diente das Lochgefängnis im Grafeneckart und das Verlies der Festung Marienberg als Hexenverwahr. Merzbacher sowie Weiss berichten von neun bis zehn weiteren Hexengefängnissen, die 1627 gebaut werden mußten, da die Anzahl der Opfer während der Hexenverfolgungen unter Philipp Adolf von Ehrenberg überhandnahm.<sup>28)</sup> Im Zuge der Kinderhexenprozesse stach das Juliusspital als Prozeß- und Verwahrungsamt hervor.

#### 4. Das Urteil

Die meisten Hexenprozesse endeten mit dem Todesurteil. Grundlage der Urteile war die Bibelstelle Ex 22,18, in der es heißt: „Eine Hexe sollst du nicht am Leben lassen.“

Nur in wenigen Fällen lautete das Urteil Tod durch Verbrennen bei lebendigem Leib. Die meisten Opfer wurden vorher stranguliert. Das „*Ius divinum*“, das Begnadigungsrecht des Fürstbischofs, war in Würzburg nicht möglich. Er konnte die Strafe nur mildern, indem er die Verurteilten zunächst mit dem Schwert oder durch den Strang richten ließ, um sie anschließend verbrennen zu lassen. Hartnäckige Fälle, in denen die Verurteilten dabei blieben, daß sie keine Hexen seien, wurden jedoch lebendig verbrannt, wie es in den Akten vermerkt worden ist. Neben der Todesstrafe waren Staupenschlag, ewiges Gefängnis, ewige und zeitliche Landesverweisung sowie öffentliche Buße gängige Bestrafungsarten. Für Kinder und Jugendliche bestand die Bestrafung durch Auspeitschen und die Beaufsichtigung durch ausgewählte Personen oder Geistliche.

Durch das bereits erwähnte Hexenmandat Philipp Adolf von Ehrenbergs vom 10. Juni 1627 wurden zusätzlich zur Strafe die Güter der Verurteilten in die Staatskasse zur Deckung der Gerichts- und Prozeßkosten konfisziert. Dabei unterschied man Personen, die Kinder hinterließen und kinderlose Personen. Ersteren wurde der fünfte Teil des Gesamtvermögens eingezogen, letzteren wurde die Hälfte konfisziert, wenn Verwandte, zum Beispiel Geschwister sowie Nichten und Neffen, nachzuweisen waren; war das nicht der Fall, wurde das ganze Vermögen eingezogen.

#### 5. Die Hinrichtung

Nach der Carolina war es vorgeschrieben, daß die Verurteilten vor der Vollstreckung des Urteils das Sakrament der Buße und der Eucharistie empfangen sollten. Am Rechtstag – dem Tag der Hinrichtung – wurden die Verurteilten vom Nachrichter (Henker) aus den Gefängnissen abgeholt und zunächst öffentlich an den Pranger gestellt. Dort wurde ihnen das Urteil verlesen, der Zentgraf brach den Stab und warf ihn den Verurteilten vor die Füße. Danach wurden die Verurteilten auf einem Wagen unter großem Zulauf der Bevölkerung durch die Stadt zur Richtstätte gebracht. Für die Bevölkerung waren die Hinrichtungen eine volksfestähnliche Sensation mit Abschreckungscharakter. „Niemand ließ sich derartige Schauspiele entgehen, selbst die Kinder schleppen man zur Richtstätte mit.“<sup>29)</sup> Als Würzburger Richtstätten sind der Schottenanger am Kloster St. Jacobus und der Sanderrasen vor dem Sander Stadttor zu nennen. Die Enthauptungen fanden in den Kanzleihöfen oder auf dem Marktplatz statt.

### III. Frauen in den Würzburger Hexenverfolgungen

#### 1. Die Opfer

Zu den Opfern der Hexenverfolgungen in Würzburg gehörten neben den Frauen, die im Würzburger „Verzeichnis der Hexenleut“ zahlreich erwähnt wurden, auch Männer und Kinder. Das zeigt, daß der Vorwurf der Hexerei nicht geschlechtsspezifisch war. Er war jedoch geschlechtsnah, da die Frauen nicht nur den Anfang machten, sondern auch deutlich die Mehrzahl der Opfer bildeten.

Mit zunehmender Dauer der Hexenverfolgungen kamen auch Männer in den Verruf der Hexerei. Ehemalige Bürgermeister, Ratsmitglieder, selbst Hexenkommissare, die eine wichtige Rolle in den Hexenprozessen eingingen, wurden der Hexerei beschuldigt. Neben diesen Männern ist die Zahl der in Würzburg hingerichteten Kleriker auffällig.

In Würzburg sind die Kleriker nicht nur unter den Tätern, sondern vor allem unter den Opfern zu finden. Aus der Liste der Hexenbrände geht hervor, daß mindestens fünfzig Kleriker hingerichtet wurden. Dabei fällt auf, daß keine Ordensgeistlichen oder Pfarrer in die Hexenprozesse verwickelt waren, sondern „nur“ Stiftsgeistliche aus den Stiften Neu-münster, St. Burkard, Haug und aus dem Dom. Den Klerikern wurde mitunter vorgeworfen, daß sie die Kinder nicht im Namen Jesu Christi, sondern im Namen des Teufels tauften. So hieß es in einer 1629 erschienenen Flugschrift über die Bamberger und Würzburger Hexenprozesse: „*Es sind auch etliche Catholische Pfaffen darunter gewesen, die so große Zauberey und Teuffels-Kunst getrieben, daß nicht alles zu beschreiben ist, wie sie in ihrer Pein bekannt, daß sie viel Kinder in Teuffels Nahmen getaufft haben ... Die Pfaffen haben unter andern bekannt, daß sie alle Kinder auf Lateinische folgender Gestalt getauft: Ego te baptizo non in nomine Patris & Filii & Spiritus Sancti, sed in nomine Diaboli.*“<sup>30)</sup>

In Würzburg gab es das Phänomen der sogenannten Kinderhexen. Das Verzeichnis der hingerichteten Hexenleute von 1629 nennt 27 Kinder, die im Alter von neun (und jünger) bis zu fünfzehn Jahren als Hexen unter dem Schwert und auf dem Scheiterhaufen starben. Hauptschauplatz der Kinderhexenprozesse war das Würzburger Juliusspital, dessen Schule zu den bedeutendsten im Hochstift gehörte. 1628 hielt man 30 Schüler für hexereiverdächtig. In der erwähnten Flugschrift hieß es ferner über die große Zahl an Hexen unter den Kindern: „*Und hat die Zauberey in Bamberg und Würzburg so überhand genommen, daß auch die Kinder in Schulen und auf der Gassen einander gelehret, deswegen dann etliche Schulen ganz eingestellt.*“<sup>31)</sup> Zum Teil bezichtigten sich Kinder selbst als Hexen, um in der Folge unliebsame Personen wie Eltern, Großeltern, Lehrer und Gleichaltrige als Hexen beschuldigen zu können.

## 2. Frauen als Hexen in Würzburg

In Würzburg war die Mehrzahl der als Hexen Verbrannten Frauen. Allein das Ver-

zeichnis der Hexenbrände von 1629 nennt 71 Frauen, die als Hexen hingerichtet wurden. Den Beginn machten auch in Würzburg alte Frauen und Hebammen, aber je länger die Verfolgungen anhielten, desto mehr wurde das ursprüngliche Hexenstereotyp von der alten, armen und alleinstehenden Frau aufgebrochen. Die Frauen kamen aus allen sozialen Schichten der Bevölkerung. Viele der als Hexen hingerichteten Frauen kamen aus Handwerks- und Wirtsfamilien sowie aus angesehenen Familien: Ehefrauen von Ratsherren, Vögten, Bürgermeistern und Schultheißen waren nicht sicher vor dem Vorwurf der Hexerei.

### 2.1. Frauen mit Namens- und Berufsangabe

An Hand des „Verzeichnis der Hexen-Leut“ wird deutlich, daß die Hexenverfolgungen in Würzburg nach dem üblichen Schema betrieben wurden. Den Anfang machen die alten Frauen. So findet man im ersten Brand die „alte Anckers Witwe“. Gleich im zweiten Brand erscheinen die Namen der alten „Beutlerin“ und der alten „Schenckin“. Im vierten Brand starb die „alte Rumin“, im fünften Brand die „alte Hof-Seilerin“. Ebenso wurde im fünften Brand sowie im 13. und 26. Brand jeweils „ein alt Weib“ verbrannt. Die Namen dieser Frauen bleiben jedoch verborgen. Im sechsten Brand starb die „alte Canzlerin“.

Eine Hebamme hatte die Schlüsselfunktion für das Hexenwesen in Würzburg. Ausdrücklich heißt es über die „Schickelte Amfrau“ (schielende Hebamme) in einer Nebenmerkung: „Von der kommt das ganze Unwesen her.“ Es fällt auf, daß die Hebamme im vierten Brand hingerichtet wurde. Da man in Würzburg für eine Anklage als Hexe drei Besagungen durch andere Personen benötigte, ist es durchaus anzunehmen, daß die Hebamme von den vorher Verbrannten in den jeweiligen Prozessen besagt bzw. denunziert worden ist. Zudem fiel die Hebamme auch durch ihr äußeres Merkmal als Hexe auf: Sie schielte.

Schon ab dem dritten Brand wurde das Hexenstereotyp der häßlichen, alten, verwitweten und dadurch sozial geschwächten Frau

aufgebrochen. Immer öfter tauchen in der Liste gut situierte Frauen auf, die aus angesehenen Berufen oder Familien stammten. Im dritten Brand wurde die „*Goldschmidin*“ getötet. Im vierten Brand starb die „*Siegund Glaserin*“, die Ehefrau eines Bürgermeisters. Ebenso starben Vögtinnen und die Ehegattinnen von Ratsherren auf den Scheiterhaufen. Im fünften Brand starben die Vögtin eines Dompropsts, die Vögtin des Jo. Steinbacks und die Vögtin des Herrn Neuneck. Mit ihnen starb die „*Baunachin, ein Raths-Herrn Frau*“. Ihr Ehemann, der Ratsherr Baunach, und der Ehemann der Vögtin des Dompropsts wurden drei Brände später im achten Brand hingerichtet. Im elften Brand starb die Vögtin von Randersacker. Im 22. Brand wurde die Stolzenbergerin, die Ehefrau eines Ratsherrn, verbrannt. Gleichzeitig mit ihr starb ihre Tochter.

Aus der Liste geht hervor, daß sich aufgrund der Tatsache, daß die Kinder von Hexen ebenfalls als Hexen galten, Familientragödien abgespielt haben müssen. In der Folge mußten in einigen Bränden Mutter und Tochter zusammen den Feuertod sterben. Es kam jedoch auch vor, daß zuerst die Mutter und dann die Tochter verbrannt wurde und umgekehrt. So wurden im neunten Brand die „*Bentzin*“ und deren Tochter zusammen verbrannt. Im dreizehnten Brand wurden ein neun oder zehn Jahre altes Mädchen und deren jüngere Schwester Opfer des Flammen-tods. Nur einen Brand später folgt die Mutter der „*erstgemeldten zwey Mäglein*“ ihnen in den Tod. In diesem 14. Brand starb auch die Tochter der Lieblerin. Die „*Lieblerin*“ selbst wurde schon mit dem ersten Massenbrand hingerichtet. Im 17. Brand starben wiederum Mutter und Tochter zusammen: „*Eine Apotheckerin zum Hirsch, und ihre Tochter*.“ Daß nicht nur häßliche und alte Frauen als Hexe verdächtig waren, wird deutlich aufgrund des 20. Brandes, in dem die „*Göbel Babelin*“ verbrannt wurde. Ausdrücklich heißt es, daß sie „*die schönste Jungfrau in Würzburg*“ gewesen sei. Ebenso ist es auffällig, daß über einige Frauen bemerkt wurde, daß sie dick waren. Unter anderem tauchen die „*dicke Höckerin*“ (erster Brand), die „*dicke Schneiderin*“ (sechster Brand), die

„*dicke Seilerin*“ (16. Brand) und die „*dicke Edelfrau*“ (29. Brand) in der Liste auf.

## 2.2. „Die fremden Weiber“

Ein Problem stellen in der Liste die vielen unbekannten, die sogenannten „*fremden Weiber*“ dar. Insgesamt werden 19 von ihnen genannt, die durch das Schwert und auf den Scheiterhaufen hingerichtet wurden. Es ist anzunehmen, daß diese Frauen in einer sozial und wirtschaftlich untergeordneten Position waren. Die bereits erwähnten Begleitumstände des 30jährigen Krieges – Teuerung, Mißernten und Hungersnöte – hatten dazu geführt, daß viele Menschen, vor allem Frauen, verarmten. Waren diese ohne Mann oder Familie, blieben sie auf die Hilfe in Form von Almosen ihrer Mitmenschen angewiesen.

Nicht nur auf dem Land in den dörflichen Gemeinden, sondern auch in den Städten war es geradezu eine moralische Pflicht, den Bedürftigen – in diesem Fall den Frauen – Almosen in Form von Lebensmitteln und materiellen Hilfen zukommen zu lassen. Verstieß man gegen das Gebot der Wohltätigkeit, indem man die Bitte um Hilfe abwies und sich verweigerte, hatte es Folgen für den Abweisenden sowie für die Abgewiesene: Der Abweisende wußte, daß er gegen die Moral gehandelt hatte. In seinem Bewußtsein war der Glaube an die Schadenzauberin fest verankert, und er wurde von der Angst vor einem möglichen Racheakt der Abgewiesenen befallen. Schadenzauber galt als typisch weiblicher Racheakt. Die Furcht davor bekräftigten mürrische Blicke oder dahingemurmelte Worte der Abgewiesenen. Alles Negative, was in der nächsten Zeit dem Abweisenden geschah – Krankheit, Unglück und Verlust jeglicher Art –, konnte als Rache der abgewiesenen Frau ausgelegt werden. Während die Frau in den Augen des Hilfe Verweigernden zur Schadenzauberin, die mit dem Teufel im Bunde war, – zur Hexe – mutierte, wurde dieser zum Hexenbeschuldiger: „*Das reale Phänomen der Hexenverfolgungen ist durch rationale Motive nicht zu verstehen. Aufgrund der Außerachtlassung unbewußter Motive bei der Hexenangst beschäftigen sich fast alle Erklärungsversuche mit der Frage, was die als*

*Hexen beschuldigten Frauen so Furchterregendes an sich hatten. Man sucht nach rational nachvollziehbaren, bewußten Motiven, die eine Angst vor Hexen plausibel erscheinen lassen. Die Ursachen für die Hexenangst sucht man bei den sogenannten Hexen, nicht bei den Menschen, die Frauen als solche beschuldigten.*“<sup>32)</sup> Demnach war Hexerei ein Vorgang, der sich in den Köpfen der Hexenbeschuldiger abspielte. Diese Vorgänge waren ihnen nicht bewußt, da sie von der Existenz der Hexen und Schadenzauberinnen fest überzeugt waren.

Man kann davon ausgehen, daß auch in Würzburg nicht nur der regierenden Obrigkeit und der intellektuellen Elite an der Ausrottung der Hexen lag. Daneben spielte Mißgunst und Neid der Bevölkerung in den Hexenverfolgungen eine wesentliche Rolle, da in deren Bewußtsein der Glaube an die Schadenzauberinnen tief verankert war. Folglich war bei den Bürgerinnen und Bürgern neben vielen Gründen wie Mißtrauen, Neid und Haß das Urmotiv zur Abhaltung von Hexenprozessen „die Furcht vor Verhexung.“<sup>33)</sup> Um diese Angst zu vernichten, wurden auf den Würzburger Scheiterhaufen mindesten 19 „fremde Weiber“ verbrannt, die weder durch ihr Alter oder Aussehen, noch durch ihr reales Verhalten, sondern allein durch ihre sozial schwache Lage als Hexen zu erklären sind.

## Anmerkungen:

- 1) Klaus Arnold: Hexenglaube und Humanismus bei Johannes Trithemius, in: Peter Segl (Hrsg.): Der Hexenhammer. Entstehung und Umfeld des „Malleus maleficarum“ von 1487. Köln 1988, S. 217–240, hier S. 239.
- 2) Zitiert nach Wolfgang Behringer: Hexen und Hexenprozesse. 3. Aufl. München 1997, S. 101.
- 3) Elmar Weiss: Die Hexenprozesse im Hochstift Würzburg, in: Peter Kolb/Ernst-Günter Krenig (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte Bd. 3. Würzburg 1995, S. 327–361, hier: S. 333.
- 4) Ebd., S. 333f.
- 5) Zitiert nach Behringer, wie Anm. 2, S. 246f.
- 6) Zitiert nach Weiss, wie Anm. 3, S. 334.
- 7) Vgl. Friedrich Merzbacher: Die Hexenprozesse in Franken. 2. Aufl. München 1970, S. 172f.
- 8) Vgl. ebd., S. 41f.
- 9) Friedrich Merzbacher: Geschichte des Hexenprozesses im Hochstift Würzburg, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 2 (1950), S. 162–185, hier: S. 171.
- 10) Zitiert nach Harald Schwillus: Die Hexenprozesse gegen Würzburger Geistliche unter Fürstbischof Philipp Adolf von Ehrenberg. Würzburg 1989, S. 3.
- 11) Zitiert nach ebd., S. 4.
- 12) Zitiert nach Behringer, wie Anm. 2, S. 249.
- 13) Vgl. Merzbacher, wie Anm. 7, S. 47.
- 14) Zitiert nach Harald Schwillus: „Der bischoff läßt nit nach, bis er die gantze statt verbrennt hat“, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 49 (1987), S. 145–154, hier: S. 145.
- 15) Zitiert nach Behringer, wie Anm. 2, S. 260.
- 16) Ebd., S. 249f.
- 17) Ebd., S. 264.
- 18) Merzbacher, wie Anm. 7, S. 49.
- 19) Zitiert nach Behringer, wie Anm. 2, S. 124.
- 20) Merzbacher, wie Anm. 7, S. 71f.
- 21) Ebd., S. 77.
- 22) Ebd., S. 112.
- 23) Weiss, wie Anm. 3, S. 342.
- 24) Ebd.
- 25) Wolfgang Behringer: „Erhab sich das ganze Land zu ihrer Ausrottung“. Hexenprozesse und Hexenverfolgungen in Europa, in: Richard van Dülmen (Hrsg.): Hexenwelten. Magie und Imagination vom 16. bis 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1987, S. 131–169, hier: S. 147.
- 26) Weiss, wie Anm. 3, S. 343,
- 27) Merzbacher, wie Anm. 7, S. 117.
- 28) Ebd., S. 118; Weiss, wie Anm. 3, S. 346.
- 29) Merzbacher, wie Anm. 7, S. 173.
- 30) Zitiert nach Harald Schwillus: „Neue Zeitung: Von sechshundert Hexen, Zauberern und Teufels-Bannern“, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 53 (1991), S. 231–237, hier: S. 235f.
- 31) Ebd., S. 236.
- 32) Evelyn Heinemann: Hexen und Hexenangst. Eine psychoanalytische Studie des Hexenwahns der Frühen Neuzeit. 2. Aufl. Göttingen 1998, S. 36.
- 33) Behringer, wie Anm. 25, S. 152.

„.... wenn ich nur Hosen angehabt hätte!“ –  
Die Frauen der Schweinfurter Malerfamilie Geiger

von

Erich Schneider



Abb. 1: Conrad Geiger, *Selbstbildnis mit Familie*, 1800. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.  
Photo: MuG (Ursula von Mickwitz).

An der Schwelle eines neuen Jahrhunderts stehend, hat der aus Erlangen in die Reichsstadt Schweinfurt eingewanderte Maler Conrad Geiger<sup>1)</sup> (1751–1808) im Jahr 1800 sich und seine Familie in einem repräsentativen Gemälde porträtiert. Dieses 150 auf 120 Zentimeter messende Bild gelangte in den achtziger Jahren als Schenkung von Frau Dr. med. Charlotte Sattler, einer direkten Nachfahrin der Familie Geiger, in die Museen und Galerien von Schweinfurt und wird dort im Museum im Alten Gymnasium ausgestellt. Im Mittelpunkt der Komposition sehen wir vorne in weißem Kleid an einem Tisch sitzend Johanna Barbara Geiger (1757–1822), die Gattin des Künstlers. Sie hat soeben noch in einem Buch gelesen, das sie in ihrer linken Hand hält, wendet sich nun aber ihrer jüngeren Tochter Maria Catharina, genannt Catharina, (1789–1861) zu, die der Mutter eine Rose reicht. Dahinter, vom linken Bildrand leicht überschnitten, blickt der Maler mit Skizzenbuch und Griffel ausstaffiert aus dem Gemälde heraus. Sein Pendant am rechten Bildrand bildet die älteste Tochter Anna Margarethe, genannt Margarethe, (1783–1809). Die talentierte Schülerin des Vaters malt an einer Staffelei an einem Porträt des 1787 bereits im Kindesalter verstorbenen Brüderchens Caspar Friedrich Geiger. Ungeachtet der deutlich erkennbaren Anleihen, die Conrad Geiger in seiner Komposition an einem Selbstbildnis des Malers Johann Friedrich August Tischbein<sup>2)</sup> genommen hat, gerät sein Familienbild „zu einem Dokument familiärer Einheit“, in dem „das Repräsentative ... ins Menschliche gemildert, umgekehrt das Bürgerliche durch Idealisierung der Sphäre des Alltäglichen entrückt“ wird.<sup>3)</sup> Offensichtlich hat der Wechsel in ein neues Jahrhundert den Schweinfurter Conrad Geiger zu diesem Hauptwerk seiner Malkunst inspiriert.

Sieht man einmal von dem zum Zeitpunkt der Entstehung des Gemäldes bereits verstorbenen Sohn ab, dann haben neben seiner Ehefrau Johanna Barbara die beiden Töchter Margarethe und Catharina das Leben des Malers Conrad Geiger stark geprägt. Bezeichnenderweise trägt die früheste biographische Skizze Geigers von 1807 den Titel

„Von einer Künstlerfamilie zu Schweinfurt, Hrn. Konrad Geiger und seinen Töchtern.“<sup>4)</sup> Ein gütiges Schicksal erlaubt es uns nämlich deren Leben und Handeln nicht nur in prägenden Details zu schildern, sondern durch eine große Zahl von Gemälden, Aquarellen oder schnellen Skizzen auch im Bild zu veranschaulichen.

Nach unruhigen Jugendjahren hatte Conrad Geiger 1772 endlich eine Lehre als Kunstmaler bei Karl Johann Georg Reuß in Erlangen beziehungsweise Nürnberg abgeschlossen und suchte sich nun mit seiner Profession zu ernähren. Deshalb zog er für einige Jahre auf der Suche nach Aufträgen durch Franken. 1776 wurde er von Friedrich Ludwig Carl Christian Graf zu Castell-Rüdenhausen auf dessen Schloß Rüdenhausen eingeladen, wo er eine ganze Reihe von Porträts der gräflichen Familie schuf. In Rüdenhausen verliebte er sich in die Demoiselle Schöner aus Schweinfurt, die „im Kreise von Verwandten dort bei Gelegenheit einer Lustpartie einen flüchtigen Besuch machte, und es machte ihre Schönheit und ihr sittsa-



Abb. 2: Conrad Geiger, Johanna Barbara Geiger am Klavier, 1784. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.

Photo: MuG (Ursula von Mickwitz).

*mes, verschämtes Benehmen auf mich den tiefsten Eindruck.* „Sobald seine Aufträge in Rüdenhausen abgeschlossen waren, reiste Conrad Geiger deshalb nach Schweinfurt weiter. Dort gewann er rasch Auftraggeber und logierte bei dem auch als Maler hervorgetretenen sogenannten Herrenscreiner Johann Benedikt Voit. Geduldig machte er in der Reichsstadt Johanna Barbara Schöner den Hof und suchte deren Nähe in der Gartenwirtschaft der Familie Schöner in der heutigen Wolfsgasse 13. Mit Erlaubnis der Eltern durfte Conrad Geiger seine Angebetete sogar porträtieren. In reich mit Spitzen besetztem Kleid zeigt er sie als Klavierspielerin, die mit feinen Gesichtszügen aber ernstem Blick den Betrachter anschaut.

Acht Jahre später hat Conrad Geiger seine junge Ehefrau erneut beim Klavierspielen beobachtet. Das kleinformatige, intime Gemälde von 1784 zeigt sie inmitten eines Rokoko-Interieurs. Im Hintergrund steht ihr Lehrer Magister Schöner und gibt mit seiner rechten Hand den Einsatz zu der kleinen Mozart-Melodie, deren Partitur auf dem Hammerklavier deutlich zu erkennen ist. Aus dem jungen Mädchen ist eine erwachsene Frau geworden, die uns selbstbewußt und doch charmant anlächelt. Vier Jahre mußte der Maler um Johanna Barbara Schöner werben, bis er erhört wurde und das Paar am 7. November 1780 heiratete. Voller Verliebtheit porträtierte der Maler seine Frau immer

wieder. In einer für seine Verhältnisse virtuosen, an Boucher oder Fragonard orientierten Zeichnung von 1781 inszenierte er sie als lebensvolle Rokoko-Dame, die ihr eigenes Bild im Spiegel betrachtet.

Der glücklichen Ehe wurden vier Kinder geschenkt, von denen nur die bereits angeprochenen Mädchen Margarethe und Catharina das Kindesalter überlebten. Ein Söhnchen, Caspar Friedrich (1785–1787), wurde kaum zwei Jahre, und ein Töchterchen, Maria Catharina (1787–1788), wurde nur wenig mehr als ein Jahr alt. Die junge Familie wohnte im oberen Stockwerk im Haus der Eltern in der Schweinfurter Wolfsgasse. Eine anschauliche Vorstellung von der Beschaulichkeit des häuslichen Lebens in den ersten Ehejahren bietet eine 1783 datierte Zeichnung: Die ganze Familie hat sich zur Abendstunde in einem großen Wohn-Schlafraum versammelt. Links spielen zwei Männer an einem Tisch Karten. In der Mitte ist die Schwiegermutter Anna Margaretha Schöner in ihrem Lehnsessel eingeschlafen und eine junge Frau beugt sich fürsorglich über sie. Rechts beim großen Himmelbett wacht eine junge Frau, in der wir wahrscheinlich Johanna Barbara Geiger vermuten dürfen, an der Wiege ihres 1783 geborenen Töchterchens Margarethe.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieser Zeichnung und konzentrieren uns auf die Großmutter Anna Margaretha Schöner. Herrn Dr. med. Hans Graetz, Schweinfurt, verdanke ich folgende Sätze aus den Lebenserinnerungen von Catharina Sattler, geborene Geiger, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte: Meine Großmutter „war eine gute, brave Frau, hatte immer etwas Husten und brauchte Lakritzensaft oder sog. Vox dagegen, den sie auf dem Ofen dürr mache und ihn dann in kleine Stücke schnitt. Ich und meine Schwester saßen am Tisch mit einer Schieferplatte obenauf, daneben ein Stück Kreide liegend zum rechnen bestimmt. Wir saßen bis ein Stückchen [Lakritz] neben hinaus sprang, auf wessen Seite es fiel, bekam es von uns beiden. Ich erinnere mich noch ihrer Krankheit, wie sie [1792] starb und im Sarge lag in einem weißen Sterbekittel, wie



Abb. 3: Conrad Geiger, Familie Geiger, 1783. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.

Photo: MuG (Matthias Langer).

*es damals hieß, mit lila Bandschleifen. Ihr wohlgetroffenes Portrait, von meinem Vater gemahlt, hing neben dem Sarg an der Wand, ich wurde auf dem Arm getragen und weinte sehr um die gute Großmutter. Ich war 3 Jahre alt, weiß mir es aber zu erinnern, als wäre es heute.“*



Abb.4: Conrad Geiger, Johanna Barbara Geiger mit Söhnchen, um 1786. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.

Photo: MuG (Ursula von Mickwitz).

Die Sorge um Familie und Haushalt ließen Johanna Barbara Geiger bald sichtbar reifer werden. Davon legt ein um 1786 entstandenes Porträt Zeugnis ab, das sie zusammen mit dem 1785 geborenen Söhnchen Caspar Friedrich zeigt. Mit großem Ernst präsentiert die Mutter den bereits 1787 verstorbenen, vermeintlichen Stammhalter der Familie. Trotz ihrer Mutterpflichten arbeitete Johanna Barbara in der elterlichen Gartenwirtschaft weiter mit. Dort fand „sich jeden Wochentag eine ausgewählte Gesellschaft zusammen“, und das Lokal galt als beliebter „Vergnügungsort der höheren Schweinfurter Gesellschaft, die alle Vorzüge des reichsstädtischen gediegenen Bürgerthums aufwies.“ Neben der Arbeit in der Wirtschaft

betrieb die Hausfrau noch eine Pottaschensiederei als Grundstoff zur Herstellung von Schmierseife und verdiente auf diese Weise sicher manchen Gulden für den jungen Haushalt dazu. In Ihrer Alltagsarbeit war sie nämlich viele Wochen des Jahres auf sich alleine gestellt.



Abb. 5: In einer Station des Kreuzweges von Unterspiesheim hat Conrad Geiger 1798 sich und seine Ehefrau dargestellt. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.

Photo: MuG (Matthias Langer).

Vor allem im Sommer reiste Conrad Geiger auf der Suche nach Aufträgen zu den Klöstern, Schlössern und Kirchen im näheren und ferneren Umland, die er dann vielfach während der Wintermonate im heimischen Atelier ausführte. Gerne setzte er dabei Frau und Töchter als Modelle für besondere Figuren in seinen Gemälden ein. So malte er zum Beispiel im Jahr 1798 großformatige Kreuzwegstationen für die Kirche in Unter-

spiesheim bei Schweinfurt. In einem Bild hat er sich selbst als Lanzenträger und seine Frau Johanna Barbara als kniende Veronika dargestellt, die Christus das Schweißtuch reicht. 1799 schuf Conrad ein weiteres Bildnis seiner Ehefrau. Obwohl gerade mal 42 Jahre alt, ist in diesen beiden Porträts der Liebreiz der frühen Jahre harten, beinahe schon verhärtet wirkenden Gesichtszügen gewichen. Daran mögen auch die unruhigen Zeitläufte ihren Anteil gehabt haben: Mit den ab 1796 in Franken eingefallenen Franzosen blieb auch in der Reichsstadt Schweinfurt nichts mehr so, wie es einmal wahr. Ende 1802 wurde Schweinfurt bayerisch und eine neue Zeit brach an. Trotzdem überlebte Johanna Barbara Geiger 1808 auch den frühen Tod Ihres Mannes und starb erst 1822 im Schoß der Familie ihrer jüngsten Tochter Maria Catharina.



Abb. 6: Conrad Geiger, Margarethe schlafend, um 1787. Privatbesitz.

Photo: MuG (Matthias Langer).

Doch blenden wir noch einmal eine Generation zurück: Dem jungen Paar Conrad und Johanna Barbara Geiger wurde am 24. Mai 1783 eine Tochter geschenkt, dem es den Namen Anna Margarethe gab.<sup>5)</sup> Hineingeboren in eine Künstlerfamilie, ist es beinahe schon selbstverständlich, daß wir von diesem Kind auch frühe Bildzeugnisse besitzen. So zeichnete Conrad Geiger um 1786/87 das vielleicht dreijährige Töchterchen, wie es erschöpft neben seinem Breitsteller eingeschlafen ist. Margarethe entwickelte früh ein besonderes Talent als Malerin. Die Familientradition überliefert, daß sie

ihre ersten Zeichenversuche mit Bleigriffel und Kreide machte, noch ehe sie schreiben gelernt hatte. Unter der weiteren Anleitung des Vaters betrieb Margarethe solche Übungen mit Ernst und Fleiß, bis sie mit Pastell und Ölfarben nach dem Leben malen konnte. Aus dem Jahr 1798 – Margarethe war damals etwa 15 Jahre alt – sind zwei Zeichnungen eines Fuchses und eines Luchses erhalten, die Zeugnis davon ablegen. Verschiedene Quellen berichten davon, daß bald „jedermann von der Tochter gemalt werden [wollte] und nicht mehr vom Vater.“ Anderorts heißt es „Mahlte der Vater Porträte, Köpfe und Hände, so malte sie ihm die Draperien besser als er selbst.“



Abb. 7: Conrad und Margarethe Geiger, Unbekannte Dame, 1804. Privatbesitz.

Photo: MuG (Ursula von Mickwitz).

Wie bereits ausgeführt, dürfte Margarethe bereits bei dem im Jahr 1800 geschaffenen Familienporträt Geigers mitgewirkt haben. Möglicherweise als Abschluß der gemeinsamen Arbeit im Atelier des Vaters schufen Conrad und Margarethe im Jahr 1804 das Porträt einer unbekannten Dame, das sie auf der Rückseite mit „C. et M. Geiger pinxit 1804“ signierten. Vermutlich wurden der Porträtkopf selbst und die Hände vom Vater

gemalt, während das Kleid und der übrige „weibliche Putz“ von der Tochter geschaffen wurden.



Abb. 8: Margarethe Geiger, Selbstporträt, 1804.  
Mainfränkisches Museum Würzburg.

Photo: Museum.

Der einundzwanzigjährige Margarethe konnte Conrad Geiger nichts mehr beibringen, und man war auf der Suche nach weiteren Ausbildungsstätten. 1804 reiste die Tochter deshalb zu Christoph Fesel nach Würzburg. Unter den kritischen Augen des alten Lehrers und Freundes des Vaters übte sich Margarethe vor allem im Kopieren einiger Bilder des van Dyck und anderer alter Meister, die damals als ein Ergebnis der Säkularisation in Würzburg darauf warteten nach München geschafft zu werden. Wichtigstes Ergebnis dieser Studienreise aber ist das bekannte, im Jahr 1804 gemalte Selbstporträt Margarethes, das sich im Mainfränkischen Museum Würzburg befindet. Angesichts dieses Bildes wurde bereits früh darauf hingewiesen, daß Margarethe damals auf dem besten Wege war, eine zweite Angelika Kaufmann zu werden, die sie eigener Aussage zufolge tatsächlich als eines ihrer künstlerischen Vorbilder angesehen hat.



Abb. 9: Margarethe Geiger, Bauernmädchen aus Ettleben, um 1803. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.

Photo: MuG (Ursula von Mickwitz).

Ungeachtet der zahlreichen Porträtaufträge, die Margarethe damals erhielt, wurde sie den Zeitgenossen jedoch zunächst insbesondere wegen ihrer Trachtenbilder bekannt. Die ersten entstanden ab etwa 1801, und sie begründete damit eine eigene, bis weit in das 19. Jahrhundert hineinreichende Tradition. Am bekanntesten und künstlerisch am bedeutendsten ist eine Serie von bisher 16 bekannten Einzelblättern in Gouache-Technik aus dem Jahr 1803. Darin schildert sie in lebendiger, frischer Weise, Kindsmägde, Bürgerstöchter, Bauernmädchen oder Weinbauern aus ihrer fränkischen Heimat. Ihr besonderes Augenmerk galt dabei nicht nur der Schilderung der Kleidertracht an sich, sondern auch des natürlichen Lebensumfeldes. Eine besonders schöne Kulisse hat Margarethe Geiger der Ettlebener Bäuerin hinterlegt, die sie vor dem längst abgebrochenen Schweinfurter Spitaltor festgehalten hat. Unser Blick wird rechts von der Bastion

freigegeben und gleitet über die von Wachposten besetzte Brücke hin zur Mainebene mit Grafenrheinfeld im Hintergrund.

Diese Trachtenbilder fielen damals sofort dem kunstsinnigen Würzburger Legationsrat Scharold auf, der gerade dabei war, einen Reiseführer über „Würzburg und die umliegende Gegend“ im Druck herauszubringen. Margarethe schuf dazu Anfang 1805 einige kolorierte Radierungen als Illustration. Darunter befindet sich auch das Würzburger Bürgermädchen, zu dem ihr die Schwester Catharina Modell gestanden hat. Auf diese Weise verbreiterte sich die Kenntnis von Margarethe Geigers Werk bis nach München, und sie durfte eine Serie Trachtenbilder sogar für den bayerischen Kurfürsten malen. Im Jahr 1808 brachte schließlich der Wiener Kunstverlag Artaria eine Serie von zwölf Blättern „Costumes im Würzburgischen“ nach ihren Vorzeichnungen heraus.

Die Würzburger Reise mag Margarethe die Enge und Begrenztheit der künstlerischen Entfaltungsmöglichkeiten in Schweinfurt erst richtig bewußt gemacht haben, und sie wollte ihr Talent als Porträtmalerin in einem der damaligen Kunstzentren vervollkommen. Zunächst war an Weimar gedacht worden, aber auf Anraten von Geigers Neffen und Schüler Friedrich Schöner, zog man dann doch München vor: „Fürs erste“, so Schöner, „wäre es immer am besten, wenn ein junges Frauenzimmer der Kunst wegen nach München und dann nach Düsseldorf gienge, wo sie eine herrliche Gallerie hätte ...“ Vermutlich zum Abschied malte Margarethe noch ein kleines Porträt ihres Vaters. Dank der Vermittlung des Grafen Frohberg ging die Reise ab April 1806 über Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Eichstätt und Neuburg nach München. Dort traf sie Anfang Juli „morgens um 6 Uhr ... mit einer Partie Milchweiber, die ihre Milchkuibel am Joch trugen“ in der Residenzstadt ein. Wir sind über diese Reise nach München und später Wien durch zahlreiche Briefe informiert, die Margarethe ihren Eltern nach Schweinfurt sandte, und in denen Sie über ihre Erlebnisse ausführlich berichtete. In München fand die junge Malerin ein Zimmer, „66 Treppen

hoch, gleich beim Schwabinger Tor.“ Mit wachen Augen notierte sie das Treiben in der Großstadt, darunter auch die Heimkehr eines bayerischen Soldaten aus dem Feld.



Abb. 10: Sophie Reinhard, Margarethe Geiger beim Kopieren, 1807. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.

Photo: MuG (Matthias Langer).

Dank der Vermittlung Graf Frohbergs durfte Margarethe Geiger sofort unter den ge strengen Augen des Johann Christian von Mannlich die Sammlung Alter Meister studieren und kopieren. Der Münchner Galerie direktor erlaubte Margarethe und ihrer Malerfreundin Sophie Reinhard aus Karlsruhe in den Sommern 1807 und 1808 mehrmals längere Aufenthalte auf Schloß Schleißheim. Dort konnten die beiden jungen Frauen nach Herzenslust aus der Fülle jener Bilder auswählen, die Mannlich im Jahr 1803 aus den aufgehobenen Klöstern und Schlössern in Franken requiriert hatte. Bei einem dieser Aufenthalte entstand auch jenes kleine Aquarell von der Hand der

Sophie Reinhard, das Margarethe beim Kopieren zeigt. Ihrer Freundin Jeanette Schleich schrieb sie damals beglückt nach Hause: „Ich lebe hier ganz in meinem Element, denn ich bin meistens unter Kunswerken und Künstlern, wo von lauter Kunst discouriert und kritisiert wird ...“

Die Schweinfurter Malerin wurde bald auch persönlich bei Hofe vorgestellt und malte ausweislich ihrer Briefe auch Porträts der Prinzessinnen, die allerdings alle verschollen sind. Mehrfach hat sie von Moritz Kellerhoven geschaffene Porträts des Königs und der Königin kopiert. Trotzdem hielt es Margarethe nicht in München. Gemeinsam mit ihrer Freundin Sophie Reinhard wollte sie nach Wien und später von dort weiter nach Rom, irgendwann einmal sogar nach Paris. Deshalb reisten die beiden jungen Frauen in der zweiten Junihälfte 1808 über Passau mit dem Schiff auf der Donau in die österreichische Hauptstadt. Dort wohnte Margarethe bei dem in Wien lebenden Onkel Michael Geiger nahe dem Stephansdom. Zunächst erschien der Malerin das Leben in Wien wie ein „ewiges Vogelschießen“, wie ein Volksfest also. Sie wollte unbedingt Schülerin der Akademie unter Heinrich Füger werden, aber als Frau war ihr das verwehrt: „Wie gerne hätte ich mich hinge-setzt in das Zimmer der Handzeichnungen, wenn, wenn ich nur Hosen angehabt hätte!“<sup>6</sup> seufzte sie in einem Brief nach Hause. Sie wurde freilich mit privaten Stunden bei dem Akademiedirektor reich entschädigt. Sie durfte sich sogar in einem Pavillon der Galerie ein Atelier einrichten und kopierte dort bald wieder nach van Dyck. Trotzdem war die Wiener Zeit von Anfang an von Schicksalsschlägen überschattet: Am 27. September 1808 starb der Vater in Schweinfurt. Wien wurde von den Truppen Napoleons belagert und Margarethe stand während der Bombardements Todesängste aus. Völlig unerwartet und viel zu früh beendete ein nach der Eroberung der Stadt ausgebrochenes Fieber am 4. Oktober 1809 das Leben der hoffnungsvollen Künstlerin.

Noch in München hatte Margarethe den Schlachtenmaler Albrecht Adam (1786–

1862) kennen gelernt und war diesem bald mit dem „zartesten Bande inniger Freundschaft“ verbunden. Von Adam, der ebenfalls mit nach Wien zog, gibt es nicht nur ein Porträt der Malerin,<sup>7</sup> sondern auch eine charakterisierende Schilderung der Freundin: „... Ihre freie Stirn umfloß das prachtvollste Haar, welches ich jemals sah; es war ein helles Braun mit vollkommenem Goldschimmer, fein wie Seide und so lang und so dicht, daß sie sich wie in einen Mantel ganz darin einhüllen konnte.“<sup>8</sup>



Abb. 11: Margarethe Geiger, Porträt Catharina, 1805. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt. Photo: MuG (Ursula von Mickwitz).

Während Margarethes Leben im Alter von 26 Jahren in Wien unvollendet blieb, wuchs die jüngere Schwester Catharina in Schweinfurt allmählich heran und sollte später die Mutter eines auf viele Linien verzweigten, bis heute blühenden Geschlechtes werden. Catharina war ebenfalls künstlerisch begabt und wurde vom Vater bereits als Kind in die Anfangsgründe der Malerei eingeführt. Nachdem Margarethe nach München gegangen war, half Catharina bei größeren Aufträgen im Atelier des Vaters mit. In dem abgebildeten Porträt der Catharina von der Hand ihrer Schwester trägt sie ein im Origi-

nal erhaltenes Zeichenbuch, das sie von 1800 bis 1806 führte und in dem sie insbesondere kleine Porträtmalereien aus ihrer nächsten Umgebung notierte.<sup>9)</sup>



Abb. 12: Catharina Geiger, Vogelschießen, 1806. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.

Photo: MuG (Matthias Langer).

Von der Begabung Catharinias zeugt ein Aquarell aus dem Jahr 1806 mit der Darstellung des Festtreibens beim jährlich in der Reichsstadt stattfindenden Vogelschießen. Anfangs hatten Margarethe und Catharina solche Bilder sogar gemeinsam gemalt: „Wir baten den Vater, uns für unser Vorhaben den Schweinfurter Schießplatz mit Umgebung zu malen, und ließen es dann unsere Sorge sein, ihn mit Spielbuden, Schützen und Volksgruppen aller Art zu beleben, die wir so naturgetreu als möglich mit Deckfarben darzustellen uns bemühten.“<sup>10)</sup> Bei der Besichtigung eines solchen Bildes im väterlichen Atelier am 26. Dezember 1805 lernte die damals 16-jährige Catharina den gerade 21-jährigen Kaufmann Wilhelm Sattler kennen und die beiden verliebten sich sofort ineinander. Immer häufiger sah man Wilhelm Sattler nun am Sonnagnachmittag im Geiger'schen Haus. Die Eltern hatten nichts gegen ihn persönlich, aber, von beider Jugend einmal abgesehen, fehlten ihm als angestelltem Geschäftsführer einfach die Mittel, um eine Familie zu gründen und zu ernähren. Trotzdem loderten die Flammen der Liebe heftig, und zu Pfingsten 1806 bat Wilhelm seine Catharina bei einem Ausflug auf das Steigholz bei Euerbach „zum erstenmal das Wort Du gegen ihn auszusprechen.“ Die in Abb. 13 vorgestellte Zeichnung ent-

stammt wie die nächstfolgenden auch einer von Catharina Geiger illustrierten Bilder-Geschichte ihrer Liebesbeziehung.<sup>11)</sup>

Im November 1806 war mit solchen heimlichen Ausflügen Schluß, und Wilhelm lud seine Catharina ganz offiziell zu einem Ball im Gasthaus zum Raben ein. Aber der Redensart folgend „Ein Kaufmann ohne Geld ist wie ein Maler ohne Farben“ sahen beider Familien in der Verbindung jedoch keine Zukunft. „Auf Betrieb des Oheim Schöner wurde verabredet, das liebende und sich unglücklich fühlende Mädchen eine Zeitlang nach Wertheim zu senden, damit sie dort den Geliebten vergessen lerne.“<sup>12)</sup> In Wertheim lebte eine mütterliche Verwandte, und bei dieser „Frau Secretair Christ“ sollte Catharina Ruhe finden. Genau das Gegenteil traf ein. In zahlreichen Briefen schwor ein gewisser Herr Wilhelmi seiner Geliebten ewige Treue und versicherte ihr außerdem, daß er „alle Kräfte seines Geistes aufbot, sich selbstständig zu machen.“<sup>13)</sup> Im Dezember 1807 wagte sich Herr Wilhelmi sogar persönlich nach Wertheim und ein kleiner Aus-



Abb. 13. Catharina Geiger, Eltern Geiger, Catharina Geiger und Wilhelm Sattler, 1808. Privatbesitz. Photo: MuG (Matthias Langer).

flug auf die dortige Burg endete in einer stürmischen Umarmung.

Mit Fleiß, Glück und dem Kredit eines Onkels gelang es Wilhelm Sattler als Farbenfabrikant endlich ein eigenes Geschäft in der Schweinfurter Kirchgasse 224 zu gründen. Aus diesen kleinen Anfängen sollte später eine der größten Firmen im damaligen Untermainkreis werden; als Stichwort mag an dieser Stelle nur der Hinweis auf Schweinfurter Grün, Aschacher Steingut und Tapeten von Schloß Mainberg genügen. Die Entschlossenheit des jungen Mannes hatte offenbar bald auch die Eltern Geiger überzeugt, und im Sommer 1808 durfte Catharina wieder aus Wertheim zurückkehren. Gemeinsam richtete man die Wohnung des jungen Paars ein, und nicht anders als heute half Conrad Geiger seinem künftigen Schwiegersohn beim Ausmalen der Zimmer. Nach getaner Arbeit saß die Familie in des Vaters Haus am Abend des 26. September 1808 bei Kerzenschein fröhlich zusammen. Noch einmal schlug das Schicksal grausam zu: In der

gleichen Nacht starb völlig überraschend Conrad Geiger an einem Schlaganfall, und die Hochzeit mußte verschoben werden.



Abb. 15: Catharina Sattler, Familie Sattler, 1817.  
Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.

Photo: MuG (Matthias Langer).



Abb. 14: Catharina Sattler, Familie Sattler, 1811.  
Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.

Photo: MuG (Matthias Langer).

Am 14. Februar 1809 haben die beiden dann schließlich geheiratet. Nach einem ersten, bereits im Alter von wenigen Wochen verstorbenen Söhnchen wurde am 27. August 1810 endlich der ersehnte Stammhalter Johann Caspar, genannt Jens, geboren, dem zwölf weitere Kinder folgen sollten. Von der Innigkeit der Liebesbeziehung des jungen Ehepaars berichtet eine kleine Zeichnung von der Hand Catharinas. Sie zeigt die ihren Sohn Jens stillende Mutter in trauter Vereinigung mit Vater Wilhelm.

Eine weitere Zeichnung aus dem Jahr 1817 läßt uns ein weiteres Mal Anteil am Sattler'schen Familienglück nehmen. Catharina hält das 1816 geborene Töchterchen Sophie auf dem Arm und bei ihr steht Johanna (geb. 1815). Links wirbelt Vater Wilhelm den 1813 geborenen Christian Wilhelm durch die Luft und rechts beugt sich Großmutter Johanna Barbara Geiger fürsorglich über den ältesten Sohn Jens.

Beschließen wir unseren Beitrag mit einem letzten Blick auf ein Porträt der reifen



Abb. 16. Friedrich Schöner, Catharina Sattler, 1836. Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt.  
Photo: MuG (Matthias Langer).

Catharina von der Hand ihres Verwandten Georg Friedrich Adolf Schöner. Erneut hält sie ein kleines Skizzenbuch in der Hand und tatsächlich hat sie ihr ganzes Leben lang immer wieder künstlerisch gearbeitet. Eine eigene Karriere als Malerin aber hat sie, anders als ihre Schwester, nicht angestrebt. In der Hauptsache war sie Mutter und Unternehmersgattin und hat den steilen Aufstieg ihres Mannes begleitet und vorangetrieben. Sie hat für die Tapetenmanufaktur auf Schloß Mainberg Dessins entworfen und sich für die Steingutmanufaktur auf Schloß Aschach<sup>14)</sup> eingesetzt. Gemeinsam mit ihrem Mann hat sie auf Schloß Mainberg eine bedeutende Kunstsammlung aufgebaut und als eine der ersten die kunstgeschichtliche Bedeutung von Tilman Riemenschneider erkannt.

Das Leben der Catharina verdiente eine eigene Darstellung. Alle drei aber, Johanna Barbara Geiger, Margarethe Geiger und Catharina Sattler, geborene Geiger, weisen erstaunlich modern anmutende Biographien auf: Zwei davon waren berufstätige Mütter, die gleichzeitig als Unternehmerinnen „ihren

Mann standen“, eine hat sich für ein Leben als Single entschieden; wer weiß, was geschehen wäre, wenn sie hätte länger leben dürfen.

### Anmerkungen:

- 1) Erich Schneider: Conrad Geiger. Ein fränkischer Maler am Ende des Alten Reiches, 1751–1808. Nürnberg 1990.
- 2) Mit großer Wahrscheinlichkeit hat Conrad Geiger 1796 eine nur noch als Photo überlieferte Kopie nach einem solchen im Original nicht mehr nachweisbaren Familienbild Tischbeins besessen. Vgl. Schneider, wie Anm. 1, Nr. 146.
- 3) Angelika Lorenz: Das deutsche Familienbild in der Malerei des 19. Jahrhunderts. Darmstadt 1985, S. 65f.
- 4) N.N., Von einer Künstlerfamilie zu Schweinfurt, Hrn. Konrad Geiger und seinen Töchtern. In: Meusels Archiv für Künstler und Kunstfreunde II, 1807, S. 153–174.
- 5) Zu Margarethe Geiger siehe allgemein Erich Schneider: Margarete Geiger (1783–1809), in: Friederike Kotouč: Margarete Geiger. Briefe der Malerin aus Würzburg, Bamberg, München und Wien an ihre Familie in Schweinfurt 1804–1809. Nürnberg 1987, S. 9–30.
- 6) An die Schwester, Juli 1808. Vgl. Kotouč, wie Anm. 5, S. 120.
- 7) Ulrike von Hase-Schmundt (Hrsg.): Albrecht Adam und seine Familie. München 1981, Nr. 108.
- 8) H. Holland (Hrsg.): Albrecht Adam (1786–1862). Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Stuttgart 1886, S. 39.
- 9) Ferdinand Gademann (Hrsg.): Das Zeichenbuch der Katharina Geigerin und die Künstlerfamilie Geiger in Schweinfurt. Schweinfurt 1929.
- 10) Schneider, wie Anm. 5, S. 16.
- 11) Paul Ullsch: Die Liebesgeschichte der Catharina Geiger von ihr selbst in anmutigen Zeichnungen dargestellt und der Nachwelt erhalten. Privatdruck. Schweinfurt 1989.
- 12) Ludwig Bechstein: Kunstmäß und Gewerbe-mäß. Leipzig 1860, S. 48.
- 13) Bechstein, wie Anm. 12, S. 48.
- 14) Andrea Brandl (Bearb.): Aschacher Steingut. Schweinfurt 1993.

# Die Familie Hohenlohe-Schillingsfürst in Höxter und Corvey Zur Geschichte des Herzoglichen Hauses Ratibor und Corvey

von

Günter Tiggesbäumker

Am 12. November 1834 verstarb Landgraf Viktor Amadeus von Hessen-Rotenburg auf seinem neu erworbenen Gut Zembowitz in Oberschlesien. In seinem Testament vom 5. November 1825 hatte er seinen beiden ältesten Neffen, den Prinzen Viktor und Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, seinen außerhessischen Allodialbesitz vererbt: das Herzogtum Ratibor in Schlesien und das Fürstentum Corvey in Westfalen.<sup>1)</sup> Schloß Corvey wurde daraufhin für einige Jahre zum ständigen Aufenthaltsort der fürstlichen Familie Hohenlohe-Schillingsfürst. So heißt es in den Aufzeichnungen des Prinzen Chlodwig im Herbst 1834: „*Ankunft der ganzen Familie auf dem Neuerbe.*“

Mit der Mediatisierung<sup>2)</sup> im Jahre 1806 war das Fürstentum Hohenlohe-Schillingsfürst in einen württembergischen und einen bayerischen Teil gespalten worden. Der bayerische Teil mit Schloß und Ortschaft Schillingsfürst wurde dem neuen „Rezatkreis“ (dem heutigen Landkreis Ansbach) zugeschlagen und hatte fortan weder politische noch wirtschaftliche Bedeutung. Franz Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1787–1841) heiratete am 29. März 1815 in Schillingsfürst Constanze Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg (1792–1847), eine Schwester der Landgräfin Elise von Hessen-Rotenburg.<sup>3)</sup> Zu diesem Zeitpunkt war der Fürst weitgehend mittel- und bedeutungslos, wogegen sein Schwager, Landgraf Viktor Amadeus von Hessen-Rotenburg nicht nur über ein stattliches Vermögen verfügte, sondern auch eine Anwartschaft auf Ausgleich für linksrheinisch enteignete Gebiete in Aussicht hatte.

Gleichzeitig war offenkundig, daß das Landgrafenpaar kinderlos bleiben und daher keine direkten Erben hinterlassen würde. Es zeichnete sich also ab, daß die Kinder der Schwester der Landgräfin das private Vermö-

gen des Landgrafen erben würden.<sup>4)</sup> So schrieb die Landgräfin 1815 an ihren Vater in Langenburg: „*Der gute Victor war den Augenblick bereit, Stanzels Schicksal ganz zu sichern. [...] Von dieser Seite darfst du also ganz ruhig für Stanzels künftige Existenz seyn. [...] Von Herzen hoffe ich, daß du, lieber Vater, nun gar keine Sorgen wegen Stanzels Glück mehr haben mögst. Auf allen Fall machen Victor und ich uns noch anheischig, mehrere ihrer Kinder, sollte sie welche bekommen, zu uns zu nehmen und erziehen zu lassen.*“<sup>5)</sup> Der Ehe des Fürsten Franz entstammten neun Kinder: Therese (1816–1891), Viktor (1818–1893), Chlodwig (1819–1901), Philipp Ernst (1820–1845), Amalie (1821–1902), Gustav Adolf (1823–1896), Joseph (1824–1827), Konstantin (1828–1896), Elise (1831–1920). Der älteste Sohn Viktor wurde 1840 erster Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey.<sup>6)</sup> Er bekleidete hohe Ämter im Königreich Preußen und im Deutschen Reich, war Präsident des preußischen Herrenhauses, Mitglied des preußischen Staatsrates und Freund des preußischen Königs Wilhelm I.<sup>7)</sup> Unter den nachgeborenen Brüdern traten besonders Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst als Bayerischer Ministerpräsident und Deutscher Reichskanzler, Prinz Gustav Adolf als Kurienkardinal in Rom sowie Prinz Konstantin als erster Obersthofmeister des Kaisers Franz Josef von Österreich in Wien an das Licht der Öffentlichkeit.<sup>8)</sup> Neben ihrem dynastisch ererbten Namen trugen sie den Zusatz „Prinzen von Ratibor und Corvey“.

Wegen der zu erwartenden Erbstreitigkeiten mit dem Kurfürstlichen Haus Hessen-Kassel setzte der Landgraf daher alles daran, „außerhessische“ Gebiete als Ausgleich zu bekommen. So wurde ihm zu Beginn des Jahres 1817 eine „*Allodial Herrschaft von 20.000 Thalern*“ zugestanden, wobei man zu-

nächst noch nicht wußte, „wird es Corvey oder ein Stift im Eichsfeld seyn.“<sup>9)</sup> Im Mai 1817 wußte man jedoch schon Genaueres: „Goessel ist nach Corvey, und ist es hinreichend zur Allodial Herrschaft von 20.000 Thalern Revenuen, wird es nächstens in Besitz genommen [...]. Für die Entschädigung ist noch immer Ratibor im Vorschlag.“<sup>10)</sup> Am 24. Juni 1820 übergab dann der Höxtersche Landrat Philipp Freiherr von Wolff-Metternich im Auftrag der Preußischen Regierung das Corveyer Schloß mit seinem Grundbesitz an den Landgrafen.

Das Fürstentum Corvey wurde dann ab 1822 von Fürst Franz verwaltet, der die Administration auch nach der Besitznahme durch das Haus Hohenlohe-Schillingsfürst im Jahre 1834 bis zu seinem Tode am 14. Januar 1841 weiterführte. Der Schwager des Landgrafen hatte nämlich aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse und der veränderten territorialpolitischen Situation nach einer neuen Aufgabe gesucht, so daß der Landgraf ihm schon 1820 die Verwaltung seiner außerhessischen Güter angeboten hatte: „Solltest Du in Schillingsfürst nicht bleiben wollen, so steht Dir die Administration von Corvey zu Dienst, in wessen Besitz ich noch dieses Frühjahr zu seyn hoffe; auch ist es noch wahrscheinlich, daß ich im Lauf des Jahres Ratibor erhalte. Führe daher ja Deinen Entschluß bald herauszukommen aus, und sei versichert, daß wir mit Sehnsucht und Ungeduld darauf harren.“<sup>11)</sup>

In seinem Testament hatte der Landgraf seine beiden Neffen Viktor und Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst als „Haupterben“ eingesetzt; darin heißt es: „Zu Unserm ersten Nachfolger und respective ersten Fideicommissberechtigten Besitzer bestimmen und ernennen Wir aus persönlicher Zuneigung und Affection Unsern Pathen, den Prinzen Victor von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, geboren den 10. Februar 1818; Derselbe soll gleich nach Unserm Tode nach Allerhöchster Genehmigung des Königs von Preuße Majestät den Titel ‚Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey‘ annehmen.“<sup>12)</sup> Als der Landgraf 1834 starb, war Erbprinz Viktor 16 Jahre und Prinz Chlodwig 15 Jahre alt. Zusammen mit

ihren Eltern Fürst Franz und Fürstin Constanze sowie sechs weiteren Geschwistern kamen sie im Herbst 1834 zum ersten Male nach Corvey, wo sie von nun an dauerhaften Wohnsitz nahmen.

Die Landgräfin von Hessen Rotenburg hatte die Erziehung ihrer Nichten und Neffen in Rotenburg stets mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und nahm sich auch persönlich ihrer Ausbildung an, da sie selbst keine Kinder hatte. Nach einem Besuch ihrer Schwester Fürstin Constanze in Rotenburg schrieb die Landgräfin über den etwa sechs Monate alten Prinzen an ihren Vater in Langenburg: „Der kleine Victor ist noch immer recht gartig, obgleich ein gutes freundliches Kind, was wohl auch noch hübsch werden kann.“<sup>13)</sup> Drei Monate später berichtet sie: „Der kleine Victor wird jetzt alle Tage artiger, und kennt mich schon recht ordentlich.“<sup>14)</sup> Auch die Schwestern der Landgräfin nahmen regen Anteil an der Erziehung der Fürstenkinder in Rotenburg. So berichtet Prinzessin Jenny Hohenlohe ihrem Vater in Langenburg: „Viktorle bekam vom großen Viktor zu Weyhnachten ‚Onkel Franzens Reise‘, die Harry auch hat, woraus Elise nun alle Morgen Viktor und Chlodwig erzählt, die ganz glücklich darüber sind, sehr aufmerksam zuhören und sich alles recht ordentlich merken.“<sup>15)</sup>

Die Prinzen Viktor, Chlodwig und Philipp Ernst besuchten von 1832 bis 1833 das Gymnasium in Ansbach und wechselten im Oktober 1833 auf das Gymnasium in Erfurt.<sup>16)</sup> Die Sommerferien 1835 verlebte die Familie wiederum in Corvey. In dieser Zeit wurden die jungen Prinzen durch Eltern und Erzieher mit Corvey vertraut gemacht, was zu einer ausgeprägten inhaltlichen Beschäftigung mit dem „Neuerbe“ führte. So zeichnete Erbprinz Viktor am 11. August 1835, also mit 17 Jahren, vom Weinberg aus ein eindrucksvolles Panorama der ehemaligen Abteigebäude und der umliegenden Weserlandschaft.<sup>17)</sup> Sein jüngster Bruder Prinz Constantin von Hohenlohe-Schillingsfürst (1828–1896) verfaßte im Sommer 1839 als elfjähriger Schüler in Corvey einen mit „zufrieden“ bewerteten Schulaufsatz unter dem Titel „Beschreibung der Gegend von Corvey“.<sup>18)</sup>



Abb. 1: Corvey von der Nordwestseite, gezeichnet von Victor Hohenlohe 11. August 1835  
(Fürstl. Bibliothek Corvey).

Schon sehr früh wurde auch das musikalische Talent sämtlicher Kinder gefördert, wie es in Adelshäusern üblich war. So bekamen die Prinzen Viktor und Chlodwig bereits mit fünf Jahren Klavierunterricht, eine Tatsache, die sich für die spätere musicale Entwicklung und ihre Interessen entscheidend auswirken sollte.<sup>19)</sup> Unterstützt wurde diese Erziehung durch die schulische Bildung und die späteren Studienaufenthalte. So berichtete Prinz Chlodwig am 3. März 1836 seinen Eltern in Corvey: „*Ketschau<sup>20)</sup> hat uns gestern ein sehr schönes, selbstkomponiertes Lied für Baßstimme mitgebracht, wir studieren es jetzt ein, und es wird Euch gewiß sehr gefallen. Gustels<sup>21)</sup> neues Klavier ist vortrefflich und hat, wie Ketschau sagt, einen besseren Ton als das in Corvey; Gustel spielt auch sehr eifrig darauf.*“<sup>22)</sup> Am 1. Juni 1837 schließen die Prinzen ihren Aufenthalt in Erfurt mit dem Abitur ab. Chlodwig schrieb: „*Frei sind wir jetzt auch von Sorgen, daher auch mehr in Corvey bei Euch als hier.*“ Am 3. Juni trafen sie in Corvey ein, am 23. Juni immatrikulierten sie

sich im nahen Göttingen, und im September traten sie eine Reise über Driburg und Paderborn an den Rhein (Neuwied) an.<sup>23)</sup> Die Osterferien 1838 wurden wieder in Corvey verbracht: „*Sentimental. Schöner April. Lektüre des Werther.*“ Im Sommersemester schrieben sie sich dann in Bonn ein. Zu den Kommilitonen gehörte auch Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha.<sup>24)</sup>

Von den Sommerferien 1839 in Corvey im Familienkreise berichtet Prinzessin Elise in ihren Aufzeichnungen: „*Wie schön es war, wenn die Brüder in den Ferien von der Universität nach Hause kamen und in das große Schloß in Corvey Leben brachten. In dem herrlich großen Zimmer saß meine Schwester Amalie am Klavier und begleitete meinen Bruder Chlodwig, der einen schönen Bariton hatte, oder sie sangen auch Duette. Als kleines Kind sah ich bewundernd zu den Geschwistern auf. Oder meine Schwester Thesi<sup>25)</sup> spielte auf der Harfe und sang dazu.*“ Auch im gesamten Jahr 1840 hielt sich die Familie

Schillingsfürst in Corvey auf. So schwärzte Prinz Chlodwig am 13. Februar 1840 von den dortigen musikalischen Genüssen: „*Ohne Musik ist der Mensch nur ein Halbmensch.*“ Die Oster- und Sommerferien verbrachten die Prinzen Viktor und Chlodwig wiederum in Corvey. Im September 1840 reisten sie dann nach London zur Hochzeit ihres Freundes Albert mit der englischen Königin Viktoria. Am 14. Januar 1841 starb Fürst Franz zu Hohenlohe-Schillingsfürst in Corvey, was Chlodwig veranlaßte, in seinem Göttinger Tagebuch zu notieren: „*Traurige Reise nach Corvey.*“ Fürst Franz wurde in der eigens im Auftrag der Mutter eingerichteten Gruft unter der Benediktuskapelle hinter der Corveyer Abteikirche bestattet.<sup>26)</sup>

Nach dem Tode des Vaters waren die drei Brüder übereingekommen, daß der jüngste von ihnen (Philipp Ernst) Fürst in Schillingsfürst werden sollte, da die beiden älteren Prinzen, Viktor in Ratibor und Chlodwig in Corvey, durch die Rotenburger Erbschaft gebunden waren. Im Juni 1841 reiste Prinz Chlodwig nach Schlesien, um seinen Bruder Viktor zu besuchen. Dieser war am 15. Oktober 1840 in Berlin zum Herzog von Ratibor und Fürsten von Corvey erhoben worden<sup>27)</sup> und hatte am 3. November 1840 seinen Einzug im Schlosse Rauden gehalten. Chlodwig bewarb sich nun mit Hilfe seines Bruders Viktor für den Vorbereitungsdienst in den preußischen diplomatischen Dienst, wozu er mit seinem Bruder nach Breslau und Berlin reiste. Die Entscheidung wollte er in Corvey abwarten, wohin er im Spätherbst 1841 zurückkehrte. Ungeduldig erwog er auch die Möglichkeit, auf den Staatsdienst ganz zu verzichten und in Corvey als freier Edelmann nach eigenem Geschmack zu leben. Doch das Verlangen nach politischer Tätigkeit nach dem Studium war stärker. So schrieb er von Corvey aus am 23. November 1841 an seine Mutter in Schlesien: „*Mein bisheriger Aufenthalt in Corvey hat mir die Unmöglichkeit mehr und mehr dargetan, mich je hier zu etablieren. Das hat sein Gutes. Ich steuere nun heimatlos in die Welt und muß mit Eifer einen Berufszweck verfolgen.*“ Am 19. Dezember 1841 konnte er seiner Mutter mitteilen, daß er die Berufung nach Berlin erhalten habe.



Abb. 2: Die Brüder Viktor und Chlodwig in Corvey  
(Photographie um 1860).

Die Erhebung des Prinzen Viktor zum Herzog von Ratibor, der Tod des Vaters und die Berufung des Prinzen Chlodwig nach Berlin bedeuteten für die Brüder eine Zäsur im persönlichen und beruflichen Leben. Beide waren nun Anfang 20 und herausgerissen aus einer in jedweder Beziehung ländlichen Idylle. Vor diesem Hintergrund ist auch die Bewertung des Verhältnisses zu seinem Bruder Viktor zu verstehen, die Chlodwig in der folgenden Tagebuchnotiz vom April 1842 abgab: „*Eines Vorteils muß ich entbehren und bin dessen doch so bedürftig. Einen Freund, irgendeine Seele, der ich trauen könnte, so ganz bis ins Innerste, dem ich Leiden und Freuden mittheilen könnte! Außer Philipp Ernst und Viktor habe ich nie dergleichen besessen.*“ Und 1844 vermerkte er fast melancholisch: „*Mitte Juli reiste ich nach Corvey und empfand dort recht wieder den Unterschied der Luft. Hier [in Berlin] Geist und Körper niederdrückend, dort erhebend. Dazu kam die freundliche Vereinigung mit Viktor, Gustav und Konstantin.*“ Außerdem freute er sich über das Glück seines Bruders Viktor,

der im Januar 1845 seine Verlobung mit Amélie zu Fürstenberg<sup>28)</sup> bekannt gegeben hatte. Am 19. Mai 1845 trafen sich dann alle Brüder in Donaueschingen zur Hochzeit des Bruders Viktor; der Bruder Philipp Ernst war zu diesem Zeitpunkt bereits ernsthaft erkrankt. Das Tagebuch verzeichnet: „*Frohe und doch schon getrübte Hochzeitstage.*“ Philipp Ernst Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst starb nur wenige Tage später. Prinz Chlodwig wurde nun „*regierender*“ Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, eine Tatsache, die nicht nur die Entwicklung der beiden Brüder wesentlich anders verlaufen lies, sondern auch die Zukunft Corveys und Ratibors in eine andere Richtung lenken sollte, als ursprünglich geplant.

Am 16. Februar 1847 heiratete Fürst Chlodwig in Frankfurt am Main Prinzessin Marie zu Sayn-Wittgenstein-Sayn (1829–1897); das junge Paar begab sich zunächst nach Corvey, von wo aus der Fürst am 5. März an seine Schwester Amalie schrieb: „*Ich habe kein andres Gefühl als das einer fröhlichen Frühjahrsstimmung, wenn man unter einem schattigen Baum auf einem nicht zu hohen Berg liegt und die Wolken über sich am blauen Himmel ziehen sieht. [...] Wir haben hier das vernünftigste, klarste, schönste Leben, das einem Sterblichen zuteil werden kann. Ein solches Glück wird aber besonders dadurch gehoben, daß man weiß, daß man nun doch nicht allein auf das idyllische Leben angewiesen ist, sondern nach wie vor am großen Rade der Zeit mitdrehen kann und besser als vorher und nicht eine Last von Sorgen uns in den Schmutz einer mediatisierten Langeweile herunterzieht.*“<sup>29)</sup> Das Paar mußte Corvey am 29. April überraschend verlassen, um die erkrankte Mutter zu besuchen, die bei ihrem Sohn Herzog Viktor in Rauden lebte. Der feierliche Einzug des Fürstenpaars am 29. Juni 1847 in Schillingsfürst wurde von der Krankheit der Mutter überschattet. Fürstin Constanze zu Hohenlohe-Schillingsfürst starb am 25. Juli 1847 in Rauden, wo sie an einem heißen Sommertag im Beisein ihrer Kinder beigesetzt wurde. Erst 1897 wurde sie auf Veranlassung des Fürsten Chlodwig in die Familiengrablege nach Corvey überführt, wo

sie nunmehr ihre letzte Ruhestätte an der Seite ihres Gatten gefunden hatte.

Fast 50 Jahre nach dem Tod der Mutter, am 8. Januar 1893, schrieb Fürst Chlodwig von Rauden aus an den Reichskanzler Caprivi:<sup>30)</sup> „*Eurer Excellenz beeubre ich mich ergebenst mitzutheilen, daß ich mich auf meinem Wege nach Rauden, wohin ich gereist bin, um meinen schwer erkrankten Bruder zu besuchen, einen Tag in Wien aufgehalten und auch den päpstlichen Nunzius Monsignore Galimberti besucht habe.*“ Weiter ist im Tagebuch unter dem 13. Januar 1893 zu lesen: „*Donnerstag den 5. [Januar] reiste ich von Straßburg ab mit dem Orientexpresszug, der um 4½ Uhr abgeht. Um 9 Uhr kam ich in Wien an. Konstantin erwartete mich im Hotel. Wir sprachen noch eine Zeitlang über Viktors Krankheit. [...] Am andern Morgen, Sonntag dem 7., fuhr ich mit Max Ratibor<sup>31)</sup> nach Rauden. Wie kamen um 8 Uhr in Hammer<sup>32)</sup> an, wo wir einen geschlossenen Wagen fanden, der uns wegen der großen Kälte willkommen war. Ich besuchte nach der Ankunft noch Viktor, den ich angegriffen fand, aber nicht besonders verändert. Er hatte nachmittags den Geistlichen kommen lassen, was ihm ein Bedürfnis gewesen war, ihn aber doch etwas affiziert zu haben schien. [...] Die zwei Tage, die ich in Rauden blieb, verliefen wie gewöhnlich. Viktor nahm viel Anteil an den Gesprächen, sein Aussehen war besser, und meine Anwesenheit schien ihm wohlzuend. Ich reiste Dienstag früh mit schwerem Herzen ab und fuhr mit Max nach Wien.*“ Wenige Tage später, am Abend des 30. Januar 1893, verstarb Herzog Viktor völlig unerwartet. Am 3. Februar 1893 fanden in der ehemaligen Raudener Abteikirche die Trauerfeierlichkeiten statt; die anschließende Beisetzung erfolgte in der neu angelegten Familiengruft unter dem Turm der Kirche.<sup>33)</sup> Tausende von Menschen waren nach Rauden gekommen, um Abschied vom Herzog zu nehmen. Nur wenige von ihnen fanden in der kleinen Kirche Platz, wo die Familie der vom Kardinal Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst zelebrierten Totenmesse und der anschließenden Trauerfeier im Beisein des Deutschen Kaisers Wilhelm II. sowie zahlreicher Vertreter des deutschen Hochadels und Repräsentanten

tanten aus Politik und Wirtschaft beiwohnte.<sup>34)</sup> Am 20. Februar notiert Chlodwig in seinem Tagebuch: „Heute nach der Ankunft [in Berlin] kam Viktor<sup>35)</sup>, den ich zum ersten Male nach dem Tode seines Vaters sah. Dann ging ich zu Margarete.<sup>36)</sup> Ein trauriges Wiedersehen.“

In Höxter befindet sich noch heute in der Corbiestraße Nr. 14 das einstmals als „Corveyer Prinzenhaus“ bezeichnete Gebäude. In diesem Haus, damals Grubestraße Nr. 14, starb am 29. Juni 1920 im 90. Lebensjahr Elise Prinzessin zu Salm-Horstmar, die jüngste Schwester von Viktor I. Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey.<sup>37)</sup> Sie wurde als Elise Prinzessin zu Hohenlohe-Schillingsfürst am 6. Januar 1831 – wie ihre Brüder – in Rotenburg an der Fulda geboren und erhielt den Vornamen ihrer im Jahr zuvor verstorbenen Tante Elise, der Gattin des Landgrafen Viktor Amadeus von Hessen-Rotenburg.

Der Name von Prinzessin Elise ist noch heute in Schillingsfürst lebendig<sup>38)</sup> durch das „Elisenstift“, ein von ihr im Jahre 1855 gegründetes Rettungshaus zunächst für Knaben, zu dem eine ebensolche Einrichtung für Mädchen und 1864 eine Abteilung für alte, sieche oder verlassene Menschen hinzukam. Prin-

zessin Elise verfolgte die Entwicklung der Einrichtung mit tätiger Anteilnahme. Auch nach ihrer Heirat und dem Umzug nach Höxter 1871 besuchte sie regelmäßig die Jahresfeste am 19. November, dem Tag der heiligen Elisabeth von Thüringen. Prinzessin Elise kam im Alter von drei Jahren zum ersten Mal mit ihren Eltern und Geschwistern nach Corvey. Hier verbrachte sie den größten Teil ihrer Jugend, wurde von Hauslehrern unterrichtet<sup>39)</sup> und lebte später mehrere Jahre im Schillingsfürster Schloß. Von ihren Brüdern stand ihr Chlodwig am nächsten, mit dem sie lange Gespräche führte und Briefe wechselte, auch über das evangelische Bekenntnis, das ihr eine Herzenssache war.<sup>40)</sup> In der Corveyer Bibliothek ist ein Liederbuch<sup>41)</sup> von ihr erhalten, das sie ihrem Bruder Chlodwig zur Silbernen Hochzeit widmete. Prinzessin Elise heiratete am 1. August 1868 in Schillingsfürst den Prinzen Karl zu Salm-Horstmar (1830–1909)<sup>42)</sup> und zog 1871 mit ihrem Mann nach Höxter. Die westfälischen Besitzungen des Herzogs von Ratibor und Fürsten von Corvey dienten auch fast vierzig Jahre nach dem Erbfall von 1834 der Versorgung der Geschwister aus dem Hause Hohenlohe-Schillingsfürst. Vor allem wurde die vielgerühmte Fürstliche Bibliothek von den Geschwistern benutzt.



Abb. 3: Das „Prinzenhaus“ in Höxter

(Federzeichnung von 1882).

Eifrigster Benutzer war Fürst Chlodwig, gefolgt von seinen Schwestern Elise und Therese. Auch Konstantin Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Obersthofmeister des Kaisers von Österreich, bediente sich häufiger der Bibliothek seines Bruders Viktor.<sup>43)</sup>



Abb. 4: Prinzessin Elise zu Salm-Horstmar in Höxter  
(Photographie um 1900).

Im Mai 1901 besuchte Elise Prinzessin zu Salm-Horstmar ihren Bruder Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst in Berlin. Dort versprach er ihr, sie noch einmal in Höxter zu besuchen. Der betagte Fürst reiste kurz darauf zu seiner Schwester nach Höxter und wohnte im Prinzenhaus an der Corbiestraße. Über diesen Besuch berichtet die Prinzessin: „*Mittwoch den 19. Juni [1901] traf er Nachmittags bei uns ein und blieb leider nur bis zum Freitag. Das schönste Sommerwetter hatte Gott für diese Tage geschenkt, und eine Fülle von Rosen umgab uns. Wir fuhren nach Corvey. Dort empfing ihn die Tochter eines Beamten mit einem Rosenstrauß und einem Gedicht. Wir betraten die Räume, wo wir in der Jugend zusammen gewesen waren. Mein Bruder schrieb auf einige Familienporträts,*

*über welche Unsicherheit geherrscht hatte, die Namen auf. Dann gingen wir in die Gruft, welche meine Mutter im Jahre 1841 für meinen Vater herrichten ließ und in welche 1897 auch der Sarg meiner Mutter überführt war. Die Kapelle über der Gruft ist ein Teil der alten Klosterkirche. Mein Bruder hatte die zwei Särge hier noch nicht zusammen gesetzt. Aus dem Schloß führt ein lieblicher Weg im Grünen bis zur Tür der Gruft, man sieht von da auf die waldfähigen Hügel des Sollings. Es war so feierlich, als mein Bruder auf diesem Wege langsam dahinschritt und sagte: „Nun sind es sechzig Jahre, daß unser Vater gestorben ist“. In der Gruft legte mein Bruder zwei Kränze von weißen Nelken auf die Särge, und es war ihm recht, daß ich die Bibelworte sprach: „Es wird gesät verwelchlich und wird auferstehen unverwelchlich“ und um eine selige Nachfahrt betete. Auf dem Rückweg wurde mein Bruder wieder mit Rosen begrüßt. Überall waren Rosen um ihn her. Der Besuch der Gruft war Donnerstag den 20. Juni morgens 11 Uhr. Genau drei Wochen danach ward mein Bruder in Schillingsfürst bestattet.“*

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schlillingsfürst starb am 6. Juli 1901 in Ragaz, acht Jahre nach seinem ältesten Bruder Viktor, der nunmehr nach 113 Jahren neben seinen Eltern im „Neuerbe“ Corvey seine letzte Ruhestätte gefunden hat.<sup>44)</sup>

## Anmerkungen:

- 1) Zur Besitzübertragung an den Landgrafen vgl. Günter Tiggesbäumker: *Die alten und die neuen Herren. Der Corveyer Fürstbischof Ferdinand von Lüninck und Landgraf Viktor Amadeus von Hessen-Rotenburg*, in: *Omnibus*. N. F. Nr. 34 (2000), S. 41–43.
- 2) Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit des Fürstentums und dessen territoriales Aufgehen in einem anderen Reichsstand.
- 3) Landgraf Viktor Amadeus von Hessen-Rotenburg (1779–1834) heiratete am 10. September 1812 in Langenburg Elise Prinzessin zu Hohenlohe Langenburg (1790–1830).
- 4) Die Landgräfin hatte am 01.12.1813 eine tote Prinzessin zur Welt gebracht und konnte da-

- nach keine Kinder mehr bekommen; ausführlich hierzu in Günter Tiggesbäumker: Viktor I. Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey, Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1818–1893), in: Westfälische Zeitschrift 144 (1994), S. 266–280.
- <sup>5)</sup> Rotenburg, 03.01.1815 (Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein [künftig zit. als HI-ZA Neuenstein], Bü 592).
- <sup>6)</sup> Hierzu Günter Tiggesbäumker: Das Herzogliche Haus Ratibor und Corvey. 4. Aufl. Werl 2006 (= Deutsche Fürstenhäuser, 5).
- <sup>7)</sup> Zur Beziehung des Hauses Ratibor und Corvey zu Preußen vgl. Günter Tiggesbäumker: Wie Corvey an Preußen kam. Eine Ausstellung im Sommersaal der Fürstlichen Bibliothek Corvey als Beitrag zum Preußenjahr 2001, in: Die Warte. Nr. 111 (2001), S. 2–4; und ders.: „Das Fest in Corvey“ – Der Besuch des preußischen Königs am 20. und 21. Oktober 1865, in: Jahrbuch Kreis Höxter 2006, S. 168–188.
- <sup>8)</sup> Ausführlich zu den vier Brüdern Hohenlohe-Schillingsfürst bei Hermann Rust: Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst und seine Brüder. Düsseldorf 1897.
- <sup>9)</sup> Brief der Landgräfin Elise an ihren Vater in Langenburg vom 20.02.1817 (HI-ZA Neuenstein, Bü 509).
- <sup>10)</sup> Brief der Landgräfin Elise an ihren Vater in Langenburg vom 30.05.1817 (HI-ZA Neuenstein, Bü 509).
- <sup>11)</sup> Brief des Landgrafen an Fürst Franz von Hohenlohe-Schillingsfürst vom 21. Mai 1820 (Fürstliches Archiv Corvey [künftig zit. als: Fl. A Corvey]).
- <sup>12)</sup> Testament des Landgrafen Viktor-Amadeus von Hessen-Rotenburg, ausgefertigt Corvey, den 5. November 1825 (Fl. A Corvey).
- <sup>13)</sup> Wildeck, 28.09.1818 (HI-ZA Neuenstein, Bü 592).
- <sup>14)</sup> Rotenburg, 09.11.1818 (HI-ZA Neuenstein, Bü 592).
- <sup>15)</sup> Rotenburg, 14.01.1823 (HI-ZA Neuenstein, Bü 592).
- <sup>16)</sup> Es handelt sich um das „Realgymnasium Erfurt“, aus dem zahlreiche bekannte Persönlichkeiten hervorgingen. Mit dem Wechsel der Schule wechselten die Prinzen auch „symbolisch“ von Bayern nach Preußen!
- <sup>17)</sup> Fürstliche Bibliothek Corvey [künftig zit. als: Fl. Bibl. Corvey].
- <sup>18)</sup> Fl. Bibl. Corvey.
- <sup>19)</sup> Die vom Autor arrangierte Ausstellung „Musik im Hause Ratibor“ in der Fürstlichen Bibliothek Corvey im Sommer 2007 dokumentiert die musikgeschichtlich bedeutende Zeit der Familie Ratibor und Corvey sowie Hohenlohe-Schillingsfürst im 19. Jahrhundert. Immerhin sind in der bemerkenswerten Sammlung an Musikliteratur zahlreiche Autographen, Notendrucke und Konzertprogramme von den vier Brüdern aus dieser Zeit überliefert. Namen wie Paul Lindau, Benjamin Bilse, Franz Schubert, Robert Schumann und Franz Liszt sprechen dabei für sich (ausführlich das Faltblatt zur Ausstellung von Günter Tiggesbäumker, Corvey 2007).
- <sup>20)</sup> Der Komponist Wilhelm Ketschau aus Dessau.
- <sup>21)</sup> Prinz Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der spätere Kurienkardinal.
- <sup>22)</sup> In Corvey sind zahlreiche Tasteninstrumente aus dieser Zeit erhalten, namentlich in der Bibliothek stehen zwei Klaviere, die den jungen Prinzen für ihre musikalischen Etüden gedient haben.
- <sup>23)</sup> Von den Reisen der Prinzen Viktor und Chlodwig sind in der Corveyer Bibliothek Tage- und Skizzenbücher überliefert. Sie zeugen von einer hohen künstlerischen Begabung auch auf zeichnerischem Gebiet. Vor allem das Notizbuch von einer Harzreise enthält zahlreiche qualitätvolle Landschaftsskizzen.
- <sup>24)</sup> Albert Prinz von Sachsen-Coburg und Gotha widmete dem Prinzen Viktor ein eigenhändig komponiertes Lied, das „Morgengebet“ nach einem Text von Joseph von Eichendorff, das in Bonn um 1830 entstand (erhalten in der Fl. Bibl. Corvey). Prinz Albert heiratete 1840 Königin Viktoria von Großbritannien, in demselben Jahr, in dem Prinz Viktor zum Herzog von Ratibor und Fürsten von Corvey ernannt wurde.
- <sup>25)</sup> Gemeint ist die musikalisch sehr begabte Prinzessin Therese zu Hohenlohe-Schillingsfürst, genannt Thesi, von der zahlreiche Musikalien in der Corveyer Bibliothek erhalten sind. Auch die genannte Harfe ist noch in Corvey erhalten, wie überhaupt zahlreiche weitere Musikinstrumente, speziell Klaviere aus dem Besitz der Familie oder Hinterlassenschaft der Landgräfin.
- <sup>26)</sup> Die vom Architekten Anton Gehtmann, der für den Landgrafen bereits die Bibliothek in Corvey eingerichtet hatte, im Auftrag der Fürstin Constanze zu Hohenlohe Schillingsfürst 1841 gestaltete Gruft unter der Benediktus-Kapelle der Abteikirche war ursprünglich als Famili-

- engrablege des 1840 neu gegründeten Herzoglichen Hauses Ratibor und Corvey vorgesehen. Mit dem Tod des ersten Herzogs Viktor 1893 wurde aber eine eigene Gruft unter der Schloßkirche des Familienwohnsitzes in Rauden angelegt, wo die verstorbenen Familienmitglieder nun bis 1945 bestattet wurden. Seit 1986 befindet sich die Grablege des Herzoglichen Hauses im Friedgarten von Schloß Corvey.
- <sup>27)</sup> Das seit diesem Zeitpunkt bestehende Herzogliche Haus Ratibor und Corvey geht also auf das alte fränkische Fürstengeschlecht Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst zurück. Es handelt sich um das erste (herzogliche) Haus des zweiten Zweiges vom ersten Ast des Gesamthauses Hohenlohe. Vgl. hierzu: Tiggesbäumker 2006, (wie Anm. 6).
- <sup>28)</sup> Amélie Prinzessin zu Fürstenberg (1821–1899), Tochter des Fürsten Carl Egon zu Fürstenberg, nachmalige erste Herzogin von Ratibor und Fürstin von Corvey.
- <sup>29)</sup> Acta, das Fürstenlager des Prinzen Chlodwig 18.02.-29.04.1847 in Corvey betreffend (Fl. A Corvey).
- <sup>30)</sup> Georg Leo Graf von Caprivi de Caprera de Montecuccoli (1831-1899) wurde als Reichskanzler 1894 von Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst abgelöst.
- <sup>31)</sup> Max Prinz von Ratibor und Corvey (1856-1924), vierter Sohn von Herzog Viktor I.
- <sup>32)</sup> Ratiborhammer, Bahnstation nahe Rauden.
- <sup>33)</sup> Zur Familiengruft und zur Umbettung der „älteren Generation“ des Hauses Ratibor vgl. Anm. 26 u. 44.
- <sup>34)</sup> Ausführlich über die Trauerfeierlichkeiten in Rauden und Berlin sowie über die Nachrufe und Traueradressen wird berichtet in Edmund Winterfeldt: *Aus Rauden's trübsten Tagen. Zum Gedächtnis Seiner Durchlaucht des unvergessenen ersten Herzogs von Ratibor aus dem Hause Hohenlohe*. Beuthen 1893.
- <sup>35)</sup> Viktor II. Amadeus, Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey (1847–1923), heiratete 1877 Maria Gräfin Breunner-Enkevoirth (1856–1929). Seit dieser Zeit lautet der offizielle Titel: Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey, Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Breunner-Enkevoirth.
- <sup>36)</sup> Margarete Prinzessin von Ratibor und Corvey (1863–1940), jüngste Tochter von Herzog Viktor I., seit 1887 verheiratet mit Hugo Freiherr von Reischach.
- <sup>37)</sup> Die Grabstätte der Prinzessin Elise befindet sich in der Familiengrablege der Fürsten zu Salm-Horstmar in Varlar.
- <sup>38)</sup> Claudia Hess-Emmert: *Elise Prinzessin zu Hohenlohe-Schillingsfürst*, in: *Schillingsfürst. Ein Heimatbuch*. Schillingsfürst 2000, S. 439-441.
- <sup>39)</sup> In der Fürstlichen Bibliothek Corvey werden auch heute noch die Schulhefte der Prinzessin und die ihrer Brüder Viktor, Philipp Ernst, Chlodwig, Gustav Adolph und Konstantin aufbewahrt.
- <sup>40)</sup> Im Hause Hohenlohe war es üblich, daß die Kinder getrennt nach ihrem Geschlecht die Religion der Eltern annahmen, so die Mädchen das protestantische und die Jungen das katholische Bekenntnis.
- <sup>41)</sup> Elise zu Salm-Horstmar: *Lieder*. Berlin 1897. Der Band erschien bei dem bekannten Berliner Verleger Alexander Duncker, der vor allem mit den Brüdern Viktor und Chlodwig Kontakt pflegte.
- <sup>42)</sup> Vgl. Egbert Thiemann: *Wilhelm Friedrich Fürst zu Salm-Horstmar*, in: *Westfälische Lebensbilder* Bd. 10, Münster 1970, S. 123–141, hier S. 135.
- <sup>43)</sup> Allein zwischen 1849 und 1851 verzeichnen die Ausleihbücher 110 durch Fürst Chlodwig entliehene Bände! Prinzessin Elisabeth zu Salm-Horstmar stand die Bibliothek durch ihren nahen Wohnsitz in Hörde natürlich sehr günstig zu Gebote; sie entlieh zwischen 1892 und 1904 fast ebenso viele Bände wie ihr Bruder Chlodwig. Die Ausleihen des Prinzen Konstantin und der Fürstin Therese zu Hohenlohe-Waldenburg (geb. Prinzessin zu Hohenlohe-Schillingsfürst) bewegen sich in einem eher „normalen“ Bereich. Interessant ist, daß die Herren ausschließlich französischsprachige Literatur bevorzugten, die Damen dagegen deutsche und englische Titel.
- <sup>44)</sup> Im Jahre 1998 wurden die Särge von Fürst Franz und Fürstin Constanze zu Hohenlohe-Schillingsfürst aus der Gruft unter der Benedictus-Kapelle in die neu angelegte Familiengrablege des Herzoglichen Hauses Ratibor und Corvey im Friedgarten des Schlosses zu Corvey überführt und beigesetzt. Am 15. Juli 2006 wurden 16 weitere verstorbene Familienmitglieder aus der Familiengruft unter der Klosterkirche in Rauden (Oberschlesien) nach Corvey überführt und ebenfalls im Friedgarten beigesetzt, darunter Viktor I. Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey, Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Zu den Familiengrablegen vgl. auch Anm. 26 und 33.

# Der Kaulberg – der siebte Bamberger Hügel

von

Tatjana Jakob

Anfang Juni hat die Stadt Bamberg die Erneuerung der Fahrbahnoberfläche am Kaulberg zwischen dem Schulplatz und der Kroatengasse abgeschlossen. Während der Bauarbeiten waren an manchen Stellen die Reste des alten Steinpflasters sichtbar, und das hat die Gedanken an frühere Zeiten geweckt, in denen so vieles anders war...

## Vorstadt

Der Name Kaulberg: (lat. Mons Globorum) ist 1174 erstmals überliefert. Möglicherweise von Kulen – einer alten Bezeichnung für Grubenanlagen. Jahrhunderte lang hat man die Sandbergwerke auf dem Porzelberg, südlich des Kaulberger Angers, ausbeutet. Die Arbeit

in den Sandstollen war sehr gefährlich. 1813 wurden schließlich die Sandgruben auf Kosten der Stadt eingeebnet. Ungeachtet des Polizeiverbotes legten die Sandgräber aber neue Stollen an. Das führte oft zu Unglücksfällen. So wurde 1936 der letzte Sandgräber Jakob Körner Opfer des Sandabbaus.

Der Kaulberg reicht vom Pfahlplätzchen bis zum Laurenziplatz und ist ein Teil der alten Handelsstraße von Würzburg nach Forchheim. Die Bebauungsgrenzen blieben bis heute im wesentlichen unverändert – mit der Ausnahme, daß seit 1986 der Autoverkehr vom Kaulberg zur Schranne nicht mehr über die Lugbank, sondern durch das Balthasar-gässchen an der Marienkapelle führt.



Das Wacht- und Torhaus am Oberen Kaulberg, abgebrochen im April 1821.

Abb.1: Das obere Torhaus am Kaulberg (Stadtarchiv Bamberg).

Im Gegensatz zur inneren Inselstadt, der eine Mauerbefestigung Schutz bot, waren die Vorstädte nur durch ihre topographische Lage geschützt. Die Kaulberger Vorstadt (Unterer und Mittlerer Kaulberg) war durch ein Tor im Süden abgeschlossen, das zwischen den Häusern Mittlerer Kaulberg 46 und 47 lag und ursprünglich das Oberste, später, nach Aufgabe des Unteren Kaulberger Tors am Pfahlplätzchen, Oberes Kaulberger Tor hieß.

1820 wurde beschlossen, das Torhaus mit dem angebauten Pflasterzollhaus abzubrechen, da es fast in der Mitte der Straße stand. Das anfallende Mauerwerk sollte bei der Neuanlage des städtischen Friedhofs wieder verwendet werden. Ein Teil der Mauer erinnert noch heute an die ehemalige Zollgrenze. Der untere Teil der Vorstadt, beherrscht durch die Obere Pfarre, war ehemals durch das Mittlere Kaulberger Tor abgegrenzt.



Abb. 2: Reste der Mauer an der ehemaligen Zollgrenze beim Oberen Tor.

### Häcker und Gärtner

Ursprünglich wurde in der Kaulberger Immunität, die ein Teil der Domimmunität war,



Abb. 3: „Die Häckermarter“ am Mittleren Kaulberg.

Weinbau durch die Häcker betrieben, deren Arbeit sehr mühsam und hart war. Als Warnzeichen für ungehorsame Häckerkinder und für ihre zornigen Väter diente die sogenannte Häckermarter – ein Bildstock aus Sandstein beim Mittleren Kaulberg 52. Laut der Inschrift war die Bildsäule 1618 als Totschlagsühne von Sebastian Huwner (Hübner) gestiftet worden. Dargestellt ist ein Mann in Zeittracht, der mit einer „Heppe“ (Hippe – einem Haumesser der Winzer) auf einen Knaben einschlägt. Dazu berichtet eine Sage folgendes: Damals war es strenge Sitte, daß Kinder beim Läuten der Abendglocke zu Hause zu sein hatten. Als der Vater seinen Sohn noch spielend auf der Straße vorfand, soll er ihn mit der Heppe niedergeschlagen haben. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde von dem Bildhauer Johannes Eichhorn eine Kopie des Bildstocks angefertigt und das Original für 100 Mark an den Altertums händler Seligsberger verkauft. Es ist seitdem verschollen.

Der Weinbau verlor vom 17. bis zum 19. Jahrhundert merklich an Bedeutung und

wurde durch den Hopfenanbau ersetzt. Zuletzt konzentrierte man sich vor allem auf Milch- und Obstwirtschaft. Die Bamberger Gärtnner haben ihre Produkte – Steckzwiebeln, Gemüse-, Kräuter- und Gewürzsaamen – weit über die Grenzen Bamberg's hinaus verkauft. Das Süßholz war das berühmteste Produkt Bamberger Gärtnner, das man sogar in Venedig erwerben konnte.

## Selbstverwaltung

Die Selbstverwaltung wurde von zwei Gemeindemeistern, einem Brunnen- und einem Wegemeister getragen. Über alle Einnahmen und Ausgaben wurden eigene Rechnungen geführt. Jeder Neubürger mußte einen, jedes zugezogene Ehepaar zwei Obstbäume pflanzen. Zu den Einnahmen zählten auch die Brunnengelder der Neubürger sowie Gelder zum Unterhalt der Feuereimer und Gebühren für den Verkauf von Fischen auf dem „Platz“, dem heutigen Schulplatz, der noch im 18. Jahrhundert ein Fischmarkt war.

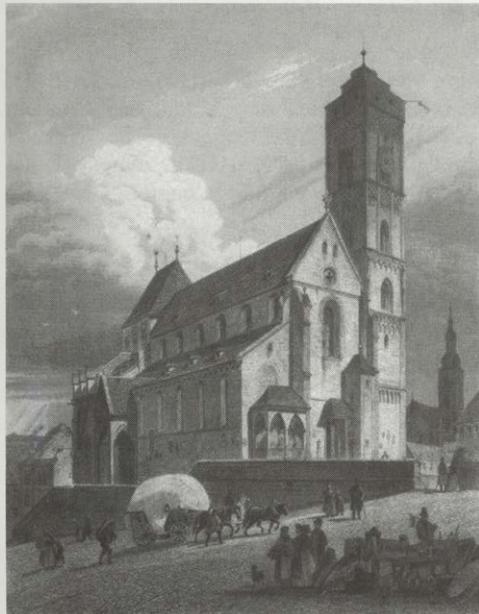


Abb. 4: Der „Platz“ bei der Oberen Pfarre am Kaulberg im Jahr 1706.

Die Versorgung der Bergstadt mit Trink-, Brauch- und Löschwasser war seit Beginn der

Besiedlung nicht einfach. Die Bewohner erhielten ihr Wasser aus öffentlichen und Hausbrunnen. Erst 1874 mit der Einrichtung eines Bamberger Wasserwerkes löste man die häufig auftretenden hygienischen Probleme. Der obere Ziehbrunnen und die „Hülen“ wurden aus der allgemeinen Kasse bezahlt, über die Brunnen am Karmelitenplatz, am Schulplatz und in der Hölle führte man eine eigene Rechnung. Unter „Hülen“ versteht man Wasserbecken, die keinen sichtbaren Zu- oder Abfluß besitzen. Die „Hülen“ wurden nicht von einer Quelle gespeist, sondern durch Regenwasser gefüllt. Nach dem Abriß des Oberen Tores im Jahr 1821 wurden beide „Hülen“ (vor und hinter dem Oberen Tor) zugeschüttet. Sie hatten ihre Funktion als Löscheiche, Tränken und Waschanlagen für Futter verloren. Mit der Übergabe des Gemeinearchivs 1804 an den Stadtverwaltungsrat endete die Selbständigkeit der Kaulberger Gemeinde. Die Bevölkerung bestand damals überwiegend aus Handwerkern.

## Wohnkultur

Vom Schulplatz aufwärts beginnt eine Reihe von zwei- bis dreigeschossigen Traufseithäusern, von denen einzelne im Kern noch aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammen und unter Denkmalschutz stehen. Ihr heutiges Erscheinungsbild geht meist auf Umbau- oder Erneuerungsmaßnahmen des 18. und 19. Jahrhundert zurück.

1379 wird das Anwesen Mittlerer Kaulberg 8, „Haus unten an der Ecken“ genannt, erstmals erwähnt. Aus dieser Benennung geht offensichtlich hervor, daß damals die Häuser Mittlerer Kaulberg 2, 4 und 6 noch nicht vorhanden waren. Statt dessen erweiterte sich die Straße hier zu einem dreieckigen Plätzchen, in dessen Zentrum der Vorgänger des Karmelitenbrunnens stand. Das Haus am Mittlerer Kaulberg 2, „Am Leutstock“ genannt, läßt sich erst seit 1728 dokumentarisch greifen. Auch das Gebäude Mittlerer Kaulberg 6 wird in jenem Jahr zuerst erwähnt und schließt die Reihe der drei Häuser ab, die während des 18. Jahrhunderts an die Karmelitenklostermauer angebaut wurden.



Abb. 5: Das Haus Mittlerer Kaulberg 8.

1699 befand sich im Haus am Mittleren Kaulberg 8 eine Schmiede; danach, zu Anfang des 19. Jahrhunderts ist ein Pfragner-Geschäft (d.h., ein zunftgebundener Klein-Krämer) überliefert. Die um 1740/1750 neu gebaute, über einem Sandsteinsockel massiv aufgehende Fassade mit leicht asymmetrischem Mansardendach ist farbig gefaßt – die Gliederungselemente sind grau und die Wandfelder rosarot gestrichen. Der gesamte Innenausbau des Hauses wurde im letzten Viertel des 19. Jahrhundert überformt und prägt das Haus noch heute. Eine steile Wendeltreppe, die nach oben zu immer enger wird, ein gewölbter Keller aus Sand- und Backsteinen, der keine Türpfosten besitzt, verleihen dem Haus ein romantisches und anheimelndes Flair.

Über der Haustüre befindet sich eine heut leere Figurennische. Die Hausbesitzerin, Frau Adelheid Zanner, vermutet, daß die Madonnenstatue in der Nische ein Opfer des Einmarsches der Amerikaner am Ende des 2. Weltkrieges wurde, als das Haus durch Geschosse beschädigt wurde. Georg Kober, der

Urgroßvater Frau Zanners, der nach der Angabe der Hausliste zur Aufnahme der Wahlberechtigten für die Reichstagswahl 1843 geboren wurde, erwarb das Haus um 1880. Er war Uhrmachermeister und hatte seine Werkstatt und sein Geschäft im Erdgeschoß. Die korbbogige Fensteröffnung nördlich der Haustüre diente wahrscheinlich als Schaufenster. Wie Frau Zanner zu berichten weiß, bewohnte die Familie, Eltern und vier Kinder, das ganze Haus alleine. Das Treppenhaus ist offen konstruiert und besitzt keine Flure, weswegen die Zimmer direkt im Treppenhaus beginnen. Dies ist ein Anzeichen dafür, daß diese Art Haus für eine Familie oder Großfamilie geplant war. Die Mansardenwohnung im Dachgeschoß wurde erst im Jahr 1951 in Anbetracht der damals existierenden Wohnungsnot eingebaut. Mittlerweile ist das Haus bereits in der vierten Generation in Familienbesitz.

### *Im Spiegel der Zeit*

Im Laufe der Zeit hat sich auf dem Kaulberg vieles ereignet: Trauriges und Lustiges, Ernstes und Kurioses. Manches davon hat sich dauerhaft in das Gedächtnis der Vorstadt eingeprägt: da sind die Häcker zu nennen, die den Boden der Weinberge bearbeiteten, oder die Säkularisierung 1803, in deren Zuge die Gebäude des Karmelitenklosters als Lazarett, Schulhaus und Kaserne genutzt wurden; dann der Gerichtsknecht Jacob Koy, der 1778 durch Nachlässigkeit einen Brand im Torhaus (Mittlerer Kaulberg 46) verursachte (als Folge dessen wurde schließlich eine Blechlatte für die Wache angeschafft, die den bisherigen Kienspan zur Abortbeleuchtung ablösen sollte); außerdem ein Radfahrer, der laut der Zeitung „Neues Volksblatt“ im Jahr 1930 gerade sein Rad den Kaulberg hinaufschob, als plötzlich unter seinen Füßen das Pflaster nachgab und er bis zu den Knien einsank. Es bildete sich ein mehrere Meter langes und zwei Meter breites Loch (durch den Bruch der Kanalisationsröhre); und schließlich die Fahrer der amerikanischen Panzer, die den Kaulberg hinunter donnerten und den Kindern Kaugummipäckchen zuwarfen...

Die Zeit vergeht, aber der Kaulberg bewahrt weiter seine bezaubernde Atmosphäre der ehemaligen Vorstadt. Wie immer liegt eine Art provinzieller Stille in der Luft, ungeachtet des regen Verkehrs; wie immer schmiegen sich die bunt getünchten Häuser aneinander, fast wie Siamesische Zwillinge – die Wände zusammen, die Dächer getrennt. Wie immer erinnert die Urbani-Prozession am er-

sten Sonntag nach Pfingsten an Papst Urban, den Patron der Winzer und Weinbauern; wie immer führt die „Laurenzi-Kerwa“ mit ihrem Karusseltrubel und verführerischen Geruch gebratener „Würstla“ die Kaulberger zusammen. Der Kaulberg bleibt unverwechselbar, weil er seine Traditionen weiter pflegt und lebt.

## Fränkische Ruhsteine und Steintische im Landkreis Forchheim

von

Otto Voit

Flurdenkmale, die bei der Bevölkerung beachtet sind, müssen klotzig in der Landschaft stehen und etwas hermachen. Ruhsteine und Steintische gehören kaum zu dieser Kategorie, sie schmiegen sich mehr oder weniger an das Bodenniveau an. Ihre Funktion ist oft vergessen, niemand braucht sie heute, und sie sind keinesfalls künstlerisch aufregend gestaltet worden. Fragt man jemanden im Ort, wo ein ganz bestimmter Ruhstein letztlich geblieben sein könnte, stößt man oft auf Unkenntnis und Verwunderung: „Was haben Sie gesagt? Was soll das sein? Das Wort habe ich noch nie gehört. Ruhstein – was ist das eigentlich?“ Schnell erkennt man, daß viele Umstände und Dinge zusammenwirken müssen, um die Bedeutung der alten Ruhsteine wieder ins Gedächtnis zu rufen.

### *Wem sie genutzt haben*

Wir müssen uns in eine Zeit zurück versetzen, in der es kaum breite Wege, geschweige denn viele Fahrzeuge gab. Nahezu alles, was man benötigte, mußte zu Fuß von Ort zu Ort gebracht werden. Pfade, nicht viel breiter als Wildwechsel, verbanden die Siedlungen und Weiler untereinander. Die Entferungen drückte man in Zeiteinheiten aus. Weil es kaum Uhren gab, schätzte man die Dauer der Wegstrecken nach einem inneren – nicht

nachprüfbares – Gefühl, indem man die Stunde vierteilte und den Arbeitstag etwa mit sechs Stunden Gehzeit insgesamt ansetzte. Nur wenige Straßen waren dem Fernhandel vorbehalten, mit Mautzahlungen belastet und manche Straße war – wie der Markgrafenweg von Ansbach nach Bayreuth – nur für den Fürsten und seine Jagdgesellschaft bestimmt.

In dieser Zeit war der Beruf des Lastenträgers sehr verbreitet. In den Städten gab es den Bürgerknecht und den Kohlemesser, zum Land hin die Reff- oder Kasten- und die Hühnerträger. Zumindest seit dem 15. Jahrhundert sind diese Berufe im Hausbuch der Mendelschen Zwölfrüderstiftung zu Nürnberg überliefert. Nur dem „Vogelhändler“ hat man sogar später eine Operette gewidmet. In der Mitte des 19. Jahrhunderts kamen die ersten Bäckerläden auf. Diese stellten Frauen ein, um täglich frisches Brot von Forchheim nach Ebermannstadt ausliefern zu können (Quelle: Physikatsbericht von Ebermannstadt). Ein Teilstück eines alten Refftragerwegs von Forchheim nach Weigelshofen zitiert Benno Ochs in seiner Ortschronik „Weigelshofen“ (Seite 342); der Weg zog sich unterhalb der Langen Meile im Eggerbachtal hin. Refftragerwege waren schmal und deckten sich streckenweise mit (breiteren) Kirchenwegen. Man kann es sich vorstellen, wie schwer die Lasten waren, die auf dem Buckel

tagen tagaus durchs unwegsame Land geschleppt wurden.

### Wo Ruhsteine zu finden sind

Ruhsteine lagen an den Wegen oder Straßen in Sichtweite der Ortschaften. Bei ihnen war es möglich, eine kurze Rast einzulegen und die Lasten in ihren Kästen für eine kurze Weile trocken und sicher abzustellen. Damit diese Rastplätze leichter gefunden werden konnten, lagen Ruhsteine neben weithin sichtbaren Martern oder Kreuzen beziehungsweise an Schnittpunkten von viel begangenen Wegen.

### Wie die Ruhsteine aussehen

Ruhsteine waren hauptsächlich Sandsteinplatten in quadratischer oder rechteckiger Form. Cirka 30 cm dick, um einen Meter etwa lang und vielleicht 50 cm breit. Diese Platten lagen auf zwei Sockelsteinen, rechteckigen Quadern. Der Ruhstein bildete somit eine Tritt- oder Sitzstufe im Gelände und konnte gelegentlich auch das Aussehen eines Steintisches haben.

Leider ist uns der Gebrauch nicht eindeutig überliefert. Ludwig Richter, der in Franken wunderbare Bilder festgehalten hat und zu Kupfer- oder Stahlstichen verarbeiten ließ, fand die niedrigen Ruhsteine wohl zu wenig attraktiv, um sie darzustellen. Sicherlich hat man hier die Rucksäcke oder Kisten abgestellt, überwiegend aber, um sie leichter wieder auf die eigenen Schultern wuchten zu können. Dabei war es vorteilhaft, wenn man das Lastengestell von unten fassen konnte. Ungewiß ist, ob die Ruhsteine auch zum Sitzen und als Tisch gedient haben mögen, wenn es bei der Rast um einen Imbiß ging, um die Bequemlichkeit des Trägers. Zwischen dem Markt Eggolsheim und der Stadt Forchheim befindet sich heute noch ein riesiger Ruhstein im unwegsamen Gelände, der wohl früher häufig von mehreren Lastenträgern gleichzeitig benutzt werden konnte.

Nicht auszuschließen ist, daß sich an den Ruhsteinen vor dem Ort auch Pärchen einfanden, welche die lauen Sommerabende genossen haben. Mindestens in Langensendelbach rankt sich um einen Ruhstein die Sage

vom Teufel, der nachts hier gesessen haben soll und die Besucher erschreckte. – Ob die Ruhsteine wohl deshalb heute im Morast versinken müssen?

Eine Sonderstellung nehmen Steintische ein, die als Prozessionsaltäre (lat. mensa) benutzt wurden. Man bediente sich ihrer an Ostern und Fronleichnam und anlässlich von Flurumgängen. Heute sind diese Umgänge selten geworden. Ein solcher Altar hat sich in Pinzberg vor einem Sandsteinbildstock erhalten. In Eggolsheim gibt es vier ähnliche Altäre, jeder in einer allseitig offenen Prozessionslaube, dahinter stehen steinerne Breitbildstücke aus dem 15. Jahrhundert beziehungsweise aus der Zeit um 1500. Vor der Kreuzbergkapelle von Hallerndorf steht ein weiterer Steintisch unmittelbar neben dem Haupteingang zur Kirche. Heute noch scheint er einzuladen, mitgebrachte Gaben an die zuständige Pfarre hier abzustellen.

### Die Zukunft der historischen Ruhsteine

Seit Generationen von Jahren ist die Kenntnis über die Ruhsteine verblaßt. Die Vorstellung von ihrer Bedeutung ist unklar geworden. So gibt es in Heroldsbach ein Steinkreuz, dessen einer Holm verloren gegangen ist. Das Steinkreuz sieht heute wie ein Stuhl aus und wird bei der Bevölkerung als Ruhstein bezeichnet. Noch verwirrender stellt es sich in Pinzberg dar. Am Weg zum Bahnhof steht am Waldrand ein Sandsteinpfiler mit tiefer Figurennische. Niemand weiß, weshalb man diese Marter einen Ruhstein nennt. In Schnaid, einem Ortsteil von Hallerndorf, wurde vor ein paar Jahren ein Ruhstein wieder aufgestellt. Leider liegt er nicht mehr auf dem Erdboden, sondern wurde senkrecht aufgerichtet. Die Bauarbeiter wußten nicht mehr, welcher Sinn hinter dem Wort Ruhstein einmal gestanden hat, als sie ihn aufstellten. In Reifenberg (Weilersbach) liegt seit Jahren ein zerbrochener Ruhstein neben einem Feldweg. Es will einfach nicht gelingen, daß man ihn flickt und neu ausrichtet, um ihn für ein paar weitere Jahrhunderte zu erhalten. Es steht mittlerweile schlecht um Zeugen unserer emsigen Arbeitswelt in der Vergangenheit.



So könnten einst (von links) ein Vogelhändler und (von rechts) ein Kastenträger an einem Ruhstein zusammengetroffen sein.

In Hallerndorf (Ortsteil Schlammersdorf) im Landkreis Forchheim steht in einem Wäldchen etwas verborgen an einem Waldweg dieser Kreuzstein. Das Buch „Steinkreuze und Kreuzsteine im Landkreis Forchheim“ von Werner Rühl, das der Landkreis Forchheim und die Deutsche Steinkreuzforschung 1999 aufgelegt haben, beschreibt ihn ausführlich.

Hier sei nur die Sage zitiert, „... daß vor unerdenklichen Zeiten ein Kastenträger oder Hausierer durch Mörderhand an diesem einsamen Platz gefallen sei ...“





Der größte Ruhstein im Gebiet liegt zwischen Forchheim und Eggolsheim, neben der Autobahn 73, nahe dem Rastplatz Forchheim in Richtung Bamberg. Er ist allerdings vom Rastplatz aus nicht zu erreichen.



Für Franken ist es typisch, Ruhsteine neben Bildstöcke oder Bildsäulen zu setzen, offenbar um sie leichter im Gelände finden zu können.

Die nebenstehende Gruppe findet man in einem Wäldchen neben der Staatsstraße 225, 256 zwischen Langensendelbach und seinem Ortsteil Bräuningshof, Landkreis Forchheim.

Der starke Moosbewuchs zeigt es an: Heute wird der Ruhstein weder zum Abstellen von Lasten, noch zum Ausruhen benutzt. Trotzdem erinnert er noch an fleißige Leute, die ihn früher oft aufsuchten.



Am Ortsausgang von Langensendelbach in Richtung Hagenau steht neben einem unbedeutenden Bächlein der Bildstock. Daneben liegt ein Ruhstein (130 cm x 95 cm), der von Gras völlig überwuchert ist.

Franz Zettler berichtet 1953 in seinem Buch „Flurdenkmäler des Landkreises Forchheim“: „An dem Platz ist es nicht ganz geheuer und er wird von der Bevölkerung bei Nacht gemieden. Als sich im vorigen Jahrhundert ein Handwerksbursche hier aufgehängt hatte, gewann das Unheimliche des Platzes erhöhte Beachtung und Verruf.“

Dr. Eberle erzählt in seinem Dorfbuch, daß „hier des nachts manchmal der Teufel gesessen habe“. Das allerdings habe sich immer als Sinnestäuschung herausgestellt, wenn der Wind Blätter und Äste bewegt habe.

Neben einem landwirtschaftlichen Weg von der Sohle des Wiesentals nach Reifenberg (Gemeinde Weilersbach) und zur Vexierkapelle auf der Höhe liegt dieser Rest eines Ruhsteins. Der Bildstock dazu ging vor kaum zehn Jahren erst endgültig verloren. Eines Tages lag er zerbrochen da, niemand weiß, wo seine Reste schließlich geblieben sind.

Die Flur heißt „in der Blöße“. Auch hier ranken sich Sagen um den Ort. Es bietet sich von dem Platz ein unvergleichlicher Blick über das Wiesental zum Walberla hin und zu St. Nikolaus, der Vexierkapelle. Wenigstens ein intakter Ruhstein könnte zum Verweilen einladen.





In Pinzberg, mitten in einem „heiligen“ Bezirk, der von der Annakapelle und der Marienkapelle gebildet wird, steht der große Steintisch und beschäftigt immer wieder die Phantasie von Wanderern, welche die Fränkische Schweiz erkunden und dabei gerne den letzten Geheimnissen unseres Gebietes nachsinnen.



Völlig anders sieht der Steintisch vor der Wallfahrtskirche auf dem Kreuzberg bei Hallendorf aus. Vielleicht haben die Wallfahrer einst hier ihre Gaben abgestellt, mit denen sie nachdrücklich auf ihre privaten Sorgen hinweisen wollten. Schließlich war das auch der Anlaß für manche Wallfahrt.

Steintische, die als Altäre benutzt wurden sind im Landkreis Forchheim noch in vielen Gemeinden vorhanden. Allein im Markt Eggolsheim stehen vier solcher Altäre (lateinisch: mensa), mitten im Wohngebiet neben den wichtigsten Ausfallstraßen. Zu jedem Altartisch gehört ein steinernes Altarbild aus dem frühen 15. oder aus dem 16. Jahrhundert. Fast immer sind die Bildstöcke an allen vier Seiten mit Reliefbildern versehen. Neben Szenen am Kreuz sind Heiligenfiguren abgebildet. Stets sind diese Feldaltäre in allseitig offene Lauben eingebaut.



In Pinzberg auf der Höhe hat sich ein weiterer Altartisch erhalten. Er steht vor einem Säulenbildstock und ist nicht überdacht.

Im Gegensatz zu den Ruhsteinen gelten die Bildstockaltäre immer noch als beliebtes Photomotiv anlässlich von Besuchen in der Fränkischen Schweiz.



Im 19. Jahrhundert tauchen stark strukturierte Pfeilerbildstöcke auf, die mit gußeisernen Kreuzen bekrönt sind. Beide Pfeiler stammen aus Heroldsbach, Landkreis Forchheim. Der Altartisch entwickelt sich aus der Form des Pfeilers heraus. Einer der beiden Bildstöcke zeigt den Schmuck zu Fronleichnam aus jüngerer Zeit.

Unten links: Ein Heroldsbacher Steinkruzifix mit einem heute noch verwendeten Altartisch. Unten rechts: Hallerndorf, Ortsteil Stiebarlimbach. Ein Altartisch von 1920.





Links: Nischenpfeiler in Pinzberg, Landkreis Forchheim. Der Volksmund nennt ihn „Ruhstein“.

Unten: Heroldsbach, Landkreis Forchheim. Offenbar wurde dem Steinkreuz ein Holm abgeschlagen, als man 1891/92 die Eisenbahnlinie Forchheim – Höchstadt a.d. Aisch baute. Weil der entstandene Torso einem Stuhl ähnelte, erfand der Volksmund den Begriff „Ruhstein“ für das Steinkreuz.



Gemeinde Hallerndorf, Ortsteil Schnaid. Vor der „Kapellenmarter“ steht etwas verschämt ans Gebüsch geschmiegt ein senkrecht gestellter Ruhstein. Man war sich wohl beim erneuten Aufstellen des Objektes nicht klar darüber, welchem Zweck der Stein einmal gedient hatte. Diese Unkenntnis ist heute leider kein Einzelfall.

## *Einladung zum 79. Bundestag in Baunach*

Satzungsgemäß lade ich die Delegierten und Mitglieder des FRANKENBUNDES zu unserem 79. Bundestag

**am Samstag, den 03. Mai 2008 nach Baunach ein.**

Die Vorsitzenden der Gruppen werden – entsprechend § 17 der Satzung – gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und die Tagesordnung für die Delegiertenversammlung werden den Gruppenvorsitzenden des FRANKENBUNDES rechtzeitig zugesandt.

10.30 Uhr

### **Festakt in der Aula der Verbandsschule Baunach**

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden, Herrn Dr. Paul Beinhofer,  
Regierungspräsident von Unterfranken

Grußwort des 1. Bürgermeisters von Baunach, Herrn Ekkehart Hojer

Festvortrag von Herrn Dr. Hubert Ruß:  
Die Stiefenburg ob Baunach – Geschichte und Geschichten

Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden, Herrn Dipl.-Ing. Heribert Haas,  
Präsident des Amtes für Landliche Entwicklung Oberfranken

### **Mittagessen**

15.00 Uhr

Delegiertenversammlung im Restaurant Rocus

### **Tagesordnung:**

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2007
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Bestätigung der neuen Schriftleitung
6. Informationen aus der Bundesgeschäftsstelle
7. Aktivitäten des Gesamtbundes 2008:  
Fränkisches Seminar / Bundesbeiratstagung
8. Vorstellung des Arbeitskreises Heimatmuseum Baunach
9. Bericht über die Gedenkfeier zum 50. Todestag  
von Dr. Peter Schneider
10. Verschiedenes
11. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 25. April 2008 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

*Dr. Paul Beinhofer  
I. Bundesvorsitzender*

**Einladung zum 48. Fränkischen Seminar**  
am 31. Mai und 1. Juni 2008  
in der Frankenakademie Schloß Schney  
zum Thema:

**Volksmusik? Gebrauchsmusik? – Eine fränkische Standortbestimmung**

Ein Seminartitel mit gleich zwei Fragenzeichen verheißt, daß es beim diesjährigen Seminar des Frankenbunds darum geht, Altes, vermeintlich Bekanntes zu hinterfragen und Neues zu entdecken. Konkret wollen wir uns die aktuelle Musiklandschaft Frankens und ihre Geschichte ansehen und uns besonders mit der Volksmusik auseinandersetzen. Unter der Leitung der Bezirksheimatpfleger von Ober- und Unterfranken, Prof. Dr. Günter Dippold und Prof. Dr. Klaus Reder, werden Referenten aus verschiedenen Arbeitsbereichen unser Thema beleuchten.

**Programm**

**Samstag, 31. Mai**

12:00 Uhr	Mittagessen
13:30 Uhr	Begrüßung durch den Ersten Bundesvorsitzenden des Frankenbundes, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, und die Leiter des Seminars, Prof. Dr. Günter Dippold und Prof. Dr. Klaus Reder
13:45–14:30 Uhr	<i>Prof. Dr. Günter Dippold, Bezirksheimatpfleger von Oberfranken</i> Gebrauchsmusik in der frühneuzeitlichen Stadt: die Türmer
14:30–15:15 Uhr	<i>Dr. Armin Griebel,</i> <i>Leiter der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik</i> Zur Geschichte der Volksmusikpflege in Franken
15:15–16:15 Uhr	Aussprache und Kaffee
16:15–17:00 Uhr	<i>Dr. Birgit Speckle, Bezirksheimatpfleger Unterfranken</i> Volksmusik und Gebrauchsmusik in der Kulturarbeit und Heimatpflege
17:00–17:15 Uhr	Aussprache
Abendessen,	anschließend gemütliches Beisammensein mit dem „Freien Fränkischen Bierorchester“

**Sonntag, 1. Juni**

9:00 – 9:45 Uhr	<i>Jürgen Gahn, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft fränkische Volksmusik, Bezirk Oberfranken</i>
9:45–10:00 Uhr	Volksmusik heute – eine Bestandsaufnahme
10:00–10:45 Uhr	Aussprache
10:45–11:30 Uhr	<i>Heidi Christ M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik</i> Geistliche Lieder aus Franken – Gott auf fränkisch loben
11:30–12:00 Uhr	<i>Dr. Guido Fackler, Akademischer Rat am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie / Volkskunde an der Universität Würzburg</i> Volksmusik? Kunstmusik? Populärmusik? Die musikalische Landschaft Würzburgs
Mittagessen,	Aussprache anschließend Abreise der Teilnehmer. <i>(Änderungen vorbehalten)</i>

Wenn Sie sich zum Fränkischen Seminar anmelden möchten, füllen Sie bitte das im folgenden abgedruckte Anmeldeformular aus und schicken es an die

**Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Hofstraße 3, 97070 Würzburg;**  
**Anmeldeschluß ist der 15. Mai 2008.**

## **ANMELDUNG**

zum 48. Fränkischen Seminar 2008: Fränkische Volksmusik  
31. Mai – 1. Juni 2008 in der Frankenakademie Schloß Schney

### **Teilnahmebetrag:**

Der Teilnahmebetrag beträgt im EZ 85,00 €, im DZ 150,00 €. In diesem Betrag sind folgende Leistungen enthalten: 1 Übernachtung mit Frühstück, 1 Vormittagsimbiss, 2 Mittagessen (3 Gänge), 1 Nachmittagskaffee, 1 Abendessen (kalt), Tagungsgebühr.

### **Verbindliche Anmeldung:**

Bitte melden Sie sich mit u.a. Abschnitt verbindlich bis zum 15. Mai 2008 in der **Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Hofstraße 3, 97070 Würzburg**, an und überweisen Sie den Teilnahmebetrag auf das Konto des FRANKENBUNDES:  
**Kontonummer: 42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken.**

Müssen Sie Ihre verbindliche Anmeldung später als zwei Wochen vor Seminarbeginn stornieren, muß der FRANKENBUND die Stornogebühren, die das Tagungshaus verlangt, leider an Sie weitergeben, es sei denn, es kann für Ersatz gesorgt werden.



Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich an zum  
*48. Fränkischen Seminar: Fränkische Volksmusik*

Vorname	Nachname	Geburtsdatum*
Vorname	Nachname	Geburtsdatum*
Straße	PLZ / Ort	Telefon*
E-Mail-Adresse*	// besondere Wünsche*	(* = freiwillige Angabe)

Anmeldeschluß: 15.05.2008!

Die Teilnahmegebühr von ..... € werde ich / werden wir bis zum 15.05.2008 auf das Konto des FRANKENBUNDES (Kto.: 42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken überweisen. Mit der Unterschrift erkenne(n) ich / wir auch die Teilnahmebedingungen an.

Datum

Unterschrift

# Kirche oder nur kirchliche Gemeinschaft? Zur Aktualität eines neuen Buches von Wolfgang Brückner über lutherische Bekenntnisbilder des 16.–18. Jahrhunderts

von

Hartmut Heller

In der Buchreihe „Adiaphora. Schriften zur Kunst und Kultur im Protestantismus“ erschien kürzlich als Band 6 eine 292 Seiten starke Untersuchung über „Lutherische Bekenntnisgemälde des 16. bis 18. Jahrhunderts“. Daß dieses Buch reich ausgestattet ist mit vielen groß- und (bisweilen leider arg) kleinformativen Farbfotos versteht sich von selbst; denn es werden hier ja Forschungen über Bilder vorgestellt. Und zwar solche eines ganz besonderen religionsgeschichtlichen Genres, was etwas auszuholen verlangt: Die Reformation Martin Luthers im 16. Jahrhundert hat die Kirche gespalten und die abendländische Welt in vielen Verhaltensformen polarisiert. Da aber die protestantische Geistlichkeit und lutherischen Fürsten so gut wie nie zugleich die überkommenen Kirchengebäude preisgaben und jene radikalen „Bildstürmer“ um Andreas Karlstadt (1522 „Von Abtuhung der Bilder“), die dort immerhin den Altbestand an Altären, Tafelbildern, Heiligenfiguren u.ä. hinauswerfen wollten, eine unterlegene Minderheit blieben, erkennen wir den Unterschied, ob wir eine dem Mittelalter entstammende katholische oder evangelische Kirche betreten, selten sofort an vorhandener oder fehlender schmückender Innenausstattung. Lediglich calvinistische Betsäle sondern sich als ziemlich kahl ab (vgl. Niederlande). In evangelischen Landen hingegen kamen sogar noch neue Bildtypen dazu: Als typisch evangelische Neuzutaten verbreiteten sich unzählige Kopien der Lucas-Cranach-Porträts Martin Luthers und oft auch seines vornehmsten Mitstreiters Philipp Melanchthon. Sie wollten nicht wundermächtige Kult- und Heiligenbilder im alten Sinne sein, sondern die-

nen vor allem der Memoria, der dankbaren Erinnerung und geistlichen Vergewisserung. Ähnliches gilt für eine zweite Bildergruppe, die bisher weniger systematisch Aufmerksamkeit fand und nun von Wolfgang Brückner, dem nach wie vor rastlosen emeritierten Lehrstuhlinhaber für Volkskunde an der Universität Würzburg, in gewohnter Souveränität umfassend aufgearbeitet wird. Bezugspunkt ist hier eine historische Schicksalsstunde, als nämlich beim Augsburger Reichstag 1530 sieben deutsche Fürsten und sechs Reichsstädte, darunter die fränkischen Nürnberg, Windsheim und Weißenburg, die Eckpunkte ihrer lutherischen Überzeugung in einer Bekenntnisschrift zusammenfaßten und mit ihrer Unterschrift besiegelten. Die Rede ist von der berühmten „Confessio Augustana“. Spätere Maler haben deren Übergabe an Kaiser Karl V., diese mutige Standfestigkeit lutherischer Fürsten und Ratsherren, dieses Monument einer folgenreichen evangelischen Lehrschrift, worin das Abendmahlsverständnis in beiderlei Gestalt ein Kernpunkt war, bildnerisch tradiert.

Brückner machte sich daran, diese Bildergruppe zu ordnen und als vielsagende konfessionsgeschichtliche Quelle auszuwerten. Allgemein definiert er: „Ein lutherisches Bekenntnisgemälde besteht einerseits aus einer symbolischen Darstellung der Überreichung der Confessio Augustana durch die Bekennerfürsten und Städte an den Kaiser 1530 in Augsburg und zugleich aus der bildlichen An-deutung vieler gottesdienstlicher Handlungen evangelischer Kirchenordnungen aus der Zeit um 1600“ (S.30). In simultaner Komposition

hat es dreierlei Wirkabsichten: Es will erzählen von einem Schlüsselereignis der Reformationsgeschichte, will als Wandschmuck an die seinerzeitige Glaubensentscheidung der örtlichen Gemeinde gemahnen, um daraus auch künftig Stärke zu ziehen, und will drittens als eine Art katechetische Lehrtafel, versehen auch mit allerlei schriftlichen Bibelzitaten, auf die nach lutherischer Doktrin auf drei reduzierten Sakramente Taufe, Beichte und Abendmahl sowie sonstige wichtige Kausalien hinweisen.

Insgesamt konnte Brückner fast vierzig Beispiele dieses neuen Bildschemas ermitteln und damit einen in solchem Umfang bisher unbekannten Korpus zusammenstellen. Sie streuen bis nach Oberschwaben, Hohenlohe, Thüringen-Sachsen und Schlesien, gehäuft treten sie jedoch in Franken auf (u.a. Lauf, Nürnberg, Windsheim, Ansbach, Roßtal (Mfr.), Weißenburg, Buchbrunn (Ufr.), Schweinfurt, Kasendorf (Ofr.), Kulmbach, Coburg). Keines davon entstand zeitgenössisch. Erst 1599, nun also bereits retrospektiv, erfand, ausgehend von einer Vorstufe in Gestalt des sog. Naumburger Versöhnungsbildes (Dresden 1565), der Nürnberger Maler Andreas Herneisen, den wir u.a. auch als mehrfachen Porträtierten des Meistersinger-Dichters Hans Sachs kennen, den vollen Prototyp der sog. Augustana-Gemälde. Sieben weitere, zum Teil nach theologischen oder politischen Sonderwünschen der Besteller deutlich variierende Kopien aus seiner Werkstatt (u.a. 1601 für die Reichsstadt Windsheim) und über nachgestochene Drucke zusätzliche Abwandlungen durch andere Künstler folgten. Von dieser um die Urfassung von 1599 gescharften Hauptgruppe heben sich mehrere Nebengruppen ab, deren eine z.B. die Figur des Kaisers wegläßt, während das hernach ebenfalls mehrfach wiederholte Eisenacher Diptychon von 1618 (1. Säkularfeier der Reformation!) als weiterentwickelnde hochpolitische Umschöpfung gelten kann. Aufs Ganze spiegeln die Augustana-Bilder deutlich die gerade um 1600 zur Vollendung kommende Konfessionalisierung Deutschlands wider, hier auf Seiten der lutherischen Orthodoxie, und haben als von örtlichen Obrigkeitkeiten und privaten Stiftern veranlaßte Augenpredigt im Kirchen-

schiff oder der Lateinschule selbst dazu beigetragen. Mit geübter akribischer Interpretationskunst, die z.B. allein aus der kompositorischen Raumgliederung dieser Gemälde jede Menge Informationsgehalt herausholt, widmet sich Brückner sodann eingehend auch vielen Kleinszenen am Rande, so daß wir zugleich viel erfahren über die neuen gottesdienstlichen Zeremonien und zugehörigen Realien. Da geht es z.B. um Gestühlordnungen, die noch lange unentschiedene Einkleidung der Pfarrer in altes Messgewand/Chorrock oder (Humanisten-)Talar mit Barett, den Kantor (= Lateinlehrer), die Singknaben und die anfangs eher kleinen Orgeln, um Stolgebühren in Form von Zinskerzen, Beichteiern oder Geld, um das Amt der Kirchenspießträger, den Katechismusunterricht („Kinderlehre“), die trotz des Primats der Predigt überraschend randliche Anbringung der Kanzeln, die Taufe der splitter nackten Neugeborenen, Eheschließungen, weiterhin benutzte offene Beichtstühle, die Spendung des Abendmahls aus Kanne und Hostiendose oder wie mit Namenslisten, Bocksfüßen u.ä. „Ketzer“ à la Zwingli und Calvin gebrandmarkt wurden. Ein ausführlicher Katalogteil, der alle einschlägigen Gemäldefunde nach Ort, Chronologie und Varianten ordnet, schließt das Werk ab. Es bietet weit mehr als nur Bildanalysen; es entschlüsselt vielmehr Bewegungen des Reformationszeitalters an allen Ecken und Enden. Die Beschäftigung mit dem Windsheimer Bildexemplar, das der Rat der Stadt jetzt dankenswerterweise an die 2007 neu eröffnete FFM-Abteilung „Museum Kirche in Franken“ abzugeben bereit war, gab Brückner den Anstoß zu dieser groß angelegten Monographie.

Über die „Macht der Bilder“, ihre mitunter polemische oder lehrhafte Verwendung und das „Mit den Augen Denken“ hat Wolfgang Brückner schon häufiger publiziert. Daher kann ihm kunsthistorische Inventarisierung allein nicht genügen. In zwei Vorkapiteln schildert er den jahrhundertealten Diskurs, wie sehr in der Religion Sinnlichkeit und Anschauung zurückzudrängen seien zugunsten reiner Wortverkündigung, und wendet sich dann Theologiefragen des Protestantismus zu, die zu erörtern man nicht unbedingt von einem (katholi-

schen) Ethnologen erwarten würde. Gerade allerdings Brückner kennen wir seit langem als ausgewiesenen Spezialisten für Themen des Glaubens, kirchenpolitische Strömungen und christliche Frömmigkeitspraxis. Am Umgang mit den auch nachtridentinisch noch gültigen sieben Sakramenten der katholischen Kirche, mit Fronleichnam, marianischer Rosenkranzverehrung, dem Schifflein St. Petri und anderen ikonographischen Motiven macht er mit stupender abendländischer Werkkenntnis deutlich, wo die Evangelischen auf Abstand gingen und wie begleitende katechetische Druckgraphik dieses Auseinanderschriften sichtbar machte. Wichtig wurden dabei besonders Luthers Abendmahlsslehre und seine „theologia crucis“; ihretwegen stellen die Augustana-Bekenntnisbilder (wie schon viele ihrer Vorläufer) allesamt so demonstrativ das Kruzifix ins Zentrum – den Erlösertod Jesu Christi, woraus allein „sola gratia“ die Evangelischen ihre Rechtfertigungshoffnung schöpfen; erlebbar kommt das Gnadenwirken des „lebendigen Kruzifixus“ den Gläubigen in seinem Sakrament, dem von ihm eingesetzten Abendmahl, entgegen. Luther selbst schrieb 1530: „Wer Lust hat Tafeln auf den Altar zu setzen, der sollte lassen das Abendmahl Christi malen“ (S.65 u. 115), ausdrücklich natürlich den Ritus in realpräzenter beiderlei Gestalt meinend. Ergänzende predigthafte Textzeilen, Schriftbänder, „dicta aurea“ und besonders die oft durch Goldbuchstaben noch stärker betonten Einsetzungsworte für das Abendmahl tauchen erstmals 1575 in einem schlesischen Epitaph auf. Gerade diese vielfachen Schrifteinträge und Autoritätsverweise lassen als Teilstudie sagen: Die hier behandelten Bekenntnisgemälde wollten nicht *Biblia Pauperum* für Leseunkundige sein, sondern zielten als „Denkbilder“, als „intellektuelles Phänomen“ und schier schon selbst Beispiele reformatorischer Worttheologie in erster Linie auf die Bildungsschichten der Reichsstädte und Residenzen. Zur Erläuterung all solcher Motiv- und Gestaltungsbesonderheiten ruft Brückner in hochgelehrter Manier (zugleich aber fast in Überfülle und manchmal etwas wiederholungsanfälligen Ge-

dankenschleifen) auch immer wieder Stränge älterer Traditionen auf.

Es ist ein Buch, das man nicht einfach liest, sondern studieren muß! Als es längst im Druck war, sorgte im Juli 2007 eine offizielle Verlautbarung aus dem Vatikan Papst Benedikts XVI. für viel Unmut und wurde als böser Rückschlag gegen das von so vielen Gläubigen gewollte ökumenische Miteinander praktizierender Christen empfunden: Sie beharrte auf dem alleinigen Wahrheitsanspruch der katholischen Kirche und billigte den Evangelischen weiterhin nur den Rang einer „kirchlichen Gemeinschaft“ zu. Es zeigte sich, daß der Streit um die richtige Konfession die Menschen noch heute aufwühlt, auch wenn nicht mehr wie 1530 Reichsacht, Kirchenbann, Inquisition, Ketzerprozesse, Folter, Kriege oder Landesverweisungen drohen. Das Bilderwesen gehört heute sicher nicht mehr zu den essentiellen Divergenzpunkten. Gleichwohl macht es noch immer Unterschiede deutlich, wenn die katholische Kirche z.B. nach wie vor an ihren Wallfahrtsstätten mystische Gnadenbildverehrung bejaht (die aber nicht zu der auch von ihr verurteilten „Idolatrie“, i.e. Bildanbetung zählt), während auf evangelischer Seite Bilder und andere Kunstwerke seit Luther lediglich unter die im religiösen Sinn nicht heilsnotwendigen, eher gleichgültigen Dinge rechnen („Adiaphora“). Der Name der mit Brückners Buch fortgesetzten Schriftenreihe, nämlich „Adiaphora“, wo es in anderen Bänden um Predigerpersönlichkeiten, protestantische Taufbecken oder Schriftaltäre des 16./17. Jahrhunderts in Nordwestdeutschland geht, drückt genau diesen Gedanken aus.

### **Wolfgang Brückner: Lutherische Bekenntnisgemälde des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die illustrierte Confessio Augustana.**

(= *Adiaphora. Schriften zur Kunst und Kultur des Protestantismus*, hg. v. Hasso von Poser im Auftrag des Landeskirchenamtes der Ev.-luth. Landeskirche Hannover, Bd. 7). Regensburg (Schnell & Steiner) 2007. ISBN 978-3-7954-1937-0, 292 S., 34.90 Euro.

# Ein fränkischer Abenteurer – Ernst von Bibra bereiste 1849/1850 Südamerika

von

Alexander von Papp

Abenteuer in fernen Ländern – wer denkt dabei nicht unwillkürlich an Karl May. Der Sachse hat freilich alle Reisen und Erlebnisse erfunden. Wirklich erlebte Entdeckungen und Abenteuer – das weckt Erinnerungen an große Forscher und an Schriftsteller wie z.B. Friedrich Gerstäcker, der seine Reisen und Erlebnisse in Nord- und Südamerika zu packenden Abenteuerromanen verarbeitet hat. Heute kaum mehr bekannt, doch von gleicher Bedeutung ist ein fränkischer Entdeckungsreisender und Abenteuerschriftsteller: Ernst von Bibra, der 1849/50 Südamerika bereiste. Ihn kann man jetzt neu „entdecken“ – in einer Neuausgabe seines 150 Jahre alten Reiseberichtes. Der Würzburger Autor Heinrich Pleiticha hat die 1854 in zwei Bänden erschienene Reiseerzählung in einer modernen Fassung als spannende und unterhaltsame Lektüre wiederaufgelegt. Ein Geheimtip für Freunde der Entdeckungs- und Abenteuerliteratur.

## Der Leser ist selbst dabei

1849: In Nürnberg beginnt eine fünfzehn Monate dauernde Reise, die von Bremen über den Atlantik in das noch wenig bekannte Südamerika führt. Die Stationen sind ebenso berühmt wie legendär: Rio de Janeiro, Kap Horn, Valparaiso und Santiago, Lima, die „Cordillera“. Bei dieser Lektüre reist der Leser selbst in der Mitte des 19. Jahrhunderts in das geheimnisumwitterte Südamerika. Sozusagen „hautnah“ überkommt ihn „die Lust an neuen, nie gesehenen Anblicken“, kann er die Neue Welt mit entdecken: die in farbigen, detailreichen Bildern geschilderten jungen Städte und ihr Volksleben, die exotischen Landschaften, die fremden Menschen und Völker – und auch die deutschen Einwanderer. Ausführlich und facettenreich erzählt

Ernst von Bibra seine Beobachtungen und Erfahrungen. Das beginnt bereits mit dem Ausgangshafen (Bremen) und der Seereise (als bevorzugter Passagier). Mitreißend nimmt er den Leser einfach mit hinein in die Verhältnisse und Atmosphäre auf dem engen Auswandererschiff, hinein auch in „die Freuden des Kap Horn“, das er zweimal umfährt. Was Bibra nach der Atlantiküberquerung resümiert, gilt für den ganzen weiteren Reisebericht: „So mag man mir denn nicht widerstreiten, daß ich recht treffend geschildert, und es dahin zu bringen gewußt, die Gefühle des Autors überzutragen auf den Leser.“

## Der Traum von Amerika

Als naturwissenschaftliche Forschungsexpedition hatte Ernst von Bibra seine große Südamerikareise angetreten. In vielen Einzelheiten und durchgängig fesselnd hat er mannigfaltige naturkundliche, geologische und landschaftliche Beobachtungen festgehalten, auch seine Freude, wenn er bei seinen Forschungen z.B. auf Gesteinsformationen traf, die ihn an Franken, an den Steigerwald erinnerten. Noch heute interessant sind die außerordentlich detailreichen Städtebilder, die Schilderungen der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowie der Lebensumstände, Lebensart und Einstellungen der Menschen, mit denen der deutsche Standesherr in Berührung kam. Mitgerissen begleitet man ihn auf seinen abenteuerlichen Exkursionen und Jagdausflügen in der freien Landschaft oder auf den gefahrvollen Reisen durch die Berge der „Cordillera“. Selbst im Zeitalter des „Globalismus“ und universellen Tourismus vermittelt dieser Reisebericht dem Leser die Gefühle und „Eindrücke auf den Fremden, der sich zum ersten Mal das Unbekannte besieht.“ Über die eigenen Situations-

nen, Unterkünfte, Mahlzeiten und Kosten spricht der Autor in einer Weise, die erkennen läßt, daß ihn wohl keine Geldsorgen plagten. Immer wieder überraschen, ganz nebenbei, eine Fülle von Einblicken: z.B. in die (in Brasilien damals noch nicht aufgehobene) Sklaverei – so empört den fränkischen Freiherrn die Behandlung und Mißhandlung von Sklaven (durch „sanfte deutsche Landsmänninnen“), nicht ohne freilich selbst zu „glauben, daß eine strenge Behandlung notwendig ist.“ Fasziniert erlebt er den harten Alltag der Rinderhirten (Vaqueros) oder die Ureinwohner und sogar eine indianische Begräbnisstätte, in der er noch nicht durchwühlte Gräber untersucht, so wie er keltische oder germanische Gräber „schon früher in Franken geöffnet hatte.“ Auch zeigt der Verfasser Verständnis für die Befreiungskämpfe (z.B. in Chile) angesichts der „Bedrückungen, welche die Spanier gegen ihre Provinzen ausgeübt haben.“

### Von der Wissenschaft zum Abenteuerroman

In der Neuausgabe dieses fesselnden Reiseberichtes stellt Heinrich Pleticha im Vorwort auch das interessante Leben und Werk des Ernst von Bibra vor. Dieser wurde 1806 in Schwebheim bei Schweinfurt geboren, auf dem Familiensitz der Freiherren von Bibra. In Nürnberg und Würzburg studierte er zunächst Jura, dann Naturwissenschaften, insbesondere Chemie. Anschließend betrieb er, anfangs auf Schloß Schwebheim und dann in Nürnberg, interessante chemische Studien, die zu mehreren wissenschaftlichen Veröffentlichungen führten, darunter z.B. „Chemische Fragmente über die Leber und Galle“ oder 1847 die „Untersuchungen über die Krankheiten der Arbeiter in den Phosphor-zündholzfabriken“. Diese frühe arbeitsmedizinische Publikation machte ihn in der Fachwelt bekannt und brachte ihm eine Goldmedaille des Königs von Preußen ein. Überraschend unternahm Bibra dann von April 1849 bis Juli 1850 eine lange Forschungsreise nach Südamerika (Chile, Bolivien, Peru), um

naturwissenschaftliche und landeskundliche Studien durchzuführen und Material für seine naturkundlichen Sammlungen zu besorgen. Wieder zuhause brachte der leidenschaftliche Forscher zunächst noch einige naturwissenschaftliche Arbeiten heraus. Zugleich erschienen erste Aufsätze über Südamerika. Dann veröffentlichte er 1854 in zwei Bänden den großen Gesamtbericht seiner Reise in Südamerika, der ihn weit hinbekannt machte. Nach weiteren Jahren wissenschaftlichen Arbeits vollzog Bibra einen schriftstellerischen Wandel. Ab 1863 begann er, seine persönlichen Reiseerfahrungen, Beobachtungen und Begegnungen literarisch zu verarbeiten. Es erschienen 15 Romane sowie viele Erzählungen nach dem Vorbild von Friedrich Gerstäcker, den er bei seinem Aufenthalt in Valparaiso persönlich kennengelernt hatte, und mit dem er später in Deutschland in gutem Kontakt geblieben war. Ganz oder teilweise in Südamerika spielen Erzählungen wie Erinnerungen aus Südamerika (1861) oder Aus Chile, Peru und Brasilien (1862) sowie fünf Romane wie z.B. El Paso de los Animas (Der Geisterpfad, 1870). 1878 ist Ernst von Bibra in Nürnberg gestorben. Über den Schriftsteller Ernst von Bibra schreibt Heinrich Pleticha: „Man sagt nicht zu Unrecht und ohne die Leistungen Bibras schmäler zu wollen, er sei ein besserer Naturwissenschaftler als Erzähler gewesen. Aber gerade unter den Erzählungen und Novellen sind eine ganze Reihe, die neben seinen zeitgenössischen Konurrenten wie Friedrich Gerstäcker oder Balduin Möllhausen als Charakterbilder durchaus bestehen können und eine Neuausgabe verdienen würden.“ Dieses positive Urteil wird voll und ganz bestätigt durch die jetzt vorliegende Neuauflage des noch immer spannend zu lesenden Berichts über die Südamerikareise, vielleicht das beste seiner Bücher überhaupt.

**Ernst von Bibra: Erinnerungen an Südamerika 1849-1850.** Hrsg. von Heinrich Pleticha. Lenningen (Edition Erdmann) 2007, 301 S., 12 zeitgen. Abb., 24.- Euro.

## Bücher zu fränkischen Themen

---

**Ulrich Wagner (Hrsg.): Geschichte der Stadt Würzburg. Vom Übergang an Bayern 1814 bis zum 21. Jahrhundert.** Stuttgart (Konrad Theiss Verlag) 2007. ISBN 978-3-8062-1478-9, Band III/1 und Band III/2 insgesamt 1585 S., 538 s/w und 76 Farabb., zahlreiche Karten u. Tabellen, geb., zusammen 66,- Euro.

Endlich ist sie komplett, die fast 3.500 Seiten umfassende Würzburger Stadtgeschichte. Unter der Ägide von Ulrich Wagner wurde nun auch der dritte Band ediert, besser gesagt, die Bände, denn die letzte Lieferung des Gesamtwerks besteht aus zwei Teilen. Der kleinere, um mit diesem zu beginnen, enthält den Anmerkungsapparat, die Literaturliste und ein Sach-, Personen- und Ortsregister, das in punkto Akribie seinesgleichen sucht. Daß dieser Anhangsband mit seinen rund 360 Seiten gut in der Hand liegt, wird der Benutzer beim Nachschlagen begrüßen, zumal man sich, wie bei den voraufgegangenen Bänden, nicht entschließen konnte, die Anmerkungen an das jeweilige Aufsatzende zu plazieren und der Hauptband bereits als Textteil mit 3 Kilogramm Gewicht „zu Buche schlägt“. Der Zusatzband enthält außerdem eine sehr reichhaltige Zeittafel sowie eine Übersicht über die Landesherren und Bürgermeister.

Der Hauptteil, der neueren und neuesten Geschichte Würzburgs gewidmet, beginnt mit dem Übergang, besser gesagt mit dem endgültigen Übergang des ehemaligen Hochstifts und damit der Stadt Würzburg an das Königreich Bayern. Die Folge der 35 Aufsätze und der 32 als „Schlaglicht“ bezeichneten Kurzreferate, wird eröffnet mit einer Einführung „Würzburg 1814–1869“ aus der Feder von Dirk Götschmann, die auf knappem Raum mit großer Materialfülle und trefflicher Schwerpunktwahl ein gelungenes Bild der städtischen Zustände und Befindlichkeiten des besagten Zeitraumes bietet. Harm Hinrich Brandt schließt in gleicher Manier daran mit dem Referat „Würzburger Kommunalpolitik 1869–1918“ an. Recht wenig Raum wurde der Weimarer Zeit zugestanden (Autor Mat-

thias Stickler), breit gefaßt dagegen sind wiederum die Ausführungen von Peter Weidischi über „Würzburg im Dritten Reich“.

Neben diesen, definierten Zeitabschnitten gewidmeten Übersichtsaufsätzen finden sich zahlreiche Referate, die thematische Schwerpunkte wie Schulwesen, kirchliches Leben, Wirtschaftsgeschichte, Literatur und vieles mehr aufgreifen und die an dieser Stelle naturgemäß nicht alle einzeln, vielmehr nur stichprobenartig gewürdigt werden können. Den gesamten Betrachtungszeitraum umgreift beispielweise der Aufsatz von Horst Günther Wagner „Die Stadtentwicklung Würzburgs 1814–2000“, den man ein brillantes Essay zum Thema nennen könnte, der sich jedoch aus eben diesem Grunde auf Anhieb wohl nur dem einschlägig Sachkundigen erschließen wird. Auch die sehr verhalten geäußerte Kritik zu Fehlplanungen und „Bausünden“ (Beispiel Buchner-Palais) läßt den Außenstehenden die Tragweite dieser Problematik allenfalls erahnen.

Ebenfalls einen wichtigen Beitrag lieferte Ursula Gehring-Münzel über die Würzburger Juden von 1803 bis zum Ende des ersten Weltkriegs, hoffentlich ein Indiz dafür, daß sich die Historiographie mehr und mehr auch dem jüdischen Leben vor dem Dritten Reich zuwendet. Vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung geht die Autorin auch auf die baulichen Akzente jüdischen Lebens ein, wie die Synagoge in der Domerschulstraße, die Lehrerbildungsanstalt in der Bibrastraße und das jüdische Krankenhaus in der Dürerstraße. Würzburg als Garnisonsstadt wird von Thomas Tippach untersucht, eine sicherlich wichtige und angebrachte Ergänzung des thematischen Spektrums. Wie in vorangegangenen zwei Bänden übernahm es Stefan Kummer, einen Abriß der bildenden Künste und der Architektur bis zum Zweiten Weltkrieg beizutragen, sicherlich eine der gelungensten Arbeiten dieser Stadtgeschichte. Ein essentielles Thema griff Peter A. Süß mit der Entwicklung der Hochschulen und Fachhochschulen auf, denn ohne diese Stätten von

Forschung und Lehre wäre die Unterfrankenmetropole kaum das, was sie heute darstellt. Die Ausführungen schließen mit dem Ausblick auf eine weiterhin günstige Entwicklung der Bildungseinrichtungen.

Die stets kurzgefaßten „Schlaglichter“ fo-kussieren auf interessante Einzelthemen, wie die Bibliotheken von Stadt und Universität, Firmengeschichten wie die von Koenig&Bauer, Frauen im Stadtrat oder auf einzelne Bauwerke wie die Luitpoldbrücke. Erfreulich ist bei dieser Stadtgeschichte, die durchaus offiziellen oder zumindest offiziösen Charakter hat, daß man sich auch derer erinnert, denen die Stadt und Ihre Bürger Abbitte schulden. Das ist keineswegs nur die Judenschaft als Ganzes, sondern betrifft auch Persönlichkeiten wie den Bürgermeister Behr, den Schriftsteller Leonhard Frank und den Schöpfer des Ringparks, Jens Person Lindahl.

Eigene Aufsätze sind den in den im Laufe des 20. Jahrhunderts eingemeindeten Ortschaften Heidingsfeld, Rottenbauer, Ober- und Unterdürrbach, Lengfeld und Versbach gewidmet, was historisch gerechtfertigt ist und von deren Einwohnern sicher mit Genugtuung zur Kenntnis genommen wird. Den Versbacher Aufsatz steuerte Christina Bergerhausen bei.

Wo die magere Quellenlage früherer geschichtlicher Epochen von sich aus ein publizistisches Regulativ darstellt (und nicht selten einen schmerzlichen Mangel bedingt), stellt in der jüngeren und jüngsten Geschichte eher die Flut der Daten und Aspekte die Herausgeber einer solchen Veröffentlichung vor schwierige Entscheidungen. Jedermann recht zu tun, wird hier schlechthin nicht möglich sein. So könnte man sich fragen, warum zwar ein sehr schöner, von Renate Schindler sachkundig bearbeiteter Photorundgang durch das unzerstörte Würzburg aufgenommen wurde, der Terrorangriff am 16. März 1945 aber nur in wenigen Zeilen erwähnt wird, obwohl über Ablauf und Hintergründe von Heinrich Dunkhase Fundiertes erarbeitet wurde. Zu „Würzburg als Garnison“ fragt sich, wieso diese Thematik nicht schon in Band 2 aufgegriffen wurde, denn Anfänge eines Kasernenwesens finden sich in Würzburg bereits mit dem Auf-

kommen der Stehenden Heere in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts. Und das nördliche Mainviertel war schon zu Balthasar Neumanns Zeiten mit zahlreichen militärischen Liegenschaften unterschiedlichster Art durchsetzt. Wie dem auch sei, der Herausgeber, sich der Notwendigkeit der meisterlichen Beschränkung wohl bewußt, fand ein tragfähiges Konzept zu einem Werk, dem man gerne bescheinigt, daß es „aus einem Guß“ ist. Der Benutzer wird sich zudem seiner befriedigten Feststellung anschließen, daß zu jedem Thema ein hochrangiger Referent gewonnen werden konnte. Bleibt zu sagen, daß diese wissenschaftlich ausgerichtete Stadtgeschichte erfreulicherweise auch für den Nicht-Historiker als anregendes Lesebuch sehr geeignet ist, wobei es sich auch der Rezensent nicht ersparen kann, den reichlich beanspruchten Begriff der „unerschöpflichen Fundgrube“ einmal mehr zu strapazieren.

Wolfgang Bühling

### **Wolf Wiechert: Eine Liebe in Kaliningrad.**

**Roman.** Horitschon – Wien – München (edition nove) 2006. ISBN 3-902528-69-9, 250 S., 15,90 Euro.

Hohenlohe oder Württembergisch Franken sowie Tauberfranken gehören, die Namen sagen es, zum vielfarbigen Spektrum Franken. Neben dem Altmeister Gottlob Haag sind für mich Dieter Wieland aus Hall am Kocher und Wolf Wiechert aus Nassig bei Wertheim die markantesten Autoren; das gilt für deren Prosa wie Poesie. 1989 erhielt Wiechert den Kulturpreis der Stadt Wertheim, zehn Jahre darauf den Lyrikpreis des Landes Baden-Württemberg. Geboren 1938 in Ostpreußen, flüchtete Wiechert im Winter 1945 über das Frische Haff und zwei Jahre später über die Oder in die Oberlausitz. Nach dem Abitur setzte er sich mit dem Fahrrad aus der DDR ab, studierte in Heidelberg und war dann Gymnasiallehrer in Wertheim. Wiechert produziert sparsam. Das bekommt seinen Texten: fünf Gedichtbände, zwei Bände Erzählungen, „Bach oder Eine deutsche Bildbeschreibung“ sowie „Das Treffen im Schloß“, und nun der Roman „Eine Liebe in Kaliningrad“.

Ein Endsechziger, Jacob Paul Brettin, fährt mit seinem Vetter 1998 in die alte Heimat. Das Visum für die russische Exklave Königsberg gilt für eine Woche. Ihr Reisemarschall Alexej, ein Alexis Sorbas-Typ, beherbergt und kutschiert die beiden. Bald stößt eine junge Frau zu dem Trio, Iryna. Der Blick aus ihren Huskieaugen verzaubert Jacob, und auch Iryna fühlt sich von dem sympathischen Deutschen, der ihr Vater sein könnte, angezogen. Bei den täglichen Wodka-Picknicks am Strand des Frischen Haffs, der Ostsee, bei Trakhenen, in Frischhausen und Waldau finden die beiden zueinander. Beschwingt fährt Jacob zurück und plant schon, mit Iryna in seinem Heimatort Cranz ein Café aufzumachen. Zuhause trifft ihn die Diagnose Prostatakrebs. Nach der Operation ist er nur noch ein Schatten seiner selbst. Mit der Nachricht von seinem Tod erfährt der Erzähler, ein junger Verwandter, daß Iryna einen Sohn geboren hat.

Der Erzähler kommentiert diese Liebesgeschichte partienweise, er schlägt gelegentlich den Bogen zurück, mischt sich diskret ein, aber auch der junge Prüßengott Potrimp sitzt mit der kleinen Gesellschaft im Baum oder Sanddornbusch, beiläufig, selbstverständlich. Wiechert hat die Atmosphäre, das Aroma des verwahrlosten Landes, die zwiespältige Haltung vieler der Neubürger erfaßt, besonders dicht bei Königsberg: „Man lebt auf dem mächtigen Deutschenschutt in dieser versteppten Stadt, hat seine Zelte darauf errichtet und versucht zu leben...“ Symbolträchtig das sogenannte Haus der Räte, auf den Fundamenten der gesprengten Deutschordensresidenz hochgezogen, ein wegen mangelhafter Statik nie bezogenes Monstrum, sechzehn Stockwerke hoch, halb schräg, abgesackt, Bauruine. Wolf Wiechert hat eine bewundernswert überzeugende Liebesgeschichte in einem Land zwischen den Zeiten geschrieben, die nicht nur Jacob, sondern auch den Leser verwandelt zurückläßt.

Carlheinz Gräter

**Bedeutung: Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz.** München (C.H. Beck) 2006, 350 S. m. 14 Karten. ISBN 3-406-55206-4, 29,90 Euro.

Reitzensteins Lexikon bayerischer Ortsnamen hat sich zu einem unentbehrlichen Arbeitsmittel für Lokal- und Regionalhistoriker entwickelt. Der rege Zuspruch äußert sich in der nunmehr vorliegenden dritten Auflage. Sie erläutert in mehr als 1100 Einzelartikeln die Entwicklung bayerischer Siedlungs- und Gewässernamen von der frühesten Nennung bis zur heutigen Form und leitet daraus den Ursprung und die Bedeutung der Namen her. Trotz des populären Ansatzes handelt es sich – wie schon bei den vorherigen Auflagen – um ein wissenschaftlich fundiertes Werk. Präzise Nennung datierter Belegstellen einschließlich differenzierter Bewertung originaler oder kopialer Überlieferung lassen ebenso wenig Wünsche offen wie die von jahrzehntelanger Erfahrung getragene Interpretation des Namensmaterials. Besonders sei auf die zahlreichen Belege für frühneuzeitliche Neolatinisierungen bzw. Gräzisierungen von Ortsnamen hingewiesen. Hier findet sich ein noch unausgeschöpfter Fundus an wahren Schmuckstücken, der einmal eine systematische Analyse verdiente! Das extrem kondensierte Zitationssystem eröffnet auch Zugänge zur wissenschaftlichen Diskussion.

Gegenüber den Vorauflagen wurde die Zahl der Ortsartikel beträchtlich erhöht. Nicht nur Städte und Märkte, sondern auch alle sonstigen Gemeinden, dazu auch eine Auswahl von (Pfarr-)Dörfern sind nun vertreten. Vergleicht man die Einzelartikel mit den Vorauflagen, so scheinen sie nur auf den ersten Blick weitgehend unverändert. Tatsächlich sind an vielen Stellen Präzisierungen vorgenommen worden. Die seit dem Erscheinen der letzten Auflage 1991 neu hinzugekommene Literatur ist in großer Gründlichkeit in die Überarbeitung eingeflossen. Änderungen im Satz und Buchformat erhöhen die Benutzerfreundlichkeit – bei gleichzeitig moderatem Preis.

Aus fränkischer Perspektive schmerzt freilich die Konzentration auf die altbayerischen Regierungsbezirke Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz. Für fränkische Ortsnamen

**Wolf-Armin Frhr. v. Reitzenstein:** Lexikon bayerischer Ortsnamen. Herkunft und

bleibt der Ratsuchende, sofern nicht für einzelne Kreise die allerdings zum Teil älteren Bände des Historischen Ortsnamensbuches der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (derzeit Königshofen, Uffenheim, Ebermannstadt, Kulmbach, Rehau-Selb, Scheinfeld, Pegnitz, Ebern und Hofheim, Gunzenhausen, Weißenburg, Schwabach, Fürth) vorliegen, auf die Ausgabe von 1991 angewiesen. Es bleibt somit zu hoffen, daß Autor und Verlag die Ausgliederung als Chance verstehen, in naher Zukunft einen eigenen Band mit den drei fränkischen Regierungsbezirken mit derselben Sorgfalt und Präzision und mit demselben Grad an Aktualisierung und Erweiterung der Einzelartikel nachfolgen zu lassen.

Rainer Leng

**Edgar Lösch: „Mei Schweinfurt is mer lieb und wart ...“. Schweinfurt und seine Heimatdichter.** Schweinfurt 2006, 256 S., reich illustriert, 26,- Euro.

Das Lebenswerk des 1788 in Schweinfurt geborenen Dichters und Orientalisten Friedrich Rückert erfährt gegenwärtig eine Renaissance. Obwohl dieser gerne in Vers und Prosa über Begebenheiten aus seinem Leben in Franken reflektiert hat, wird man den großen Sprachmeister gewiß nicht unter die Heimatdichter einreihen wollen. Und doch zählen viele der Schweinfurter Verseschmiede, denen Edgar Lösch seine Anthologie gewidmet hat, zu Rückerts Bewunderern und beziehen sich auf ihn und sein Werk. In der Tat ist das in Schweinfurt offenbar besonders ausgeprägte Genre der Heimat- und Mundartdichtung ein Geschöpf des 19. Jahrhunderts. Nun war es nicht mehr nur die für viele unerreichbare Schönheit Italiens, sondern auch die der engeren Heimat, die in Liedern und Texten besungen wurde.

Auf zwei referierende Einleitungskapitel über den Dialekt und über die fränkische Heimatdichtung läßt Edgar Lösch in seinem Hauptteil 22 Kurzdarstellungen von Schweinfurter Dichtern mit kurzen biographischen Skizzen und ausgewählten Textbeispielen folgen. Meist waren es die einfachen Bürger, manche sogar aus durchaus ärmlichen Ver-

hältnissen, die in ihrer Freizeit zur Feder griffen und Heiteres oder Ernstes aus ihrem Alltag glossierten. Der Bogen spannt sich von dem Buchbindermeister Johann Jakob Kämpf (1799–1873) über den Schuster Conrad Rimrod (1816–1882) bis zum „Schrannenmeister und Poeten“ Heinrich Kupfer (1848–1922) sowie den unvergessenen Bäckerwirt Otto Kohl (1909–1978). Es folgen weitere Beispiele von Gelegenheitsdichtungen zu festlichen Ereignissen allgemein, zur „Mostschenkenpoesie“, zur Schweinfurter Schlachtsschüssel oder zum Brauchtum im 1833 gegründeten Gesangverein Liederkranz. Ausführungen zu Friedrich Rückert schließen den darstellenden Teil des stattlichen Bandes ab.

Edgar Lösch, bis zu seiner Pensionierung Leiter der Sanierungsstelle der Stadt Schweinfurt, erhebt nicht den Anspruch, als Kulturwissenschaftler eine abschließende Monographie zu Dialekt und Schweinfurter Heimatdichtung verfaßt zu haben. Mit Liebe zu seiner Heimat und immensem Sammlerfleiß aber hat er eine stattliche Sammlung von Dichtern und Poeten mit Proben ihres Schaffens zusammengetragen, die es wert sind, der Vergangenheit entrissen zu werden. Mehr als 200 Abbildungen ergänzen die Texte und lassen ein anschauliches Bild von Alt-Schweinfurt im Betrachter aufsteigen. Häufig genug nur noch antiquarisch oder in wenigen Kopien erhalten, bieten die von Edgar Lösch ausgewählten Beispiele oft einen tiefen Einblick in die sonst kaum überlieferte „Stimme des Volkes“. Daß solche Texte auch im Zeitalter von Photohandy und Internet lebendig sind, davon zeugt der auf die Zeichnung „Gespräch der Marktweiber“ von dem unvergessenen G. Hubert Neidhart zurückgehende Umschlag nachdrücklich.

Erich Schneider

**Erich Schneider/Uwe Müller (Hrsg.): Spurenreise 1806-2006. 200 Jahre Pfarrei Heilig Geist. 200 Jahre Katholiken in Schweinfurt.** Schweinfurt (Reimund Maier Verlag) 2007 (=Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 22). ISBN 978-3-926896-29-2, 334 S., zahlr. Abb., 17,80 Euro.

264 Jahre gab es in Schweinfurt keine Bürger katholischen Glaubens. Diese Zeitspanne reichte von der Übernahme der Reformation 1542 bis die Freie Reichsstadt an das Kurfürstentum und spätere Königreich Bayern überging. 1806 wurde die erste katholische Gemeinde – Heilig Geist – gegründet. Zunächst wurde der Gemeinde die alte Spitalkirche (Spital zum Heiligen Geist) für die Messe zur Verfügung gestellt. Interessant ist, daß zumindest der Chor dieser Kirche aus vorreformatorischer Zeit stammt und damit wieder katholisch wurde. Erst im Jahr 1902 konnte der erste eigene Kirchenbau einer katholischen Gemeinde, die Heilig-Geist-Kirche, bezogen werden. Die 200 Jahre katholischen Glaubens- und Gemeindelebens werden im Buch geschildert. Heute haben sich die Konfessionsverhältnisse in Schweinfurt umgekehrt.

Der gut ausgestattete Band enthält überarbeitete Referate, die bereits im Herbst 2006 öffentlich vor großem Publikum vorgetragen wurden. Sie kamen unter wissenschaftlicher Begleitung der Universität Würzburg und des dortigen Diözesanarchivs zustande. Die Drucklegung wurde durch großzügige Spenden und Zuschüsse aus privater und kirchlicher Hand möglich. Perfekt wäre noch ein Autorenverzeichnis. Der Würzburger Bischof Dr. Friedhelm Hofmann eröffnet den Band mit einem Grußwort. Das Vorwort der Herausgeber, Dr. Erich Schneider, Leiter der Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt, und Dr. Uwe Müller, Leiter des Stadtarchivs, folgt. Den Auftakt der wissenschaftlichen Beiträge macht Dr. Thomas Horling, wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Kommission für bayerische Landesgeschichte an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, gefolgt von Prof. Dr. Wolfgang Weiß vom Lehrstuhl für Fränkische Kirchengeschichte der Universität Würzburg. Weiter gibt es Aufsätze von Thomas Wehner M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Diözesanarchiv Würzburg, Pfarrer Dieter Schorn, Pfarrbeauf-

tragter von St. Josef, Michael Pfrang, Kathi Petersen, Dipl.-Theol., Klaus Kispert, ehrenamtlicher Archivar von Heilig Geist, Andrea Brandl M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt, u.a. Sie berichten zunächst chronologisch nahezu ab der Reformation von der Spurensuche katholischen Geisteslebens in der Reichstadt. Die Gründung der ersten Pfarrei nach dem Übergang an Bayern, Wachsen und Werden der Pfarrei, Freie christliche Gemeinde, Kulturmampf, katholische Arbeiterbewegung, die Weiterentwicklung der Pfarreien in Schweinfurt mit der dominierenden Persönlichkeit „des Stadtpfarrers“ im 20. Jahrhundert, Anton Niedermeier, werden dargestellt. Das Verhältnis der beiden großen christlichen Kirchen zueinander wird aufgezeigt, ein Verzeichnis der Pfarrer und Kapläne von Heilig Geist folgen und die aktuelle Diskussion um die Pfarreistruktur wird angerissen. Abschließend befassen sich drei Beiträge mit bau- und kunstgeschichtlichen Fragestellungen. Zunächst wird die Baugeschichte der neuromanischen Heilig-Geist-Kirche ausführlich gewürdigt, dann werden architektonische Aspekte der katholischen Kirchenbauten in Schweinfurt beschrieben und schließlich die künstlerische Ausgestaltung dieser Kirchen in den Mittelpunkt gerückt. Als Schweinfurter Besonderheit wird das explosionsartige Entstehen der katholischen Kirchengemeinden, die aus der Urpfarrei Heilig Geist hervorgingen, erläutert. Dies beginnt bereits zwischen den beiden Weltkriegen durch einen starken Zustrom an Katholiken aus dem Umland und verstärkt sich noch, wie überall in der Bundesrepublik, durch viele Neugründungen von Gemeinden in Neubauvierteln für die große Schar der Vertriebenen.

Insgesamt ein gelungenes Werk zur 200 Jahr Feier von Heilig Geist. Aber auch ein bleibendes Nachschlagewerk für 200 Jahre Kirchen- und Stadtgeschichte. Alle Mitwirkende haben Ihr Verdienst daran.

Thomas Voit

# Eine Gedenkstätte für den Hitlerattentäter Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg in Bamberg?

von

Tatjana Jakob

Im Zusammenhang mit dem hundertsten Geburtstag des Hitlerattentäters Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg hat sich in Bamberg einiges getan. Es wurden von Gemeinschaften und einzelnen Personen verschiedene Initiativen entwickelt, es wurde diskutiert, debattiert, präsentiert. Dies lässt sich auch sehr gut nachvollziehen, denn der Name Stauffenberg ist nicht nur aufs Engste mit der Geschichte der oberfränkischen Stadt Bamberg verbunden, sondern mittlerweile längst Teil der Weltgeschichte. In der Weltkulturerbestadt Bamberg hatte von Stauffenberg die schönsten Jahre seines Lebens verbracht: Im März 1926 schlug er hier seine militärische Laufbahn ein, um seinen Dienst in der traditionellen Reiterstaffel abzuleisten. Hier ging er spazieren, schmiedete Zukunftspläne, hier heiratete er und wohnte zusammen mit seiner Familie im Haus Schützenstraße 20 mitten im Bamberger Hain.

## Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg

Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg (Abb. 1) wurde am 15. November 1907 bei Jettingen in Bayern geboren. Sein Vater Alfred Schenk Graf von Stauffenberg bekleidete das Amt eines Oberhofmarschalls. Seine Mutter Caroline war eine geborene Gräfin von Uxkull-Gyllenband. Seine Geschwister, die Zwillingsbrüder Alexander und Berthold, runden das Familienbild ab. Claus von Stauffenberg verbrachte seine Kindheit in Stuttgart und im Sommersitz der Familie Albstadt-Lautlingen. Beim Besuch in



Abb.1: Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg.

einem Heidelberger Mädcheninternat lernte er die 16jährige Nina Freiin von Lerchenfeld, Tochter des fränkischen Generalkonsuls Gustav Freiherr von Lerchenfeld kennen, die damals in Bamberg das Lyzeum besuchte. 1930 folgte die Verlobung und am 26. September 1933 die Heirat in Bamberg (Abb. 2). Der Ehe entstammen insgesamt fünf Kinder.



Abb.2: Das frischvermählte Ehepaar Claus und Nina von Stauffenberg.

1936 wurde von Stauffenberg zur Generalstabsausbildung an die Kriegsakademie nach Berlin berufen, die er 1938 absolvierte. Stauffenbergs allmähliche Distanzierung vom nationalsozialistischen Regime begann nach der Reichspogromnacht. Die Kriegsführung im Osten gegen die Sowjetunion und die planmäßige Ermordung der Juden überzeugten ihn endgültig vom verbrecherischen Charakter Hitlers. Da von Stauffenberg aber durch den Eid an Hitler gebunden war, fiel es ihm zusammen mit seinem Bruder Berthold und anderen Widerstandskämpfern nicht leicht, sich gegen Hitler zu stellen und ein Attentat zu wagen. Schließlich wurde er zu einem der Hauptakteure des militärischen Widerstandes und verübte am 20. Juli 1944 das Attentat auf Hitler in der Wolfsschanze. Am frühen Morgen des 21. Juli 1944 wurde er hingerichtet.

Zusammen mit Stauffenberg haben sich vier weitere Offiziere aus dem Regiment der „17er Reiter“ gegen das Unrecht und die Diktatur des Nazi-Regimes erhoben und dafür ihr Leben geopfert. Es handelt sich um Ludwig Freiherr von Leonrod, Rudolf Graf von Magagna-Redwitz, Roland von Hösslin und Karl Freiherr von Thüngen. Eine Ehrentafel im Bamberger Dom erinnert an diese fünf mutigen fränkischen Reiteroffiziere.

Nach dem Attentat plante Himmler, die Familienmitglieder der Verschwörer sowie deren

Namen komplett auszulöschen. Die schwangere Ehefrau Stauffenbergs Nina wurde in ein Konzentrationslager deportiert. Die Kinder wurden in ein Kinderheim verbracht, wo sie andere Nachnamen erhielten. Nach Kriegsende fand sich die Familie auf dem Familiensitz in Lautlingen wieder zusammen. In der Nachkriegszeit war Nina von Stauffenberg Mitbegründerin des gemeinnützigen Vereins „Schutzbund Alt Bamberg e.V.“ zum Schutz der Altstadt Bamberg. Nina von Stauffenberg lebte in der Schützenstraße 20 in Bamberg und führte dort ihren eigenen Haushalt. Später zog sie zu ihrem Sohn Franz Ludwig Schenk Graf von Stauffenberg, welcher im Schloß Kirchlauter bei Bamberg wohnt. Sie starb am 2. April 2006 im Alter von 92 Jahren.

### Debatte um eine Gedenkstätte

Dr. Nikolai Czugunow-Schmitt, der 1. Vorsitzende der Willy-Aron-Gesellschaft Bamberg e.V., wurde von verschiedenen Bamberger Bürgern darauf angesprochen worden, daß in Bamberg eine Gedenkstätte für Stauffenberg und seine Mitstreiter eingerichtet werden sollte. Stauffenberg und seine Freunde verdienten dies, weil sie ihr Leben für die Idee der Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie geopfert hätten. Auch der Kunsthändler István Csont in Walkersbrunn (Landkreis Forchheim) war erstaunt, daß die Stadt Bamberg einen ihrer bedeutendsten Mitbürger und die gesamte hinter ihm stehende Widerstandsbewegung bis heute nicht in einem Museum oder einer Gedenkstätte an prominenter Stelle würdigt.

So fand am Donnerstag, den 15. November 2007, im Restaurant Messerschmitt in Bamberg die Gründungsversammlung eines diesbezüglichen Förderkreises statt, was man als einen ersten Schritt auf dem Weg zur Museumsgründung bezeichnen könnte. Bambergs Oberbürgermeister Andreas Starke und die Bamberger Museumsdirektorin Regina Hanemann stimmen beide prinzipiell einer Museumsgründung zu. Allerdings soll dieses Gedenken nicht, wie von Csont gewünscht, im Rahmen eines eigenständigen Museums im Alten Rathaus geschehen, sondern als

Dauerausstellung im Rahmen des Historischen Museums. Auch von Bamberger Parteipolitikern wird die Forderung zahlreicher Bürger, mit einem Museum in Bamberg an den Widerstand im Dritten Reich zu erinnern, unterstützt. In den Mittelpunkt eines solchen Museums sollten nach Ansicht von Martin Pöhner (FDP) durchaus Persönlichkeiten gerückt werden, die mit Bamberg in unmittelbarer Verbindung stehen. Neben Stauffenberg seien das z.B. der Rechtsanwalt Hans Wölfel oder auch der spätere erste Bundesjustizminister Dr. Thomas Dehler. „Wir wollen dabei aber kein lokalpatriotisches Museum, sondern eine Ausstellung, die in repräsentativer und objektiver Weise auch über Bamberg hinaus an den Widerstand erinnert“, unterstrich der studierte Historiker. Als Standort sei aus der Sicht der Liberalen ein Teil der bislang ungenutzten und schon sanierten Räume in der Alten Hofhaltung am besten geeignet, denn ein Widerstandsmuseum passe thematisch ideal zum bereits dort befindlichen Historischen Museum und ergänze dieses optimal als zusätzliche Abteilung.

Mitten in der Diskussion erreichte die Initiatoren eines Bamberger Widerstandsmuseums die bedauerliche Nachricht, daß das Inventar des Hauses Schützenstraße 20, in dem Claus von Stauffenberg seine Bamberger Jahre verbrachte, wenige Tage zuvor bei einer Versteigerung von Sotheby's am 30. Oktober 2007 in Amsterdam in fremde Hände gelangt war. Zudem sind den letzten Angehörigen des Reiterregiments 17 auch Gerüchte zu Ohren gekommen, daß die Villa mit großem Garten zum Verkauf stehe.

### Ein erster Entwurf

Die Bamberger Künstlerin Erika Bauer präsentierte am 20. Oktober 2007 Oberbürgermeister Andreas Starke im Bamberger Rathaus ihre ersten Entwürfe für ein Stauffenberg-Denkmal. Die Bildhauerin und Malerin hat bereits für die Graf-Stauffenberg-Wirtschaftsschule ein Bronzerelief des Hitler-Attentäters geschaffen. OB Starke meinte, „ein Mahnmal, wie in einer Diktatur die Grundfragen der Freiheit verteidigt wurden, stünde Bamberg gut zu Gesicht“. Es müsse aller-

dings „mitten in der Debatte um eine Gedenkstätte“ eine Konzeption gefunden werden, in die ein derartiges Mahnmal einfließen solle.

Die gebürtige Bambergerin Erika Bauer, die 1947 bis 1951 in Bamberg Kunstgeschichte, Malerei und Bildhauerei studierte sowie bei Privatlehrern (u.a. bei Josef Albert Benkert) ihr Können verfeinerte und sich 1952 an der „American School of Art“ weiterbildete, ist durch ihr niveauvolles Schaffen in Franken vielfach präsent. Die Vielseitigkeit der Bildhauerin und Malerin ist erstaunlich: Glasmalereien und Mosaiken (in eigener Technik) im sakralen und profanen Bereich (Anna-Kirche in Bamberg, Schloß Untermerzbach, Kirchen und Krankenhäuser in Oberfranken), Groß- und Kleinplastiken in Bronze und Edelstahl (Flötenspieler in Stegaurach und Nürnberg), Brunnenanlagen mit Bronzeplastiken (Jakobsbrunnen, Forchheim), Terrakotten, Ölbilder, Aquarelle, Lithographien und Zeichnungen.

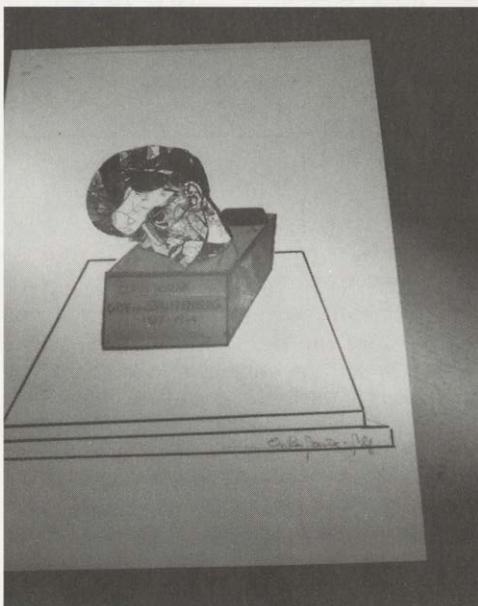


Abb.3: Ein Denkmalsentwurf für Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg.

Ihre langjährige Kenntnis und ihr ganzes Engagement hat sie in die Entwürfe des Denkmals zum Gedenken an Claus Schenk Graf

von Stauffenberg eingebracht. Erika Bauer will ihre vollkommen neue Idee (Abb. 3) als ein dreidimensionales Mosaik auf einem Sockel umsetzen. In der von Erika Bauer entwickelten Mosaik-Technik sind schon mehrere Werke in Oberfranken zu finden. Die „flüssig“ gemalten Aquarell-Vorlagen werden direkt umgesetzt, indem je nach Bedarf aus verschiedenen großen und in ungleicher Form geschnittenen Steinen oder Glasstücken das fertige Objekt entsteht (Abb. 4). Ihre Erfahrung in der Darstellung des leidenden Christus verwendet sie auch in ihrer Skizze für das Denkmal des Hitler-Attentäters. Der seitlich nach unten gesenkte Kopf Stauffenbergs soll die Opferhingabe symbolisieren, das Leid, das er auf sich nahm, um die Menschen zu befreien. Diese Parallele zu Christus rückt den Entwurf beinahe in die Nähe zur sakralen Kunst, die in ihrem Werk immer mitschwingt. Wo man das Denkmal aufstellen wird, bleibt derzeit noch offen. Die Künstlerin kann sich durchaus den Rosengarten bei Schloß Geyerswörth als hervorragende Kulisse für ihr Vorhaben vorstellen. Oberbürger-

meister Starke wünscht sich eher ein Mahnmal am Graf-Stauffenberg-Platz.

### Friedensbotschaft

Mitten in Stegaurach steht eine Bronzefigur Erika Bauers: der junge Flötenspieler (Abb. 5). Er hält seine Flöte in den Händen und schaut in die Ferne. Seine zarten Hände berühren sorgfältig die Öffnungen seiner Flöte, und man könnte glauben, die einem Engel gleich schwebende Figur spiele eine Friedensmelodie. Diese Friedensbotschaft zu verbreiten, wäre auch die Hoffnung, die sich mit dem geplanten Denkmal Stauffenbergs verbindet. Daß das zukünftige Mahnmal möglicherweise einen Platz im Herzen der Stadt Bamberg erhält, wäre Aufgabe der Denkmalsinitiative, daß es einen Platz in den Herzen der Bürger findet, wäre frommer Wunsch aller, die sich gegen den Krieg und die Verletzung der Würde des Menschen einsetzen.



Abb. 4: Erika Bauer. *Der Gekreuzigte, Mosaik, Homage a Pallotti, Untermerzbach 1997.*

Abb. 5. Erika Bauer: *Flötenspieler Bronze, Stegaurach 1996.*

# Denkmal für die Opfer der Shoah in der Gemeinde Estenfeld

von

Israel Schwierz

Estenfeld ist eine Gemeinde in unmittelbarer Nähe der unterfränkischen Bezirkshauptstadt Würzburg. Hier existierte vom 18. Jahrhundert bis zur Shoah eine kleine jüdische Gemeinde. Sie besaß eine Synagoge, eine Religionsschule und eine Mikwe. Die Toten wurden auf dem jüdischen Friedhof von Schwanfeld bestattet. Um 1933 zählte die jüdische Gemeinde infolge Abwanderung noch 16 Mitglieder, 1937 dann nur noch zwölf. Den Novemberpogrom 1938 erlitten noch elf Juden in Estenfeld; besonders das Ehepaar Löwenthal hatte erheblich zu leiden. Alle noch im Ort verbliebenen Juden wurden in der Shoah ermordet.

Das Synagogengebäude, das 1808 an der Stelle einer bereits vorher hier vorhandenen Synagoge errichtet wurde, konnte wegen fehlender Gemeindemitglieder ab 1934 nicht mehr genutzt werden. Es wurde daher 1938 verkauft und als Wohnhaus verwendet. Bis 1990 war es in seiner ursprünglichen Bausubstanz noch vollständig erhalten. Danach wurde es mit Genehmigung des zuständigen Landratsamtes abgerissen und an seiner Stelle ein neuer Lebensmittelmarkt errichtet. Lange Zeit erinnerte lediglich eine schlichte Gedenktafel am Erweiterungsbau des Rathauses in der Unteren Rittergasse an die ehemalige jüdische Gemeinde Estenfelds.

Seit dem 23. September 2007 – Landtagsabgeordneter a.D. Christian Will bezeichnete das Datum als einen historischen Tag für Estenfeld – erinnern nun ein Denkmal und „Stolpersteine“ an die ermordeten Juden der Gemeinde und ihre Synagoge. Die Initiative für das Vorhaben „Stolpersteine“ ging von Schülern der Kürnachtal-Hauptschule aus. Sie hatten sich unter Anleitung ihres Lehrers Hans Ulrich ein ganzes Schuljahr hindurch mit der jüdischen Vergangenheit ihrer Heimatgemeinde auseinandergesetzt. Rektor Norbert Handick nahm den Vorschlag der Schüler auf und trug ihn der Gemeinde Estenfeld

vor, die die Idee dann in die Tat umsetzen ließ. Ich ihren Gedenkanträgen lobten Bürgermeister Michael Weber und der Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg, Dr. Josef Schuster, das Engagement der Schüler. Die „Stolpersteine“, die an die elf ermordeten Estenfelder Juden der Familien Birn, Löwenthal und Meyer erinnern, befinden sich in der Zinnergasse, der Bäckergasse und der Würzburger Straße. Sie wurden von den „Paten“ (den beiden christlichen Kirchen, Rektor Norbert Handick, den Schülern der Initiative, Bürgermeister Weber, den Inhabern des Edeka-Marktes sowie weiteren Estenfelder Betrieben) gestiftet.



Abb. 1: Die Gedenkschrift am neuen Estenfelder Denkmal für die Opfer der Shoah.

Ein weiterer Höhepunkt des 23. September 2007 war die feierliche Enthüllung des Denksteines auf dem Gelände des Edeka-Marktes. Hier hatte früher die Synagoge gestanden. Die Stele wurde von Bildhauer Kurt Grimm nach Vorlagen des Graphikers Rudi Studtrucker aus fränkischem Muschelkalk in reiner Handarbeit geschaffen. In den unteren Teil des Denkmals ist eine Rose eingemeißelt, die an den ersten Rosenzüchter aus Estenfeld, den Juden Isaak Steinhardt erinnern soll. Darunter ist eine stilisierte Mesusa angebracht. Über der Rose kann man die Inschrift „Synagoge 1935“ erkennen. Darüber wiederum befindet sich die Inschrift „ZUM GEDENKEN AN DIE JÜDISCHEN MITBÜRGER DER FAMILIEN BIRN LÖWEN-

THAL MEYER DIE 1940-1942 IN NS-KZ LAGERN ERMORDET WURDEN“. Im oberen Teil des Denkmals sehen drei Gesichter verängstigt durch den Stacheldraht aus einem Eisenwaggon. Diese Darstellung war sehr schwierig und erforderte von den Künstlern großes Einfühlungsvermögen.

In Estenfeld gibt es heute keine Juden mehr. Aber das Gedenken an sie wird dank der Initiative der Hauptschule wachgehalten. So erinnern jetzt die Tafel am Rathaus, die „Stolpersteine“ in den drei Straßen sowie das neue Denkmal an die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Estenfeld und ihre Synagoge.

## MainPop fördert Jugend- und Populärmusik – erfolgreiche Initiative für die Breitenkultur

von

Alexander von Papp

Der 1. MainPop Music Award 2001 in Würzburg war ein Auftakt, die Rock- und Pop-Musik auch von Seiten der städtischen Kulturpolitik zu fördern und damit den Bereich Jugendmusik kommunalpolitisch aufzuwerten. Bei dieser Initiative hat das Kulturamt der Stadt erstmals planmäßig auch die Region einbezogen. Der MainPop, auf Anhieb erfolgreich, hat sich inzwischen fest etabliert und sogar der Populärmusikförderung des Bezirks Unterfranken den Namen gegeben.

Jugendmusik und Jugendkultur sind untrennbar verbunden. Das ist nicht nur Szene, „mainstream“ oder Subkultur, sondern ein elementarer Teil des Kulturlebens – allein schon quantitativ, im Blick auf die Zahl der Interessenten insgesamt, ebenso wie auf die Zahl der aktiven jungen Musikerinnen und Musiker in Stadt und Region. Wie andere Städte hat auch Würzburg diesen Bereich deshalb seit langem gefördert, z.B. mit dem Kul-

turjahrmarkt oder mit der Unterstützung des Umsonst & Draußen-Festivals. 1999 wurde erstmals der Kulturförderpreis an eine Rockgruppe vergeben, an die seinerzeit erfolgreiche Band „Miles“. Mit einer solchen politischen Entscheidung im Rücken hat das Kulturamt dann versucht, den Kulturbereich Jugendmusik explizit und kontinuierlich auch in der städtischen Kulturpolitik zu verankern und damit auch von Seiten der Kulturverwaltung die Nachwuchsmusiker zu fördern.

Umgehend wurde ein Wettbewerb für Musikbands initiiert. Dazu wurde der *Deutsche Rock- und Pop-Preis 2001* nach Würzburg geholt und hier nun erstmals mit einer lokalen Vorveranstaltung verknüpft: dem *1. Unterfränkischen Rock- und Pop-Music-Award*. Zu diesem Wettbewerb meldeten sich 60 Musikgruppen aus Stadt und Region. Für das Finale am 26. Oktober 2001 im Congress-Centrum Würzburg wählte die Jury sechs Bands aus,



Abb. 1: MainPop-Konzert: Der Würzburger Kult-Rapper MISTAA mit dem Landesjugendjazzorchester bei einem Konzert in der Bayerischen Musikakademie Hammelburg.  
(Photo: Mainpop)

denen dieser Auftritt zugleich die Chance eröffnete, am darauffolgenden Tag zusätzlich zu den bereits vorher ausgewählten Musikgruppen aus ganz Deutschland am Halbfinale des Deutschen Rock- und Pop-Preises teilzunehmen.

Bei dieser Aktion hat, wie schon erwähnt, das städtische Kulturamt erstmals auch die Region einbezogen. Für die Organisation und Durchführung des MainPop bildete sich ein sehr engagiertes und motiviertes Veranstalter-Team, in dem die lokale und unterfränkische Rock-Szene (Würzburger Rockgemeinschaft, Café Cairo, IG Rock Unterfranken, Umsonst & Draußen), der Kulturamtsleiter, der Populärmusikbeauftragte des Bezirks Unterfranken und die Bayerische Musikakademie Hammelburg zusammenarbeiteten. Enorme organisatorische Hilfe leistete die Würzburger Veranstaltungsagentur ARGE Fest-Kultur. Ferner mußte zur Realisierung des Vorhabens

ein hohes Maß an Finanzmitteln bei Sponsoren sowie beim Freistaat und beim Bezirk Unterfranken eingeworben werden.

### Weiterentwicklung

Beim MainPop Music Award 2001 konnten über 50 der mitmachenden Bands nicht zum Auftritt kommen. Deshalb entschloß sich das Organisationsteam, im Folgejahr eine Fortsetzung durchzuführen: die *MainPop-Specials 2002* mit je zweitägigen Veranstaltungen in Würzburg, Schweinfurt, Aschaffenburg und Bad Neustadt unter Federführung des Populärmusikbeauftragten des Bezirks. Als Beitrag zur 1300-Jahr-Feier der Stadt wurde der *Main-Pop-Music Award* am 9. Oktober 2004 in Würzburg zum zweiten Mal veranstaltet, organisiert und durchgeführt wieder von dem bewährten MainPop-Team, das zusätzlich am 26. Juni noch ein *Straßenmusikfestival* in der Innenstadt veranstaltete.



Abb. 2: MainPop gab den Anstoß zum inzwischen alljährlichen Würzburger Straßenmusikfestival, bei dem neben der „pflasterfähigen“ Kultur aus der Region auch internationale Profis auftreten.

(Photo: ARGE Festkultur)

Im darauffolgenden Jahr startete der Populärmusikbeauftragte des Bezirks für die Nachwuchsförderung eine weitere Veranstaltung, den *Junior Award 2005*, um junge Bands in der frühen Phase ihrer musikalischen Reise zu unterstützen und ihnen ein Forum sowie Auftrittsmöglichkeiten unter professionellen Bedingungen zu bieten. Aus den Bewerbern wurden 15 Bands ausgewählt, die in drei Konzerten in Hofheim (15.10.), Hammelburg (22.10.) und Gerolzhofen (29.10.) auftreten und lukrative Preise gewinnen konnten.

Als weiteren Grundpfeiler der MainPop-Musikförderung konzipierte man *Camps* für verschiedene Zielgruppen, die sich zu den wichtigsten Workshop-Angeboten Nordbayerns entwickelten. Dazu gehören die *MainPop-Lehrer Camps* sowie die Master Class, ein Instrumentalkurs auf höchstem Niveau.

### *Populärmusikbeauftragter*

Mitentscheidend für den Erfolg des MainPop war nicht zuletzt der überragende Einsatz des 2001 ernannten und der Bayerischen Musikakademie Hammelburg zugeordneten Populärmusikbeauftragten des Bezirks Unterfranken, Peter Näder, und seiner Mitarbeiterin Steffi Groß. Noch im Jahr 2001 machte Peter Näder „MainPop“ zum Dachbegriff der Populärmusikförderung des Bezirks Unterfranken. Als Schaltstelle koordiniert, vereint und unterstützt sie die unterfränkische Musikszene. Sie fungiert als Bindeglied zwischen Politik, Initiativen, Verbänden, Veranstaltern, Musikindustrie und Künstlern und kümmert sich um Festivals, Auftrittsmöglichkeiten, Workshops und Netzwerke. Ihre Nachwuchsförderung will hervorragenden Musiker- und Sängernachwuchs im handwerklichen Können und professionellen Auftreten

unterstützen, damit er über die Region hinaus bestehen kann. Das manifestierte sich in einer rasch zunehmenden Zahl von Maßnahmen. So wurden im vergangenen Jahr insgesamt zehn ambitionierte Veranstaltungen angeboten. Neben den auch im laufenden Jahr 2008 geplanten Projekten (s.u.) waren das zusätzlich:

- *Der MainPop Music Award (Großer unterfränkischer Musikpreis)* am 27.10., präsentiert von BAYERN 3, bei dem A&R-Manager (Artist und Repertoire, d.h. Entdecker von Künstlern) aus dem gesamten Bundesgebiet den unterfränkischen Pop Act (beste Rockband) des Jahres ermittelten.
- *Das Visions & Voices CD – Projekt*. Als MainPop-Jahresprojekt mit sechs herausragenden Sängerinnen und drei erfahrenen Produzenten wurde es am 21.6. live in einer großen Gala in Grafenrheinfeld vorgestellt.

- „*MainPop“ meets „Bavarian First Herd“*: Crossover-Sessions mit der Big Band des Bayerischen Landesjugendjazzorchesters an Pfingsten (das heißt, hier haben verschiedene Musikstile miteinander musiziert).

### *Straßenmusikfestival 2007*

Nach der „Ouvertüre“ bei der 1300-Jahr-Feier (2004) erlebte Würzburg am 8./9. September 2007 zum vierten Mal das aus dem MainPop hervorgegangene Musikfest. Auf 16 Plätzen in der Fußgängerzone erklangen australische, karibische, afrikanische und europäische Sounds aller Art. 300 Künstler aus 15 Ländern brachten nicht nur ihre Musik, sondern auch Street-Comedy mit atemberaubenden Jonglage-Shows sowie leises Straßentheater zum Lachen und Nachdenken. Erstmals gab es auch einen Nachwuchspreis zu gewinnen. Organisiert wurde das Festival von



*Abb. 3: MainPop – Projekt „Visions & Voices“: Abschlußgala in Grafenrheinfeld mit (von links) Peter Näder, Meri Voskanian, Maria Schwind, Viola Petsch, Caro Weißenberg, Sylwia Bialas, Carola Thieme, Landrat Leitherer (Schweinfurt), stellv. Bezirkstagspräsident Peter Heusinger sowie BR-Moderatorin Irina Hanft.*  
*(Photo: Mainpop)*

dessen Initiatorin, Antje Molz (ARGE Festkultur).

## Das Programm 2008

- 1) Der *Junior Award* ist für junge Bands aller Musikstile und Besetzungen ausgeschrieben. Aus den Einsendungen werden 25 Gruppen ausgewählt, die dann im Herbst 2008 unter besten Bedingungen auftreten können.
- 2) *Band Camp* (16.–24. März) für Bands und Einzelmusiker, für Einsteiger und Fortgeschrittene. Die MainPop-BandCamps zählen inzwischen zu den wichtigsten Workshop-Angeboten für Musikgruppen in Deutschland.
- 3) Im *Schulband-Contest* (Juni/Juli) wird wieder die beste Schulband Unterfrankens gesucht. Er findet im Rahmen der unterfränkischen Kulturtage statt. Eingeladen sind alle allgemeinbildenden Schulen des Bezirks, in denen Schulensembles zeitgemäße jugendliche Musik präsentieren. Bei diesem Wettbewerb können die Bands außerdem für ihre Schule Einkaufsgutscheine für die technische Ausstattung des Musikunterrichts erspielen. Beim großen Finale am 5. Juli in Miltenberg werden die drei besten Schulbands um den Hauptgewinn spielen.
- 4) *Creativity Session* (24.–31. August); Abschlußperformance: 31.8., 21.00 Uhr  
Musik lenkt und beeinflußt die Gefühle. Davon lebt sie, und das kann Musik zu einer der intensivsten Ausdrucksformen des Menschen machen; er liebt Musik, die ihn berührt und entführt. Wie kann man also Gefühle durch Musik ausdrücken, wie hängen Klang und Emotion zusammen? In diesem Seminar für alle Musiker wird mit neuen musikalischen Ideen und Ausdrucksmöglichkeiten experimentiert. Gängige Formationen sollen erweitert, Genres

aufgebrochen und Stilistiken zusammengeführt werden. Ziel ist es, Musik frei, unbefangen und spielerisch neu zu entdecken.

- 5) *MainPop MasterClass* (6.–10. Oktober): Ein Instrumentalkurs auf höchstem Niveau mit international anerkannten Dozenten, bei dem es sowohl um die persönliche Unterweisung am Instrument als auch um die Perfektionierung des Zusammenspiels in rhythmischer und harmonischer Hinsicht geht. Der Kurs endet mit einer öffentlichen Jamsession von Dozenten und Teilnehmern.
- 6) *LehrerCamp* (16.–19. November): Diese in Bayern einmalige Veranstaltung zielt auf einen lebensweltorientierten Musikunterricht. Didaktik und Methodik der populären Musik sind heuer der Schwerpunkt.

Info: [www.mainpop.de](http://www.mainpop.de) oder  
Tel. Nr.: 09732/7868-151.

## Mainpop erhielt Musiklöwen 2007

„Für ihren Einsatz und ihr vorbildliches Engagement für Newcomerkünstler“ wurde die Populärmusikförderung des Bezirks Unterfranken (MainPop) mit dem *Bayerischen Popkomm Musiklöwen 2007* ausgezeichnet. Den Preis erhielten Peter Näder und Steffi Groß im Rahmen des offiziellen Popkomm-Empfangs „Die Welt trifft sich in Bayern“ am 20. September 2007 in der Bayerischen Vertretung in Berlin. In der Würdigung wurde hervorgehoben, daß Projekte wie z.B. das *MainPop-Festival*, das *BandCamp*, der *MainPop-JuniorAward* oder auch *Vision & Voices* in erheblichem Maße zur Förderung von Nachwuchskünstlern beitragen. Der Bezirk Unterfranken kann sehr stolz darauf sein, daß er als einer der ersten Bezirke in Bayern eine Stelle zur Förderung der Populärmusik geschaffen hat.

# 20 Jahre Sinfonisches Blasorchester Mittelfranken

von

Wolfgang G.P. Heinsch

Seit 20 Jahren besteht nun das „Sinfonische Blasorchester Mittelfranken“ und ist mittlerweile für das kulturelle Leben der Region nicht mehr wegzudenken, ja unverzichtbar geworden. Denn es sind ja nicht nur die auf hohem, semiprofessionellen Niveau stehenden, regelmäßig zwei, in diesem Jubiläumsjahr sogar drei Konzerte, die das Orchester gibt. Es ist vor allem seine kulturelle Ausstrahlung und die, bis in den kleinsten gemeindlichen Musikverein ausgreifende musikpädagogische Breitenwirkung. Dabei war immer die Windsheimer Region, zunächst der Arbeits- und Probenort Burg Hoheneck, dann ab 1999 das Kur- und Kongreßzentrum Bad Windsheim feste Adresse für eines der Abschlußkonzerte als Präsentation getaner Arbeit.

1988 hatte der damalige Bezirksleiter des Nordbayerischen Musikbundes Ernst Uhl die Idee zu der Unternehmung und fand in Ernst Berendes einen engagierten Mitstreiter, der auch die Vorbereitung der Arbeitsphasen und die Organisation übernahm. So versammeln sich seit der ersten Arbeitsphase – 1989 – einmal im Jahr für eine lange, arbeitsreiche Woche in der altehrwürdigen Burg Hoheneck am Rande der Frankenhöhe, hoch über der „Windsheimer Bucht“ gelegen, (überwiegend) jugendliche Mitglieder aus den, dem Nordbayerischen Musikbund (NBMB) angehörenden mittelfränkischen Blasmusikkapellen zu einer Musikwoche.

Eine Initiative die offensichtlich nichts von ihrer Anziehungskraft auf hochmotivierte, leistungs- und lernorientierte Bläserinnen und Bläser verloren hat. Sind es doch – in der Regel – zwischen 60 und 70 Teilnehmer aus rund 20 bis 30 Kapellen, Musikbünden usw., die sich immer wieder zu dieser „Arbeitsphase“ genannten Unternehmung zusammen finden. Der Begriff „Arbeitsphase“ gibt Orientierung. Kontinuierliches „Fördern durch

Fordern“ ist Ziel und Grundidee des Angebotes, das mit erfolgreicher Beharrlichkeit auf Entwicklung, Qualitätssicherung, ja, -steigerung der traditionell für Franken – und Bayern insgesamt – so substantiell wichtigen Blasmusik setzt. Aber das unterstützt und sichert nicht nur das regionale Blasmusikniveau, sondern ist auch ein wichtiger Beitrag sich in die vorhandenen intereuropäischen Standards der Blasmusik bedeutungsvoll einzugliedern.

Das Orchester steht seit seiner Gründung unter der Gesamtleitung des Ansbacher Musikschulleiters und NBMB-Bezirksdirigenten Ernst Berendes, der zugleich die Trompeten und Posaunen betreut. Unterstützt wird er von hochqualifizierten Instrumentallehrern als Dozenten: in den letzten Jahren Sabine Hickmann (Flöte/Oboe), Andrea Schockel (Saxophon), Günther Voit (Klarinette), Karl-Dieter Hopp (Horn), Norbert Engelmann (Tenorhorn/Posaune/Tuba) und Wolfram Heinlein (Schlagzeug). Seit dem Jahr 2000 begann dann als Ergänzung und fachliche Ausweitung die Zusammenarbeit mit dem international bekannten Schweizer Dani Haus als Gastdirigenten und ab 2004 mit Johann Mösenbichler, Universitätslehrer an der Anton Bruckner Privatuniversität in Linz und künstlerischer Leiter des Musikkorps der bayerischen Polizei, um das Orchester noch attraktiver zu machen und neue horizonterweiternde künstlerische Impulse in die Arbeit einzubringen.

In der zum 20jährigen Jubiläum berechtigt stolzen Rückschau auf Erarbeitetes und Geleistetes sind viele der großen Komponisten mit Originalwerken oder in Bearbeitungen vertreten. J. Strauss, G. Puccini, E. Grieg, R. Wagner, H. Berlioz, M. Mussorgskij, G. Verdi, E. Elgar, D. Schostakowitsch, J.S. Bach, J. Brahms, C. Saint-Saëns, S. Prokofjew, G. Holst, P. Dukas, G. Rossini und Mauricio Kagel sind, in der lockeren Abfolge der



Abb. 1: Das Sinfonische Blasorchester Mittelfranken in Aktion.

20-jahreweiten Programme gespiegelt, einige Namen. Das Repertoire reicht also vom Barock bis zur Moderne. Daneben sind es natürlich auch Werke der spezialisierten Blasmusikkomponisten, die die Arbeitsphase ausfüllen. Auch hier mögen Namen und Werktitel einen Eindruck und Information geben: u.a. Otto M. Schwarz mit „Asteroid“ und „Der Mann im Eis“, Alfred Reed mit „Armenische Tänze“, Thomas Doss mit „Alpina Saga“ oder Daniel Bukvich mit „Dinosaurs“.

Aber entscheidend ist, daß es den Teilnehmern Freude, Vergnügen und Spaß an der Aufgabe macht. Dazu trägt die herrschende unverkrampfte, lockere Arbeitsatmosphäre bei; die Art und Weise wie die Dozenten und Dirigenten ihren „studentis“ praktische Hilfen in greifbar leitenden und unterstützenden Bildern geben. „Denkt an den Springbrunnen, der Ton muß explodieren“; „Es ist wie ein Kinderlied – bringt eure Körpersprache mit rein“; „Der Dirigent hat keine Chance, wenn Du nicht mitmachst!“, heißt es da, was den „Drill“ („Das Ganze noch mal“) – will heißen, Übe- und Arbeitsintensität – zu Einsichten, einfach zu notwendigem Verständnis transponiert. Natürlich kommt es vor, daß in den Registerproben der/die eine oder andere auch mal nach der x-ten Wiederholung in Stöhnen ausbricht, aber daneben steht ge-

nauso die Beobachtung, wie noch unsichere Instrumentalisten kontinuierlich in ihrer Sicherheit wachsen.

Ein wichtiges Unternehmen, das auch der Bezirk Mittelfranken honoriert. Immerhin übernimmt er den überwiegenden Teil der Kosten für die „Arbeitsphasen“. Für das nun anstehende Jubiläumsjahr des 20jährigen Bestehens ist Großes geplant. Dazu stehen erstmalig zwei Arbeitsphasen für die in der Ausschreibung anvisierten 67 Musiker und Musikerinnen an: am 1. und 2. März in der Landesfinanzschule Ansbach und vom 17. bis 22. März auf Burg Hoheneck. Hauptwerk ist die sinfonische Dichtung „Die Passion Christi“ von Ferrer Ferran (\*1966). Ein außergewöhnlich aufwendiges Werk Daneben stehen noch Antonio de Cabézons „Dorisches Präludium“ und J.S. Bachs „Präludium und Gloria“ aus BWV 140 auf dem Programm. Unter dem Titel „Sinfonische Blasmusik zur Passion“ wird somit ein großes musikalisches Ereignis gestaltet. Die Aufführungen finden am Karfreitag, 21.03.2008, 14.30 Uhr, in der St. Andreaskirche in Weißenburg, am Karsamstag, 22.03.2008, 19.30 Uhr, im Kur- und Kongress-Center Bad Windsheim und am Ostersonntag, 23.03.2008, 19.30 Uhr, in Ansbach, St. Johannis statt.

**Aufsätze**

<i>Franz Götz</i>	
Baunach in Vor- und Frühgeschichtlicher Zeit .....	76
<i>Adelheid Waschka</i>	
Traditionelle Fastenbräuche in Baunach.....	90
<i>Robert Raab</i>	
Warum ist den Baunachern früher als vielen anderen das Licht aufgegangen?.....	96
<i>Franz Götz</i>	
Errichtung und Entstehung der Herz-Jesu-Kapelle in Godeldorf, Godelhof/Baunach..	105
<i>Wolfgang F. Reddig</i>	
Aspekte der sozialen Fürsorge in Baunach.....	113
<i>Franz Götz</i>	
Max Schnös – Baunacher Maler und Graphiker.....	121

**Frankenbund intern**

Grußwort des Ersten Bürgermeisters von Baunach zum Bundestag am 3. Mai 2008...	125
Einladung zum 79. Bundestag am 3. Mai 2008 in Baunach.....	126
Einladung zum 48. Fränkischen Seminar: Volksmusik in Franken .....	127
Anmeldung zum Fränkischen Seminar.....	128

**Kunst und Kultur**

<i>Bernhard Wickl</i>	
„Exodus cantorum“ –	
Joseph Victor von Scheffels Aufenthalt in Franken im Kontext seines Gesamtwerkes	129
<i>Hartmut Schötz</i>	
Erinnerung an Gottfried Scheer .....	142

**Aktuelles**

<i>Ekbert Warmuth</i>	
Vor 60 Jahren: Eine Veranstaltung der Landeshauptstadt	
wird Anlaß für die Entstehung fränkischer Volkssängergruppen.....	145

---

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

## Mitarbeiterverzeichnis

---

Franz Götz	Haydnstraße 5, 96148 Baunach
Robert Raab	Richard-Wagner-Straße 6, 96148 Baunach
Dr. Wolfgang F. Reddig	Breslauer Straße 8, 96052 Bamberg
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
Ekbert Warmuth	Im Tiefrölein 18, 97688 Bad Kissingen
Adelheid Waschka M.A.	Flachsgarten 2a, 96103 Hallstadt
Dr. Bernhard Wickl	Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Liebe Leser des FRANKENLANDES!

Anfang Mai 2008 findet in Baunach der 79. Bundestag des FRANKENBUNDES statt, zu dem Sie in diesem Heft nochmals von der Bundesleitung und dem gastgebenden Bürgermeister durch ein Grußwort herzlich eingeladen werden. Daher entspricht es langjähriger, guter Tradition, die zum Termin des Bundestags erscheinende Ausgabe Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND thematisch dem Austragungsort dieser für die Entwicklung unseres Vereins so wichtigen Versammlung zu widmen.

Verschiedene Autoren, darunter auch der Vorsitzende der Gruppe Baunach des FRANKENBUNDES Franz Götz, präsentieren einen bunten Reigen von Aufsätzen, die sich mit der Vor- und Frühgeschichte Baunachs genauso wie mit den dortigen Fastenbräuchen beschäftigen. Wir erfahren, warum man dort früher elektrischen Strom kannte als anderwo und was die Menschen im Jahr 1915 zum Bau der jüngst renovierten Herz-Jesu-Kapelle in Godeldorf bewog. Außerdem werden uns Aspekte der sozialen Fürsorge in Baunach nahe gebracht und der Maler und Graphiker Max Schnös vorgestellt.

In der Rubrik „Frankenbund intern“ können Sie auch das interessante Programm des Festaktes und der Führungen zum 79. Bundestag nachlesen und finden dort nochmals das Programm und das Anmeldeformular zum **48. Fränkischen Seminar**, das ja bereits am **31. Mai und 1. Juni 2008 auf Schloß Schney/Ofr.** zum Thema „Volksmusik in Franken“ stattfinden wird. Rechtzeitige Anmeldung an die Bundesgeschäftsstelle wird bei der Kürze der verbleibenden Frist dringend angeraten!

Unter der Überschrift „Kunst und Kultur“ dürfen wir Viktor von Scheffel auf seiner Reise durch die Fränkische Schweiz begleiten, die er der Nachwelt, wie uns Bernhard Wickl erläutert, gekleidet in die „Sängerfahrt Bambergischer Domchorknaben“ schilderte. Hartmut Schötz erinnert sodann an den ausdruckstarken Ansbacher Maler Gottfried Scheer, dessen erst jüngst in einer Ausstellung in Rothenburg wieder gedacht wurde.

Daran schließt sich diesmal noch ein aktueller Hinweis an: Vor sechzig Jahren fand auf Initiative des Bayerischen Rundfunks in München ein landesweites Treffen von Volkssängergruppen statt, das auch von fränkischen Ensembles besucht wurde und Wirkungen bis in unser fränkisches Land zeitigte.

Hoffentlich kann Ihnen die Schriftleitung mit unserer zweiten Ausgabe des FRANKENLANDS im Jahr 2008 wieder viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift bieten.

Ihr

Dr. Peter A. Stüß

## Baunach in Vor - und Frühgeschichtlicher Zeit<sup>1)</sup>

von

Franz Götz

Der Heimatforscher G. L. Lehnes schreibt in seiner „Geschichte des Baunachgrundes“ von 1841: „Bis wie lange das Baunachthal noch ganz wüste gewesen sey, lässt sich geschichtlich nicht bestimmen.“ Er erwähnt auch zahlreiche Grabhügel auf den Bergzügen an der Baunach und ordnet sie den Slawen und Germanen zu.

Weitere Heimatforscher – Forstmeister Gigelberger, Dr. Hans Jakob und Lehrer Paul Jaich – erkunden und ergründen die Vorgeschichte unserer Stadt. Von Forstmeister Gigelberger wissen wir von einer schnurkeramischen Steinaxt aus der späten Jungsteinzeit vom Sendberg bei Sandhof, die leider verschollen ist. Dr. Hans Jakob veröffentlichte zahlreiche Schriften und Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, heimatkundliche Beiträge zur Wüstungsforschung und zur Altersbestimmung mittels der Phosphatmethode. Paul Jaich, Lehrer in Baunach, widmete sich ebenfalls der frühen Geschichte unserer Stadt und unterstützte die Mitglieder des Arbeitskreises Heimatmuseum mit vorgeschichtlichen Beiträgen bis zu seinem Tode.

Seit 1975 werden die Felder und Fluren rund um Baunach erstmals systematisch durch ehrenamtliche Mitarbeiter<sup>2)</sup> des Landesamtes für Denkmalpflege, Abteilung Vorgeschichte abgesucht. Dadurch wurden zahlreiche neue Siedlungsplätze entdeckt. Durch die Meldung und Erfassung im Zweijahresbericht des Landesamtes für Denkmalpflege in Schloß Seehof bei Memmelsdorf wurden auch andere ehrenamtliche Mitarbeiter auf Baunach aufmerksam.

Baunach liegt auf einer hochwasserfreien Uferterrasse zwischen den Flüssen Baunach

und Lauter. Die von Osten kommende Lauter mündet bei 236 m Meereshöhe in die aus nördlicher Richtung heranfließende Baunach. Auf dem Altstadtgebiet bot sich auch schon in vorgeschichtlicher Zeit ein sicherer Siedlungsplatz. Die Ausgrabung<sup>3)</sup> bei der Pfarrkirche zeigt dies auf. Leider sind die möglichen vorgeschichtlichen Fundplätze im Stadtgebiet aus dem 6. bis 7. Jahrhundert bereits überbaut.

Südwestlich von Baunach befinden sich in 287 m Höhe die Fundplätze Galgenäcker,<sup>4)</sup> Seeleite und Riegelholz. Auf der westlichen Anhöhe Kutscherweg und im Ellersgraben fanden sich ebenfalls Zeugnisse der frühen Menschen im Baunacher Raum.

Auch von der im Staatsforst liegenden Burgruine Stiefenberg werden immer wieder Funde gemeldet, so ein bronzer Streitkolben des 14. Jahrhunderts und immer wieder Scherben aus dieser Zeit. Das bisher fundreichste Gebiet erstreckt sich nördlich von Baunach von der Flur Hahnbühl, Eichen bis zur Hahnleite nordöstlich der Stadt.

Südöstlich befinden sich die Baggerseen. Der Kiesabbau fördert immer wieder schöne und auch zahlreiche Funde zutage. Das Baunach-, Main- und Itztal war anscheinend schon seit Urzeiten eine wildreiche Landschaft. Sehr viele Knochenreste, unter anderem vom Mammut (Mahlzähne) oder Waldelefant (Stoßzahnfragment), Rentier (Geweihrest) und Rothirsch (Geweihstange) ließen sich hier finden. Zudem scheinen die Talauen auch als Bestattungsplätze genutzt worden zu sein. So wurden die Gerätschaften, die auf Grabbeigaben hindeuten, ausgebaggert.

## Fundbericht:

### Altsteinzeit/Paläolithikum (vom Auftreten der ältesten Funde bis ca. 8000 v.Chr.)

Galgenäcker: Auf dem Flurstück 2112 wurde ein beilartig zugeschlagenes Geröllgerät (Abb. Tafel 1,1) gefunden. Es ist mit den Geröllgerätschaften von Kronach<sup>5)</sup> vergleichbar.

Hahnleite: Auf dem Flurstück 3377, heute bebaut, wurden zwei endpaläolithische, rückenretuschierte Spitzen (Abb. Tafel 1, 2–3) aufgelesen.

### Mittelsteinzeit/Mesolithikum (8000 bis ca. 4000 v.Chr.)

Hahnleite: Ein mesolithischer Fundplatz mit Mikrolithen<sup>6)</sup> (Abb. Tafel 1,4–5), darunter auch ältermittelsteinzeitliche Typen.

Eichen: Mesolithischer Schlagplatz mit Abschlägen und Klingenbruchstücken und einer kleinen rückenretuschierten Spalte.

Hemmerleinsleite: Zwei mesolithische Schlagplätze dicht beieinander. Gefunden wurden kleine mikrolithische Klingen, 1 Segment, 1 Dreieck (Abb. Tafel 1, 6–7), Kernsteine und sehr viele Feuersteinabschläge.

Ellersgraben: Ein mesolithischer Schlagplatz mit einem Mikrolithen und vielen Abschlägen aus Feuerstein, der Fundplatz ist heute überbaut.

### Jungsteinzeit/Neolithikum (von ca. 4000–1800 v.Chr.)

Kutscherweg: Von der Hochfläche des Kutscherweges stammen neben Silexabschlägen auch eine Pfeilspitze, ein schöner Klingenkratzer und ein Schaber aus dunklem Hornstein (Abb. Tafel 1,13–15).

Röthen: Es wurde ein Gerät aus Plattenhornstein gefunden. Es kann als Kratzer, Schaber oder Messer verwendet worden sein (Abb. Tafel 4,4).

Kiesgrube Baggersee:<sup>7)</sup> Ein durchbohrter Schuhleistenkeil wurde im groben Kies

des Baggersees von Hubert Dietz entdeckt (Abb. Tafel 4,2).

Seeleite: Der neue im Jahr 2001 entdeckte Fundplatz erbrachte mehrere neolithische Silexfunde und einen zerbrochenen Schuhleistenkeil.

Riegelholz: Hier wurde ein sorgfältig geschliffenes Silexbeil aus Kreidefeuerstein gefunden, das wohl aus dem Gebiet nördlich des Thüringer Waldes<sup>8)</sup> stammt. Zwei Pfeilspitzen und einige Silexabschläge ergänzen vorläufig das Bild.

Galgenäcker: Auf der Hochfläche beim Wasserhochbehälter konnten im Laufe der Jahre zahlreiche Silexabschläge, Kratzer, 1 Bohrer und mehrere Klingen- und Klingenbruchstücke aufgelesen werden.

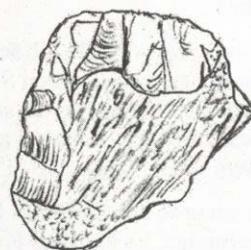
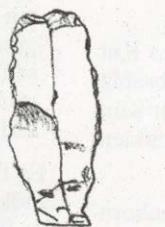
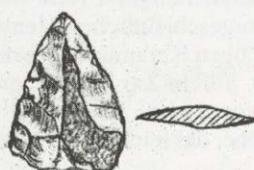
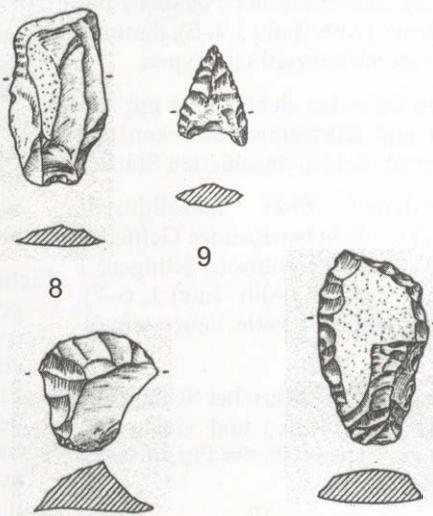
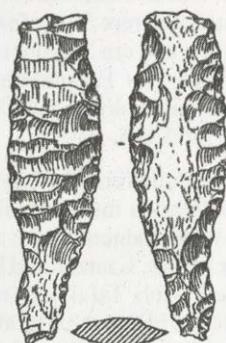
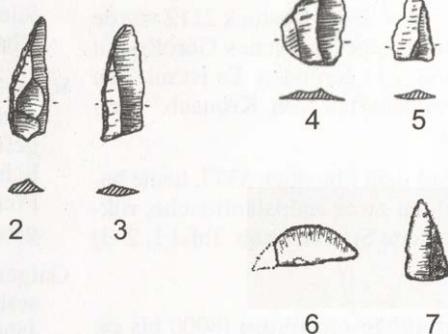
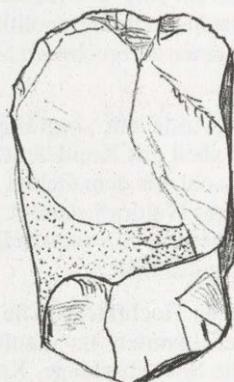
Hemmerleinsleite: Auf den mesolithischen Fundplätzen kamen auch neolithische Funde zutage. Neben zahlreichen Abschlägen kamen auch mehrere Silexpfeilspitzen, Kratzer, Klingen und ein Schuhleistenkeilfragment zutage. Als Besonderheit fand sich ein kleiner endneolithischer Dolch aus Silex<sup>9)</sup> (Abb. Tafel 1, 8–12).

Eichen: Unter ebenfalls reichlichen Abschlägen fanden sich auch mehrere Silexpfeilspitzen (eine wohl endneolithisch mit stark eingezogener Basis), Kratzer und Klingen. Ein Einsatzbeil (Abb. Tafel 4, 3) aus Felsgestein und ein Pfeilschaftglätter aus Sandstein wurden ebenfalls auf der kleinen Anhöhe gefunden.

Hahnleite: Auf der Hahnleite wurden in 25 Jahren Sammeltätigkeit viele Gerätschaften des vorgeschichtlichen Menschen und große Mengen Keramikscherben aufgelesen (Abb. Tafeln 2 u. 3). Der größte Teil stammt von einem Flurstück,<sup>10)</sup> auf ca. 251 m Höhe, das leicht nach Süden abfällt.

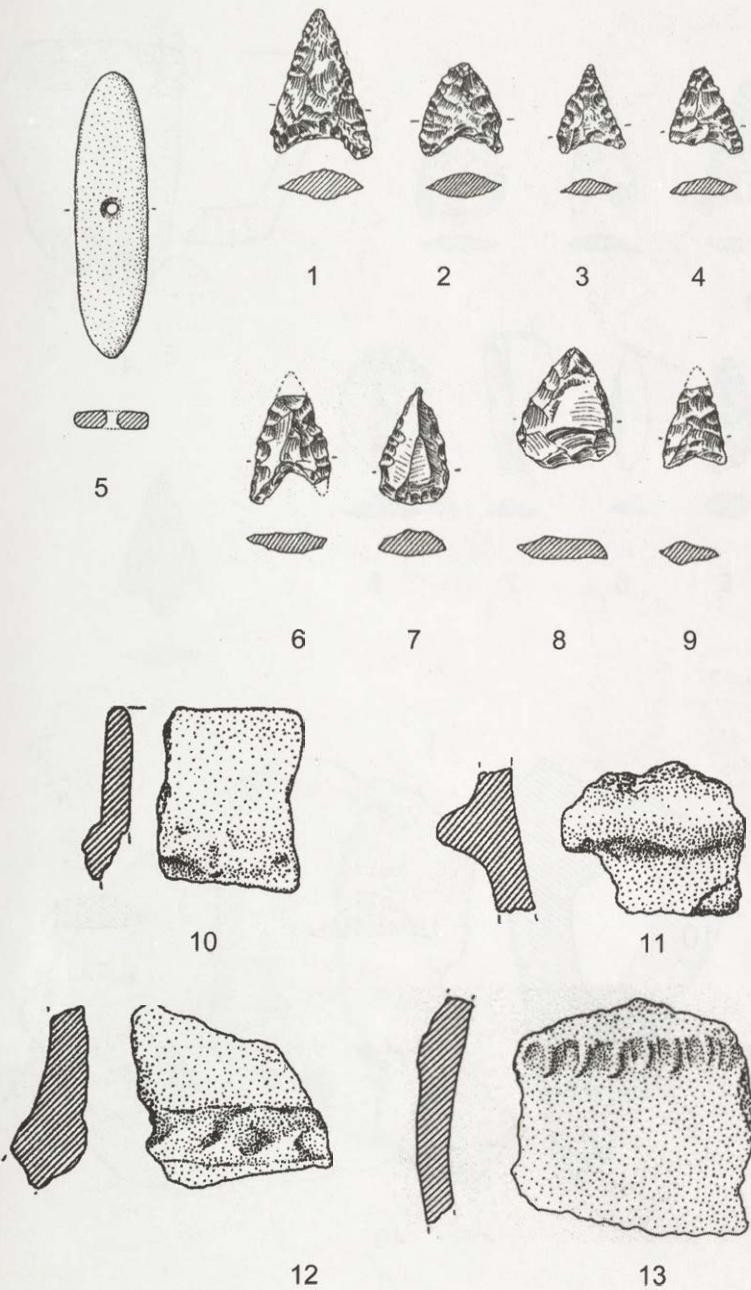
Es finden sich neolithische Scherben der Bandkeramik und tupfenverzierte Ware aus dem Endneolithikum (Abb. Tafel 3, 10), darunter wohl mehrere Siebgefäß (Abb. Tafel 3,4). Eine C14 Datierung<sup>11)</sup> bestimmt einen Teil der Hahnleitefunde mit 96 Prozent Sicherheit um das Jahr 1870 v.Chr. Sehr viele Pfeilspitzen, wobei als Einzelstück eine ge-

# Tafel 1



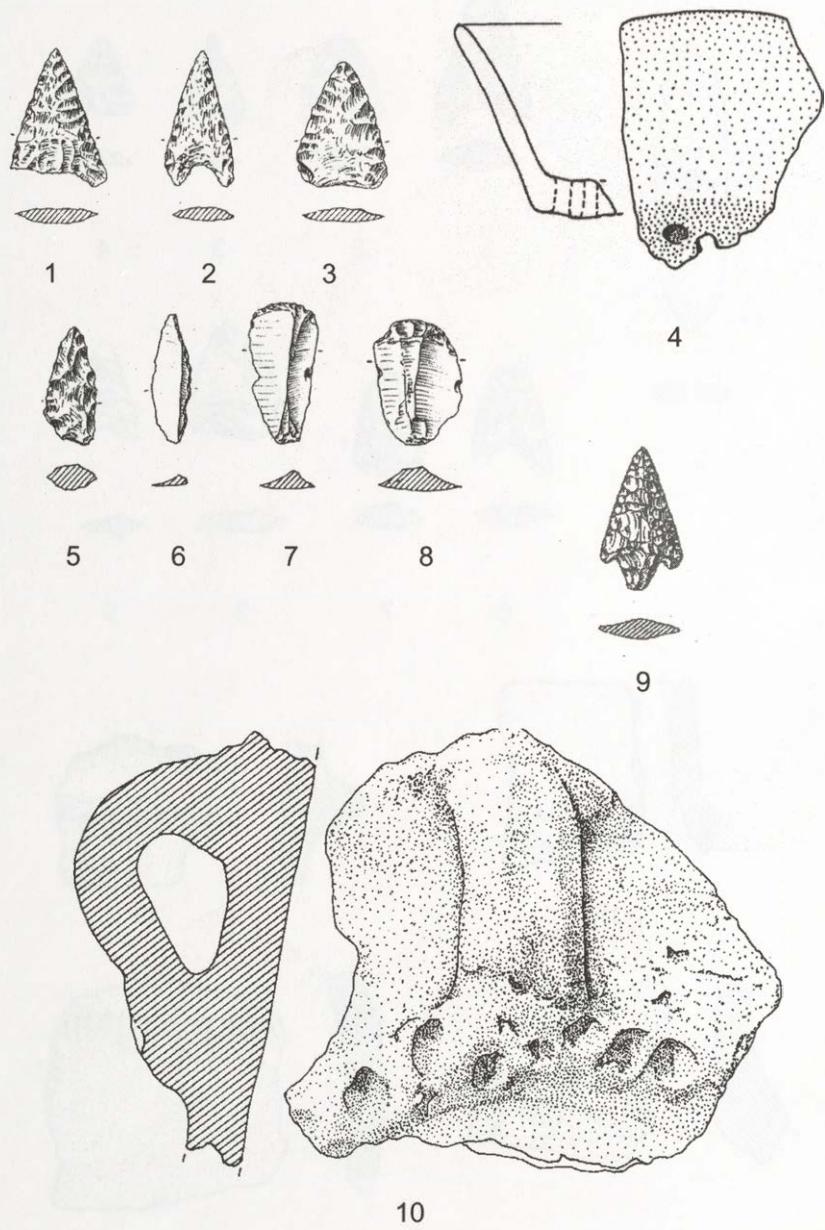
Baunach, Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit:  
Galgen 1, Hahnleite 2–5, Hemmerleinsleite 6–12, Kutscherweg 13–15.

## Tafel 2



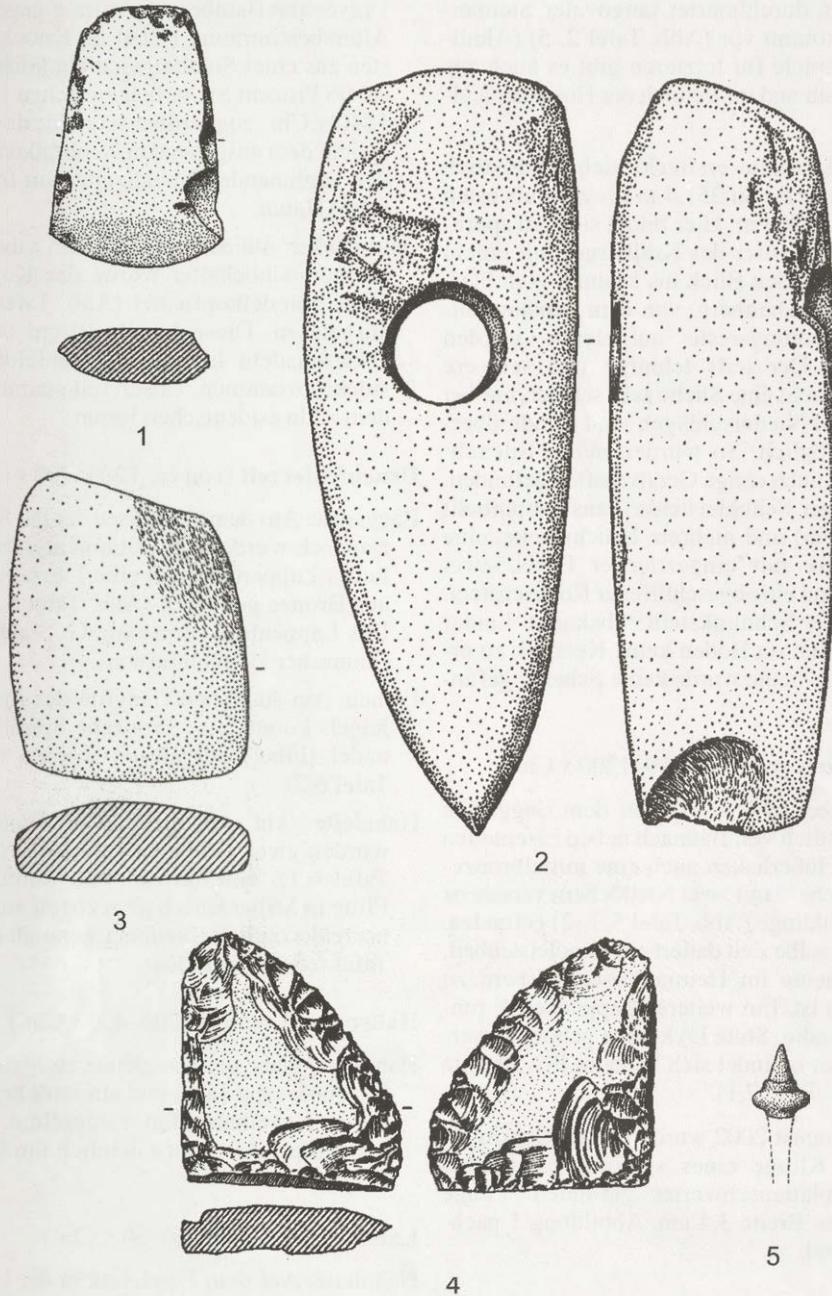
Baunach, Jungsteinzeit:  
Hahneite 1-13.

### Tafel 3



Baunach, Jungsteinzeit:  
Hahnleite, 1–10.

## Tafel 4



Baunach, Jungsteinzeit/ Bronzezeit:  
Riegelholz 1, Baggersee 2, Eichen 3, Röthen 4, Galgenäcker 5 (Bronze).

stielte Pfeilspitze<sup>12)</sup> (Abb. Tafel 3, 9) aufgefunden wurde, mehrere Klingen, Kratzer und ein Steinbeil konnten aufgelesen werden. Auch ein durchbohrter langovaler Steinanhänger kommt vor (Abb. Tafel 2, 5) (Ähnliche Beispiele für letzteren gibt es auch aus Burgerroth und im Bereich der Horgener Kultur).<sup>13)</sup>

Die Hahnleite erstreckt sich nordöstlich von Baunach von 251,4 m bis zum höchsten Punkt von 284 m. Hier bildet sich ein spornartiger Ausläufer des Kraiberges mit einem hervorragenden Blick ins Maintal vom Stafelberg bis Bamberg, von dem bandkeramische Siedlungsreste aufgelesen werden konnten. Der teils lehmige und schwere Boden macht eine Suche sehr schwer, nur bei genügend Niederschlägen sind Funde überhaupt möglich. So wurden neben Silexabschlägen auch einige Gerätschaften gefunden: Ein kleiner Schuhleistenkeil aus Amphibolit (Grünstein) und mehrere Bruchstücke, eine Pfeilspitze mit eingezogener Basis, zwei Bohrer und ein abgeschliffener Roteisenstein, auch unter Schminkstein<sup>14)</sup> bekannt. Leider scheint sich im Boden keine Keramik zu erhalten, bis heute wurde keine Scherbe gefunden.

#### Bronzezeit (von ca. 1800–1200 v.Chr.)

Baggersee: 1979 wurde aus dem Baggersee südöstlich von Baunach neben Eisenteilen und Flößerhaken auch eine mittelbronzezeitliche<sup>15)</sup> mit zwei Nietlöchern versehene Dolchklinge (Abb. Tafel 5, 1–2) gefunden. In dieselbe Zeit datiert ein Randleistenbeil, das heute im Heimatmuseum Ebern zu sehen ist. Ein weiteres Lappenbeil<sup>16)</sup> (unterständig, Stufe D) konnte geborgen werden; es befindet sich heute in Privatbesitz (Abb. Tafel 7,1).

Im August 2002 wurde von O. Gehrung<sup>17)</sup> eine Klinge eines spätbronzezeitlichen Griffplattenschwertes gefunden. Länge 53 cm, Breite 3,4 cm, Abbildung 1 nachstehend.

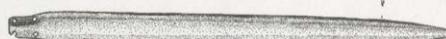


Abb. 1.

Hahnleite: Auf dem Flurstück 3039 in der Hahnleite wurden auch bronzezeitliche Keramikscherben gefunden. Eine von der Universität Bamberg in Auftrag gegebene Altersbestimmung (C14) an Knochenresten aus einer Siedlungsschicht konnte zu ca. 96 Prozent Sicherheit zwischen 1870–1840 v.Chr. zugeordnet werden; das entspricht dem ausgehenden Neolithikum und den beginnenden Metallzeiten im fränkischen Raum.

Galgenäcker: Auf den Galgenäckern nahe dem Wasserhochbehälter wurde das Kopfteil einer Spindelkopfnadel (Abb. Tafel 4,5) aufgelesen. Diese bis zu 30 cm langen Bronzenadeln hielten die Bekleidungsstücke zusammen. Unser Teil stammt aus dem südwestdeutschen Raum.

#### Urnfelderzeit (von ca. 1200–700 v.Chr.)

Baggersee: Aus dem Baggersee der Fa. Schorr Baunach wurden ein frühurnenfelderzeitliches Lappenbeil und eine Lanzenspitze aus Bronze geborgen (Abb. Tafel 6,3–4). Das Lappenbeil vermachte G. Stahl dem Baunacher Heimatmuseum.

Eichen: Am südlichen Hangfuß des Eichenhügels konnte eine bronzenen Spiralkopfnadel (Fibel) aufgelesen werden (Abb. Tafel 6,2).

Hahnleite: Auf dem bekannten Fundplatz wurden zwei Tüllenpfeilspitzen<sup>18)</sup> (Abb. Tafel 6,1), eine davon stark durch den Pflug in Mitleidenschaft gezogen, und urnenfelderzeitliche Siedlungskeramik (Abb. Tafel 6,5–6) gefunden.

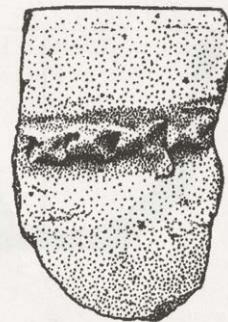
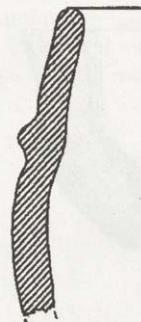
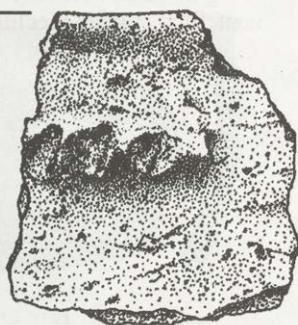
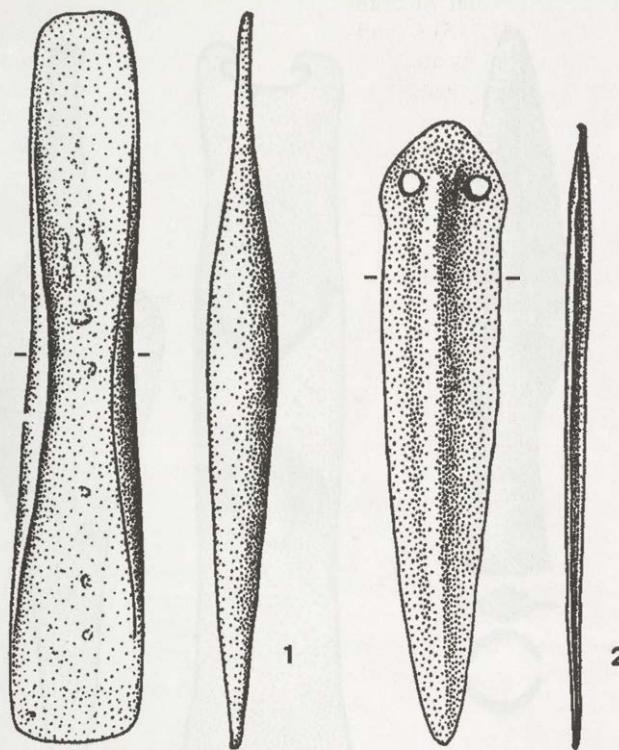
#### Hallstattzeit (von ca. 700–450 v.Chr.)

Hahnleite: Nahe der Hangkante zu Main und Itz wurde eine Tasse und ein stark beschädigtes Kegelhalsgefäß ausgegraben. Hier handelt es sich wahrscheinlich um Grabbeigaben.

#### Latènezeit (von ca. 450–50 v.Chr.)

Hahnleite: Auf dem Fundplatz in der Hahnleite fanden sich 1 Knotenarmring, 2 Bruchstücke eines solchen (Abb. Tafel 7,2–3) und frühlatènezeitlicher Keramikbruch.

## Tafel 5

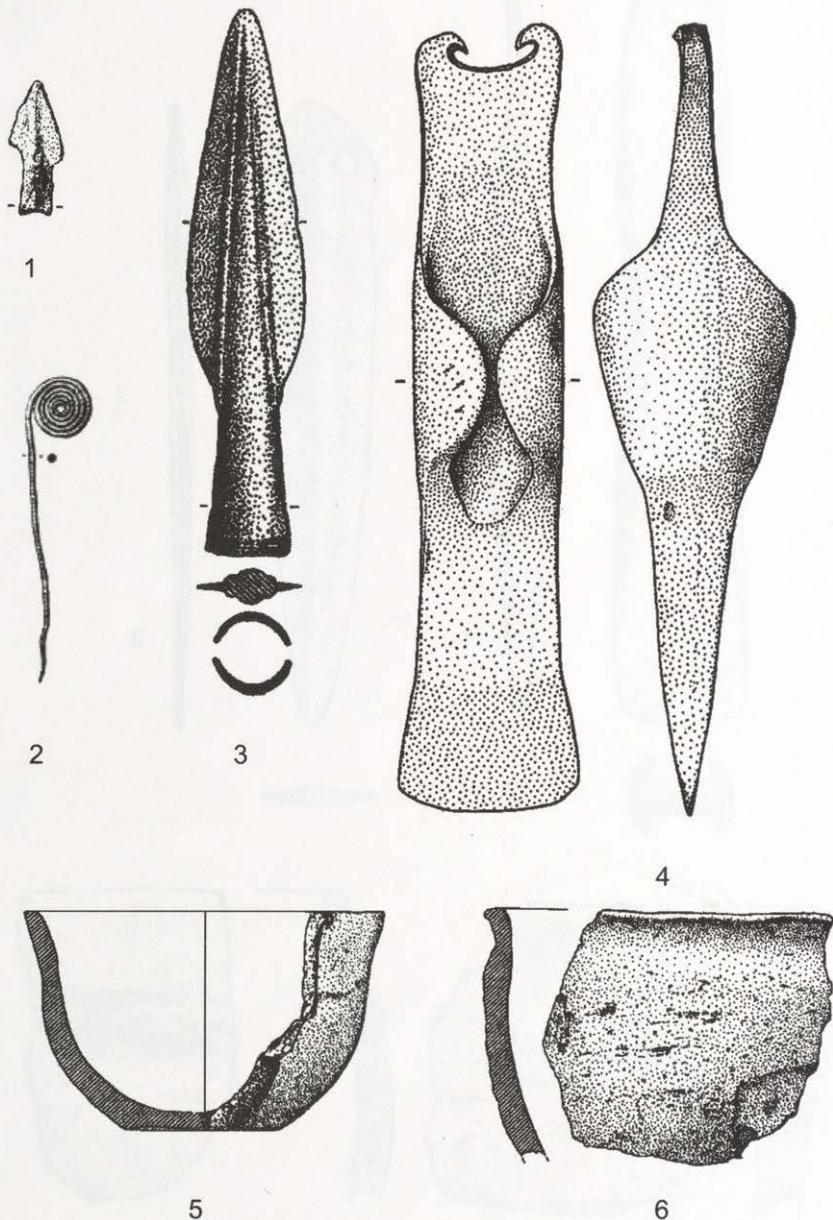


3

4

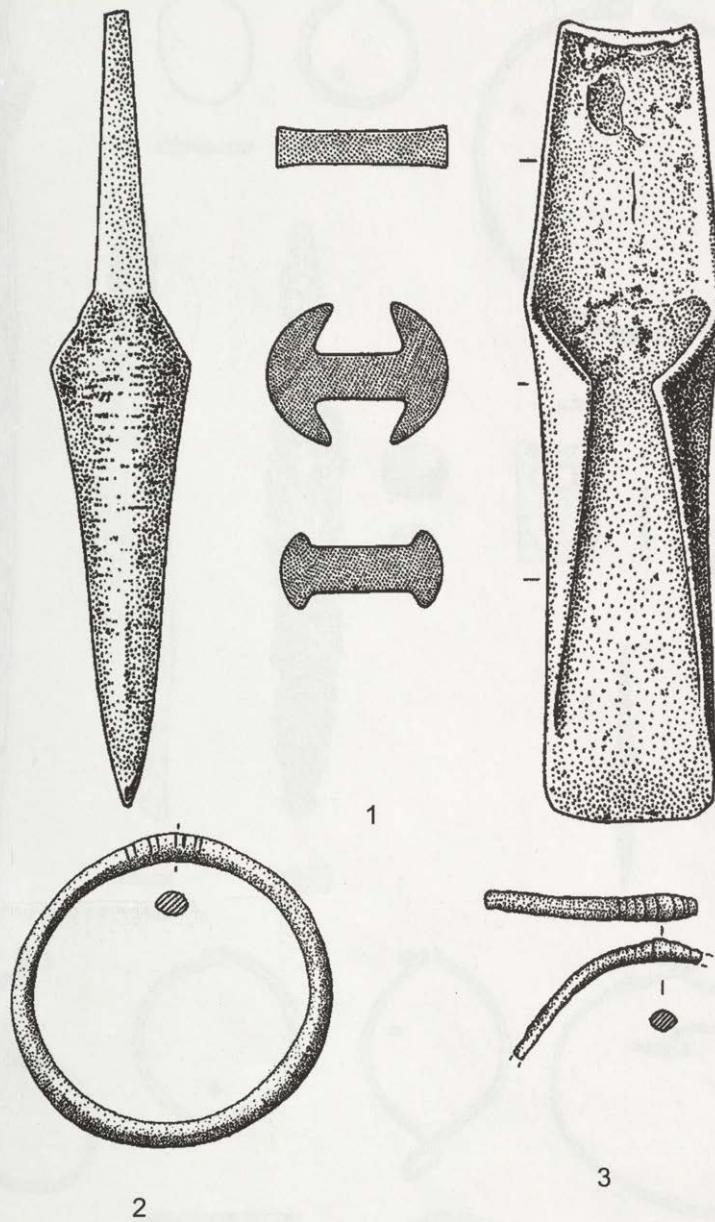
Baunach, Bronzezeit:  
Baggersee (Untere Beckenwörth) 1-2, Hahnleite 3-4.

## Tafel 6



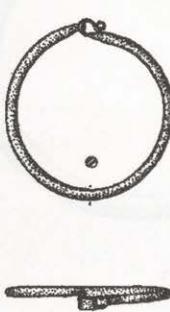
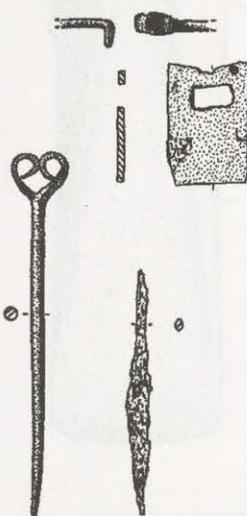
Baunach, Urnenfelderzeit:  
Hahnleite 1, Eichen 2, Baggersee 3–4, Hahnleite 5–6 (1–4 Bronze).

## Tafel 7



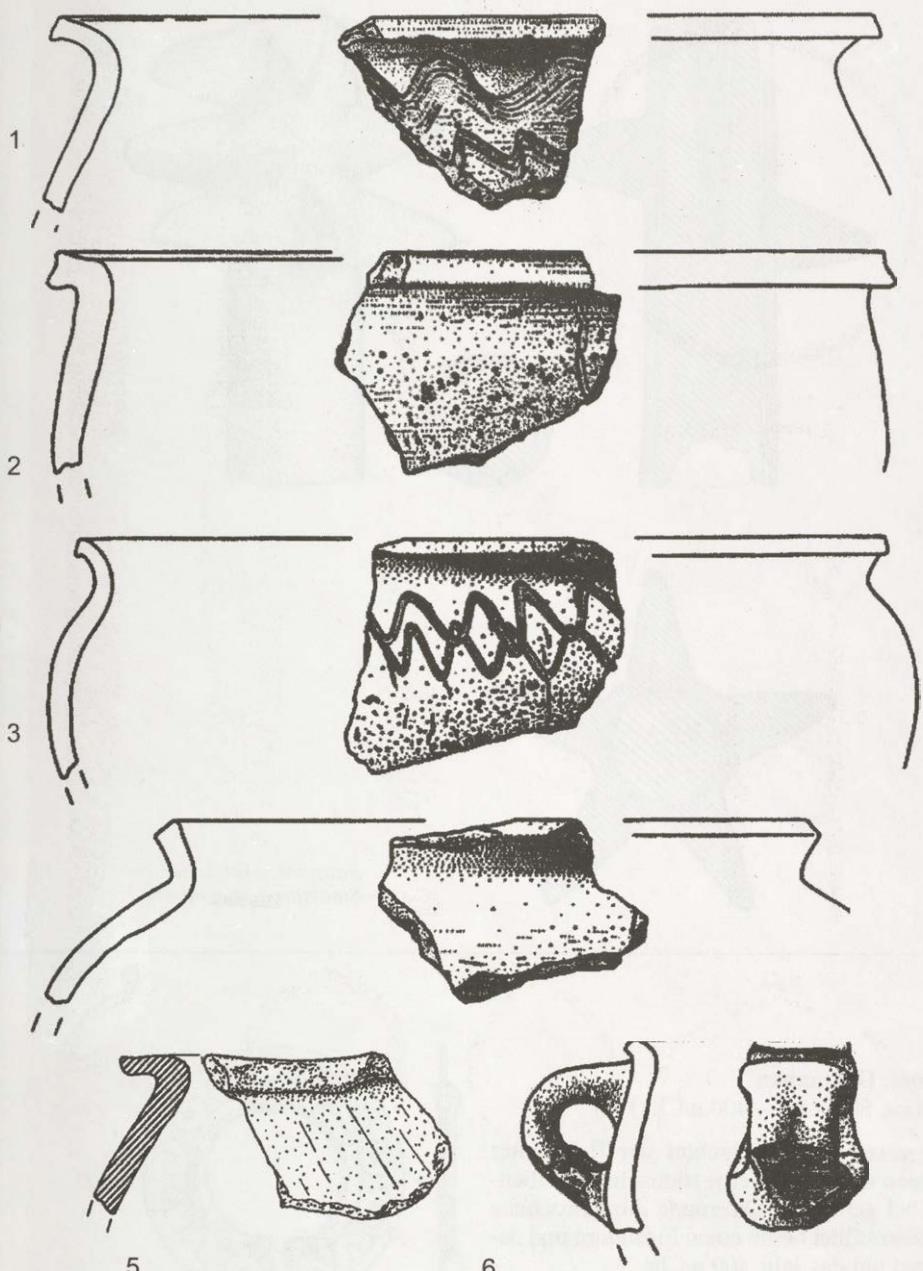
Baunach, Urnenfelderzeit/Latènezeit:  
Baggersee 1, Hahnleite 2-3 (Bronze).

## Tafel 8



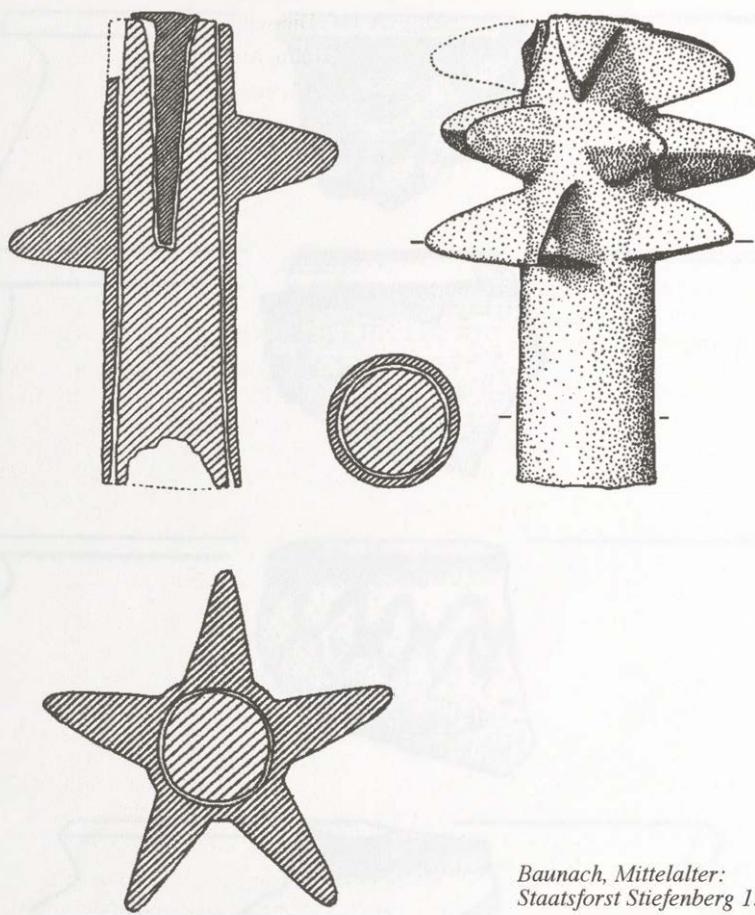
Baunach, Frühes Mittelalter:  
Kirchplatz, Karolingischer Friedhof.

# Tafel 9



Baunach, Mittelalter:  
Eichenhügel 1–6.

## Tafel 10



Baunach, Mittelalter:  
Staatsforst Stiefenberg I.

**Römer, Germanen**  
(von ca. 50 v.Chr. – 400 n.Chr.)

Baggersee: Im Fundgebiet der Baunacher Seen wurde auch eine römische Scheibenfibel gefunden. Die runde durchbrochene Bronzefibel besaß einen Eisendorn und datiert um das Jahr 300 n.Chr.

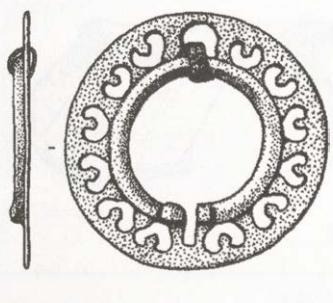


Abb. 2.

## **Frühes Mittelalter: Franken, Karolinger, Slawen (von ca. 400–800 n.Chr.)**

Baunach – Kirchplatz: Bei Ausgrabungen des Landesamtes für Denkmalpflege an der Baunacher Pfarrkirche wurde der karolingische Ortsfriedhof (Abb. Tafel 8) teilweise ergraben. Es befanden sich Trachtbestandteile bei den noch sehr gut erhaltenen Skeletten. So waren Fingerringe, Ohringe, S-Schleifenringe, eine Herzspiral-kopfnadel und Eisenmesser die Beigaben.<sup>19)</sup>

Eichen: Keramikfunde slawischer Art mit Wellenbandverzierung und grober Magerung. Sie sind als Siedlungsfunde<sup>20)</sup> (Wüstung) zu werten (Abb. Tafel 9,1–6).

## **Mittelalter:**

Stufenburg – Staatsforst: Bei der Ruine Stufenberg wurde der Kopf eines Streitkolbens aus Bronze<sup>21)</sup> (Abb. Tafel 10,1), eine Tonfigur (15. Jahrhundert), Armbrustbolzen aus Eisen, Nägel, Scherben mittelalterlicher Keramik, Glasreste und reichlich Tierknochen gefunden.

## **Unbestimmte Zeit**

Auf dem Spülfeld am Baggersee wurde eine Geweihhacke aufgelesen, die vielleicht in die Steinzeit gehört. Mahlzähne und ein Stoßzahnfragment von einem Mammuth, und schließlich wurden auch Flößerwerkzeug und neuzeitliches Arbeitsgerät zutage gefördert.

Am Sandbühl wurde eine eiserne Speerspitze mit Widerhaken am Schaft gefunden.

## **Anmerkungen:**

- 1) Auszug aus der Chronik von Baunach Teil 3. – Alle Fundstellen finden sich auf der Topographischen Karte 6031 Bamberg Nord. Zeichnungen und Textauszüge des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege (LfD): Abteilung Vor- und Frühgeschichte, Außenstelle Bamberg/Schloß Seehof. Gedruckt in: Ausgrabungen und Funde in Oberfranken (künftig

zitiert: AuF) 1–12/ von 1977–2000, als Sonderdruck aus: Geschichte am Obermain, Jahrbuch Colloquium Historicum Wirsbergense Nr. 12–23.

- 2) W. Dietschmann und F. Götz.
- 3) Karolingische Reihengräber.
- 4) Jetzt Kleewiese.
- 5) Die mittelpaläolithische Geröllgeräteindustrie aus der Umgebung von Kronach in Oberfranken. Lothar P. Zott, Gisela Freund.
- 6) Kleinste Werkzeuge aus Silex, die meist in geometrischer Form als Einsätze in Harpunen oder Pfeilen Verwendung fanden.
- 7) Betreiber: Fa. Andreas Schorr.
- 8) LfD Seehof: AuF 11/1997–1998.
- 9) Silex ist die lateinische Bezeichnung für Feuerstein. Feuerstein (engl.: Flint, franz.: Silex, ) nennt man knollige Kieselgesteine die sich im Zeitalter des Jura und der oberen Kreide (vor ca. 180–70 Mio. Jahren) bildeten. Der Begriff „Hornstein“ wird für organisch und anorganisch entstandene Gesteine aus Kieselsäure verwendet. Vorkommen in der südlichen Franken Alb sind im Jura, ca. vor 180–135 Mio. Jahren, entstanden.
- 10) Fl. Nr. 3039.
- 11) C12 (Kohlenstoff) u. C14 (Radiocarbon) sind in allen Lebewesen enthalten. Sie werden durch den Stoffwechsel aufgenommen. Beim Tod des Lebewesens hört die C14-Zufuhr auf, das gespeicherte C14 zerfällt mit einer Halbwertzeit von 5.730 Jahren.
- 12) Gef. v. Lothar Meier, Litzendorf.
- 13) Timo Seregely: Magisterarbeit.
- 14) Das Pulver ließ sich als Farbe für Bemalungen verwenden.
- 15) Ca. 1450 v.Chr.
- 16) Abb. aus Frankenland/Frankenbund – Die wichtigsten Bodenfunde und Ausgrabungen des Jahres 1976, S. 273.
- 17) Das Archäologische Jahr in Bayern. Stuttgart (Theiss Verlag) 2002.
- 18) Eine davon von Roland Luda, Bamberg.
- 19) LfD Seehof, AuF 11, 1997/2000.
- 20) H. Losert. Baunach „Eichenbühl“ oder Eichen-Hügel, Lesefunde.
- 21) Prähistor. Staatssammlung München.

# Traditionelle Fastenbräuche in Baunach

von

Adelheid Waschka

Im Turnus von drei Jahren erhält die Pfarrkirche in Baunach jeweils in der vorösterlichen Zeit eine außergewöhnliche Zierde: das Heilige Grab in Form einer gestaffelten Rokoko-Kulisse. In der Fastenzeit 2006 fand dieses Kunstwerk vor der alten Chorapsis von St. Oswald zuletzt seine Aufstellung. Ehrenamtlichen Helfern ist es zu verdanken, daß dieser Brauch aufrechterhalten wird.

Die Pfarrei Baunach darf als eine der ältesten im oberen Maingebiet gesehen werden. Die frühesten Güterstiftungen aus dieser Ortschaft waren noch vor dem Jahr 775 an das Kloster Holzkirchen bei Würzburg erfolgt, bevor Karl der Große diesen Konvent als zukünftige Propstei dem Benediktinerkloster Fulda schenkte.<sup>1)</sup> Spätestens ab diesem Zeitpunkt darf man von einer regen Christianisierung des Baunachgrundes ausgehen, zumal die Stiftertätigkeit zu Ehren des heiligen Bonifatius bis zur Gründung des Hochstifts in Bamberg 1007 nicht abriss. Erst 1603 erwarb der Bamberger Bischof die Pfarrei für sich, mußte aber die Zugehörigkeit zur Würzburger Diözese anerkennen.

## Ablauf der Karwoche

Die traditionellen Bräuche und Gewohnheiten der Gemeinde wurden ab 1923 von dem damaligen Pfarrer Gottfried Jung folgendermaßen aufgeschrieben:<sup>2)</sup>

,Fastenzeit:

... Fastenandachten waren früher Donnerstag (Todesangst am Ölberg) und Freitag (Kreuzweg) abends ...

Palmonntag

Vormittag ... Prozession mit den Kindern allein um die Kirche ... Seit Bestehen des Kirchenchors Absingen einer deutschen Passion. [Anmerkungen: Bis 1836 wurde von Sängern die Passion gesungen, ab 1836 deutsche Lieder.

\* 1934 Vorlesen der Leidensgeschichte nach dem neuen Ave Maria.]

Nachmittag 2 h Prozession von der Pfarrkirche zur Magdalenenkapelle ... In der Kapelle Predigt als dann Kreuzweg (Jahrestag der Weihe der ersten Kreuzwegstationen anno 1740).

Exposition des Kreuzpartikels, den der Pfarrer mit hinaufnimmt, am Schluß „O Crux ave“, Segen und Verehrung des Partikels.

Gründonnerstag

... 9 h Amt, Übertragung des Allerheiligsten an den Muttergottesaltar, Abräumen der Altäre.

Abends 8 oder 8 Uhr ist Ölberg Andacht.

Nach dem Vormittagsgottesdienst wird (seit mehreren Jahren wieder) das altehrwürdige hl. Grab aufgestellt im Chor der Kirche von Zimmermeister Büttel und Hilfskräften. Es bildet einen Anziehungspunkt am Charfreitag und bei der Auferstehungsfeier. Eine Schattenseite ist jedoch der Umstand, daß es wegen der elektrischen Beleuchtung in der Nacht auf Ostern nicht entfernt werden kann, so daß der Ostergottesdienst am Nebenaltar gehalten werden muß.

[Marginal: 1929 wurde es weggeschafft, bis 11 Uhr fertig.]

Charfreitag

9 h Predigt, hl. Ceremonien, Aussetzung des Allerheiligsten am hl. Grab, ...

6 Uhr Reponierung des Allerheiligsten, so dann Kreuzweg.

Die Ceremonien werden am Apostelaltar gehalten. Nach deren Beendigung wird am Muttergottesaltar das Sanctissimum in die Monstranz eingesetzt und unter Begleitung von 2 Kerzenträgern im aufgebauten hl. Grab exponiert.

*Am Nachmittag des Charfreitags ist die Magdalenenkapelle zum Besuch des Kreuzweges geöffnet.*

*Dem Mesner gibt man 3 M Trinkgeld aus dem Klingelbeutel für Mehrarbeit am hl. Grab.*

### *Charsamstag*

*Früh 6 Uhr Weihe des Feuers ...*

*Abends 8 Uhr Auferstehungsfeier*

*Zuerst Aussetzung des Allerheiligsten am Mutter Gottesaltar, sodann lateinische Mette (wenn sie mit dem Chor eingeübt wurde wie 1923) oder Absingen eines Alleluja-Chores durch Kirchenchor mit Musikbegleitung wie 1924.*

*Sodann 3 mal „Surrexit Dominus“ wie im „Ave Maria“. Während dieses Gesanges vollzieht sich am hl. Grab zum Staunen der Jugend die Auferstehung. Mesner und Pfleger bemühen sich möglichst geschickt bei offener Szene das Bild des toten Heilandes zu entfernen und das Bild des Auferstandenen hineinzuschieben (eine Ceremonie aus alter Zeit herübergerettet über die Zeiten des Josephinismus).<sup>3)</sup>*

Geschichtliche Notiz aus Meißners Familienchronik:<sup>4)</sup>

*„1802 wurde verboten, das hl. Grab aufzubauen, Krippe an Weihnachten aufzustellen, an Chr. Himmelfahrt nachmittags den auferstandenen Heiland gen Himmel fliegen zu lassen oder an Pfingsten den hl. Geist (Taube) herabfliegen zu lassen. 1825 ist das hl. Grab wieder aufgebaut worden unter Bewilligung des Landgerichtes und Pfr. Gaier.“*

### *Das „Heilige Grab“<sup>5)</sup>*

Dieser österliche Brauch findet im Evangelium des Johannes (19, 31–42) seine Wurzeln:

*„Die Bestattung des Leichnams (Christi)*

*Weil Rüsttag war und die Körper während des Sabbats nicht am Kreuz bleiben sollten, baten die Juden Pilatus, man möge den Gekreuzigten die Beine zerschlagen und ihre Leichen dann abnehmen; denn dieser Sabbath war ein großer Feiertag. (...) Josef aus Arimatäa war ein Jünger Jesu, aber aus Furcht*

*vor den Juden nur heimlich. Er bat Pilatus, den Leichnam Jesu abnehmen zu dürfen und Pilatus erlaubte es. Also kam er und nahm den Leichnam ab. Es kam auch Nikodemus, der früher einmal Jesus bei Nacht aufgesucht hatte. Er brachte eine Mischung aus Myrrhe und Aloe etwa 100 Pfund.*

*Sie nahmen den Leichnam Jesu und umwickelten ihn mit Leinenbinden, zusammen mit den wohlriechenden Salben, wie es beim jüdischen Begräbnis Sitte ist. An dem Ort, wo man ihn gekreuzigt hatte, war ein Garten und in dem Garten war ein neues Grab, in dem noch niemand bestattet worden war. Wegen des Rüsttages der Juden und weil das Grab in der Nähe lag, setzten sie Jesus dort bei.“*



Abb. 1: Das Baunacher Heilige Grab, Aufnahme von 2006.  
Photo: Adelheid Wäschka.

In St. Oswald ist diese christliche Überlieferung in der Auffassung des Rokoko, der Zeit um 1750/60, erhalten. Der Leichnam Jesu erhielt durch die perspektivische Andeutung einer barocken Ruhmeshalle die letzte Ehre, die ihm gebührt. Künstler dieser monumentalen Scheinarchitektur war wohl der Maler Jo-

hann Anwander, der sich in den 1750er Jahren häufig in Bamberg aufhielt und das dortige Alte Rathaus mit Fresken schmückte.<sup>6)</sup> Pathos, Dynamik und Lebendigkeit der Figuren sowie Farbgebung, exakte Darstellung der Perspektive sprechen dafür. Die Schreinerarbeiten sind dem Baunacher Handwerker Andreas Dietz zugeschrieben.<sup>7)</sup> Allerdings finden sich in den Stiftungsrechnungen erstmals zwischen Martini 1751 und 1752 außergewöhnliche Ausgaben für ein Heiliges Grab (siehe rechts), Andreas Dietz wäre zu diesem Zeitpunkt erst elf Jahre alt gewesen.<sup>8)</sup>

Als schönstes Detail dieser theatralischen Darstellung darf wohl die Szene Jonas und der Walfisch als Antependium zu Füßen des im Grab aufgebahrten Christus gelten (Abb. 2). Hier bezog sich der Künstler auf die Bibelstelle beim Evangelisten Matthäus (12,40): „Denn wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Innern der Erde sein.“

,fol. 31:	48 xr	dem Xaver(?) Hilpert ZimmerM(ei)st(e)r von 2 Tag arbeit an dem Hl. Grab
2 fl 9 xr		Valentin Krapp Gemeindeschmied dahier für Eißen und gethane arbeit an dem Hl. Grab
	fol. 38:	
	28 xr	für 4 gläserne Kugel ins Hl. Grab
	3 xr	für ein Seitlein silber sand
	33 xr	für Salmiack, Lacmus, Saffran und andere species zu farben ins Hl. grab
	48 xr	für 2 Maas öhl ins Hl. grab (...)
	fol. 39:	
	20 xr	für ein Röhren zum Springbronnen ins hl. Grab.“



Abb. 2: Detail von Abb. 1, Antependium mit Jonas, der vom Walfisch ausgespieen wird.  
Photo: Adelheid Waschka.

## Der Veitenstein, eine ehemalige Grabeshöhle?

Dieses Zitat nach der Lebensbeschreibung des Propheten Jona führte oft dazu, das Heilige Grab in die topographischen Gegebenheiten einer Ortschaft einzubinden. In Bamberg findet man noch heute das so genannte „Heilige Loch“,<sup>9)</sup> wohl das bedeutendste Heiligtum in diesem Zusammenhang. Aber auch im näheren Umkreis von Baunach, am Lußberg, gibt es einige Hinweise, daß man am so genannten Veitenstein einst die Grabstätte des Heilands angesiedelt hatte.<sup>10)</sup> Es ist zu vermuten, daß dieser von den Kreuzfahrern aus dem Heiligen Land mitgebrachte Brauch hier auf alte heidnische Traditionen eines Abstreifkultes stieß und diese überlagerte.

An der Felswand links vom Eingang befindet sich die Inschrift „ihs“ (Jesusmonogramm) und „nazaren[o]“ (= von Nazareth) in gotischer Fraktur (Abb. 3). Ihre Datierung fällt in die Zeit 1480 bis 1550, also noch vor den Reformationswirren und dem Übertritt vieler fränkischer Adeliger, so auch der Familie von Rotenhan, zum lutherischen Glauben. Die in der Nähe liegenden Flurabschnitte der Gemeindegemarkung Priegendorf mit den historischen Namen „Drei Kreuz Eichen“ und „Kreuzwegäcker“ lassen auf eine einheimische Überlie-

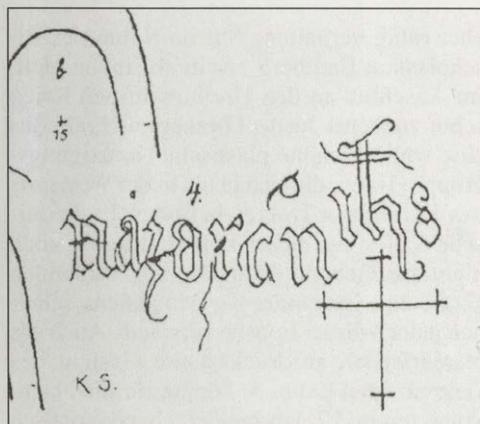


Abb. 3: Detailskizze einer Inschrift am Veitenstein von Karl Spiegel aufgenommen 1892, links vom Haupteingang.  
Skizze von Karl Spiegel, in: Bayerland 24 (1913),  
Repro: Gerald Raab, Staatsbibliothek Bamberg.

ferung vergleichbar mit dem Bamberger Karfreitagsbittgang schließen oder erinnern an den im Jahr 1503 von Heinrich Marschalk von Ebneth zu Raueneck gestifteten Kreuzweg zwischen dem Elisabethenspital und St. Getreu. Der Jerusalempilger hatte damit nach seiner Rückkehr aus dem Heiligen Land ein Gelübde erfüllt.

## Das wiederentdeckte Fastentuch

Im Frühjahr 2007 gelang den Baunachern ein „unerwarteter Fund“:<sup>11)</sup> Das alte Fastentuch der Pfarrgemeinde wurde in einem Abbruchhaus wiederentdeckt (Abb. 4). Es stellt den gekreuzigten Heiland dar. Aus seinen fünf Wunden strömt das Blut in goldene Kelche, welche von fliegenden Engelchen gehalten werden. Maria Magdalena trauert rechts am Fuß des Kreuzesstammes vor Schmerz zusammengebrochen um den Verstorbenen.

Die Tradition eines Fastentuchs bestand in Baunach schon sehr lange Zeit. In den frühesten erhaltenen Kirchenrechnungen von St. Oswald sind bereits 1653/54 die Mühen von (Stiftungs-)Pfleger und Schulmeister entlohnt worden, als sie das „Fastentuch herund= und wied(er) hinauff gezogen, dann die altär auff- und zue gesperet.“<sup>12)</sup> Ob es sich dabei bereits um dieses Kunstwerk handelte, geht leider aus den Aufzeichnungen nicht hervor. Im Rechnungszeitraum 1669/70 gab es kleinere Ausbesserungen und zwei neue Haltestangen. Das Errichten eines Heiligen Grabs wurde bis dahin nicht verzeichnet, erst 1670/71 sollte ein neuer Aufbau von einem namentlich nicht genannten Maler und Schreiner angefertigt werden.

In der ersten erhaltenen Inventaraufstellung von 1760/61 erwähnte man „3 Fastentücher“. Es darf davon ausgegangen werden, daß sowohl der Hauptaltar in der Chorapsis, wie auch die beiden Seitenaltäre in den seitlichen Nebenschiffjochen während der Fastenzeit verhängt wurden. Noch 1824/25 hatte man diese aufgelistet, im Jahrgang 1831/32 hieß es „1 altes Fastentuch – 2 alte unbrauchbare rothe Vorhänge.“ Obwohl in der Zeit von 1802 bis 1825 das Heilige Grab nicht aufgestellt werden durfte, wurde das Fastentuch



Abb. 4: Das ausgebreitete Baunacher Fastentuch im März 2007.

Photo: Maria Theresia Worch.

nach den Zehrungsausgaben jedes Jahr aufgehängt. Der aus Baunach stammende 95-jährige Ludwig Büttel konnte sich an das Fastentuch noch aus seiner Ministrantenzeit, zu Anfang der 1920er Jahre, erinnern.<sup>13)</sup>

Das vier Meter hohe und zwei Meter und sechzig Zentimeter breite Leinwandtuch beeindruckt nicht nur durch seine Ausmaße. Die Darstellung der Büßerin und Einsiedlerin Magdalena ohne die Assistenzfiguren Maria und Johannes stellt sicherlich eine lokaltypische Eigenheit dar. In unmittelbarer Nähe der Pfarrkirche befindet sich die St.-Magdalenen-Kapelle, die, wie bereits erwähnt, als sakraler Ort in die christliche Liturgie während der Karwoche eingebunden war.

Die zeitliche Datierung der Darstellung ist dadurch erschwert, daß dieser frühbarocke,

ehler ruhig verhaltene Stil im Raum der Bischofsstadt Bamberg zweimal Einzug hielt. Im Anschluß an den Dreißigjährigen Krieg schuf zunächst Justus Glesker aus Frankfurt eine wunderschöne plastische Kreuzigungsgruppe (1649), die sich heute in der Westapsis des Bamberger Domes befindet. Einheimische Maler aus dieser Zeit sind leider noch nicht ausreichend erforscht. Die wallenden Haare und Gewänder der Magdalena scheinen jedoch dieser Epoche verwandt. Auch das manieristisch ausdrucksstarke Gesicht des Gekreuzigten (Abb. 5) könnte für die Nachkriegszeit im 17. Jahrhundert charakteristisch sein.

Ab den 1690er Jahren wirkte jedoch bis zu seinem Tod ein weiterer Künstler, der diesen ruhigen, meditativen Stil nochmals verkör-

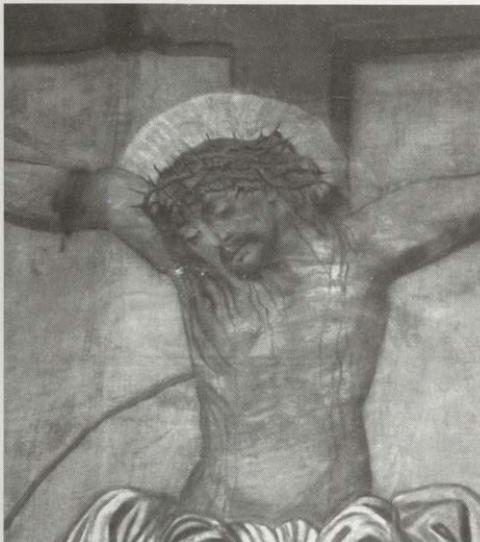


Abb. 5: Detail von Abb. 4, das ausdrucksstarke Gesicht des verstorbenen Christus.

Photo: Maria Theresia Worch.

perte. Sebastian Reinhard (1653–1716)<sup>14)</sup> arbeitete damals in Mürsbach, vermutlich auch in Reckendorf, und bevorzugte als Maler einen plakativen, erzählenden Stil. Die Darstellung der fünf Putten ist leider zu schablonenhaft, um die Hand eines bestimmten Künstlers näher zu bestimmen.

Es wäre der Gemeinde Baunach zu wünschen, daß sie die Restaurierung und Erhaltung dieses sakralen Kunstwerkes finanziell meistern kann, denn das Fastentuch stellt ein wichtiges Zeugnis für die Religiosität und Gottverbundenheit der christlichen Bevölkerung dar.

## Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu jüngst: Adelheid Waschka: Reckendorf. Kultur und Kultus in einer fränkischen Landgemeinde. Reckendorf 2007, S. 63.

- 2) Pfarrarchiv Baunach: *Agende der Pfarrei Baunach angefangen von Pfarrer Gottfried Lang im 4. Jahre seiner Wirksamkeit daselbst*, 1923 (–1934), S. 16ff.
- 3) Josephinismus: Begriff nach Kaiser Joseph II. (1741–1790), der das Gedankengut der Aufklärung vertrat und die Religion dementsprechend lenkte. In Franken kam dieser Gedanke nach der Säkularisation ab 1802 zum Tragen.
- 4) Das ab 1802 verfaßte Chronik-Manuskript eines Daschendorfer Bürgers befindet sich noch heute im Baunacher Pfarrarchiv.
- 5) Vgl. hierzu Reinhold Schweda: Das Baunacher Ostergrab. Ein Relikt der Volksfrömmigkeit, in: Frankenland Heft 3/März 1991, S. 57–59.
- 6) In seiner Dissertation über den Maler konnte Anton Merk das Baunacher Kunstwerk leider nicht näher behandeln, da es bei der Aufstellung 1974 zusammenbrach, vgl. Anton Merk: Johann Anwander (1715–1770). Ein schwäbischer Maler des Rokoko (Diss. München 1975). Frankfurt/Main 1982, insb. S. 126. Die Restaurierung erfolgte erst 1986, vgl. Schweda, wie Anm. 5, S. 57.
- 7) Schweda, wie Anm. 5, S. 57, nach Aufzeichnungen von Pfarrer Lang. Da Andreas Dietz erst 1741 geboren ist, wäre er eigentlich zu jung für dieses Werk gewesen.
- 8) Baunacher Pfarrarchiv: Kirchenstiftungskasse St. Oswald 1751/52, f. 31 u. f. 38f.
- 9) Weitere Literatur und Geschichte bei Tilmann Breuer/Christine Kippes-Bösche: Felsenkapelle Heiliges Loch, in: Stadt Bamberg. Immunität der Bergstadt. Bd. 2: Kaulberg, Matern und Sutte (Die Kunstdenkmäler von Oberfranken, Bd. V, 3/2). Bamberg–Berlin 2003, S. 690–698.
- 10) Waschka, wie Anm. 1, S. 92–98.
- 11) Fränkischer Tag (Ausgabe Bamberg) vom 31. März 2007.
- 12) Pfarrarchiv Baunach: Kirchenstiftungsrechnungen 1653/54. *Ausgabe Zehrung*. Die folgenden Äußerungen stammen aus den leider nicht vollständig erhaltenen Rechnungsbänden.
- 13) Telephonat vom Juni 2007; Herr Büttel hat trotz seines hohen Alters ein bemerkenswert gutes Gedächtnis.
- 14) Karl Sitzmann: Künstler und Kunsthändler in Ostfranken. Bayreuth 1957, S. 429f.

# Warum ist den Baunachern früher als vielen anderen das Licht aufgegangen?<sup>1)</sup>

von

Robert Raab

Seit mehr als 2000 Jahren wissen die Menschen die heilende Wirkung des Wassers zu schätzen und ebenso lange auch die Energie des Wassers zu nutzen. Der Mensch hat seit eh und je ein natürliches Bedürfnis nach Licht. Die Lichtquellen in unseren Breiten waren der Kienspan, die Ölfunzel, die Kerze und schließlich die Petroleum- und die Karbidlampe, bis schließlich der elektrische Strom die Glühlampe ermöglichte. Erst die Elektrizität drang als Lichtquelle in alle Bereiche des menschlichen Lebens ein. Sie veränderte den Tagesablauf der Menschen. Den Tag verlängerte sie beliebig, besonders im Winter, und sie unterband zusätzlich die Gefahren, die bis dahin die offene Flamme der bisherigen Beleuchtungskörper verursacht hatten. Dies galt hauptsächlich für das Aufhellen von Bereichen, in denen die Brandgefahr bisher kein offenes Licht zuließ, vor allem in landwirtschaftlichen Anwesen.

Die großen Städte, wo sich um die letzte Jahrhundertwende schon Industrie angesiedelt hatte, besaßen vor den Dörfern elektrisches Licht. Wo Industrie war, da fand sich auch die Elektrizität. Kamen Besucher aus diesen Städten, so erzählten sie Wunderdinge von einem Licht, das meist nicht flackerte, nicht unangenehm roch, nicht laufend beobachtet und beaufsichtigt werden mußte und dabei noch an jedem beliebigen Ort plaziert werden konnte.

Wer waren nun die Auslöser der „Revolution“, die das Leben im Land und besonders auf dem Land so grundlegend ändern sollten? Es waren nicht die Elektrizitätswerke der großen Städte etwa in Ausübung tätiger Nachbarschaftshilfe. Es war auch nicht die Regie-

rung, die durch ein Gesetz diesen gewaltigen Einschnitt zum Wohlergehen der Bevölkerung verfügt hätte. Es waren auch nicht die Bezirksbehörden, die Verwaltung, die etwas mehr Komfort in die stadferne Armut gebracht hätten. Und es war auch nicht die Industrie, obwohl diese bald das große Geschäft witterte. Nein, im Gegenteil! Die Träger der Umwälzung waren einfache Leute vom Lande. Leute, die meist von Haus aus keine Vorbildung für diese Technik mitbrachten, die aber ihre Möglichkeiten erkannt hatten, die ihre Umwelt durch ihre Fortschrittsgläubigkeit verblüfften und schließlich zu überzeugen wußten. Hatten sich Müller meist schon seit Generationen der Kraft des Wassers bedient, um ihre Getreide- und Schrotmühlen und ihre Schneidesägen anzutreiben, so fingen diese Müller jetzt zusätzlich an, die Wasserkraft zur Erzeugung von Strom und zur Beleuchtung ihrer Anwesen zu nutzen. Die Müller in den Dörfern also waren die wahren Strompioniere auf dem flachen Lande!

Die beleuchteten Fenster dieser Strompioniere machten neugierig. Zunächst erkannten nur einige wenige – und noch dazu sehr zögerlich – Sinn und Vorzüge dieser Neuheit und schlossen sich an. Nach und nach entstand eine Bewegung im Landvolk, ganz ohne von oben veranlaßt, geschweige denn genehmigt gewesen zu sein. Eine Strominsel nach der anderen entstand an den Bachläufen. Wie bei allem Neuen stand die breite Bevölkerung den modernen Beleuchtungsmöglichkeiten erst einmal skeptisch gegenüber. Man wußte ja nicht, was man kaufte. Bekäme man denn für sein gutes Geld auch etwas Vernünftiges, war die Frage jener Zeit.

<sup>1)</sup> Für den Druck überarbeitete Fassung eines Vortrags des Autors, der zum Anlaß des hundertjährigen Jubiläums elektrischer Haus- und Straßenbeleuchtung in Baunach bei einer Veranstaltung des Frankenbundes, Gruppe Baunach, am 15. Dezember 2001 gehalten wurde.

Die Strompioniere galten lange als spleenige Zeitgenossen. Das produzieren unsichtbarer Energie übertraf die Vorstellungskraft vieler. Man stand völlig unvorbereitet vor einer Tatsache: Ein Holzrad wird mit Wasserkraft angetrieben, und mit Hilfe einer Dynamomaschine erhält man als Produkt Licht in einem abgeschlossenen, luftleeren Glaskolben. Ein Vergleich mit den bisherigen Lichtquellen zeigte keine Ähnlichkeit. Wer konnte den elektrischen Strom seinerzeit eigentlich erklären? Zwischenfrage: Können wir es heute nach einhundert Jahren, wenn neue Stromanbieter noch vor kurzem in ihrer Werbung die Frage stellten: Welche Farbe hat Strom eigentlich? So hatten die Strompioniere zunächst auch keine gute Presse. Selbst die lokalen Zeitungen berichteten kaum einmal von einem Lichterfest oder ähnlichem. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß das Werk der Strompioniere von der Geschichtsschreibung vollkommen unterschlagen worden ist.

Die Regierungen und ihre Vollzugsorgane, die Bezirksverwaltungen, unterstützten von Anfang an einseitig das Vorhaben und Vorgehen der sich dann ab etwa 1909 ausbreitenden Überlandwerke. Diese wollten das Strommonopol gewinnen. Der Staat gewährte ihnen jede erdenkliche Hilfe, um ihre Netze ungehindert über das Land spannen zu können. Den Strompionieren war bald auferlegt worden, jedes Kleinstkraftwerk auch am schmalsten Wasserlauf genehmigen zu lassen. Umfangreiches Karten-, Planungs- und weiteres Antragsmaterial waren vorzulegen. Die Genehmigungsverfahren dauerten dann nicht selten bis zu zehn Jahren. Die Behörden hatten weder Lust, die obskuren Umtriebe einiger Landbewohner schnell zu genehmigen, noch hatten sie ausreichend Fachpersonal, um der Anträge schnell Herr zu werden.

Die staatlich konzessionierten Überlandwerke schlügen in die Kerbe der Regierung und Behörden. Sie brachten die unerwünschte Konkurrenz vom Lande beim Bürger in Mißkredit, indem sie den Strom der Kleinkraftwerke für minderwertig erklärt, weil er vor allem nicht immer in ausreichender Menge und gleicher Qualität angeboten werden könne. Dabei verschwiegen sie bewußt, daß die den

Strom liefernde Mühle den Bedarf der Landbevölkerung völlig hätte abdecken können. Benachteiligung durch die Regierungsstellen, aber auch Zurückhaltung bis hin zur Angst bei vielen möglichen Anwendern vor der neuen heißen Technik behinderten die zügige Ausbreitung der Elektrizität. Ehrenfried Heller nennt in seinem Buch „Als der Strom kam“ (erschienen 1992 beim Verlag Palm & Enke in Erlangen) folgende historische Phasen der Stromeinführung:

- 1890 bis 1918 Zeit der Pioniere,
- 1919 bis 1945 Zeit des Aufschwungs, aber auch der Stagnation,
- 1946 bis 1960 Zeit der Konsolidierung, aber auch – so möchte ich hinzufügen – Zeit des vorläufigen Endes der privaten Stromerzeuger.

Die genannten Jahreszahlen sind fließend. Sie geben aber Anhaltspunkte, weil sich die Zustände und die Notzeiten in den einzelnen Regionen des ehemaligen Deutschen Reiches und der Bundesrepublik Deutschland insgesamt ähnelten. Von der Zeit der Pioniere habe ich – mehrfach und ausführlich E. Heller zitiert – soeben gesprochen. Einige Sätze nun zu den weiter genannten Zeiträumen 1919 bis 1960.

Ausgerechnet nach dem Ersten Weltkrieg 1918 und der großen wirtschaftlichen Katastrophe entwickelte sich die Blütezeit der Elektrifizierung, so auch im Baunacher Umland, hier ab etwa 1922/25. Das hatte folgende Gründe: Der Erste Weltkrieg und die Nachkriegszeit brachten große Not an Leucht- und Brennstoffen; Petroleum war äußerst knapp und wurde nur literweise sowie unregelmäßig an die Haushalte abgegeben: 1917 bis 1920 gar nur ein halber Liter im Monat. Nicht jeder wollte sich mit dem stark riechenden Karbidgas als Ersatz anfreunden.

Mit einer Karbidlampe rüstete man lieber sein Fahrrad aus. In vielen Familien wurde die ursprüngliche Angst vor der Elektrizität erst von den aus dem Krieg heimgekehrten Soldaten vertrieben, weil diese in der Ferne und in den Kasernen schon gute Erfahrungen damit gesammelt hatten. Zusätzlich fühlten sich die Leute auf dem flachen Lande von Re-

gierung und Behörden im Stich gelassen, die seit 1909 bereits die Versorgung der Bevölkerung mit Strom durch große Gesellschaften angekündigt, aber wenig davon verwirklicht hatten. Wo es machbar war, entstanden jetzt entlang der Flüsse und Bächen mehr oder weniger große, zuverlässige, oft auch unsichere, auf jeden Fall nicht genehmigte Elektrizitätsinseln. Die Behörden protestierten wohl pflichtgemäß, waren aber auch froh, daß sich die Leute selbst helfen wollten, nachdem der Staat dazu nicht in der Lage war. Die Geschäfte mit dem Strom spielten sich jetzt meist ohne behördliche Reaktionen ab. Probleme gab es in der Regel nur beim Überqueren einer Staatsstraße oder beim Zusammentreffen elektrischer mit Telephonleitungen. Die Post hatte strenge Vorschriften erlassen, was den Abstand von Stromleitungen zu ihren Leitungen anlangte. Das Telephon war ja vor dem Strom da.

Bis etwa 1930 waren die meisten Orte auf dem flachen Lande mit Strom versorgt, jedenfalls die Haufensiedlungen. Bei Streusiedlungen, Einzelgehöften oder Bergregionen dauerte es länger. Höher gelegene Orte in der Fränkischen Schweiz oder im Jura, so auch die Adelgundiskapelle und die Adelgundisklause auf dem Staffelberg mußten bis 1960 auf den elektrischen Strom warten. Um 1930 hatten sich die Überlandwerke fast das Liefermonopol gesichert. Die kleinen Stromerzeuger waren an den Rand gedrängt und hatten ständig gegen Nadelstiche der Großen anzukämpfen, die ihnen das Recht, Strom zu erzeugen und zu verkaufen, erschwerten. Grundlegend änderte sich dies erst nach weiteren 60 Jahren mit dem Inkrafttreten des Strom einspeisungsgesetzes im Jahre 1991.

Die Zeit nach 1930 bis Ende des Zweiten Weltkrieges war die Zeit der Stagnation, begründet vor allem durch den Krieg mit seiner Rohstoff- und Mittelknappheit. Die Gemeinden und Städte benutzten das eingenommene Stromgeld dazu, ihre Finanzen einigermaßen in Ordnung zu halten. Die Wartung und Modernisierung ihrer Elektrizitätswerke wurde vernachlässigt. Nach Kriegsende 1945 bemühten sich die Kommunen die Stromversorgung neu zu ordnen. Wegen des Flüchtlings- und Heimatvertriebenenzugs

wurde überall mehr Strom gebraucht. Zunächst wäre es vordringlich gewesen, die alten Eisenleitungen gegen Kupfer- und Aluminiumleitungen auszutauschen. Aber Kupfer und Aluminium waren Mangelware und wurden zunächst als die besseren Stromleiter für die nun stark aufkommenden Elektrogeräte verwendet. Weitere Schwierigkeiten über Jahre waren zu meistern, um die einphasigen Überlandleitungen auf das Dreiphasensystem umzustellen und den noch sehr verbreiteten Gleichstrom durch Wechsel- und Drehstrom zu ersetzen.

Die Elektrizitätsinseln der Müller kämpften derweil weiterhin tapfer ums Überleben. Dies ging auch gut, solange sich die Ansprüche der Kunden nicht steigerten. In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg war dies der Fall. Später mit dem „Wirtschaftswunder“ erhielten die Kleinkraftwerke den Todesstoß. Die Zahl der Elektrogeräte in Haus und Hof hatte sprunghaft zugenommen, und ihr Stromverbrauch überforderte schnell die schon mit Dieselaggregaten unterstützten Mühlenkraftwerke. Jetzt konnten nur Fachleute, nämlich Elektriker, die Aufgaben lösen, die im Frühstadium der Strom einföhrung ein ungelernter Müller nebenbei erledigt hatte. Damit war das vorläufige Ende der privaten Stromerzeuger gekommen. Eine Elektrizitätsinsel nach der anderen gab auf. Nur wenige ländliche Stromlieferer hatten vom Überlandwerk eine Abfindung zu erwarten. Nur die Schlauesten hatten solche vertraglichen Zusicherungen. Die anderen mußten meist noch die Freileitungen im Ort selbst abbauen, um den übermäßig gewordenen Überlandwerken Platz zu machen.

Bevor ich auf die Entwicklung in Baunach selbst eingehe, noch einige Worte zu dem oben erwähnten abgeschlossenen, luftleeren Glaskolben, nämlich der Glühlampe oder Glühkerze. Im allgemeinen wird in der Literatur herausgestellt, daß die Benutzung der Elektrizität zu Beleuchtungszwecken auf Th. A. Edison zurückzuführen wäre. Er hatte am 4. November 1879 ein Patent auf eine Glühlampe beantragt, in der ein verkohelter Baumwollfaden durch elektrischen Strom zum Leuchten gebracht wurde. Edison war aber nur einer von zahlreichen Personen, die um diese Zeit damit experimentierten, in einem luftleeren

Glaskolben verkohltes Material in Form einer Fadenschleife erglühen zu lassen. Mit Papier- und Textilfasern wurde experimentiert. Die ersten Glühlampen waren Kohlefadenlampen. Erst etwa 1908 wurden diese von den Metalldrahtlampen abgelöst. Die heutigen Glühlampen sind mit Edelgas gefüllte Wolframbirnen.

Die erste elektrische Straßenbeleuchtung für Dauerbetrieb wurde in Paris im Winter 1877/78 in der Umgebung der Oper eingeführt. In Franken erfolgte die erste Probebeleuchtung einer Straße im Sommer 1880 am Hauptmarkt in Nürnberg, später am Maxfeld und die erste ständige Straßenbeleuchtung 1882 am Josephsplatz und in der Kaiserstraße ebenfalls in Nürnberg. Ganze drei Bogenlampen waren dort aufgestellt worden. Diese machten aber die 27 bisherigen Gaslampen überflüssig.

Das bisher Gesagte war notwendig, um das Geschehen in Baunach vor hundert Jahren in etwa einschätzen und einordnen zu können. Nun möchte ich mich dem Thema der Stromeinführung in Baunach zuwenden. Warum den Baunacher früher als vielen anderen das Licht aufgegangen ist, war die Eingangsfrage. Mit einem Satz ist die Frage zu beantworten: „Weil ein Mann vom Lande, ein Müller, bereits 1901 und damit 25 Jahre vor anderen vergleichbaren Orten im weiten Umland in Baunach die Straßen- und Hausbeleuchtung allgemein eingeführt hat. Dieser Mann war Georg Jäger, Inhaber der 1751 erbauten Jägersmühle.“

Georg Jäger war einer der ersten Strompioniere im ländlichen Franken. 1889 hatte er die Weltausstellung in Paris besucht. Schwerpunktthema dieser Ausstellung war die Elektrotechnik. Damals war es gerade einmal zehn Jahre her, daß in Paris die ersten Straßenlampen überhaupt brannten. Georg Jäger konnte sein Anfangswissen um elektrischen Strom während seines Aufenthalts in Paris vertiefen. Von dort brachte er die entscheidenden Anregungen für sein frühes, erfolgreiches Schaffen mit. Damit war er allen anderen Betreibern von kleinen Wasserkraftwerken in unserer Gegend einen großen Schritt voraus.

Ab 1896 arbeitete er dann in seinem Haus und in seiner Mühle mit elektrischem Strom. Die beleuchteten Fenster seines Anwesens machten in Baunach neugierig. Noch vor der letzten Jahrhundertwende zog zunächst in die Apotheke und in den Obleyhof das elektrische Licht ein. So waren zwei Häuser, die in der Ortsmitte gelegen und auch damals schon regelmäßig und gut aufgesucht waren, elektrisch beleuchtet: Im Wirtshaus sahen die Männer und in der Apotheke auch die Frauen die neue Errungenschaft (Die Apotheke war übrigens einst die Brauerei „Zum Steinernen Haus“ und später die erste Poststelle in Baunach. Am 1. August 1837 wurde dort eine Postexpedition eröffnet. Der damalige Apotheker Caemmerer war zugleich der erste Posthalter).

Die genannten beiden Häuser – die Apotheke und der Obleyhof – waren die Vorzeigeobjekte Georg Jägers. Die Werbung zeigte Wirkung. Die Skepsis, ja die Angst, vor der neuen Energie schwand bei einigen Baunachern, und in den letzten Monaten des Jahres 1900 ließen sich schon weitere zwölf Häuser in Baunach von Jäger mit Strom versorgen. Die Leute hatten begonnen, Wert und Vorteile seines Produktes „Strom“ zu erkennen und anzuerkennen. Jäger hatte Vertrauen in der Öffentlichkeit gesetzt und konnte letztlich durch Taten überzeugen. Diese allgemein gute Stimmung im Ort erkannte Jäger als Chance, den elektrischen Strom über den ganzen Ort auszubreiten. Bei der Gemeinde stellte er den Antrag, den Strom auch in die Straßen und auf die Plätze bringen zu dürfen. In die Privathäuser war er ja schon eingedrungen. Jäger muß sich ganz sicher gewesen sein, daß sein Antrag im Gemeinderat auch Zustimmung finden würde, denn schon vor dessen Entscheidung hatte Georg Jäger im Jahre 1900 bei der AEG München über deren Ingenieurbüro in Nürnberg die Errichtung der Freileitungen und Hausanschlüsse für Beleuchtung und Kraftübertragung in Auftrag gegeben. Was dabei besonders herauszustreichen ist: Risikobereit hat er die Kosten hierfür in Höhe von 19.000 Mark aus eigener Tasche zugeschossen. Das Vorhaben Jägers wurde schließlich mit Beschuß des Gemeinderates vom 25. August 1901 genehmigt.

Der Beschuß lautet: „*Die Gemeinde Baunach läßt für den kommenden Winter die elektrische Straßenbeleuchtung einrichten und sind die Bedingungen von einer Kommission vorzuberaten und der Gemeindeverwaltung vorzulegen.*“ In der gleichen Sitzung hat der Gemeinderat vom königlichen Oberpostamt die Verlegung der Telephonleitung außerhalb Baunach erbeten, denn, wie es wörtlich heißt: „*Diese stört bei Anlegung der elektrischen Straßenbeleuchtung.*“ In den folgenden Herbst- und Wintermonaten wurden nun über Masten aus Fichtenholz Freileitungen gezogen und an diesen Masten oder, wenn es die Örtlichkeit zuließ, an Hauswänden und Hausecken Lampen befestigt, Lampen mit Emailleschildern, diese je nach Wirkungsbedarf konvex oder konkav ausgerichtet.

In die Häuser wurden Strom und in seltenen Fällen auch Kraft über Dachständer gebracht. Bis Ende 1901 war die meiste Arbeit geleistet. Auch Pfarrhaus und Kirche waren zu diesem Zeitpunkt bereits angeschlossen. Zwanzig oder dreißig oder gar mehr Lampen – wir wissen es nicht – machten die bislang nachts dunklen Straßen und Plätze des damaligen Baunach heller. Auch aus mehreren Fenstern schien erstmals zu Weihnachten 1901 elektrisches Licht.

Wie einst mit dem Petroleum bei der Hausbeleuchtung ging der Baunacher Bürger jetzt ebenfalls äußerst sparsam mit Strom um. In der Regel wurden in dem überwiegend landwirtschaftlich ausgerichteten Baunach zunächst Stall und Scheune mit elektrischem Strom versorgt, um die Brandgefahr zu vermindern und danach erst ein Raum im Wohnhaus, meist die Küche, vielleicht auch noch dazu die gute Stube. Die Einrichtung von Strom war vor allem eine Kostenfrage, und es galt lange nicht als Makel, keinen elektrischen Strom zu besitzen.

Von Anfang an traf Georg Jäger mit seinen Kunden eindeutige, ausgewogene vertragliche Vereinbarungen. Sichere Stromabnehmer waren die Gastwirte und Handwerker, insbesondere Bäcker und Metzger sowie die Baunacher Korbmacher. Davon gab es in Baunach um die letzte Jahrhundertwende rund zwei Dutzend, die meist bis tief in die Nacht für ihre

Abnehmer im Lichtenfelser Raum arbeiteten. Nebenbei bemerkt: Ausbildungsstätte für dieses Handwerk war Baunach vor hundert Jahren nicht mehr, denn die Baunacher Korbmacherschule war bereits 1886 eingegangen.

Der Obleyhof wurde als einer der ersten Stromnutzer schon erwähnt. Mir liegt die Anmeldung des Obleyhofes zum Anschluß an das Straßenleitungsnetz des Elektrizitätswerks Jäger und eine Bestellung von Glühlampen vom 10. Januar 1901 vor. Bestellt wurden – ein Großauftrag für damalige Verhältnisse:

- 1 Glühlampe à 25 Normal-Kerzen,
- 5 Glühlampen à 16 Normal-Kerzen,
- 11 Glühlampen à 10 Normal-Kerzen,
- 7 Glühlampen à 5 Normal-Kerzen.

Unter den Worten „1 Glühlampe à 25 Normal-Kerzen“ ist zu verstehen, daß diese Glühlampe die 25-fache Lichtmenge einer normalen Wachskerze abgab. Leider sagt uns die Bestellung nichts über den Preis der einzelnen Lampen. Die seinerzeitigen Kohlefadenlampen kosteten nach E. Heller „*Als der Strom kam*“ 60 bis 70 Pfennige das Stück, nahmen nach heutiger Berechnung nur bis etwa 25 Watt Leistung auf und hatten eine Lebensdauer von 200 bis 300 Stunden. Für eine Kilowattstunde Strom waren in der Anfangszeit der elektrischen Stromversorgung 40 bis 60 Pfennig zu bezahlen. Aus heutiger Sicht sündhaft teuere Preise, wenn man weiß, daß zu Anfang des 20. Jahrhunderts z.B. die Maß Bier höchstens 10 Pfennige kostete. Dies ist deshalb genau bekannt, weil zum fünfjährigen Gründungsfest des Gesangvereins in Baunach 1907 wegen eines Bierpreises von 12 Pfennigen je Maß mit den Wirten in Baunach aufwendig gerungen worden ist.

Georg Jäger sicherte seinen Kunden Stromlieferung für mindestens zehn Jahre ab dem Tage der Betriebsfähigkeit der Hausanlage zu. Die Verträge enthielten eine Verlängerungsklausel. Strom sollte, wie es in dem Vertragstext heißt, „*vom Einbruch der Dämmerung bis zum Tagesanbruch*“ geliefert werden. Alleiniger Ansprechpartner und Lieferant für Glühlampen, Sicherungen, Leitungen und sonstiges für die Hausanlage notwendiges Material war vertragsgemäß nur Georg

Jäger. Er belieferte seine Kunden mit Gleichstrom von 200 Volt Spannung und 60,5 Amperé Stromstärke. Bis zur Einführung des verplombten Stromzählers nach einigen Jahren wurde der Strom nicht nach Verbrauch, sondern nach zur Verfügung gestellter Kapazität abgerechnet, d.h., pauschal nach der Zahl der Brennstellen und der Kerzenstärken. Für eine 16 Normal-Kerzen starke Glühlampe konnte Jäger jährlich einen bestimmten Preis festsetzen. Dieser war der Orientierungspreis. Schwächere Glühlampen waren billiger, stärkere kosteten mehr. Der Strompreis wurde vierteljährlich im nachhinein beim Kunden gegen Quittung bar erhoben.

Die Freileitungen waren und blieben Eigentum des Elektrizitätswerks Georg Jäger

bis zum Hausanschluß des Abnehmers, ebenso der spätere Stromzähler. Die Installation im Haus, Gerätschaften und Hausleitungen hatte der Kunde zu bezahlen. Ich habe Ihnen zu verdeutlichen versucht, daß es damals seinen Preis hatte, sich Strom ins Haus zu holen. Aber jeder, der es wollte und es sich leisten konnte, hatte ab 1901 die Möglichkeit, die von Georg Jäger im Dorf eingeführte Wohltat zu nutzen. Dabei war die Errichtung des Ortsnetzes in Baunach wegen des frühen Stadions der Elektrifizierung ein besonderes Risiko.

Immer waren genügend Stromnutzer notwendig. Es mußte aber auch immer ausreichend Wasserkraft da sein, wenn Jäger seine soeben nur grob geschilderten Vertragspflich-



Abb. 1 u. 2: Stromzähler der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft Berlin aus der Brauerei Sippel Baunach, bis 1927 in Gebrauch.

ten erfüllen und Strom in ausreichender Menge und möglichst gleichbleibend guter Qualität anbieten wollte. Die Wasserkraft über das kleine Bächlein Lauter zu beschaffen und vorzuhalten war die vordringlichste und höchstpersönliche Aufgabe des Georg Jäger. Die Wasserkraft der Lauter, die selten über einen längerer Zeitraum gleichmäßig gegeben ist, regelte Jäger, so gut es ging, über den nahen, 16 Tagwerk großen Spitalsee und über zwei Überfallwehre in seinem Werkskanal (Mühlbach). Wegen der Stauhöhe brauchte er auf Oberlieger oder Unterlieger an der Lauter keine Rücksicht zu nehmen. Die Jägermühle war die letzte am Unterlauf der Lauter und ein Oberlieger war in weiter Ferne. Auch konnte es keine Probleme mit Anliegern am Mühlbach wegen überfluteter Ufer geben, auch nicht mit Nachbarn, die auf uralte Rechte hätten pochen können, bei Wasserknappheit Wasser zum Bewässern ihrer Wiesen aus dem Mühlbach entnehmen zu dürfen. Der eine Nachbar war die Staatsstraße und Anrainer des Mühlbachs zur anderen Seite war Jäger selbst. Ihm gehörte das Land um die Lauter von der Mühle bis vor Godeldorf. Auch Schwierigkeiten mit Fischereiberechtigten waren ihm fremd, denn das Fischrecht im Mühlbach und der Spitalsee gehörten ihm auch.

Trotz dieser günstigen Voraussetzungen für eine kontinuierliche Stromlieferung blieb es nicht aus, daß das Licht oft flackerte oder längere Zeit schwächer war und auch gelegentlich einmal ganz ausfiel, oft verursacht durch Schwemmgut mitführende Hochwasser und Unwetter. Mit einem Eisenrechen und Holzbarrieren im Mühlbach wehrte Jäger schädigendes Schwemmgut, so gut es ging, von seinen beiden Wasserrädern ab. Dennoch drangen immer wieder Äste und Hölzer bis zu diesen Rädern vor. Dies beeinträchtigte den Rundlauf der Räder. Das Stottern der Räder führte zu Spannungsschwankungen. Nicht selten beschädigte Schwemmgut Rad-schaufeln und Holzzahnräder. Dann waren aufwendige Reparaturen und der zeitweilige Stillstand der Anlage die Folge. Weitere Ursache für den Ausfall der Stromlieferung waren auch die im Jahr über immer wieder auftretenden Hochwasser. Mit einem andau-

ernden Hochwasser war immer auch ein Anschwellen der Baunach und der Lauter verbunden. Das Wasser unter den Wasserrädern (= Unterwasser) konnte so hoch ansteigen, daß die Leistung der Wasserräder bis gegen Null abfiel.

Besonders schwierig für jedes Kleinstkraftwerk war die Wasserzufuhr im Winter. Zügig fließendes und wie bei der Lautermühle aus mehreren Metern Höhe herabfallendes Wasser gefriere nicht, ist landläufige Meinung. Das ist grundsätzlich richtig. Aber Wasser, obwohl möglichst zielgenau an die Schaufeln herangeführt, spritzt und sprüht. Dieses Spritzwasser kann sich über die gesamte Anlage ausbreiten, zu Eis gefrieren, als Bremse für die Wasserräder wirken und zur Leistungsminderung bis hin zum Leistungsausfall führen. Als Endergebnis des Vereisungsablaufs wäre dann eine bizarre Eis-skulptur in der Winterlandschaft zu beobachten gewesen. Georg Jäger hat der Vereisung seiner Anlage schnell vorgebeugt. Er hat seine beiden Wasserräder schon bald umbaut, überdacht und isoliert. Aber die Winter für Winter durch die Vereisung des Mühlbachs auftretende Wasserknappheit blieb und gefährdet die Stromlieferung.

Um die Leistungsfähigkeit seiner Anlage zu verbessern, unterstützte Jäger seine beiden von oben angetriebenen Wasserräder (sog. oberschlächtige Räder) bald durch eine kleine Dampfmaschine später durch eine leistungsstärkere, dann durch einen Dieselmotor und schließlich – allerdings erst ab 1928 – mit einer Francis-Schacht-Turbine, die auch heute wieder in Betrieb ist. Aus acht Metern Höhe fällt das Wasser der Lauter auf diese Turbine.

Wie gesagt, versorgte Georg Jäger mit seiner Anlage Baunachs Straßen und Häuser Winter wie Sommer zur Nachtzeit mit Strom. Was wurde nun aus dem tagsüber erzeugten Strom? Speichermöglichkeiten wie später mit einer Hundertschaft an Batterien auf dem Dachboden seines Wohnhauses und später im eigenen Batterieraum hatte er am Anfang nicht. Auch verbrauchten die hauseigenen Maschinen, die Getreide- und Schrotmühle, Dreschmaschine und Gattersäge nicht immer ganz den erzeugten Tagesstrom. Da kam es

Jäger gerade recht, daß ebenfalls im Jahre 1901 Eugen Kellner, ein Konditor aus Baunach, damit begann, in der Ziegelei im „Süßen Teich“ in größeren Mengen Backsteine herzustellen. Ein Konditor?

Hinter Kellner stand sein Schwager, der Baumeister Friedrich Ebert aus Bamberg, der sein Kompagnon und Hauptabnehmer war. Die Ziegelei hatte schon seit 1877 bestanden. Jetzt wurde die Produktion erhöht. Kellner/Ebert und Jäger wurden sich handelseinig, und Jäger lieferte jahrzehntelang Beleuchtungs- und Kraftstrom in die Ziegelei. Die Ziegelei war für Baunach über 30 Jahre lang ein bedeutendes Unternehmen. Herr Schenk schreibt in seiner Chronik 1924 von 40 Arbeitsplätzen in der Ziegelei.

Derweil plante der Unternehmer Georg Jäger weiteres Großes und Zukunftweisendes in Baunach. Er wollte Baunach im Jahre nach der Stromeinführung auch eine zentrale Wasserversorgung, eine Wasserleitung bringen. Im August 1902 legte er der Gemeinde einen Plan hierzu vor. Zur Verwirklichung sollte eine am heutigen Karpfenweg etwa in Höhe des Anwesens Ludwig Fröhlich vorhandene, ergiebige Wasserquelle in Stein gefaßt wer-

den. Oben am Berg etwa in Höhe des Anwesens Fliesen-Bickel sollte ein Wasserreservoir errichtet und unterhalb der Quelle direkt an der Straße Baunach – Godeldorf ein Sammelschacht mit Pumpe erbaut werden. An etwa zehn, auf dem Plan markierten Stellen hätten die Baunacher aus Hydranten Wasser entnehmen können. Zur Ausführung des Plans ist es aus unbekannten Gründen nicht gekommen.

Zwei Gründe könnten hierfür ausschlaggebend gewesen sein; zum einen fehlte wohl die Einsicht der Baunacher in die Notwendigkeit des Vorhabens. Denn Mensch und Tier waren über die Dorfbrunnen ausreichend und auf Dauer mit Wasser versorgt. Zum anderen hatte die Baunacher Bevölkerung ein Jahr nach der Einführung der Hausbeleuchtung sicherlich noch an den Anschaffungskosten des Stroms zu zahlen, von den laufenden Stromkosten ganz zu schweigen. Jägers Plan zur zentralen Wasserversorgung ist übrigens Wandschmuck im Dienstzimmer des Baunacher Bürgermeisters.

Zum Wirken des Georg Jäger in Baunach habe ich das aus meiner Sicht Wesentliche gesagt. Einige wenige Sätze gestatten Sie mir



Abb. 3: Die Jägermühle 2008.

zu seiner Biographie. Der Name Jäger kam durch Heirat eines Georg Jäger nach Baunach. Dieser stammte aus Rattelsdorf, lebte von 1811 bis 1871 und war der Großvater jenes Georg Jäger, von dem hier gesprochen wird. Schon der Großvater war Müllermeister und hat 1834 in die Lautermühle eingehetet, die um diese Zeit einem Johann Knipper gehörte. Unser Georg Jäger lebte von 1869 bis 1941. Er war Erster Bürgermeister in Baunach von 1915 bis 1924. Sein Vater Johann Baptist Jäger (1835–1910) unterstützte ihn in allen Belangen.

Gemeinsam haben sie 1888 die beiden wiederholt erwähnten Wasserräder eingebaut, ebenso zwei weitere Mühlgänge in der Getreidemühle, im gleichen Jahre die Sägemühle errichtet und das Wohnhaus mit einem Satteldach versehen, das vorher ein Walm-dach trug. Gemeinsam haben sie 1896 die Villa gebaut und 1901 mit der Stromeinführung in Baunach das Elektrizitätswerk in ihrem Wohnanwesen eingerichtet. Im Jahr 2001 jährte sich damit zum einhundertsten Male die Einführung der allgemeinen Haus- und Straßenbeleuchtung durch Georg Jäger in Baunach, was den Anlaß gab, die zahlreichen Schwierigkeiten, aber auch den Nutzen der Stromeinführung auf dem flachen Lande und am Beispiel Baunach zu beschreiben. Darüber hinaus sollte auf die Leistung des Georg Jäger wieder mehr aufmerksam gemacht, sollte sie nach über hundert Jahren wieder in Erinnerung gerufen werden.

Krimm würdigte in seiner 1974 erschienenen Chronik „Stadt und Amt Baunach“ die Leistung Jägers mit den Worten: „Erst nach dem ersten Weltkrieg, etwa 1920 bis 1924 begann das Überlandwerk Oberfranken, Dörfer und Städte mit Strom zu versorgen. Baunach dagegen erfreute sich dieser Einrichtung bereits ein Vierteljahrhundert. Wir müssen heute anerkennend den Hut abnehmen und den Unternehmer Georg Jäger bewundern, der mit kühnem Wagemut seiner Zeit weit vorauselend ein Vermögen einsetzte und der Stadt Baunach dieses Werk kostenlos einrichtete.“ Diese Worte unterstreiche ich gerne. Georg Jäger hätte, so meine ich, öffentliche Anerkennung in Baunach verdient.

Zum Schluß möchte ich noch zwei Punkte kurz ansprechen. Zum ersten: Die optimale Nutzung der Wasserkraft zur Stromgewinnung ist bis heute eine Wissenschaft für sich. In den Familien der Wasserkraftbesitzer wurde das Wissen von einer Generation an die andere weitergegeben. Heute kann man sich Spezialwissen sogar an einer Schule aneignen, nämlich bei Dr. Robert Eckert, Chef der gleichnamigen Eckert-Schulen und Eigentümer der Lindenmühle in Regenstauf. Mit dem Werbespruch „Strom statt Mehl“ wirbt er für seine mit Wasserrädern betriebene Mühle und für seine junge Schule. Dankbar und anerkennend möchte ich vermerken, daß die jetzigen Eigentümer unserer ehemaligen drei Mühlen in Baunach sämtlich Strom erzeugen. Auch in Baunach gibt es „Strom statt Mehl“.

Zum zweiten: Immer wieder hört man die irrite Meinung, Baunach habe vor Bamberg Strom gehabt. In Bamberg besteht seit 1789 die Walkmühle. Sie war fast einhundert Jahre lang Eigentum der Tuchmacherzunft. 1868 wurden die Zünfte in Deutschland per Gesetz aufgelöst. 1886 errichtete Heinrich Manz (Erneuerer und Förderer der Altenburg in Bamberg, verstorben am 16. Dezember 1914) in der Walkmühle das erste Bamberger Elektrizitätswerk. Es bestand aus einer Dynamomaschine, die sechs Bogenlampen auf dem neuen Festplatz im Hain und an der Karmelitenkirche anlässlich des Jubiläums des Gesangvereins Liederkranz speiste. Zur Weihnachtszeit 1886 sorgte Manz dann erstmals auch in der Hauptstraße (vermutlich Lange Gasse) für Lichterglanz. Die Walkmühle in Bamberg gehört heute dem Baunacher Dr. Max Iann. 1963 hat sie sein Vater Dr. Herbert Iann erworben und zum Gästehaus der Familie umgestalten lassen.

Abschließend sollten wir auch einen Gedanken daran verschwenden, welche fatalen Folgen es für unsere Gemeinschaft (und für jeden von uns) hätte, sollte der allgegenwärtige Strom einmal, und sei es auch nur für wenige Tage, ausbleiben. Für Baunach jedoch hat diesen für uns heute jederzeit so selbstverständlich zu handhabenden Strom vor über hundert Jahren ein Baunacher gebracht.

# Errichtung und Entstehung der Herz-Jesu-Kapelle in Godeldorf, Godelhof/Baunach

von

Franz Götz

## Godeldorf

Dieser an der Lauter gelegene Ort wird in der Schreibweise Godelndorf 1245 anlässlich eines Gütertauschs durch den Würzburger Bischof Hermann I. von Lobdeburg erstmals erwähnt. Die unmittelbaren Dorfherren haben im Verlauf der Dorfgeschichte oft gewechselt: Vom Jahre 1307 bis 1376 ist eine Seitenlinie der Herren von Aufseß bezeugt, 1384 Chunrat Hasfurter; von 1390 bis 1499 sind die Scheftsteller, Ministerialen der Grafen von Truhendingen, dort begütert; 1510 war der Besitzer Georg von Schweinfurt. 1525 treten die Herren von Rosenau auf, und 1566 gelangt das Gut Godelsdorf in die Hände des Jeronimus von Coburg.

Interessant ist auch die Entwicklung der Einwohnerzahl an Hand der Huldigungslisten: 1459 leisten sechs Haushaltungsvorstände die Erbhuldigung, 1541 sieben, 1592 fünf und 1642 keiner (im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges wurde dieses Dörfchen vollkommen verwüstet), 1672 waren es dann wieder 21, 1693 nur fünf, 1731 erneut sieben. 1822 waren schließlich hier sechs Bürger und 42 Seelen ansässig. Im Jahr 1801 bestand der Ort aus einem mit Haus und Stadel bebauten Hof, zwei bebauten Sölden und zwei Tropfhäusern.

Wenig bekannt dürfte sein, daß sich dicht am Dorf im Talgrund einst ein kleiner herrschaftlicher Ansitz befunden hat, den ein Wassergraben, welcher von der Lauter gespeist

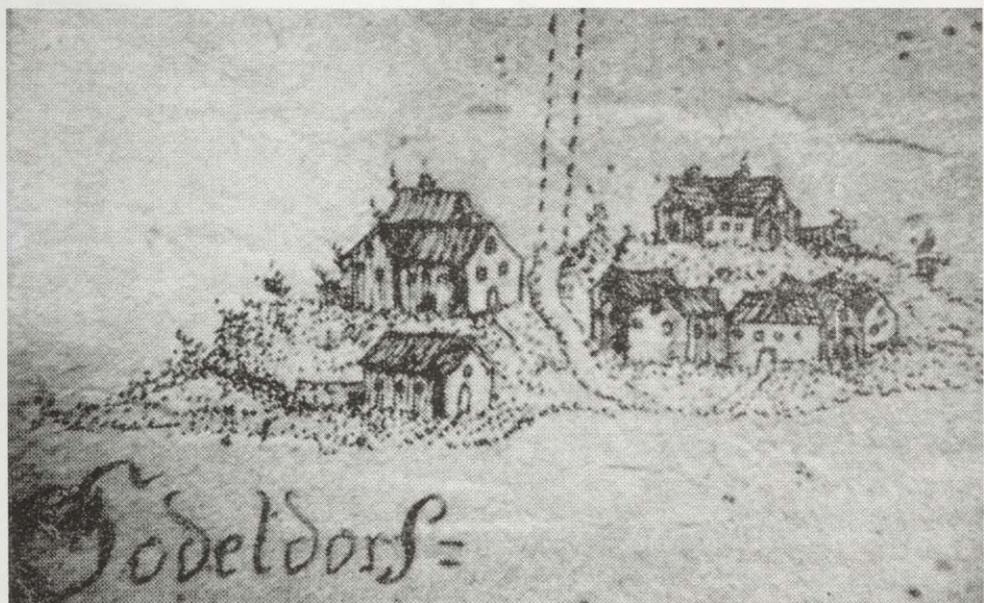


Abb. 1: Ansicht des Dorfes Godeldorf aus dem Jahre 1770.

Ausschnittsvergrößerung aus der Waldkarte Stiefenberg im Staatsarchiv Bamberg, Rolle Nr. 1423.

Urkunde  
über  
die Errichtung u. Entstehung der  
Kapelle  
in Godelsdorf.

Es ist vorgetragen wovon ob der Brüder  
der minnens vorstrebenden Gnädigsten und ~~Gott~~<sup>Heiligsten</sup> Rothlauf.  
von Godelsdorf mit seiner Gemahlin Barbara geb. Wallmann  
von Achfeldt einer Kugelle in Godelsdorf zu bauen. Dass  
Kommende ihres Pfarrers Peter Wenzel zur Ausführung verlängere.  
Als im Jahre 1914 der Krieg von Russland sowohl von  
Rußland als auch Frankreich und Belgien ausklangen.  
Dass aus allen seines Glückes zum Gebet wagen, Kirchen zu.  
Kugellen von mächtigen Leuten sehr leichtig zu formen.  
Um Abwehr gegen Feinde zu haben, als auch ein großer  
Krieger Kaiser Wilhelm II. das uns Gott verliehene wissen.  
Er dankt an sein Volk gewollt, Gott in die Kirchen heilige  
Unter uns steht, damit Gott unsrer Gnaden Segen zum  
Krieg verleihe, der unschöpferisch unsrer Ortschaft, die  
10 (jahr) H. No. zählt, sich eines Kriegs der Gebete zu pfle-  
gen, wo wir in gemeinsamen Gebete Gott im Aufruhr  
unsers ganzen vortragen und seine allmächtige Hilfe  
erhoffen können. Dieser kommen wir nun uns einem  
seiner Krieger Kirche, der in der Hölle der Sünden, jetzt uns  
seine gemeinsamen Gebete anrufen. Aufs neue will uns  
der gnädigste Himmelszettel erweichen.

Kinder Brigitta Düring, Missionspriesterin Hiltner von  
Deusdorf, Tochter des Gnädigsten und ~~Gott~~<sup>Heiligsten</sup> Rothlauf  
wob prof. gründlich dem Schreiber ihres vorstrebenden  
Eltern eines Beweisung zum Gruß eines Kugella zu  
durchsetzen.

Abb. 2: Die Urkunde aus der Turmkugel der Kapelle.

Platz, Holz und Stein, überstiegh, was zum Lohn des Herren  
galle an Material notwendig war, aufgelöst auf Frau  
Magdalena Rothlauf, Tochter der ~~der~~ <sup>zu</sup> Güteküttel Georg  
Rothlauf, Tochter der Brigitta Dürring von Dausdorf  
Pfarrkirchensrip Hirschenhausen zu überlassen. Hirsch-  
hausen gab vorher von dem Brüderleugtung ausgeschafft, das  
Holz gefüllt mit Beigaben, da auf niemand wollte  
Herr A. Rothlauf die Verpflichtung verhindern zu lassen  
dass falle für die Ausbildung Einkünfte einzutragen  
nicht kommt auf dem Kasten wozu sich die Zövinkgab  
der Natur nicht aufzuwenden.

Am Platz zum Lohn Pfarrkate um Joseph Dietz.  
Abgrenzung der Pfarreien Verpflichtungen kommt der Lohn  
nicht am 10. Juli 1915 bezogen werden.

Die eigentliche Güteküttel der Engelke sind:

In einer Linie Frau Brigitta Dürring, welche den  
größten Teil der Güteküttel Pfarrkate und oben obige  
die Engelke nicht falle gebund werden können.

Stimme Magdalena Rothlauf von Gördelhof, Joseph  
Dietz, Michael Dietz, Baptist Erich und Georg Prehm  
von Gördelhof. Die genannten, auf Frau Magdalena Rothlauf  
übertragen die Leitung der Lohn, Spontane Verpflicht  
erwerb sich Joseph Dietz.

Bei Dringlichkeit rufen sich auf Josephs Gebur  
Pfarrer von Baunach, Gemeindeschiffungssekretär Joseph  
Ziegler des Projektes und kann Abprüfung an. Zur  
gleichen Zeit befindet sich Regierung in Baunach, Joseph  
Spielmann.

Nach dem Schimpfe auf Josephs Gebur pfarrer  
wurde die Engelke vom göttlichen Geist Jesu verurteilt.

Die Heimwehrbeamten untersuchten Beamter  
Otto Nestrojel von Baunach und Nikolaus Götsche von  
Gördendorf; zumindesten ausser Bittel  
und Georg Prehm von Baunach.

Die Satzung für farbige  
Mathias Lampert, Gangemiester  
und Wissoka in Überungarn, aufgerig  
tzt in Danzig seit 1897.

Der König ist am 24. August 1914.  
und der König ist Lippold, alle arbeits und Lebensmittel  
an den gelungen ist 1 Kilo Rindfleisch 20 pf und  
find man Rindfleisch machen abweichen  
Tob 1 Kilo Fettwurst 150 pf Rindfleisch 10  
1 Zentner Getreide 15 ört 1 Zentner Leinöl 10 ört  
Weizengrund 25 ört 1 Zentner Kartoffel 6 ört

Ortsfürsten waren zur Zeit des Kaiser Michael  
Dietz Hn 2.

Zum König sind eingetragen worden bis  
1. August 1915: Joseph Krebs, Gustav Dietz, Gustav Beck,  
Ludwig Beck, Anton Beck, Joseph Beck (4 Brüder),  
Gerry Brehm, Gottlob Reinhard, August Schmitt  
Gerry Schmitt, Gerry Schmitt, Joseph Dietz, Gerry Schmitt.  
Sie jetzt führen vor dem Gottschee zuerst vor kleine  
Vorläufe - nur ist unrichtig eingesungen - und zwar  
keiner betroffen zu beklagen.

Gödeldorf, 1. August 1915.

Franz Ziegler, Pfarrer i. 1. Pfarrkirche, Baumach.  
Johann Stielmann, Kaplan im Baumach.

Leopold Dittmar

J. Gustav Kirch.

Gerry Brehm.

Winfred Dietz. Ortsfürster.

Joseph Dietz

wurde, umgab. Zur Verwaltung des Wildban-  
nes um den Stiefenberg ließ nämlich der  
Würzburger Bischof Gerhard von Schwarz-  
burg nach 1372 bei Godeldorf ein festes Jagd-  
haus bauen, welches 1390 als Schoß Godel-  
dorf den Scheffstallern verpfändet würde. 1525  
wurde dieses Wasserschlößchen durch die  
aufständischen Bauern zerstört. Ein Wieder-  
aufbau unterblieb. Jorg und Rochius von Ro-  
senau bezifferten den erlittenen Schaden auf  
242 Gulden.

In der Turmkugel der Godeldorfer Kapelle  
fand sich ein historisches Dokument, das über  
die Entstehung des Bauwerks Auskunft gibt.  
Hier folgt die Übertragung des handschriftli-  
chen Textes:

*Urkunde über die Errichtung und Entstehung  
der Kapelle in Godeldorf.<sup>1)</sup>*

Schon seit Jahrzehnten war es der Wunsch  
des nunmehr verstorbenen Gutsbesitzers Jo-  
hannes Rothlauf von Godeldorf und dessen  
Ehefrau Barbara, geb. Waldmann, von Stett-  
feld, eine Kapelle in Godeldorf zu bauen.  
Doch konnte der schöne Plan nicht zur Aus-  
führung gelangen. Als im Jahre 1914 der  
Krieg an Deutschland sowohl von Rußland  
und Frankreich und Belgien erklärt wurde  
und alles seine Zuflucht zum Gebete nahm,  
Kirchen und Kapellen von andächtigen Be-  
tern tagtäglich zu frommen Abendandachten  
besucht wurden, als dann unser geliebter  
Kaiser Wilhelm der II. das ins Herz greifende  
rührende Wort an sein Volk sprach „gehet in  
die Kirchen, kniet euch nieder und betet,  
damit Gott unserer gerechten Sache zum Sieg  
verhelfe“, da entschloß sich unsere Ortschaft,  
die 10 (zehn) H.Nr. zählt, sich eine Stätte des  
Gebets zu schaffen, wo wir im gemeinsamen  
Gebet Gott die Anliegen unseres Herzens vor-  
tragen und seine allmächtige Hilfe erflehen  
können. Bisher konnten wir nur vor einem  
steinernen Kreuze, das in der Mitte des Dor-  
fes steht, unsere gemeinsamen Gebete ver-  
richten. Doch war dies nur bei günstiger  
Witterung möglich.

Frau Brigitta Düring, Mühlbesitzerin –  
Witwe von Deusdorf, Tochter des † Gutsbe-  
sitzers Johann Rothlauf, erbot sich, gemäß  
dem Wunsche ihrer verstorbenen Eltern, eine

*Schenkung zum Bau einer Kapelle zu ma-  
chen.*

Platz, Holz und Steine, überhaupt, was zum  
Bau der Kapelle an Material nötig war, ent-  
schloß sich Frau Magdalena Rothlauf, Witwe  
des † Gutsbesitzers Georg Rothlauf, Bruder  
der Brigitta Düring von Deusdorf, schen-  
kungsweise durch Handschein zu überlassen.  
Steine wurden gebrochen und zum Bauplatz  
angefahren, das Holz gefällt und beschlagen,  
da auf einmal wollte Frau Rothlauf ihr Ver-  
sprechen wieder zurücknehmen, doch hatte  
sie die Schenkungsurkunde unterschrieben  
und konnte auf dem Rechtswege sich die Zu-  
rückgabe des Materials nicht mehr erzwin-  
gen.

Den Platz zum Baue schenkte nun Johann  
Dietz. Wegen der schwedenden Verhandlun-  
gen konnte der Bau erst am 10. Juli 1915 be-  
gonnen werden.

Die eigentlichen Guttäter der Kapelle sind:

In erster Linie Frau Brigitta Döring, welche  
den größten Teil der Bausumme schenkte,  
und ohne welche die Kapelle nicht hätte ge-  
baut werden können.

Dann Magdalena Rothlauf von Godeldorf,  
Johann Dietz, Michael Dietz, Baptist Eirich  
und Georg Brehm von Godeldorf.

Die genannten außer Magdalena Rothlauf,  
übernahmen die Leitung des Baus. Besonde-  
ren Verdienst erwarb sich Johann Dietz.

Sehr dienstbereit nahm sich auch Hochw.  
Herr Pfarrer von Baunach, Herr Distrikts-  
schulinspektor Ignatz Ziegler, des Projektes  
und seiner Ausführung an.

Zur selben Zeit befand [sich] als Kaplan in  
Baunach, Johann Spielmann.

Nach dem Wunsche unseres Hochw. Herrn  
Pfarrers wurde die Kapelle dem göttlichen  
Herzen Jesu geweiht.

Die Maurerarbeiten machten Baumeister  
Otto Nastvogel von Baunach und Nikolaus  
Görtler von Dorgendorf; Zimmermannsar-  
beiten Andreas Büttel und Georg Brehm von  
Baunach. Die Bekugelung fertigte [!] Ma-  
thias Lampert, Spenglermeister aus Wiszoka

*in Oberungarn, anseßig [!] hier in Baunach seit 1897.*

*Der Krieg ist ausgebrochen am 1. August 1914 und dadurch bis daher sind alle Artikel und Lebensmittel enorm gestiegen. Das 1 Pfund Brot kostet 20Pf. und wird nur durch Brotmarken abgeben [!].*

*Das 1 Pfund Schweinefleisch kostet 1,50 Pf. Rindfleisch 1 M., 1 Zentner Haber [!] 15 M., 1 Zentner Brodmehl [!] 19 M., Weizenmehl 25 M., 1 Zentner Kartofel [!] 6 M.*

*Ortsführer war zur der Zeit des Baus Michael Dietz H.Nr. 2.*

*Zum Kriegsdienst eingerufen waren bis 1. August 1915: Johann Krebs, Baptist Dietz, Baptist Beck, Ludwig Beck, Anton Beck, Ehrhard Beck (4 Brüder) Georg Brehm, Bartholomäus Vierheilig, Andreas Schmitt, Heinrich Schmitt, Johann Dietz, Georg Schmitt.*

*Bis jetzt haben wir durch Gottes Gnade noch keine Verluste – einer ist verwundet,*

*einer gefangen und gar keine Totenopfer [!] zu beklagen.*

*Godeldorf, 1. August 1915.*

*Ignaz Ziegler,*

*Pfarrer u. Distriktsschulinspektor, Baunach*

*Johann Spielmann, der Kaplan von Baunach*

*Brigitta Düring,*

*Joh. Baptist Eirich,*

*Georg Brehm,*

*Michael Dietz, Ortsführer,*

*Johann Dietz.*

### *Der Kapellenverein Godeldorf/Godelhof*

Auf Initiative des früheren Pfarrers in Baunach, Thomas Keßler, und von Altbürgermeister Georg Wild ist im Oktober 2000 der Kapellenverein Godeldorf/Godelhof gegründet worden, der dann schon im März 2001 seine Arbeit tatkräftig aufnahm. Die überfällt-



Abb. 3:  
Die Herz-Jesu-Kapelle vor der Renovierung.

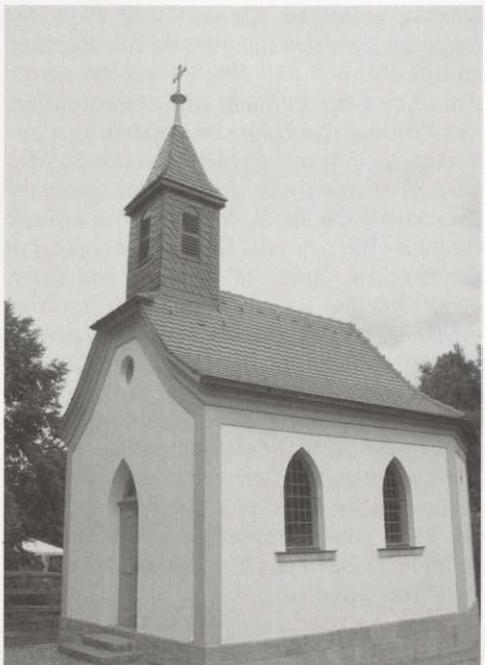


Abb. 4:  
Zustand nach der Renovierung.



Abb. 5:  
Der Innenraum vor der Renovierung.



Abb. 6:  
Der neu hergerichtete Innenraum der Kapelle.



Abb. 7:  
*Arbeitseinsatz bei der Renovierung des Daches.*

lige Sanierung der Herz-Jesu-Kapelle aus dem Jahre 1915 in Godeldorf rückte in greifbare Nähe.

Tatsächlich leistete die Dorfgemeinschaft 683 Stunden Arbeitseinsatz, was man gut und gerne mit 10.000 Euro ansetzen dürfte. Von der Stadt Baunach erhielt man 8.500 Euro, was dem üblichen Förderbetrag von 15 Prozent entsprach, und vom Landesamt für Denkmalpflege erwartete man 2.500 Euro. Die Diözese Würzburg sagte anfangs 12.000 Euro zu und erhöhte diese Zusage dann aber auf 15.000 Euro.

Bei der Innensanierung wurden Fingerspitzengefühl und fachkundige Beratung nötig. Dies galt besonders auch für Bilder und Figuren, die ein Fachmann mit Liebe zum Detail restaurierte oder partiell erneuerte. Mit

einer zweiten Glocke soll das kleine Gotteshaus wieder zwei Läutwerke haben, wie es auch bis 1944 gewesen ist. Allerdings soll die neue Glocke dann mit einem elektrischen Motor zum Schwingen gebracht werden (die andere wird nach wie vor von Hand geläutet). Am 28. Mai 2005 konnten schließlich der erneuerte Altar und die Glocke gesegnet werden.

Derzeit (2008) bilden 33 Mitglieder den Kapellenverein Godeldorf/Godelhof, wobei der Vorstand sich folgendermaßen zusammensetzt:

Erster Vorsitzender: Gerhard Schmitt,  
Zweiter Vorsitzender: Hansgeorg Klauer,  
Schriftführer: Gerd Polep,  
Kassier: Günter Eirich und  
Beisitzer: Raimund Schmitt.

# Aspekte der sozialen Fürsorge in Baunach<sup>1)</sup>

von

Wolfgang F. Reddig

Das reiche Quellenmaterial des Gemeindearchivs Baunach zum Fürsorgewesen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts macht deutlich, daß man sich stets der sozialen Verantwortung bewußt war. Nachdem erste Versuche einer staatlichen Sozialpolitik gescheitert waren, sollte die Armenfürsorge Anfang des 19. Jahrhunderts wieder in den Verfügungsbereich der Städte und Gemeinden zurückkehren. Dabei stand der geschlossenen Armenfürsorge mit Armen- und Arbeitshäusern die offene Armenpflege der privaten Wohltätigkeit gegenüber.<sup>2)</sup> Nach dem „*Gesetz zur Behandlung des Armenwesens*“ im Königreich Bayern von 1816 hatte das lokale Armenwesen „die örtlichen Pflegschaftslasten der Gemeinde zu ermitteln, welche zu bestreiten und die sittliche und polizeiliche Vormundschaft über die Armen dieser Gemeinde zu führen.“<sup>3)</sup> Eine tragende Rolle in der offenen Armenpflege besaß der Armenpflegschaftsrat, wie er auch in Baunach ins Leben gerufen worden war. Dieses fünf- bis sechsköpfige Gremium ehrenamtlich tätiger Bürger nahm sich der Belange der sozialen Fürsorge an. In regelmäßigen Abständen kam man zusammen, um über die Gesuche von Witwen, Waisen oder Personen zu entscheiden, die bedingt durch Alter, Krankheit oder Arbeitsunfälle nicht in der Lage waren, ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten. Die rechtliche Grundlage für die gemeindliche Ausrichtung der Fürsorge bildete das Heimatprinzip, das den Geburtsort im Bedarfsfall zur Gewährung von Leistungen verpflichtete. Eine neue Qualität erlangte die gemeindliche Fürsorge in Baunach gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit der Einrichtung eines „*Armen- und Krankenhauses*“, in dem ein kleiner Personenkreis betreut und ärztlich versorgt werden konnte.<sup>4)</sup> Privater Initiative ist an der Wende zum 20. Jahrhundert die Realisierung eines Kinderheimes zu verdanken.<sup>5)</sup>

Aus den Protokollbüchern, Akten und Rechnungen des Stadtarchivs spricht uns ein

breites Spektrum von Fürsorgefällen an. Als gebürtiger Baunacher argumentierte im November 1873 Sebastian Siebener gemäß dem Heimatprinzip, als er, in Stettfeld lebend, die Gemeinde Baunach für die Wintermonate um Unterstützung bat. Drei Jahre später finden wir erneut Siebener unter den Bittstellern, dem krankheitsbedingt von seinem Heimatort monatlich vier Mark gewährt wurden. Häufig wurde der Armenpflegschaftsrat um den Kauf von Kleidungsstücken angegangen: Jeweils im Dezember baten 1883 Albert Ott um ein Paar Schuhe und ein Paar Strümpfe und 1888 Margarete Riegel um ein Paar Schuhe. Dazu kamen 1893 bei Anna Maria Schneidawind ein Rock und ein Hemd. Saisonär werden auch Kosten für Heizmaterial fällig oder man genehmigte die Ausgabe von Brennholz aus dem gemeindlichen Vorrat. Längerfristige Ausgaben wurden nötig, wenn chronisch Kranke bei Verwandten untergebracht werden mußten, wie im Falle der erwähnten Maria Schneidawind, für deren Pflege 1883 ihre Schwester Eva Trunk ein Tazegeld von 50 Pfennig erhielt, oder wenn Waisenkinder versorgt werden sollten. Die berufliche Ausbildung für den „*Doppelwaisen*“ Andreas Schriefer war 1859 dahingehend geregelt worden, daß er beim örtlichen Schneidermeister David Geisler eine dreijährige Lehrzeit absolvieren sollte. Der Schneider erhielt 30 Gulden (fl.), wofür er den Jungen in den Fertigkeiten seines Handwerks zu unterweisen hatte und ihm Kost und Wäsche stellen mußte. Besonders erwähnt wird der Umstand, daß der Lehrling über ein eigenes Bett verfügte, so daß ihm dies während seiner Ausbildungszeit als Schlafstätte dienen sollte. Für Kleidung und die Kosten des Freisprechens wollte der Armenpflegschaftsrat aufkommen. Da die gemeindliche Unterstützung erst gewährt werden sollte, wenn sich die Betroffenen nicht aus eigener Arbeit erhalten konnten, wies im November 1875 Michael Nüßlein darauf hin, daß seine Frau

bettlägerig sei und er selbst nicht genügend verdienen könnte, um die Miete für das Haus und die Kosten für die Schulbücher seiner Kinder zu bezahlen.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Gemeinde eine „Waisenliste“ zu führen.<sup>6)</sup> Einer Aufstellung über „Kost- und Pflegekinder“ des Jahres 1875 ist zu entnehmen, daß in diesem Jahr Leistungen für sieben Kinder zu erbringen waren. Während der überwiegende Teil der Kinder durch Verwandte oder die eigenen Eltern versorgt wurde, wie im Falle Barbara Münzels, deren Mutter, die ledige Dienstmagd Kunigunde Münzel, für 32 fl. an Kostgeld und Kleidung ihrer Tochter aufkam, wurden andererseits 28 fl. von der Armenkasse für Margaretha Feulner gezahlt, deren geisteskranke Mutter in der Irrenanstalt Werneck untergebracht war.<sup>7)</sup>

Daß private Stiftungen gleichfalls unter Aufsicht des Armenpflegschaftsrates standen, zeigt das Beispiel Andreas Prells, der ebenfalls im Herbst des Jahres 1875 um Schuhwerk für seine beiden Kinder bat. Dem wurde mit Hinweis auf die Finanzierung aus der Köhlerschen Stiftung stattgegeben. Mit Katharina Düsé, Wilhelm Krause, Anna Fuchs, Cresenzia Ruß, Margareta Kellner und Kunigunda Löslein waren im Januar 1894 sechs Personen erschienen, deren Gesuche aus den Guttenbergschen und Greiffenklaschen Armenstiftungen erfüllt werden sollten.

Betrachten wir im folgenden den charakteristischen Werdegang einer bürgerlichen Sozialstiftung der Ackerbürgerstadt. Eine jahrhundertelange Tradition weist die Stiftung des Nürnberger Kaufmanns Friedrich Sperber auf, der 1607 in seinem Geburtsort Bau nach – zu diesem Zeitpunkt ein Markt mit Stadtrechten, in dem die Gegenreformation wirkte<sup>8)</sup> – eine Almosenwiese kaufte, aus deren Ertrag jährlich an Karfreitag und Allerseelen für die Dorfarmen Brot gebacken werden sollte. Ähnlich sah auch die spätmittelalterliche Stiftung des Freiherrn Martin von Lichtenstein bei der Feier seines Seelgeräts neben einem feierlichen Gottesdienst, die Austeilung von „Weck“ an alle Schüler vor. Derartige Stiftungen waren Ausdruck der christlichen Almosenlehre, die zu milden Gaben

gegenüber den Armen aufforderte, und des Gebotes zur Nächstenliebe. Indem sie Bedürftigen zugute kamen, dienten diese Stiftungen gleichzeitig dem Gedenken und dem Seelenheil des Stifters.<sup>9)</sup> Die Erfassung des unterfränkischen Stiftungswesens im Jahr 1818 erbrachte 120 Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitsstiftungen. Im Jahr 1914 sollte sich die Zahl fast verzehnfacht haben, wobei zwanzig milde Stiftungen auf den Bezirk Ebern entfielen.<sup>10)</sup> In allen Fällen galt es, das Stiftungsvermögen entsprechend dem Willen des Stifters zu verwenden, um gemeinwohlorientierte Aufgaben zu realisieren. In Bau nach war die Erfüllung der Sperberschen Stiftung bereits 1804 von der bayerischen Regierung dahingehend abgeändert worden, daß der anfallende Betrag wöchentlich durch den Armenverwalter auszuteilen war. Daß es sich dabei um eine generelle Tendenz zur Strafung sozial-caritativer Leistungen handelte, zeigt auch die Abschaffung des bis dahin üblichen Gemeindetrunks, dessen Aufwendungen der im Entstehen begriffenen Armenkasse zuflossen.<sup>12)</sup>

Verfolgen wir den Werdegang der Almosenwiese durch die Jahrhunderte, so wurden nach der Bürgermeisterrechnung des Jahres 1720/21 „von Fridrich Sperber seiligen gestifften allmoßen wiesen“ 11 fl. an Pachtgeldern eingenommen. Die Aufsicht über die fromme Stiftung führte der Bürgermeister als Pfleger, eine Funktion die sich im zeitgenössischen Stiftungswesen auch bei großen Sozialeinrichtungen wie Spitäler findet. Neben dem Kauf von Getreide fielen auch Personalkosten an. Für „sein gebühr“ erhielt Thomas Knor 2 fl., während dem Bäcker für die Herstellung der Armenbrote etwas mehr als die Hälfte zu teil wurde. Gemessen an den Gesamteinnahmen stellte der Stiftungsertrag nur einen kleinen Teil der Bürgermeisterrechnung dar: 1720/21 lag die Relation bei 11 fl. zu 578 fl., im Jahr 1749/50 bei 14 fl. zu 891 Gulden.<sup>13)</sup> Trotz des geringen Betrages war die Stiftung eine wichtige caritative Einrichtung der Gemeinde, da man sonst im Jahresschnitt lediglich einen Gulden für arme Personen verrechnete.<sup>14)</sup> Dies war 1724/25 der Fall, als man „unterschiedlichen vertriebenen, kranken und abgedanckten Soldaten, dan denen son-

*stigen armen leuthen*“ ein Almosen gab.<sup>15)</sup> Im Jahr 1800 betragen die Einnahmen der Gemeinde 4.369 fl. 1 7/8 kr., wobei nahezu ein Viertel aus den Erträgen von Wiesen und Feldern gedeckt wurde. Doch hielt man an der Erfüllung der Sperberschen Stiftung fest, da die „*Gemeindekassa*“ getrennt von den anderen Grundstücken 26 fl. 36 kr. aus der Almosenwiese aufführte.<sup>16)</sup>

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wies die „*Armenstiftung der Marktgemeinde Baunach*“ neben Kapitalien auch Immobilien aus. Dies waren 1843/44 die „*Almosenwiese jenseits des Mains am Güßbacher Flur*“ im Wert von 500 fl., und Tagwerk der Hutwiese im Wert von 100 fl., die zusammen genommen ein Drittel des Gesamtvermögens der Stiftung ausmachten.<sup>17)</sup> Aufschluß über die Verrechnung der Stiftungsgelder gibt erst das einzige erhaltene „*Tagebuch über die Ortsarmenverbandskasse*“ des Jahres 1921/22. Demnach erzielte man aus der Hutwiese und der hier „*Armfondswiese*“ genannten Almosenwiese sowie aus Kapitalzinsen insgesamt 1.097 Reichsmark und 20 Pfennig. Dabei zahlten Mark Kellner und Georg Gunzelmann für die Nutzung der „*Armfondswiese*“ den Hauptteil von zusammen 758 Reichsmark. In gleicher Höhe verrechnete man mehrere Ausgabenposten, wobei die beiden größten Einzelposten mit 150 Reichsmark 91 Pfennig für die Bewässerung der Hutwiese und 868 Reichsmark 68 Pfennig als „*Zuschuß zur Armenkassa*“ gezahlt wurden; D.h., der Pachtzins der Armenwiese wurde der Armenkasse zugeführt, die diese für diverse caritative Aufgaben einsetzte.

Bis in die 1930er Jahre hinein läßt die lokale Überlieferung zur Vergabepraxis des Armenrates bzw. Armenpflegschaftsrates Baunach das Bemühen erkennen, bedürftige Mitglieder der Gemeinde durch kleinere Geldbeträge, Lebensmittelzuweisungen oder Kleiderspenden zu unterstützen. Dabei gilt es zu berücksichtigen, daß die lokale Armenpflege auf der Grundlage einer staatlichen Sozialgesetzgebung operierte, die neben einer Reihe von Arbeitsschutzgesetzen vor allem auf der Einführung der Kranken- (1883), Unfall- (1884) sowie der Invaliditäts- und Al-

tersversicherung (1889) fußte. Mit der Einführung einer Krankenkasse in Baunach, die ab 1890 von der Gemeinde verwaltet wurde, mußten alle arbeitenden oder in Dienst stehenden Personen monatlich 20 Pfennig einzahlen.<sup>18)</sup> Wir bewegen uns also in einer Zeit, die vom Übergang der städtischen Sozialpolitik zur staatlichen Wohlfahrtspflege gekennzeichnet ist.<sup>19)</sup> Vor diesem Hintergrund übernahm der Armenpflegschaftsrat Baunach im Jahr 1929 die Behandlungskosten Peter Schmitts, der nach einem Unfall in das Bamberger Krankenhaus eingeliefert worden war, da er selbst und seine Angehörigen dazu nicht in der Lage waren. Doch behielt man sich vor, zu einem späteren Zeitpunkt bei der zuständigen Berufsgenossenschaft vorstellig zu werden.<sup>20)</sup> Hingegen teilte man im Mai 1933 Josef Horn mit, sein Gesuch werde „*solange abgelehnt, bis er den Nachweis erbringt, daß er sich bisher öfters um eine Arbeit beworben hat*“. Stattgegeben wurde hingegen im Winter 1934 dem Unterstützungsgesuch Martin Hümmers, der Lebensmittelscheine erhielt und aus den Erträgen des Winterhilfswerks versorgt werden sollte.<sup>21)</sup> Überregionalen Charakter besitzen die letzten beiden Fallbeispiele des Jahres 1905, indem die Gemeinde Baunach einerseits Zahlungen für die Kinder des Johann Söhnlein herangezogen wurde, die von der Armenpflege Mannheim in ein dortiges „*Rettungshaus*“ eingewiesen wurden waren, während man andererseits Otto Händel, bevor er in das Waisenhaus von Karlstadt überstellt wurde, nur zeitweise im örtlichen Armenhaus unterbrachte.<sup>22)</sup>

Welche Krankheiten fielen nun in der Akkerbürgerstadt an? Hierzu weisen die Physikatsberichte, d.h. amtärztliche Beschreibungen, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts statistisches Material auf, und ermöglichen darüber hinaus einen Einblick in die soziale Lebenswelt.<sup>23)</sup> Für die Jahre 1844/1851 hielt der Amtsarzt Dr. Adam Seuffert im Bezirk Baunach 1.681 Todesfälle fest, darunter 278 Fälle „*allgemeine Schwäche*“ bei Kindern von 0–5 Jahren und 43 Fälle von „*Altersschwund*“ bei Personen von 60 bis über 90 Jahren. Im übrigen dominierten bei den Verstorbenen Entzündungen (Gehirn, Atmungsorgane, Unterleib) und fieberrhafte Erkrankun-

gen. Dagegen gab es innerhalb der fünf Jahre nur zwei tödliche Unglücksfälle. Neben harter Arbeitsbedingungen für Schwangere konstatiert der Amtsarzt schlechte hygienische Verhältnisse insbesondere der „ärmeren Klasse“ – ein Stereotyp der Physikatsberichte – und mißbilligt, daß Kleinhändler der „unbemittelten Klasse“ aus den „sächsischen Ländern“ den „Hange zum Branntweintrinken“ mitgebracht hätten.<sup>24)</sup> Über eine feste Einrichtung zur Versorgung heilbarer Kranker in Baunach erfahren wir zu diesem Zeitpunkt noch nichts.

Nachdem die Bemühungen des Bezirksamtes Ebern um Einrichtung einer Krankenanstalt in Baunach erfolglos geblieben waren, sollte erst das Ausbrechen der Blattern im Jahr 1867 den weiteren Fortgang der institutionellen Krankenfürsorge befördern. Den Blattern folgten Ruhr (1876), Cholera (1892) und Typhus (1896/97).<sup>25)</sup> An die Stelle einer Krankenstube, die von Johann Riegel um 12 fl. als Krankenwärter betreut wurde,<sup>26)</sup> trat nun ein Krankenhaus. Dabei steht diese Entwicklung in der Region nicht allein, denn die Gefahr epidemischer Krankheiten führte bis zur Wende zum 20. Jahrhundert auch in Würzburg, Bamberg und Schweinfurt zum Bau neuer Krankenhäuser.<sup>27)</sup> Ein geeignetes Anwesen für das zukünftige „Armen- und Krankenhaus“ erstand die Gemeinde im Juni 1872 von Karl Schneider um 2.800 Gulden.<sup>28)</sup> Hierbei handelte es sich um ein Wohnhaus mit zugehöriger Scheune (Nr. 127) und einen Gar-

ten. Als notwendig erwies sich der Einbau eines neuen Treppenhauses, der unmittelbar nach dem Kauf in Angriff genommen wurde, um den oberen Stock des Wohnhauses als Krankenanstalt nutzen zu können. Doch ging der weitere Umbau wohl nur zögerlich voran, denn im Sommer 1873 ließ der Bezirksarzt die Gemeinde ermahnen, das Krankenhaus unverzüglich „so einrichten zu lassen, daß der Aufnahme von Kranken wenn nötig kein Hinderniß im Wege steht.“<sup>29)</sup> Der mehrfache Hinweis auf die gesetzliche Verpflichtung der Gemeinde, ein Krankenhaus mit vier Zimmern einzurichten und die Armen ärztlich versorgen zu lassen, wurde schließlich umgesetzt. Im Jahr 1877 lebte hier der geisteskranke Johannes Feulner, der vom Armenpflegschaftsrat mit Bekleidung und Wäsche zu versorgen war. Für die Jahre 1882 bis 1886 hat sich eine detaillierte Auflistung der Leistungen und Kosten des Krankenhauses erhalten.<sup>30)</sup>

Innerhalb von vier Jahren beliefen sich die Gesamtkosten auf 2.790,76 Mark, womit der staatlich verordnete Versorgungssatz von 3,71 Mark/Tag erreicht wurde. Auffällig ist die geringe Belegungszahl des Krankenhauses, das durchschnittlich vier Personen/Jahr versorgte, was den räumlichen Kapazitäten einer gemeindlichen Krankenanstalt entsprach. Eine deutliche Überbelegung wurde somit im Jahr 1886 mit zehn Personen erreicht. In der Regel hielten sich die Kranken etwas länger als einen Monat in der Anstalt auf. Der überwie-

#### Kostenaufstellung des Baunacher Krankenhauses 1882–1886 (in Reichsmark)

Rechnungs-jahr	Anzahl der Kranken	Krank-heits-tage	Ausgaben für ärztliche Behandlung	Ausgaben für Heilmittel	Ausgaben für Krankenkost	Ausgaben für Krankenver-pflegung	Ausgaben für Heiz-material	Ausgaben für Wäsche
1882	2	105	472,90	60,35	95,80	0,50	---	1,00
1883	2	23	315,00	143,94	18,00	53,26	---	6,50
1884	2	53	300,00	48,51	43,10	62,361	---	19,15
1885	4	233	300,00	92,97	19,50	139,10	---	31,50
1886	10	338	305,40	69,80	72,60	134,62	37,90	7,00
Gesamt	20	752	1693,30	355,57	249,00	389,84	37,90	65,15

gende Teil der Kosten entfiel mit 73,4 % auf die ärztliche und medikamentöse Behandlung, hinter den die Ausgaben für den täglichen und periodischen Bedarf der Insassen mit 26,6 % zurückfallen. Es erstaunt, daß nur für ein Jahr Heizmaterialien abgerechnet wurden.

Bei dem „Armen- und Krankenhaus“ handelte es sich Ende des 19. Jahrhunderts um ein zweigeschossiges Gebäude, das funktional in einen unteren Wohnbereich und eine obere Krankenabteilung gegliedert war.<sup>31)</sup> Für das untere Geschoß halten die Inventare der 1890er Jahre drei Betten mit Bettstatt, dazugehörigem Bettzeug und Strohmatratzen fest. Der Hygiene dienten eine „Nachtschlüsselbank“ und eine „Bettschüssel“. Darüber hinaus wies das schlicht möblierte Zimmer nur mehr einen Schrank, einen Tisch und zwei Vorhänge auf. Die Speisen wurden für die Armen außerhalb des Hauses gekocht und mit einem eigens hierfür angeschafften Tragkorb abgeholt. Die Krankenabteilung konnte drei weitere Personen aufnehmen. Für sie waren zwei Betten mit vollständiger Ausstattung, d.h., Strohsäcke, Kopfkissen und Bettwäsche, sowie eine weitere leere Bettstatt vorgesehen. Die notwendige Bettwäsche und Handtücher waren in einem kleinen Schränkchen untergebracht, ansonsten werden drei Stühle und zwei Tische aufgezählt. Ihre Notdurft verrichteten die Kranken mit Hilfe zweier „Nachtstühle“, gewaschen wurde sich an einer „irdenen Schüssel“. Eine deutliche Zunahme verzeichnet der Haustrat in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg. Es wurden Trinkbecher, Eßteller und Eßbesteck gekauft. Eine Petroleumlampe diente als Lichtquelle. Daß der Armenpflegschaftsrat die Insassen des Armenhauses zur Sauberkeit anhielt, belegt der Kauf eines Handbesens und eines Staubbesens, außerdem wurde ein Spucknapf aufgestellt. Fast schon komfortabel nehmen sich in diesem Zusammenhang zwei Waschschrüppeln aus.

Näheres über den Alltag im „Armen- und Krankenhaus“ ist dem Vertrag des Jahres 1886 mit der Krankenwärterin Maria Endres zu entnehmen.<sup>32)</sup> Gegenüber dem Armenpflegschaftsrat verpflichtete sie sich, für die

„Verpflegung der erkrankten Dienstboten, welche dort untergebracht werden,“ zu sorgen, wofür sie jährlich 25 Mark und freie Wohnung erhielt. Darüber hinaus sollte sie den hier wohnhaften geisteskranken Johannes Feulner und den erkrankten Nikolaus Prell verpflegen, wofür sie weitere 40 Mark erhalten sollte. Aufschlußreich ist, daß ihr hierbei die „konskribierten“ Armen, d.h., die Personen, die von der Gemeinde als bedürftig eingestuft worden waren und wohl den unteren Teil des Gebäudes bewohnten, zur Hand zu gehen hatten. Die außerhalb des „Armen- und Krankenhauses“ zubereiteten Speisen für die Bewohner wurden von der Krankenwärterin herbeigeholt, wofür sie weitere 25 Mark erhielt. Insgesamt belief sich das Gehalt der Krankenwärterin demnach auf 90 Mark zusätzlich der mietfreien Wohnung, doch bedingte sich Maria Endres von der Gemeinde außerdem ihren Holzbedarf aus. Im Januar des Jahres 1894 erschien die Krankenwärterin Margaretha Hojer vor dem Armenpflegschaftsrat, um eine Bitte vorzutragen. Sie gab an, vorläufig das Kind ihrer Tochter Barbara im Armenhaus aufziehen zu wollen. Sollte ihr das Gremium diese „Wohlthat“ genehmigen, so würde sie mit einem geminderten Lohn von 50 Mark zufrieden sein.<sup>33)</sup> Die Versorgung in der gemeindlichen Krankenanstalt beschränkte sich somit nicht, wie im Arbeitsvertrag der vorherigen Krankenwärterin geregelt, auf kranke Dienstboten, sondern schloß weitere Formen der Bedürftigkeit ein. Mitverantwortlich dürfte die geringe Anzahl an Dienstboten gewesen sein, da sich in Franken um 1900 lediglich 1,1 % der Bewohner gegenüber 2 % im Deutschen Reich überhaupt Bedienstete leisten konnten.<sup>34)</sup> Ab 1921 wurde das Armenhaus teilweise vermietet, ab 1924 macht der Vermerk „Mietwert der Armenhauswohnungen“ deutlich, daß das Haus wohl im unteren Teil nicht mehr in seiner ursprünglichen Form genutzt wurde.<sup>35)</sup> Doch blieb es im Besitz der Gemeinde, da die Ortsfürsorgekasse 1934 die Bezahlung des Kamminkehrers beim Armenhaus verrechnete.<sup>36)</sup> Das Gebäude sollte bis 1976 fortbestehen, bevor die Genehmigung zum Abriß eines „alten Wohnhauses“ gegeben wurde.<sup>37)</sup> Es bleibt festzuhalten, daß die Stadt Baunach im

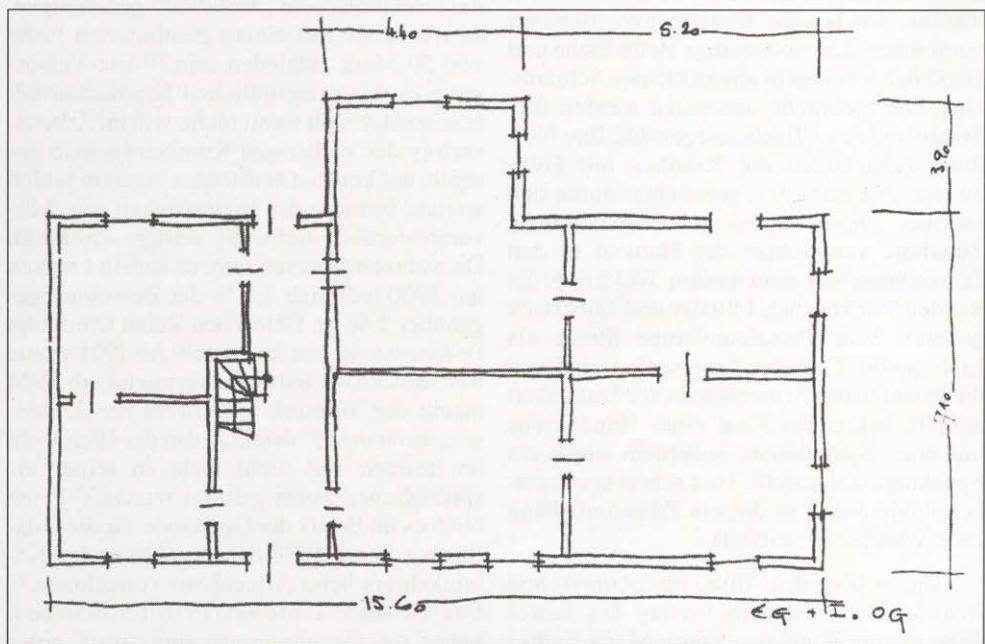
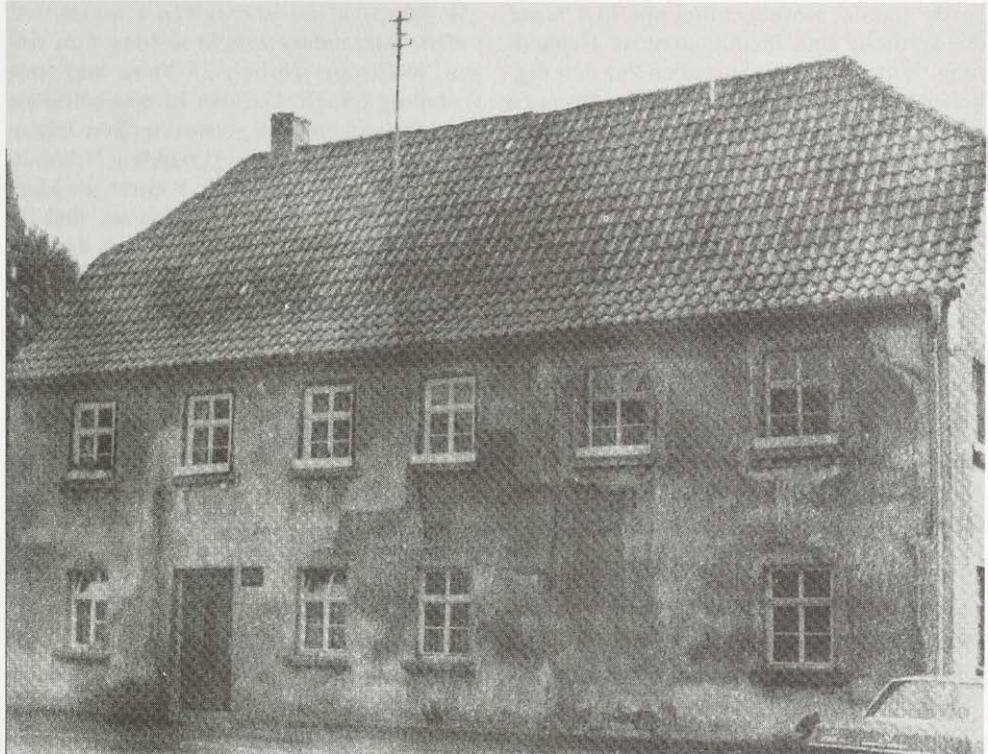


Abb. 1 u. 2: Das zuletzt als Wohnhaus genutzte Armen- und Krankenhaus vor dem Abbruch im Jahr 1976, Straßenseite und Grundriß

„Armen- und Krankenhaus“ eine Institution der ländlichen Armenpflege besaß, die in ihrer sozial-caritativen Bedeutung für die Bevölkerung weit über den begrenzten Raum ihrer Versorgungskapazitäten hinausging.

- 4) Die zeitgenössische Entwicklung im Krankenhauswesen siehe Axel Hinrich Murken: Vom Armenhospital zum Großklinikum. Die Geschichte des Krankenhauses vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Köln 1991.
- 5) Zum Kinderheim siehe Karl Krimm: Stadt und Amt Baunach (Chronik der Stadt Baunach 2). Baunach 1974, S. 135–137 (mit Abbildung).
- 6) Vgl. Gemeindearchiv Baunach, Paket Nr. 1134: Waisenliste für Baunach 1848–1946 und Protokolle des Gemeinde-Waisenrates Baunach 1904–1912.
- 7) Gemeindearchiv Baunach, Paket Nr. 1134: Verzeichnis der in fremder Pflege und Kost befindlichen Kinder in der Gemeinde Baunach 1875–1883.
- 8) Das Urbar von 1590 belegt den Charakter als Ackerbürgerstadt, siehe Hubert Ruß: Stadt oder Markt, S. 342; zur Gegenreformation siehe Günter Dippold: Konfessionalisierung am Obermain. Staffelstein 1996, S. 156.
- 9) Hierzu der Sammelband: Materielle Kultur und religiöse Stiftung im Spätmittelalter (Veröffentlichung des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 12). Wien 1990, darin besonders Gerhard Jaritz: Seelgerätstiftungen als Indikator der Entwicklung materieller Kultur im Mittelalter, S. 13–36, und Ulrich Knefelkamp: Materielle Kultur und religiöse Stiftung in Spätmittelalter und Reformationszeit. Das Beispiel des Spitals, S. 95–108. Vgl. auch Wolfgang F. Reddig: Bürgerspital und Bischofsstadt Bamberg 1998, S. 11–18.
- 10) Peter Kolb: Die unterfränkischen Stiftungen (Mainfränkische Studien 66). Würzburg 2000, S. 18–19.
- 11) Kolb, Unterfränkische Stiftungen, S. 9.
- 12) Vgl. Krimm, S. 134.
- 13) Gemeindearchiv Baunach, Rechnungsbücher Gemeinde Baunach Nr. 1002: Baunacher Bürgermeisterrechnung 1720/21, fol. 17' und 20, 1749/50, fol. 18' und 22'.
- 14) Zum Beispiel Gemeindearchiv Baunach, Rechnungsbücher Gemeinde Baunach Nr. 1002: Baunacher Bürgermeisterrechnung 1720/21, fol. 23: 1 fl. 35 xr. „arme leute“.
- 15) Gemeindearchiv Baunach, Rechnungsbücher Gemeinde Baunach Nr. 1002: Baunacher Bürgermeisterrechnung 1724/25, fol. 22'.

## Anmerkungen:

- 1) Vom Autor aktualisierte und ergänzte Fassung des Artikels: Zur Fürsorge der Stadt Baunach, in: Chronik der Stadt Baunach 3. Baunach 2002, S. 217–226. Der dritte Band der Stadtchronik schließt an die älteren Werke von Alois Schenk (1924) und Karl Krimm (1974) mit 21 Fachbeiträgen u.a. von Thomas Gunzelmann zur Historischen Kulturlandschaft, Norbert Kandler zum Geistlichen Leben, Hubert Ruß zu Stadtrecht und Stadtpatronat, Annette Faber, Rudolf Treml und Thomas Keßler zum Kirchenbau sowie mehreren kleineren Beiträgen von Georg Wild an. Allgemein Erich Walter: 1200-jähriges Baunach. Stadt und Landschaft, in: Heimatbeilage zum Oberfränkischen Schulanzeiger Nr. 297. Bayreuth 2002; zur zentralörtlichen Funktion seit dem Mittelalter mit weiterführender Literatur Hubert Ruß: Stadt oder Markt? Zur mittelalterlichen Geschichte Baunachs, in: Frankenland 5 (2006), S. 335–344. Die kommentierte Edition des Physikatsberichts von Amtsarzt Dr. Adam Seuffert bei Beate und Günter Lipp/Klaus Reder/Susi-K. Reimann: Der Landkreis Haßberge um 1860. Amtsärzte berichten aus den Landgerichten Baunach und Ebern (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 97). Würzburg 2004, insbesondere S. 23–100.
- 2) Grundlegend weiterhin Christoph Sachße/Floorian Tennstedt: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 1: Vom Spätmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg. Stuttgart 1980, hier S. 179ff.
- 3) Gemeindearchiv Baunach, Paket 1134: Gedrucktes Exemplar der „Instruction über die Behandlung des Armenwesens“ vom 17.11.1816.

- <sup>16)</sup> Siehe Alois Schenk: Chronik von Baunach. Baunach 1924, S. 69.
- <sup>17)</sup> Gemeindearchiv Baunach, Paket 1049: Rechnung der Armenstiftung der Marktgemeinde Baunach des Jahres 1843/44, fol. 4'.
- <sup>18)</sup> Krimm, Stadt und Amt Baunach, S. 135. Statistisch waren 1907 in Unterfranken 48 % und in Oberfranken 38,3 % der Bevölkerung in der Land- und Forstwirtschaft tätig. Der Anteil der Personen mit wechselnder Lohnarbeit lag in Franken bei 0,4 % gegenüber 0,9 % in Bayern, ohne Arbeit waren in Franken 7,8 % gegenüber 8,6 % in Bayern, nach Rainer Trübsbach: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, in: Elisabeth Roth (Hg.): Oberfranken im 19. und 20. Jahrhundert. Bayreuth 1990, S. 598.
- <sup>19)</sup> Weiterführend Christoph Sachße / Florian Tennstedt: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 2: Fürsorge und Wohlfahrtspflege. Stuttgart 1988.
- <sup>20)</sup> Gemeindearchiv Baunach, Paket Nr. 1135: Protocollenbuch des Armenpflegschaftsrathes Baunach 1885–1934, fol. 162'.
- <sup>21)</sup> Ebd., fol. 173' und 176'.
- <sup>22)</sup> Ebd., fol. 103.
- <sup>23)</sup> Insgesamt wurden für Bayern um die Mitte des 19. Jahrhunderts 246 Berichte verfaßt, die als medizinische Topo- und Ethnographie einem festen Frageschema folgten, vgl. den Beitrag von Klaus Reder: Was sind Physikatsberichte?, in: Stephan Diller: Die Physikatsberichte der Landgerichte Eltmann, Haßfurt und Hofheim von 1861. Haßfurt 2004, S. 11–13.
- <sup>24)</sup> Nach Lipp/Reder/Reimann, Landkreis Haßberge um 1860, S. 55, 59, 65 und 74ff.
- <sup>25)</sup> Zu epidemischen Krankheiten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts siehe Gemeindearchiv Baunach, Paket Nr. 1136: Blättern 1867, Ruhrkrankheit 1876, Choleragefahr 1892 und Typhus 1896/97.
- <sup>26)</sup> Krimm, Stadt und Amt Baunach, S. 135.
- <sup>27)</sup> Zum Krankenhausbau des 19. Jahrhunderts in Bamberg und Würzburg siehe Eva Brinkschulte: Krankenhaus und Krankenkassen (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 80), zu innovativen Vorläufern Bernhard Schemmel (Hg.): Das Allgemeine Krankenhaus Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal in Bamberg von 1789. Bamberg 1982; zu Schweinfurt Erich Saffert: Vom Leprosenhaus zum Leopoldina-Krankenhaus, in: Stadt Schweinfurt (Hg.): Leopoldina-Krankenhaus der Stadt Schweinfurt Schweinfurt 1980, S. 129–153. Der Neubau des Chirurgischen Pavillons in Bamberg (1899–1901) in: Joachim Eisenbach (Hg.): Krankenhausbau und Krankenhaushygiene. Erlangen 1985 und Stadtarchiv Bamberg (Hg.): Stadtentwicklung in Bamberg um 1900. Hans Erlwein 1872–1914. Bamberg 1997. Seit 1903 verfügte der Bezirk neben Bayreuth auch in Kutzenberg über eine zweite Kreisirrenanstalt, vgl. Günter Dippold: Von der Kreisirrenanstalt Kutzenberg zum Bezirksklinikum Obermain, in: Frankenland 1/2 (2006), S. 84–92, hier S. 84.
- <sup>28)</sup> Gemeindearchiv Baunach, Paket Nr. 1136: Armenhaus- und Krankenhaus 1871–1886, darin Schriftverkehr des Bezirksamtes Ebern mit dem Pflegschaftsrat und der Gemeinde Baunach ab 06.12.1871 über das geforderte Krankenhaus.
- <sup>29)</sup> Ebd., Schreiben des Bezirksamtes vom 16.07. 1873.
- <sup>30)</sup> Ebd., Übersichtliche Zusammenstellung für die gemeindliche Krankenanstalt in Baunach aufgrund der 5 letzten Jahresrechnungen 1882 mit 1886.
- <sup>31)</sup> Im weiteren siehe Gemeindearchiv Baunach, Paket 1135: Inventar über sämtliche Mobilien der Armenpflege Baunach 1894–1913.
- <sup>32)</sup> Gemeindearchiv Baunach, Paket Nr. 1135: Protocollenbuch des Armenpflegschaftsrathes Baunach 1885–1934, fol. 21'.
- <sup>33)</sup> Ebd., fol. 70.
- <sup>34)</sup> Trübsbach, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, S. 598.
- <sup>35)</sup> Gemeindearchiv Baunach, Paket Nr. 1061: Rechnungsbücher Armenpflege Baunach 1921–1934, Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben des Ortsarmenverbandes Baunach für das Jahr 1921, S. 3 und ebenda, Kasse-Tagebuch für die Ortsarmenverbandskasse der Markt Gemeinde Baunach für das Rechnungsjahr 1923/24, S. 2.
- <sup>36)</sup> Gemeindearchiv Baunach, Paket Nr. 1061: Rechnungsbücher Armenpflege Baunach 1921–1934, Rechnung der Ortsfürsorge-Kassa zu Baunach für das Jahr 1933/34, S. 13.
- <sup>37)</sup> Gemeinde Baunach, Bauakte zu Plan Nr. 839–76. Genehmigung des Abrisses am 13.05.1976.

# Max Schnös – Baunacher Maler und Graphiker

von

Franz Götz

Michael Max Schnös wurde am 20. September 1889 in Baunach geboren. Sein Vater war Johann Schnös, die Mutter Barbara eine Geborene Diller aus Hallstadt. Er hatte noch drei Geschwister: Peter, Josef und Kunigunda. Die Schule besuchte er in Baunach, anschließend lernte er drei Jahre bei der grafischen Anstalt Fruhauf in Bamberg.

Nach einem erfolgreichen Abschluß ging er als Volontär nach Nürnberg in die Porzellanmalerei „Bayerl“ und dann zu der graphischen Kunstanstalt „Schneller“. Er widmete sich aber vorwiegend unter der Leitung von Professor Bekran (Städt. Kunstschule) und den Brüdern Trost der Lithographie und Graphik.

Im Jahre 1910 verlegte er seine Berufsinteressen nach Dresden und bekam dort mit Entwürfen von Schokoladenpackungen, Glück-

wunschkarten und dergleichen bei der Firma Süss ein passendes Betätigungsfeld. Zur Fortbildung besuchte er abends meist Zeichenkurse. Durch den Studienfreund und Junglehrer R. Döring bekam er Anschluß zum Kunstsalon „Richten“ in der Prager Straße, womit auch manchmal ein paar Mark zu verdienen waren, wie er in seiner Autobiographie schreibt.

Mit zwanzig Jahren ging er nach London, und arbeitete dort an einem wissenschaftlichen botanischen Werk mit; es folgten chinesische Malereien und Lithographien. An der Regentspark – School of Art bildete er sich in Abendkursen weiter. 1914 bei Eintritt der Engländer in den 1. Weltkrieg wurde Max Schnös, so wie viele Ausländer, auf dem Passagierdampfer „Olympia“ in der Themsemündung zivilinterniert.



Abb. 1: Photographie von Max Schnös.

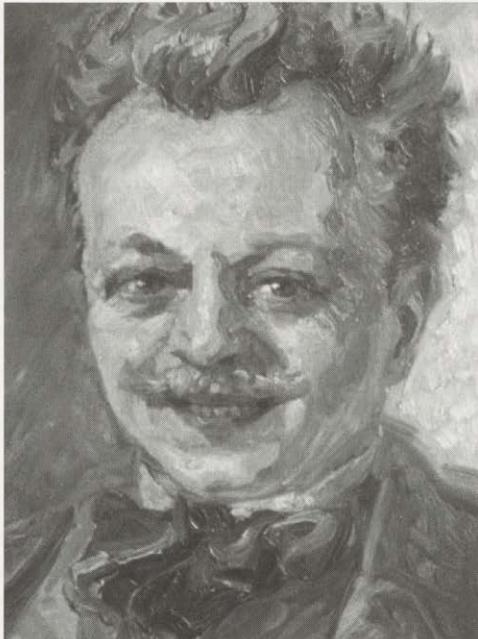


Abb. 2: Ölporträt eines Unbekannten, 1917.

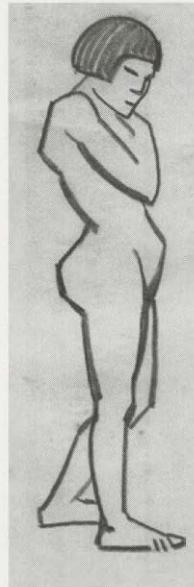
Dort entwickelte sich bei ihm das Portraitzeichnen. Auf dem Schiff „Royal Edward“ hatte er viel Erfolg im Porträtmalen, so daß er vom Schiffspersonal eine Deckkabine als Atelier zugewiesen bekam. 1915 wurde er in ein Hüttenlager nach Wakefield in Mittelengland umquartiert.

Hier entstand für seine Tätigkeit ein größerer Interessentenkreis, woraus sich seine erste Malschule entwickelte. Im Wakefielder Lager war seine Schülerzahl auf 60 angestiegen. Max organisierte ständig Kurse für Anfänger und Fortgeschrittene. Von der Lagerleitung wurde seine Schule bestens gefördert, die englische Quäkergesellschaft versorgte die „Schule“ mit Zeichenmaterial.

Im Winter 1917/18 wurde er auf die „Isle of Man“ zwischen Schottland und Irland in ein größeres Lager überstellt. Von hier ging es dann nach einigen Monaten per Schiff über Zwischenquartiere in Schottland, England und Holland in die langersehnte Heimat, wobei leider sein Gepäck aufgebrochen und größtenteils geplündert wurde.

1919 als Spätheimkehrer angekommen, stellte er in Bamberg im Kunstverein seine englischen Arbeiten vor. 1920 besuchte er in Dresden ein Wintersemester bei Professor Hegenbart und Krause an der Dresdener Akademie in der Abteilung Graphik. Zurück in Bamberg hatte er mit seinen ersten Radierungen „Domgasse und Bamberger Rathaus“ viel Erfolg. Im Winter 1922/23 besuchte er die Lehrateliers in München, Hofmann, dem Expressionisten Eberts, Heimann und die Westenrieder Schule. In diesen Ateliers wurde vorwiegend das Aktzeichnen als die Grundlage künstlerischer Tätigkeit gepflegt.

Abb. 3: Aktzeichnung von M. Schnös.



1923 bis 1925 bekam er in Bamberg manchen schönen Auftrag für Ehrenurkunden für damals prägnante Bamberger Persönlichkeiten, darunter auch solche in bester Ausführung auf Pergament mit Echtgold. Er hatte sein Atelier in Bamberg am Heumarkt 5 und erhielt für seine Werbeplakate für die Stadt Bamberg mit Kaiser Heinrich und Kunigunde und das Gauturnfestplakat erste Preise aus Wettbewerben. Mit Werbung und Geldscheinentwürfen hatte er ein gutes Auskommen.

Damit konnte er sich endlich seinen sehnlichsten Wunsch einer Italien-Studienreise verwirklichen. Diese Reise führte ihn 1925 nach Verona, an den Gardasee, nach Florenz, Rom, Neapel, Amalfi, Capri und Pompeji und gab ihm unvergängliche Eindrücke im Stilkunde und der italienischen Malerei.

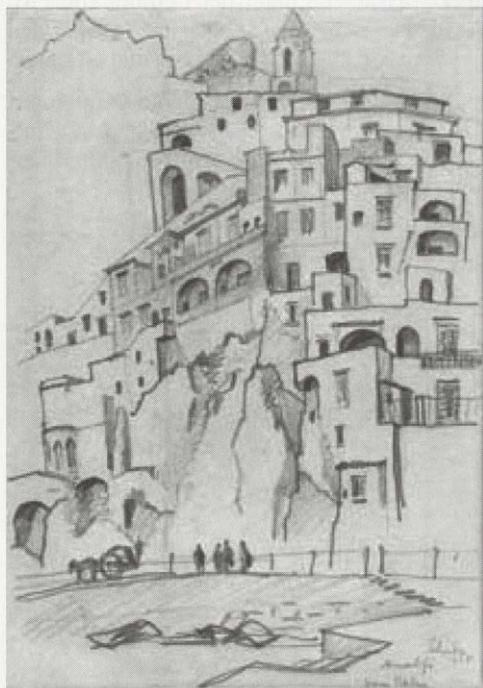


Abb. 4: Amalfi vom Hafen, Bleistiftzeichnung 1925.

Als Mitgründer der Gruppe „Fränkischer Künstler“ beteiligte sich Schnös an den verschiedenen Kunstaustellungen der Vereinigung, auch in Kulmbach, Bayreuth, Hof, Coburg. Die Stadt Bamberg bot Max Schnös



Abb. 5: Bamberg, kolorierte Radierung 1926.



Abb. 6: Staffelberg und Vierzehnheiligen, Aquarell ca. 1955.

reichlich Motive zu seinen Radierungen. Es entstanden auch zwei außergewöhnliche große Formate, wie der Blick auf das Rathaus mit Dom und Michaelsberg, und die zweite Platte mit einer Stadtansicht vom Polarkeller aus. Das Blatt „Bamberg mit Rathaus und Dom“ wurde sogar als Wandschmuck für das Reichstagsgebäude in Berlin gekauft.

1928 zog Max Schnös nach Lichtenfels, wo er 1933 in der Ringgasse eine alte Scheune kaufte, die er zu einem Wohnhaus mit Atelier- und Geschäftsräumen umbaute. Auch in Lichtenfels wurde Gebrauchsgraphik benötigt, die Schnös gerne lieferte. So hat z.B. der Verkehrs- und Verschönerungsverein für drei Prospekte, Titelseiten und Werbeplakat seine Mitarbeit als Berufsgraphiker in Anspruch genommen.

Besonders Wandmalereien (in „fresco buono“-Technik) sind aus seiner hiesigen Zeit erwähnenswert, da er sich sehr diesem technischen Studium mit seiner Farbenchemie gewidmet hatte. So schuf Schnös 1933 die Sonnenuhr an der kath. Pfarrkirche, 1934 zwei Hauswappen an der Äußeren Coburger Straße, 1937 eine Sonnenuhr in der Kronacher Straße, 1946 eine Malerei in der Aus-

segnungshalle am Friedhof sowie 1958 eine 5 qm große Außenwandmalerei am Wasserwerk in Laibarös (eine Dorfbrunnenszene). Nicht übersehen sollte man die Gestaltung des Kriegerehrenmals für den Krieg 1939/45, wozu in einem Wettbewerb sein Entwurf ausgewählt und anschließend im Auftrag der Stadt ausgeführt wurde.

Während der Kriegsjahre und in der Besatzungszeit hatte er an der Realschule den Kunstunterricht aushilfsweise zu erfüllen. Im Herbst 1958 bekam er von der kath. Pfarrkirche den Auftrag, den Kreuzweg zu renovieren. Die 14. Station war zerstört. Sie wurde von ihm neu entworfen und den anderen Gemälden angepaßt. In der Kunstausstellung des Verbandes bildender Künstler e.V. im Jahr 1958 in Nürnberg wurden von ihm ein Aquarell, das Lichtenfels darstellte, und zwei neue farbige Radierungen präsentiert.

Seit dem 1. Oktober 1952 war Schnös außerdem als Naturschutzbeauftragter des Amtsbezirkes Lichtenfels ehrenamtlich tätig. 1964 ist er dann nach langer Krankheit verstorben. Große Teile seines Nachlasses konnten im Baunacher Heimatmuseum bewahrt werden.

## Grußwort des Ersten Bürgermeisters von Baunach zum Bundestag am 3. Mai 2008

*Es ist eine besondere Auszeichnung für die Stadt Baunach und die Frankenbund-Gruppe, daß der Frankenbund seinen 79. Bundestag hier bei uns in Baunach abhält. Ich begrüße alle Förderer und Freunde dieser Vereinigung herzlich hier in unserem fränkischen Kleinod.*

*Der Frankenbund will als kulturelle Vereinigung unsere fränkische Landeskunde und die fränkische Kultur fördern und das kulturelle Erbe Frankens pflegen. Gerade in unserer heutigen Zeit sehe ich es als äußerst wichtig an, auf die Wurzeln hinzuweisen und so ein besseres Bewußtsein für die Heimatpflege zu entwickeln und dieses auch lebendig zu erhalten.*

*Heimatpflege besteht aber nicht nur aus Schauen, Hören und Fühlen der Vergangenheit. Heimatpflege fordert uns alle auf zum Neu- und Mitgestalten. Der Frankenbund sorgt unter anderem dafür, daß die Werte, nach denen die Generationen vor uns gelebt haben, nicht leichtfertig über Bord geworfen werden. Auch sucht und gibt er Antwort auf die Frage: Was müssen wir bewahren, damit sich auch künftige Generationen ihres Herkommens und Werdens vergewissern können.*

*Allen Förderern und Freunden des Frankenbundes danke ich sehr herzlich für ihren vielfältigen Einsatz. Durch ihr Engagement bewahren sie uns die Schönheit unseres Frankenlandes und leisten unserer Heimat, den Menschen, aber auch künftigen Generationen einen großen Dienst.*

*Ich wünsche allen Gästen im Namen der Stadt Baunach und persönlich einen schönen Aufenthalt hier bei uns. Ich bin mir sicher, daß Sie viele gute Erfahrungen von dieser Tagung mit nach Hause nehmen können.*

**Ekkehard Hojer**  
**Erster Bürgermeister**



# Einladung zum 79. Bundestag des FRANKENBUNDES in Baunach am 3. Mai 2008

Alle Mitglieder des FRANKENBUNDES und Gäste sind herzlich zur Teilnahme am diesjährigen Bundestag eingeladen, die am Samstag, den 3. Mai, in Baunach stattfindet. Der Frankenbund, Gruppe Baunach, hat unter der Federführung seines Vorsitzenden Herrn Franz Götz ein sehr abwechslungsreiches Programm zusammengestellt.

Die Anreise der Teilnehmer des Bundestages sollte bis 10.00 Uhr erfolgt sein. In der Aula der Verbandsschule Baunach findet die morgendliche Festveranstaltung statt. Bis zum Beginn des Festaktes wird dort ein kleines Begrüßungsfrühstück gereicht.

Der Bundestag beginnt dann

**um 10.30 Uhr** mit einem musikalisch umrahmten **Festakt in der Aula der Verbandsschule Baunach**. Nach der Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden des Frankenbundes, Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken und dem Grußwort des Baunacher 1. Bürgermeisters, Herrn Ekkehart Hojer, folgt der Festvortrag von Dr. Hubert Ruß zum Thema „Die Stiefenburg ob Baunach – Geschichte und Geschichten“. Daran schließen sich Ehrenungen für Mitglieder der Gruppe Baunach und das Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden des Frankenbundes, Herrn Dipl.-Ing. Heribert Haas, Präsident des Amtes für Ländliche Entwicklung Oberfranken, an.

**Ab 12.30 Uhr** kann während der Mittagspause eine Stärkung in den verschiedenen Gaststätten Baunachs eingenommen werden.

Nach dem Mittagessen findet für die Bundesleitung und die Delegierten der Gruppen

**um 14.00 Uhr** eine kurze Stadtführung statt, bei der Altbürgermeister Georg Wild die wichtigsten Sehenswürdigkeiten Baunachs zeigen wird;  
anschließend beginnt

**um 15.00 Uhr** **die Delegiertenversammlung im Restaurant Rocus (Historischer Bahnhof Baunach)**.

Für Nichtdelegierte bietet die Gruppe Baunach des FRANKENBUNDES

**ab 14.30 Uhr** ein interessantes **Führungsprogramm** an:

1. Magdalenenkapelle, mit Frau Dr. Annette Faber  
Treffpunkt vor der Kapelle,
2. Altstadt Baunach, mit Altbürgermeister Georg Wild,
3. Deutsches Pfadfindermuseum, mit Herrn Klaus Hinkel  
Treffpunkt Bahnhof,
4. Heimatmuseum, mit Herrn Reinhold Schweda  
Marktplatz Überkum.

# Einladung zum 48. Fränkischen Seminar am 31. Mai und 1. Juni 2008 in der Frankenakademie Schloß Schney

**zum Thema:**

## **Volksmusik? Gebrauchsmusik? – Eine fränkische Standortbestimmung**

Ein Seminartitel mit gleich zwei Fragenzeichen verheißt, daß es beim diesjährigen Seminar des Frankenbunds darum geht, Altes, vermeintlich Bekanntes zu hinterfragen und Neues zu entdecken. Konkret wollen wir uns die aktuelle Musiklandschaft Frankens und ihre Geschichte ansehen und uns besonders mit der Volksmusik auseinandersetzen. Unter der Leitung der Bezirksheimatpfleger von Ober- und Unterfranken, Prof. Dr. Günter Dippold und Prof. Dr. Klaus Reder, werden Referenten aus verschiedenen Arbeitsbereichen unser Thema beleuchten.

### **Programm**

#### **Samstag, 31. Mai**

12:00 Uhr	Mittagessen
13:30 Uhr	Begrüßung durch den 2. Bundesvorsitzenden des Frankenbundes, Herrn Dipl.-Ing. Heribert Haas, und die Leiter des Seminars, Prof. Dr. Günter Dippold und Prof. Dr. Klaus Reder
13:45–14:30 Uhr	<i>Prof. Dr. Günter Dippold, Bezirksheimatpfleger von Oberfranken</i> Gebrauchsmusik in der frühneuzeitlichen Stadt: die Türmer
14:30–15:15 Uhr	<i>Dr. Armin Griebel, Leiter der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik</i> Zur Geschichte der Volksmusikpflege in Franken
15:15–16:15 Uhr	Aussprache und Kaffee
16:15–17:00 Uhr	<i>Dr. Birgit Speckle, Bezirksheimatpflege Unterfranken</i> Volksmusik und Gebrauchsmusik in der Kulturarbeit und Heimatpflege
17:00–17:15 Uhr	Aussprache
Abendessen,	
anschließend	gemütliches Beisammensein mit dem „Freien Fränkischen Biorchester“

#### **Sonntag, 1. Juni**

9:00–9:45 Uhr	<i>Jürgen Gahn, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft fränkische Volksmusik, Bezirk Oberfranken</i> Volksmusik heute – eine Bestandsaufnahme
9:45–10:00 Uhr	Aussprache
10:00–10:45 Uhr	<i>Heidi Christ M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik</i> Geistliche Lieder aus Franken – Gott auf fränkisch loben
10:45–11:30 Uhr	<i>Dr. Guido Fackler, Akademischer Rat am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie / Volkskunde an der Universität Würzburg</i> Volksmusik? Kunstmusik? Populärmusik? Die musikalische Landschaft Würzburgs
11:30–12:00 Uhr	Aussprache
Mittagessen, anschließend	Abreise der Teilnehmer

(Änderungen vorbehalten)

Wenn Sie sich zum Fränkischen Seminar anmelden möchten, füllen Sie bitte das im folgenden abgedruckte Anmeldeformular aus und schicken es an die

**Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Hofstraße 3, 97070 Würzburg;**

**Anmeldeschluß ist der 15. Mai 2008.**

## ANMELDUNG

zum 48. Fränkischen Seminar 2008: Fränkische Volksmusik  
31. Mai – 1. Juni 2008 in der Frankenakademie Schloß Schney

### Teilnahmebetrag:

Der Teilnahmebetrag beträgt im EZ 85,00 !, im DZ 150,00 !. In diesem Betrag sind folgende Leistungen enthalten: 1 Übernachtung mit Frühstück, 1 Vormittagsimbiß, 2 Mittagessen (3 Gänge), 1 Nachmittagskaffee, 1 Abendessen (kalt), Tagungsgebühr.

### Verbindliche Anmeldung:

Bitte melden Sie sich mit u. a. Abschnitt verbindlich bis zum **15. Mai 2008** in der **Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Hofstraße 3, 97070 Würzburg**, an und überweisen Sie den Teilnahmebetrag auf das Konto des FRANKENBUNDES:

**Kontonummer: 42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken.**

Müssen Sie Ihre verbindliche Anmeldung später als zwei Wochen vor Seminarbeginn stornieren, muß der FRANKENBUND die Stornogebühren, die das Tagungshaus verlangt, leider an Sie weitergeben, es sei denn, es kann für Ersatz gesorgt werden.



Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich an zum  
*48. Fränkischen Seminar: Fränkische Volksmusik:*

Vorname	Nachname	Geburtsdatum*
Vorname	Nachname	Geburtsdatum*
Straße	PLZ / Ort	Telefon*
E-Mail-Adresse*	// besondere Wünsche*	(* = freiwillige Angabe)

Anmeldeschluß: 15.05.2008!

Die Teilnahmegebühr von ..... ! werde ich / werden wir bis zum 15.05.2008 auf das Konto des FRANKENBUNDES (Kto.: 42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken überweisen. Mit der Unterschrift erkenne(n) ich / wir auch die Teilnahmebedingungen an.

Datum

Unterschrift

„Exodus cantorum“ –  
Joseph Victor von Scheffels Aufenthalt in Franken  
im Kontext seines Gesamtwerkes

von

Bernhard Wickl

„Seit ich die Ehre hatte, Euer Königlichen Hoheit wie einem väterlichen Freunde gegenüberzustehen, ist Herz und Neigung des Poeten dem Burgherrn der Wartburg dienstbar geworden. Aber eben indem ich mit dem Besten, was ich habe, Euer Königlichen Hoheit danken möchte, hoffe ich, dass es nicht missdeutet werde, wenn ich wiederholt zu bitten wage, das Interesse was Hochdieselben dem Künstler in mir zuzuwenden geruhen, nicht in gleichem Maße auf meine übrige Person ausdehnen zu wollen. Wenn ich das Bewusstsein hätte, Euer Königlichen Hoheit eine Fülle von Kraft und Energie, einen ganzen, ächten, unverbrauchten Menschen von dem Schlage jener schöpferischen Naturen, die in Hochdero Großvater ihren Maecenas verehrten, zur Verfügung stellen zu können, so würde es meine Pflicht und mein Ehrgeiz sein, mit allem, was ich sein und bieten könnte, einen Posten im practischen Leben auszufüllen. So aber, wie ich wirklich bin, im Innern mannigfach gebeugt und gebrochen, – ... dazu mit [einer] unseligen melancholischen Naturanlage ... ausgestattet ... ist es nur eine klare Beurteilung eigener Leistungsfähigkeit, wenn ich versichere, dass ich dem vielseitigen Vertrauen, das Euer Königliche Hoheit auf meine schwachen Fähigkeiten zu setzen geruhen, schwerlich zu entsprechen im Stande wäre. Ich bin stolz darauf, in Euer Königlichen Hoheit einen so gütigen Protector gefunden zu haben; das fürstliche Wort, ich solle wissen, dass ich an Hochdenselben einen Anhalt und Stützpunkt für das ganze Leben zu gewärtigen habe, macht mich mutig und freudig zu neuer Arbeit; ... Und wenn es

mir je einstmals gelingen sollte, ein fröhliches, farbenfrisches Wartburgbild aus den Zeiten, da Minnelied und gewappneter Männer Schritt durch jene Hallen tönten, zu schaffen, so bin nicht ich der, der es zeichnet, sondern es ist der künstlerische Sinn Euer Königlichen Hoheit, der es wachgerufen.“

Diese Zeilen schrieb der 31-jährige Joseph Victor Scheffel am 18. November 1857 an seinen Gönner, den Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar, auf dessen Einladung hin er noch bis wenige Tage vorher zu Gast auf der Wartburg gewesen war. Carl Alexander ist kein Geringerer als der Enkel Carl Augusts, der zusammen mit seiner 1807 verstorbenen Mutter Anna Amalia den Weimarer Musenhof schuf: Wieland, Herder, Goethe und Schiller verschafften dem kleinen Weimar Weltgeltung und ein goldenes Zeitalter. Der von 1853 bis 1901 regierende Carl Alexander hegte offenbar ähnliche Absichten wie seine berühmten Vorfahren; denn er versuchte durch die Berufung angesehener Schriftsteller, Musiker oder Maler nach Weimar dessen bereits etwas verblaßten Glanz als Kulturmétropole zu erneuern. Wie war Carl Alexander auf Scheffel aufmerksam geworden?

Der in Karlsruhe beheimatete Dichter hatte auf Wunsch des Vaters Jura studiert, obwohl er sich zum Künstler, und zwar ursprünglich zum Maler berufen fühlte. Sein Studium hatte ihn nach München, Heidelberg, Berlin und wieder zurück nach Heidelberg geführt, wo er 1849 sein Doktorexamen ablegte. Zwar hegte er gegen den Staatsdienst eine Abnei-

gung, trat aber trotzdem Ende 1849 eine Stelle als Rechtspraktikant am Bezirksamt Säckingen an. Zwei Jahre später arbeitete er noch einige Monate als Sekretär beim Hofgericht in Bruchsal, um dann aber dem ungeliebten Beruf den Rücken zu kehren. Er reiste im Mai 1852 nach Italien, wo er sich zum Maler ausbilden lassen wollte. Bei diesem insgesamt einjährigen Aufenthalt im Süden erkannte Scheffel jedoch, daß seine Bestimmung nicht in der Malerei, sondern im literarischen Schaffen lag. So entstand in Italien sein erstes wirklich bedeutendes Werk, die Versnovelle „*Der Trompeter von Säckingen*“, das zu Weihnachten 1853 veröffentlicht wurde und bereits 1895 die 216. Auflage erreichte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien strebte Scheffel dann eine wissenschaftliche Laufbahn an und studierte die Klosterchronik von St. Gallen. Dabei stieß er auf einen literarisch verwertbaren Stoff und schrieb im Jahre 1854 seinen historischen Roman „*Ekkehard*“, der im frühen Mittelalter in der Gegend um den Bodensee spielt. Dieses im Frühjahr 1855 erschienene Werk avancierte zu einer Art Kultbuch, das noch im Jahre 1926 zum 100. Geburtstag des Autors geradezu enthusiastisch gefeiert wurde. Diese beiden Werke begründeten den literarischen Ruhm Scheffels, welcher sicher entscheidend mit dazu beitrug, daß sich Großherzog Carl Alexander so intensiv um den Autor bemühte.

Ein zweiter, kaum weniger wichtiger Grund liegt in der engen Beziehung zwischen Scheffel und Thüringen bzw. der Wartburg. Diese läßt sich auf den 1823 geborenen Thüringer Karl Schwanitz zurückführen, mit dem Scheffel seit dem Wintersemester 1844, das die beiden jungen Männer in Heidelberg verbrachten, eine tiefe, lebenslang andauernde Freundschaft verband, an der auch die Familien regen Anteil nahmen; vor allem Scheffels Mutter Josephine schloß Schwanitz wie einen Sohn in ihr Herz. Im September 1846 war Scheffel sechs Tage lang Gast bei der Familie Schwanitz in Eisenach, und bei dieser Gelegenheit besuchten die beiden Freunde natürlich auch die Wartburg, die – wie es der einleitend zitierte Brief andeutet – für Schef-

fels literarisches Wirken fast schon eine Art Schicksalsort werden sollte.

Schwanitz war es auch, der Scheffel die Bekanntschaft mit dem Offizier Bernhard von Arnswald vermittelte, einem engen Vertrauten des Großherzogs Carl Alexander schon vor dessen Regierungsantritt. Arnswald war 1840 zum Kommandanten der Wartburg ernannt worden und knüpfte später auch die Verbindung zwischen Scheffel und dem Großherzog, die ebenfalls bis zum Tod des Schriftstellers im Jahre 1886 Bestand hatte.

Im Briefwechsel zwischen Scheffel und Schwanitz, an dem sich recht häufig auch Scheffels Mutter beteiligte, findet sich der erste Hinweis auf den Großherzog in einem Schreiben Josephine Scheffels von Anfang Juni 1851. Den Offizier von Arnswald erwähnt sie am 12. März desselben Jahres: „*Die anziehende Einladung des Kommandanten von der Wartburg wird Joseph dieses Jahr nicht annehmen können, da, wie Sie wissen, seine Pläne südwärts gehen.*“ Diese beiden Briefstellen liegen zeitlich etwa sechs Jahre vor dem eingangs zitierten Dankschreiben Scheffels an Carl Alexander. Dies zeigt, daß der Besuch Scheffels auf der Wartburg im Jahre 1857 eine lange Vorgeschichte hatte und Kulminationspunkt einer viele Jahre vorher beginnenden Entwicklung war.

Die Zeit zwischen der Veröffentlichung des „*Ekkehard*“ und seinem Zusammentreffen mit Carl Alexander war für Scheffel nicht einfach: Die intensive Arbeit am „*Ekkehard*“ hatte ihn doch mitgenommen; trotzdem begab er sich auf zwei längere Reisen nach Venedig und Südfrankreich und nahm neue literarische Projekte in Angriff. In Frankreich erlitt er einen Fieberanfall, der ihn zu einer Kur in Bad Rippoldsau zwang. Im Oktober 1856 siedelte er nach München über, wo ihn seine Schwester Marie besuchte, kurz nach ihrer Ankunft im Februar des Jahres 1857 aber an Typhus starb. Dies war ein schwerer Schlag für Scheffel, der zum seelischen Zusammenbruch führte.

Aufwärts ging es wieder im weiteren Verlauf dieses Jahres, das Scheffel im September auf Einladung des Großherzogs zur 300-Jahr-

Feier der Universität Jena nach Thüringen führte. An die Feierlichkeiten schlossen sich eine Wanderung durch den Thüringer Wald und ein Aufenthalt auf der Wartburg und in Wilhelmstal an, bei dem Carl Alexander offenbar heftig um Scheffels Gunst warb, was den eingangs zitierten Dankesbrief Scheffels zur Folge hatte. In diesem Schreiben verspricht der badische Autor dem Großherzog ein Werk über die Wartburg, „ein fröhliches, farbenfrisches Wartburgbild“. Allerdings verraten einige Formulierungen in diesem Brief Scheffels Unbehagen und sein Gefühl, daß er sich mit dieser Arbeit möglicherweise eine Last aufgeladen habe, die er eigentlich gar nicht schultern könne. Offenbar fühlte er sich aus Dankbarkeit dem Großherzog gegenüber verpflichtet, eine solche Arbeit in Angriff zu nehmen, wohl war ihm dabei jedoch nicht.

An eine Ausführung des Vorhabens konnte Scheffel im Jahre 1858 freilich noch nicht denken, da er am 1. Dezember 1857 die ihm angebotene Stelle eines fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothekars in Donaueschingen angetreten hatte. Fürst Karl Egon hatte kurz vorher die 12.000 Bände und viele Handschriften umfassende Bibliothek aus dem Nachlaß des Germanisten Freiherrn von Laßberg erworben und Scheffel dafür gewonnen, diese zu ordnen und zu katalogisieren. Wie ernst Scheffel diese Aufgabe nahm, zeigt die Tatsache, daß er sogar das Angebot Carl Alexanders ausschlug, „Bibliothekar der Wartburg“ zu werden, das ihm im Februar 1858 unterbreitet wurde. In seiner Antwort vom 8. März begründet Scheffel seine Absage und führt dann weiter aus: „Meine Freude aber soll es sein durch die Tat zu zeigen, daß ich der freundlichen Stunden, die ich an der Seite Euer Königlichen Hoheit [auf der Wartburg] zu verbringen die Ehre hatte, und meines Versprechens wohl eingedenk bin. Sobald meine Catalogarbeit beendigt ist, werde ich mich für etliche Monate ganz frei machen; wenn Gott Gedeihen und Kraft schenkt, so gehört die nächste Arbeit der Wartburg. ... Den geistlichen Hauch der Kreuzzugszeit und die harzfrische Walduft der Thüringer Berge zu einem runden Ganzen zu fixieren, wird mehr und mehr mein Lieblingswunsch.“

Im Anschluß an diese Passage skizziert Scheffel einige Inhalte des geplanten Romans: Im Mittelpunkt sollten stehen: der Sängerstreit auf der Wartburg, das Nibelungenlied, die großen Autoren des Mittelalters wie etwa Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach oder der sagenhafte Heinrich von Ofterdingen und „eine fremdartige Frauengestalt, Viola argentea im Latein der Mönche, die ... ein stilles Waldleben führt und zum Sängerstreit in Beziehung tritt, ...“ Nach dieser Viola wollte Scheffel den Roman offenbar auch benennen.

Für den „Ekkehard“ hatte er intensive historische Studien durchgeführt, die sich in umfangreichen Anmerkungen niederschlugen, und auch die Schauplätze seines Romans genau in Augenschein genommen. So verbrachte er zum Beispiel während der Arbeit am „Ekkehard“ mehrere Wochen auf dem Hohentwiel im Hegau. Genau dasselbe Verfahren schwiebte ihm für das Schreiben seines Wartburgromans vor.

Deshalb mußte Scheffel erst einmal Karl Egon, den Fürsten zu Fürstenberg, um Entbindung von seiner Tätigkeit als Bibliothekar in Donaueschingen bitten. Dieser durchaus etwas heiklen Aufgabe entledigte er sich am 24. März 1859 brieflich, woraufhin ihm der Fürst so lange Urlaub gewährte, „bis er dem Großherzoge von Sachsen-Weimar die versprochene geschichtliche Arbeit gefertigt hat, ...“

Freund Schwanitz, der am 12. Mai heiraten wollte, wurde am 10. April 1859 über Scheffels Vorhaben unterrichtet und gleichzeitig davon in Kenntnis gesetzt, daß Scheffel eben wegen dieser Reise nicht die Hochzeit seines Freundes werde miteiern können: „Nach Ostern werde ich Donaueschingen verlassen, um dem Großherzog von Weimar mein Versprechen zu halten und das Buch aus den Zeiten Landgraf Hermanns und des alten Wartburgglanzes zu schreiben. ... Ich kann diese Arbeit gedeihlich nicht unternehmen, ohne aus eigener Anschauung Oberösterreich, die Burgen und Klöster von Linz bis Wien, und außerdem die alte Bischofsstadt Passau kennen gelernt zu haben.“

Seine Reisepläne teilte Scheffel natürlich auch dem Großherzog recht ausführlich bereits in einem Brief vom 30. Dezember 1858 und in einem weiteren Schreiben vom 9. Juni des folgenden Jahres mit. Darin heißt es:

*.... um zu freier Anschauung der alten Zeit zu gelangen, muß ich bald reisen z.B. nach Österreich, Franken, auf den Hohenstaufen, bald still vergraben hinter Büchern liegen. Und so steht noch manche Unruhe bevor, ehe ich der Wartburg freundlich Gastrecht zur letzten ausrundenden Arbeit beanspruchen darf.“*

Erst in diesem zuletzt zitierten Brief erwähnt Scheffel auch Franken als Reiseziel, das er dann auch wirklich ansteuerte. Am 16. Juni 1859 brach der Dichter zu seiner Sommerfahrt auf, die auf der Wartburg mit der Arbeit am geplanten Roman ihren Abschluß finden sollte. Über Göppingen und den Hohenstaufen reiste Scheffel nach Donauwörth, von wo aus er donauabwärts am 21. Juni Passau erreichte. Nach zweitägigem Aufenthalt ging die Fahrt weiter nach Wien, wo er vier Tage blieb, um sich dann über Prag, Dresden und Leipzig dem geliebten Thüringen und der Wartburg anzunähern. Allerdings verweilte Scheffel auf der Wartburg nicht einmal einen Tag, sondern nutzte sie nur als Zwischenstation auf seinem Weg zum vorläufigen Reiseziel. Am 11. Juli zog er dort ein und schrieb noch am selben Tag an seine Mutter: „Endlich hat meine Wanderfahrt ein Ende und ich habe einen ruhigen Bergesgipfel gefunden, der mich in den nächsten Wochen gastfreundschaftlich beherbergen soll ... hier ist die ersehnte Stille und Waldeinsamkeit, und einfach ländlich Leben, drei Dinge, die zur Konzentrierung des Geistes und schöpferischer Gestaltung schier unumgänglich nötig sind. Ich sitze in einer hohen Mönchsstube, mit Aussicht in die waldigen Höhen des Frankenlandes. Benediktiner haben einst dafür gesorgt und gebaut, daß nach ihnen Kommende mit ähnlichem Sinn diese Stätte vorfinden ... jetzt gehört einem Herzog von Bayern und ist ein leerstehend großartiges Herrenschloß ... Kloster Banz in Franken.“

Zwei Monate – viel länger als ursprünglich geplant – blieb Scheffel hier Guest und arbei-

tete an seinem Wartburgroman, wobei ihm vor allem Lieder aus der Feder flossen und nur wenig Prosa. Immer wieder unternahm er auch Ausflüge in die Umgebung, z.B. nach Bamberg, was er alles treu seiner Mutter berichtete. Am 30. August sah er sich wegen des schleppenden Fortgangs seiner Arbeit gezwungen, Karl Egon, den Fürsten zu Fürstenberg, um Entbindung von dem Versprechen zu bitten, seine Tätigkeit als Bibliothekar in Donaueschingen zu Ostern des Jahres 1860 wieder aufzunehmen: „Nachdem ich jetzt wieder sieben Wochen in redlicher Tätigkeit an meiner Aufgabe gesessen, habe ich nach ungefährem Überschlag 1/3 derselben vollendet und noch 2/3 oder mehr auszuführen. Ich kann sie aber ohne zeitweise Unterbrechung, nicht fortsetzen, und bis Ostern nächsten Jahres ... nicht in Ruhe zu Ende bringen.“

Etwa um die Zeit, als er diesen Brief verfaßte, wahrscheinlich Anfang September, unternahm Scheffel, „als allmählichen Schluß [seines] Aufenthaltes im Frankenland, einen herrlichen Ausflug in das Hochland der sogenannten Fränkischen Schweiz,“ wie er seiner Mutter am 6. September berichtete. Da der Dichter zu dieser Zeit gewonnene Eindrücke häufig literarisch verwertete, um sie seinem im 13. Jahrhundert spielenden Wartburgroman einverleiben zu können, ergab sich auch aus diesem dreitägigen „Gebirgsmarsch“ ein Gedicht mit dem Titel „Exodus cantorum – Bamberger Domchorknaben Sängerfahrt“, das in 20 Strophen eine Frühlingswanderung eben dieser Bamberger Domchorknaben durch die Fränkische Schweiz und die nördlich davon gelegenen Maingebenden beschreibt.

„Exodus Cantorum“ wurde von Scheffel 1863 als erster Beitrag zum Kapitel „Fahrende Leute“ in seiner Gedichtsammlung „Frau Aventiure“ veröffentlicht. Sicher liegen diesem Werk eigene Reise- und Wandererlebnisse Scheffels zu Grunde; doch wird der Leser darin in ein idealisiert dargestelltes Hochmittelalter geführt. Im Vorwort zu „Frau Aventiure“ legt sich der Dichter auf das Jahr 1207 als Zeitpunkt des Sängerwettstreits auf der Wartburg fest, womit auch der Ausflug der Bamberger Chorschüler zeitlich einge-

ordnet ist. Wenn wir den Domchorknaben nun durch die Fränkische Schweiz folgen, so wollen wir vor allem der Geschichte der im Gedicht erwähnten Orte unsere Aufmerksamkeit schenken.

*Nun treibt der Frühling Blatt an Blatt  
Und füllt die Welt mit Wonnen,  
Fahr wohl, Altbamberg, fromme Stadt,  
Samt Mönchen und samt Nonnen:  
Die Fiedel lockt, die Flöte girrt,  
Die Rohrschalmieien blasen,  
Fahrt wohl, Herr Bischof, strenger Hirt,  
Die Böcklein wollen grasen.“*

Dem Ausgangspunkt der Reise, Bamberg, gehört die erste Strophe des Gedichts. Das historische Zentrum der „frommen Stadt“ liegt auf dem Domberg, wo an der Stelle, an der wir heute die Alte Hofhaltung besichtigen können, bereits im 9. und 10. Jahrhundert eine Burg der Babenberger stand. Nach der Erhebung Bambergs zum Bischofssitz durch Heinrich II. im Jahre 1007 entwickelte sich das „Rom des Nordens“ schnell zu einem geistlichen Zentrum. Die älteren Bistümer Würzburg und Eichstätt mußten Besitz an Bamberg abtreten, was nicht ganz problemlos vonstatten ging, letztendlich aber doch nicht zu schwerwiegenden Auseinandersetzungen führte. Mit dem Bau des 1007 erstmals erwähnten Domes wurde möglicherweise schon drei Jahre vorher begonnen. Dieses Bauwerk, der Heinrichsdom, stand bis zum Jahre 1185, als ein verheerendes Brandunglück den Anlaß zu einem Neubau gab. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts befand sich das Gotteshaus also im Bau; denn die Weihe erfolgte im Jahr 1237.

Die von Scheffel erwähnten „Mönche und ... Nonnen“ lebten in zahlreichen, im 13. Jahrhundert bereits lange bestehenden Klöstern und Stiften: etwa in dem auf die Zeit Kaiser Heinrichs zurück gehenden Benediktinerkloster St. Michael, das 1117 durch ein Erdbeben vernichtet wurde, in dem aus dem Eigenbesitz der Heiligen Kunigunde, der Gemahlin des 1146 ebenfalls heilig gesprochenen Kaisers Heinrich, gestifteten St. Stephan oder in dem im 12. Jahrhundert als Karmelitenkloster gegründeten St. Theodor.

Nach der Bistumsgründung entwickelte sich in Bamberg schnell eine Domschule, die 150 Jahre lang eine der bevorzugten Bildungsstätten des Reichsklerus blieb, dann aber gegenüber den in romanischen Ländern entstehenden Universitäten immer mehr an Boden verlor. Sehr bedeutend war auch die Dombibliothek, die Kaiser Heinrich aus allen Teilen des Reiches mit wertvollen Buchbeständen versorgt hatte. Vor allem ihre Ausstattung mit Handschriften der lateinischen Klassik stellte Bamberg über alle anderen Dombibliotheken der Zeit. Damit haben wir nun fast wieder die Zeit erreicht, in der Scheffel seine Domchorknaben aus Bamberg ausziehen läßt.

Während der Dichter die Anreise zum nächsten Wanderziel zumindest bis Forchheim bereits mit der Eisenbahn durchführen konnte, mußten sich seine Chorschüler natürlich auf Schusters Rappen fortbewegen.

*„Ob Vorchheim bei Kircherenbach  
Wolln wir zu Berge steigen,  
Dort schwingt sich am Walpurgistag  
Der Franken Maimarktreigen;  
Der ist seit grauer Heidenzeit  
Noch allem Landvolk teuer,  
Schatzkind, halt Gürtel fest und Kleid,  
Wir springen durch die Feuer!“*

Die Ehrenbürg oder – auf gut Fränkisch – das Walberla ist eine uralte heidnische Kultstätte, an der nach der Christianisierung die heilige Walburgis verehrt wurde. Diese war eine Schwester des heiligen Willibald, des ersten Bischofs von Eichstätt, von wo aus die Christianisierung des Wiesentales erfolgte. Eichstätt wurde ungefähr 250 Jahre früher als Bamberg Bischofssitz. Walburga war Äbtissin des Klosters Heidenheim bei Gunzenhausen und ihr wurde die Kultstätte auf der Ehrenbürg geweiht, woraus sich schnell ein Wallfahrtsort entwickelte. Bereits für das 9. Jahrhundert sind Wallfahrten dorthin belegt. So scheint es durchaus möglich, daß ein der heutigen Kirchweih vergleichbares Fest bereits im Hochmittelalter stattfand, obwohl die erste urkundliche Erwähnung der Walberlaskirchweih erst im Jahr 1360 erfolgte.

Eine sehr schöne Beschreibung der „Ehrenbürg bei Forchheim“ und dieses Festes erschien im Jahre 1822 in Bamberg. Der Verlag Palm und Enke in Erlangen hat das lesenswerte Büchlein mit dem Untertitel „Ein Walburgis-Geschenk für Dahin-Reisende“ 1981 als Band 7 der Reihe „Bibliotheca Franco-nica“ nachgedruckt und es so auch dem modernen Leser zugänglich gemacht.

„Drauf schlendern wir talaufwärts hin,  
Wo über Busch und Wiesen  
Der Schlüsselberger Festen kühn  
Die Taleswindung schließen!  
Mit Namen sind sie bös genannt,  
Links droht der ‚Berg des Streites‘,  
Rechts brüstet auf der Felsenwand  
Sich breit das ‚Eck des Neides‘.“

Vom Walberla aus reicht der Blick über Ebermannstadt und Gasseldorf hinaus bis nach Streitberg. Auf diesem Weg läßt Scheffel seine Domchorknaben also gleich in das Herz der Fränkischen Schweiz vordringen, die der Dichter im Jahre 1859 schon fast ganz selbstverständlich so bezeichnet.

Die Ruine der Streitburg verbirgt sich vom Tal aus den Blicken neugieriger Wanderer fast vollständig. Wer die Überreste sehen und vor allem den herrlichen Blick nach unten genießen will, muß einen steilen, aber kurzen Anstieg bewältigen. Scheffel dürfte von der Burg keinen entscheidend anderen Eindruck gewonnen haben als heutige Besucher, da sie auf Befehl der Regierung in Bayreuth 1811 abgebrochen wurde.

Die einstmals reichen Ritter von Streitberg werden urkundlich erstmals im Jahre 1109 erwähnt; 1285 befand sich die Burg im Besitz derer von Schlüsselberg, die 1347 ausstarben. Danach teilten sich die Bischöfe von Bamberg und Würzburg den Besitz, wobei die Ritter von Streitberg aber Lehensmänner auf der Burg blieben, die schließlich im Jahre 1508 an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Kulmbach ging. Drei Jahrhunderte lang war die Streitburg dann markgräfliches Eigentum. In seinem überaus kenntnis- und inhaltsreichen Buch über die Fränkische Schweiz – einer der Hauptquellen dieses Aufsatzes – beschreibt August Sieghardt die Zerstörung

der Burg im Jahre 1553 durch Bamberger, Würzburger und Nürnberger Truppen.

„Am Streitberg ragt der Steinklotz schroff  
Und weiß wie meerverwaschen,  
Das Pilgerstüblein auf dem Hof  
Weiß nichts von leeren Flaschen;  
Noch blüht dem Talvogt Christian  
Karunkelrot die Nase,  
Und Weihrauchdampf, der Burgkaplan,  
Turniert mit ihm beim Glase.“

Wenn sich auch auf dem Burghof heutzutage – der Andeutung Scheffels entgegen – kein „Pilgerstüblein“ mehr befindet, so muß doch der moderne Wanderer auf eine solche ihn seelisch und körperlich stärkende Einrichtung nicht verzichten. Neben der Möglichkeit, Streitberger Kräuterlikör zu verkosten, bietet die „Pilgerstube“ in der 1898 gegründeten Alten Kurhausbrennerei auch viele Erinnerungen an die Geschichte des Ortes, an berühmte Besucher und an Scheffel selbst.

Es fällt auf, daß in den Gedichten Scheffels das Trinken immer wieder thematisiert wird. Seinen Trink- und Studentenliedern verdankte Scheffel einen nicht unerheblichen Teil seines Ruhmes, der bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts anhielt. Man kann ihn als den Sänger einer längst vergangenen Studenten- und Burschenherrlichkeit bezeichnen. In den Briefen an seinen Freund Karl Schwanitz und natürlich in vielen Gedichten hat Scheffel diese Zeit festgehalten. In dem Maße, wie sich das Leben der Studenten im Verlaufe des 20. Jahrhunderts wandelte, verblaßte auch Scheffels Ruhm.

„Vor Neideck drüben wolln wir auch  
Mit Schall die Fiedel streichen,  
Daß die am Tor nach Hofburgsbrauch  
Den Spielmannspfennig reichen.  
Frau Wulffild mit der Sammehand  
Erscheint im Veilchenkränzlein:  
Die Herren trabten weit ins Land,  
Wohlauf, ein Schülertänzlein!“

Die Neideck gilt als eine der malerischsten Ruinen in der Fränkischen Schweiz, die schon vor Scheffel Besucher anlockte und diese zu begeisterten Kommentaren hinriß: Ernst Moritz Arndt etwa nannte sie 1798 „die größten und schönsten, die romantischsten Ruinen,

die ich auf teutschem Boden je gesehen habe.“ Die erste urkundliche Erwähnung der Burg erfolgte im Jahre 1312, als Konrad von Schlüsselberg Besitzer auf Neideck wurde. Durch den Versuch, das Wiesental mit Hilfe einer Mauer zwischen der Streitburg und Neideck zu sperren und sich so Mauteinnahmen zu sichern, brachte Konrad die Burggrafen von Nürnberg sowie die Bischöfe von Bamberg und Würzburg gegen sich auf. Sie belagerten daraufhin im Jahre 1347 die Neideck und schleuderten mit Wurfmaschinen schwere Steine in die Burg. Ein solcher töte Konrad von Schlüsselberg, mit dem das Geschlecht ausstarb. Die Burg Neideck fiel an das Hochstift Bamberg und wurde zum Sitz eines bischöflichen Amtes. Truppen des Markgrafen Albrecht Alcibiades plünderten und zerstörten die Burg im Markgräflerkrieg 1553. Seit dieser Zeit ist sie eine Ruine, die man fast genau 400 Jahre nach ihrer Zerstörung renovierte und in ihrem Bestand sicherte.

„Zum schwindelhohen Adlerstein  
Versuch' ich früh ein Klettern,  
Schau'rundum ins Gebirg hinein  
Und laß die Laute schmettern.  
Frühnebel spielt, von Wind gefacht,  
Um Felsen, grobgestaltig ...  
O Hochland, wilde Hochlandpracht,  
O Täler grün und waldig!“

Als nächstes Ziel dürften die Bamberger Domchorknaben Muggendorf angesteuert haben, von wo aus sie dann am rechten Rand des Wiesentales auf die Hochfläche wanderten. Etwa eine Stunde von Muggendorf entfernt steht dort der Adlerstein, der die Mühen des Anmarsches mit einer herrlichen Aussicht belohnt. Der Blick von dem früher auch als Adel- bzw. Adlitzstein bezeichneten Felsen reicht bis zu den Höhen des Fichtelgebirges, bietet jedoch auch interessante Ansichten von vielen umliegenden Burgen.

„Das Rabeneck hangt keck und fest  
An finstrer Felsenrippe,  
Als zieme solch Raubvogelnest  
Zum Schmuck jedweder Klippe ...  
Und eh' wir es nur recht besahn,  
Erhab ein Knapp'schon Händel,  
Er lief uns mit dem Wolfspieß an  
Und pfändete die Mäntel.“

Über die nahe des Adlersteins gelegene Ortschaft Engelhardsberg und die beeindruckenden Felsformationen der Riesenburg kann man bei dem Ort Doos, wo die Aufseß einmündet, wieder in das Wiesental hinabsteigen, das oberhalb von Doos auch als Rabenecker Tal bezeichnet wird. Nach Auskunft August Sieghardts war die Burg Rabeneck „schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts Stammsitz eines gleichnamigen Rittergeschlechtes“ und fiel dann an die uns bereits von Streitburg und Neideck bekannten Schlüsselberger. Ende des 14. Jahrhunderts belehnte das Hochstift Bamberg die Herren Stiebar von Buttenheim mit der Burg. Ab 1577 befand sie sich dann im Besitz der benachbarten Ritter von Rabenstein, deren letzter Sproß, Peter Johann Albrecht von Rabenstein, im Jahre 1742 starb, woraufhin die Burg wieder an die Lehnsherren zurück fiel. Der damalige Fürstbischof verkaufte Rabeneck schließlich an seinen Bruder, den Grafen Rudolf Franz Erwein von Schönborn-Wiesenthied. Im Verlaufe ihrer langen Geschichte wurde die Burg zweimal zerstört, und zwar im Bauernkrieg und während des 30-jährigen Krieges. Den Wiederaufbau führte man nicht vollständig durch, so daß Teile der Burg in Ruinen liegen.

„Am Klausensteiner Kirchlein stand  
Der Klausner in Gedanken  
Und sprach: Hier schaut ihr in das Land  
Der Steine und der Franken.  
Der Wende dacht', es wäre sein,  
Wir nahmen's ihm als Sieger:  
Auf jedem Berg ein schroffer Stein,  
Auf jedem Stein ein Krieger!“

Würde man der Wiesent und ab Behringermühle dem Ailsbach folgen, so wäre es bis zur Klausenstein-Kapelle ein ziemlich weiter Weg; über das Dorf Eichenbirkig auf der Hochfläche sind es von Rabeneck aus nur wenige Kilometer. Die Kapelle liegt über einem der landschaftlich reizvollsten Talabschnitte der Fränkischen Schweiz, dem Rabensteiner Tal. Das möglicherweise schon aus dem 11. Jahrhundert stammende Kirchlein, das noch Mauerteile aus romanischer Zeit erkennen läßt, diente den Rittern von Rabenstein bis zum Erlöschen dieses Geschlechts im Jahre 1742 als Schloßkapelle. Ursprünglich jedoch

stand auf dem Klausenstein die Burg der von 1100 bis 1271 beurkundeten Herren von Ahorn, und die Kapelle dürfte den letzten baulichen Überrest dieser Burg darstellen.

*„Gottlob, bald war der stolze Bau  
Zum Rabenstein ereilet,  
Dank, dreimal Dank der hohen Frau,  
Die allen Kummer heilet.  
Dem Mäntelräuber sang ich Fluch,  
Die Gute hört's im Hofe,  
Uns bracht' fünf Ellen ländisch Tuch  
Als Gottesrost die Zofe.“*

Ein angenehm kurzer, aber landschaftlich sehr schöner Weg führt den Wanderer hoch über der Sophienhöhle und dem Ailsbach zur Burg Rabenstein, deren wechselvolle Geschichte geprägt wurde von Familien oder Herrscherhäusern, die uns auf der bisherigen Reise schon öfter begegnet sind. Als Erbauer der Burg gelten die Reichsherren von Waischenfeld; schon am Ende des 12. Jahrhunderts lassen sich die Ritter von Rabenstein nachweisen. Bis 1347 saßen dann Lehensträger der Reichsherren von Schlüsselberg auf der Burg, die nach deren Aussterben an die Burggrafen von Nürnberg fiel. Auf Umwegen gelangte sie 1557 wieder in den Besitz der Ritter von Rabenstein, was sie bis zum bereits erwähnten Tod des letzten Rabensteiners im Jahre 1742 auch blieb. Zwei Jahre später verkaufte Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth die Burg Rabenstein an den Grafen Rudolf Franz Erwein von Schönborn-Wiesentheid, der um diese Zeit ja auch die Burg Rabeneck erwarb. Mit dieser benachbarten Burg teilte Rabenstein das Schicksal der Zerstörung während des 30-jährigen Krieges und des nicht vollständigen Wiederaufbaus.

*„Dank auch, auf Albuines Schloß  
Dir, tapfrer Pottensteiner!  
Du nähmst uns auf, an Güte groß,  
Sangfroh wie unsreiner.  
Wie schwand die Nacht beim Becherruck,  
Wie dröhnten deine Hallen  
Beim Jägerlied vom Guiguck  
Und den drei Nachtigallen!“*

Auch Pottenstein, das wiederum über die Hochfläche recht schnell erreicht ist, gehört zu den landschaftlichen Höhepunkten der Fränkischen Schweiz. Die hoch über dem Zu-

sammenfluß von Püttlach und Weihersbach liegende Burg hat eine mehr als tausendjährige Geschichte; denn der erste Burgbau von 918 bis 924 geht zurück auf den von 911 bis 918 regierenden König Konrad I. von Franken, der die Veste gegen die Slaven nutzen wollte. Bald ging die königliche Burg in den Besitz des Ritters Otto von Schweinfurt über, dessen Tochter Judith den Grafen Botho von Kärnten heiratete und die Burg als Mitgift bekam. Von diesem Grafen Botho erhielten Ort und Burg ihren Namen. Im Jahre 1139 übernahm Bischof Otto I. von Bamberg die Burg Pottenstein, die nun Sitz eines bischöflichen Amtes wurde. Erst 1806 endete die bischöfliche Herrschaft über Pottenstein. Die größte Gefahr für die Existenz der Anlage kam in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts, als man die Burg aus Sicherheitsgründen abreißen wollte; doch der Nürnberger Apotheker Dr. Kleemann kaufte die Burg und bewahrte sie vor diesem Schicksal.

*„Schmal wohnt im Burgstall Tycherfelds  
Ein Burgmann sonder Tadel,  
Ob seinem Haus zackt sich ein Fels  
Schmalspitz wie eine Nadel,  
Schmalhans pflegt auch des Haushalts sein,  
Wir wolln ihn nicht besuchen,  
Bis daß die Aßbach fließt von Wein,  
Sein Fels ein Zimmetkuchen.“*

Einen weiteren Höhepunkt der Fränkischen Schweiz erleben wir in dem Dorf Tüchersfeld im Püttlachtal, dem im Jahre 1995 die Ehre einer Briefmarkenabbildung widerfuhr, was seine Einzigartigkeit unterstreicht. Die erste Erwähnung des Ortes Thuchersvelt stammt aus dem Jahr 1234; der Name geht wahrscheinlich zurück auf die alte Flurbezeichnung „huchteren“, was so viel hieß wie „hohe Bäume“. Über die Erbauer und die Entstehungszeit der Burg Tüchersfeld ist nichts bekannt; als älteste Besitzer werden die Pfalzgrafen vom Rhein, Herzöge in Bayern, genannt. Bis 1248 übten die Herzöge von Meranien aus dem Geschlecht der Grafen von Andechs-Dießen die Herrschaft aus; dann übernahm Burkard von Ahorn die Burg als Lehen. Nur 21 Jahre später ging die Burg als Geschenk des Herzogs Ludwigs II. von Bayern an das Hochstift Bamberg, das bis zur

Zerstörung die Lehensherrschaft ausübte. Erstmals im Jahre 1341 ist von zwei Burgen in Tüchersfeld die Rede, und zwar von „Obern“ und „Nydern-Tüchersfeld“. Die obere Burg war schon 1506 eine Ruine; die untere wurde im Bauernkrieg zerstört und im 30-jährigen Krieg durch Feuer vernichtet.

In den Wohngebäuden der Unteren Burg lebten von der Mitte des 18. bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Juden, die über eine eigene Synagoge verfügten. Diese als Judenhof bezeichneten Gebäude wurden 1952 vor dem Abriß wegen Baufälligkeit bewahrt und beherbergen heute ein sehr sehenswertes Museum.

„Wer dich, o Goswinstein, erbaut,  
Verbrauchte manch Pfund Heller ...  
Sigiza, alte Knappenbraut,  
Führ uns zum steilen Söller!  
Wer hoch dort ob dem Abgrund schwebt,  
Dem liegt die Welt zu Füßen,  
Und wer vor Runzeln nicht erbebt,  
Darf die Sigiza küssen.“

Überquert man in Tüchersfeld die Püttlach und steigt dann den Berg hoch, so gelangt man bereits nach zwei oder drei Kilometern nach Gößweinstein, einem weiteren Zentrum der Fränkischen Schweiz. Auch hier dürften die Bamberger Domchorknaben eine Herberge gefunden haben; denn die Burg geht angeblich zurück auf einen Grafen Gozwin von Höchstadt und Stahleck, der im 11. Jahrhundert lebte. Bereits 1124 gehörte „Gozwinsteyn“ dem Bischof Otto dem Heiligen von Bamberg, und im Besitz dieses Bistums blieb die Burg nahezu ununterbrochen bis 1802. Für vergleichsweise kurze Zeit, nämlich bis zu dem für die Familie verhängnisvollen Jahr 1347, hatten die Schlüsselberger die Herrschaft inne.

Dieser zuletzt genannten Familie verdankte Gößweinstein eine Kirche, die an der Stelle einer wohl bereits im 11. Jahrhundert bestehenden Kapelle errichtet wurde. Sehr gerne hätten die Bamberger Chorschüler vielleicht in der heute dort zu sehenden Basilika eine Probe ihrer Sangeskunst gegeben; doch wurde der von Balthasar Neumann geplante prachtvolle Bau erst 1739 eingeweiht.

„Dem Fels entsprudeln stark und kühl  
Drei nah vereinte Quellen  
Und tragen bei der Stempfelmühl‘  
Zur Wisunt ihre Wellen ...  
Wo Wisent einst und Elch und Ur  
Vreislich zur Tränke trabte,  
Dort war’s – gottlob doch einmal nur,  
Daß Wasser uns erlaubte.“

Tief unterhalb Gößweinsteins, kurz hinter einer scharfen Biegung des Wiesenttales, liegt die Stempfelmühle. Daß die Wanderer aus Bamberg hier mit Wasser vorlieb nehmen mußten, liegt wahrscheinlich daran, daß die Stempfelmühle zu ihrer Zeit wohl noch gar nicht existierte. Die erste Erwähnung datiert aus dem Jahr 1468, wo in einer Bamberger Quelle ein gewisser Heinz Stempfer, „Müller zur Stempfmühle unter dem Gößweinstein“, genannt wird. Vom 18. bis ins 20. Jahrhundert lenkte die Familie Popp aus dem Kleinziegenfelder Tal die Geschicke der Mühle und richtete in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts eine Gastwirtschaft ein. In diese Zeit fallen auch die Anfänge des Fremdenverkehrs, und die Stempfelmühle entwickelte sich zu einem viel und gerne besuchten Ausflugsort. 1881 wurde die Mühle von Erlanger Studenten entdeckt und zu einer „Exkneipe“ erkoren. Den Mühlenbetrieb stellte man 1924 ein, und während der letzten Kriegstage im April 1945 fiel die Stempfelmühle dem Versuch einiger SS-Leute zum Opfer, den Vormarsch der Amerikaner aufzuhalten zu wollen. Der 1949 fertiggestellte Neubau hatte für August Sieghardt den Reiz und die Romantik der alten Mühle verloren.

„Wisunt, Bergströmlein frisch und gut  
In enger Taleswildnis,  
Wie spiegelst du in klarer Flut  
Der weißen Felswand Bildnis,  
Strömst tiefgrün wie ein Alpensee,  
Durchsichtig bis zum Grunde ...  
Forellen schnalzen in die Höh‘,  
Gern prüft‘ ich sie im Munde.“

Die Wiesent bildet mit ihren Zuflüssen Aufseß, Ailsbach/Püttlach, Leinleiter, Breitenbach, Trubach und Ehrenbach das Rückgrat der Fränkischen Schweiz. Somit scheint es gerechtfertigt, diesem Fluß eine Gedichtstrope zu widmen, zumal sich auf diese

Weise auch die berühmten Forellen noch unterbringen lassen.

*Doch seh' ich hoch im Ahornwald,  
Burg Gailenreut, dich wieder,  
Läuft mir ein Rieseln schauerkalt  
Als Warnung durch die Glieder:  
An Händ' und Füßen eingepflöckt  
Im finstersten Verliese,  
Lernt' ich, wie man die Beine streckt  
In jenem Paradiese.“*

Gar nicht weit von der Stempfermühle entfernt, jedoch wieder hoch über dem Tal, liegt die Burg Gaillenreuth, deren Schicksale denen anderer Burgen gleichen: Erstmals erwähnt im Jahre 1130 als „Geulenriut“, gelangte die Burg bis 1347 in den Besitz der Schlüsselberger, um dann an das Bistum Bamberg zu fallen. Dieses belehnte im Jahre 1359 die Ritter von Egloffstein mit der Burg. Die Gailenreuther Linie der Ritter von Egloffstein starb 1680 aus, und die Grafen von Rieneck zogen bis 1823 auf die Burg. Schließlich ergriffen die Freiherren von Sturmfeder-Hornneck aus Schloß Thurn bei Forchheim Besitz von der Burg Gaillenreuth. Diese lückenlose Darlegung der Eigentümer belegt, daß die Burg wohl niemals dem um 1320 geborenen berüchtigten Raubritter Eppelein von Gailingen gehört haben kann, der am 15. Mai 1381 bei Neumarkt in der Oberpfalz hingerichtet wurde.

*Herr Eberhart von Wickersstein,  
Wo sind denn Eure Hallen?  
Sonst fiel Euch selten etwas ein,  
Jetzt? ... Alles eingefallen!  
Von Nürnberg Frau Ebenhoch  
Hielt Tanz auf diesem Rasen;  
Der Burgvogt hat die Schlüssel noch,  
Die Burg ... ist weggeblasen.“*

Diesmal läßt Scheffel seine Domchorknaben nicht wieder ins Tal hinabsteigen, sondern sie wandern in genau südlicher Richtung weiter nach Wachsenstein, wo heute auf dem 588 Meter hohen Felsen, der mitten im Ort aufragt, nur mehr spärliche Reste einer Burganlage erkennbar sind. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts stand die Burg aber bestimmt noch; denn sie wurde 1122 als „Wickerstein“ erstmals erwähnt. Ab 1408 waren die

Herren von Wachsenstein dem Bamberger Bischof dienstverpflichtet; jedoch kam es bald zu einem Zerwürfnis, das die Zerstörung der Burg auf Geheiß des Bischofs zur Folge hatte. Während des Bauernkrieges im Jahre 1525 widerfuhr ihr dasselbe Schicksal noch einmal. Endgültig ausgelöscht wurde die Burg dann entweder im Markgräflerkrieg oder im 30-jährigen Krieg, was sich nicht mehr genau feststellen läßt. Vielleicht waren es ja wirklich die Nürnberger, die mit der „Frau Ebenhoch“, einem auf Rädern beweglichen Belagerungsturm aus Holz, der Burg Wachsenstein zu Leibe rückten. Mit Georg von Wachsenstein starb 1606 der letzte Mann dieses Geschlechts, das einige geistliche Würdenträger hervorbrachte, so zum Beispiel Matthäus von Wachsenstein, um 1500 Abt im Benediktinerkloster Plankstetten, oder Konrad von Wachsenstein, der zur gleichen Zeit Klostervorsteher in Speinshart bei Eschenbach war.

*Von Moggast geht's durch steinig Feld  
Hinüber nach Trainmeusel,  
Dort steht versteckt am End' der Welt  
Ein wohlummauert Häusel;  
Nachts reiten Reiter ein und aus,  
Weiß nicht, was sie erschnappen ...  
Krispinus ist Patron im Haus,  
Der Stegreif blinkt im Wappen.“*

Nun wenden Scheffels Chorknaben ihre Schritte wieder nach Norden und wandern über Moggast nach Trainmeusel, das über dem Wiesental auf der Höhe von Muggendorf liegt. Dort fanden sie möglicherweise wirklich „ein wohlummauert Häusel“, von dem aber heute nur noch einige Mauerreste zeugen. Hartnäckig hält sich das Gerücht, daß Eppelein von Gailingen in diesem erstmals im Jahre 1137 erwähnten Dorf auf einer Burg gesessen haben soll; doch erscheint dies unwahrscheinlich, da Eppeleins Heimat wohl in der Gegend von Gunzenhausen zu suchen ist und er den Grafen von Hohenlohe diente.

Die letzten beiden Zeilen in Scheffels Strophe – „Krispinus ist Patron im Haus, / Der Stegreif blinkt im Wappen.“ – entziehen sich einer genauen Deutung. Wie lassen sich Krispinus, im Hochmittelalter der Heilige der Schuhmacher, Gerber und Sattler, und ein

Steigbügel als Teil eines Wappens mit den zwielichtigen Reitern aus der Burg Trainmeusel in Verbindung bringen?

„Am Turm von Aufseß grüßt uns dann  
Die Rose aus blauem Schilde,  
Ein schriftgelehrter Rittersmann  
Hegt sie in ernster Milde.  
In der Kapelle hat er sich  
Schon Gruft und Sarg bestellet,  
Doch zecht er noch frisch tugendlich,  
Wenn er den Hirz gefället.“

Jetzt, wo wir uns dem Ende unserer Reise nähern, werden die Wege zwischen den einzelnen Etappen immer weiter: Liegen zwischen Wichenstein und Trainmeusel etwa zwei Stunden, so sind es von dort nach Aufseß um die vier. Doch darf dieser Name bei einer historischen Wanderung durch die Fränkische Schweiz natürlich nicht fehlen. Seit dem 11. Jahrhundert lebt die Familie von Aufseß im gleichnamigen Tal; im Jahre 1114 wird ein Träger dieses Namens erstmals urkundlich erwähnt, und zwar Herolt de Ufsaze. Die Herren von Aufseß gehörten nicht dem niederen Dienstadel an, sondern waren als Reichsritter unmittelbar dem Kaiser untertan. Ihre ehemalige Bedeutung zeigt sich auch darin, daß sie schon im 11. Jahrhundert den Schutz des neu gegründeten Bistums Bamberg nach Osten hin übernahmen.

Natürlich weist die fast 1000-jährige Geschichte der Familie auch viele dunkle Stunden auf: 1430 wurde die Burg Unteraufseß von den Hussiten zerstört, im Bauernkrieg schwer beschädigt, im 30-jährigen Krieg 1633 niedergebrannt. Danach erhielt das Schloß sein jetziges Aussehen.

Der 1801 auf Schloß Oberaufseß geborene Hans Philipp Werner von Aufseß gründete 1852 das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg und leitete es bis 1867. Ob Scheffel diesen Mann bei seiner Reise im Jahre 1859 in Aufseß getroffen und als „frisch-tugendlichen“ Zeicher nach erfolgreicher Hirschjagd in seinem Gedicht verewigt hat?

„Wer gern im Kloster in sich geht,  
Der darf zu Lankheim gästen,  
Allwo der Pilgrim wohl besteht,  
Und müßt' er ewig fasten;

Der Cellerarius Adelhun  
Füllt jedem gern sein Kännlein  
Und spricht: „Ihr müßt nicht ängstlich tun,  
Es beißt euch nicht, ihr Männlein.““

Über das Aufseßtal verlassen die Chorknaben die Fränkische Schweiz und wandern in einem weiten nordwestlichen Bogen wieder nach Bamberg zurück. Den Main erreichen sie bei Lichtenfels, und kurz vor dieser Stadt lädt das Kloster Langheim zu einer Rast. Wilhelm Malter schreibt in seiner Deutschen Landeskunde – Oberfranken West: „Hinter dem Ruhm Vierzehnheiligen mußte Kloster Langheim zurückstehen, doch es hat die reichere Geschichte und wer es heute aufsucht, wird noch aus den Resten dieses einst weit-hin gebietenden Klosters seine Größe ableSEN. Kloster Langheim! Das bedeutete einst Machtbereich und weitgestreuten Besitz, bedeutete Kulturmittelpunkt, Kolonisations- und Missionsarbeit. Von Ebrach aus 1132 gegründet, von Zisterziensern besetzt, gingen aus Langheim viele angesehene Gelehrte hervor. Abt Knauer begründete den immerwährenden, sogenannten Hundertjährigen Kalender.“

Der 1613 geborene Mauritius Knauer, dessen Vater Bürgermeister in Weismain war, wurde 1649 zum Abt des Klosters Langheim gewählt. Zwischen 1652 und 1659 führte er ein genaues Wettertagebuch. Da er glaubte, daß sich die Witterungsbedingungen in einem Zyklus von sieben Jahren wiederholen, konnte er aus seinen Beobachtungen den auch heute noch berühmten Hundertjährigen Kalender entwickeln. Knauer starb 1664, hat aber wohl den Siegeszug seines Werkes nicht mehr erlebt, denn dessen älteste Drucke stammen aus dem Jahr 1701.

Die 1530 nach Zerstörung neu eingeweihte Kirche sollte in der Barockzeit nach Plänen von Balthasar Neumann als Gegenstück zu Vierzehnheiligen umgestaltet werden, wozu es aber leider nicht kam. Ein von einem Mönch gelegtes Feuer zerstörte im Jahre 1802 das Kloster weitgehend; im Jahr darauf wurde es im Zuge der Säkularisation aufgelöst, so daß Scheffel auch nicht mehr von der alten Herrlichkeit gesehen haben kann, als es uns heute vergönnt ist.

„.... Und schaut der Zeh zum Schuh heraus,  
Und blüht der Lenz zu Ende,  
So schleicht der Mensch bestäubt nach Haus  
Durchs grüne Maingelände.  
Doch – ob von langer Wanderschaft  
Die Saiten all zersprungen:  
Im nächsten Jahr, schenkt Gott die Kraft,  
Wird wieder frisch gesungen!“

Die Frühjahrswanderung der Bamberger Domchorknaben neigt sich dem Ende entgegen: „Durchs grüne Maingelände“ geht es in südlicher Richtung wieder zurück in die Heimatstadt.

Daß Scheffel dieses 20-strophige Werk im Jahre 1863 im Rahmen seiner Gedichtsammlung „Frau Aventiure“ veröffentlichte, verdeutlicht das zumindest vorläufige Scheitern seines ursprünglichen Planes, einen Wartburgroman zu schreiben. Nach Abschluß der Sommerreise von 1859, der sich ein längerer Aufenthalt auf der Wartburg anschloß, schrieb Scheffel im Dezember an den Großherzog Carl Alexander: „Ich hoffe, in diesem Winter ein gut Stück vorwärts zu kommen ... ein Ende sehe ich aber zur Zeit noch nirgend: die Gestalten kauern und lauern ungebannt in allen Winkeln.“

Im weiteren Verlauf des Jahres 1860 sieht sich Scheffel auf Grund der Stofffülle zu einer Konzeptionsänderung gezwungen: „Die Geschichte der ersten Nibelungen-Dichtung, die ich anfänglich in die Geschichten Violas und des Sängerkriegs einzuflechten gedachte, hat Dimensionen angenommen wie die alte Ulme im Klostergartenschlößlein zu Hirsau, sie ist zum Dach hinausgewachsen und überragt mit üppig wogender Wipfelkrone ihre steinerne Umfassung. Ich werde gezwungen sein, sie als selbstständiges Ganze aus dem ihr bestimmten Rahmen abzulösen.“

Im Juni 1863 übersandte Scheffel dem Großherzog das erste Exemplar der „Frau Aventiure“ und gab im Begleitschreiben seiner Hoffnung Ausdruck, daß seiner Liedersammlung „bald ein statliches und gediegernes Buch nachfolgen“ werde, doch dazu kam es nicht. In Scheffels Leben änderte sich nun einiges: Im August 1864 heiratete er Caroline von Malzen und ging damit eine Verbindung ein, die nur kurze Zeit unter einem guten

Stern stand. Am 5. Februar 1865 starb Scheffels Mutter, und am 20. Mai 1867 wurde sein Sohn Victor geboren. Im gleichen Jahr erging die Einladung an Scheffel, zum 800. Wartburgjubiläum nach Thüringen zu kommen und die Feierlichkeiten mit einer eigenen Festgabe zu bereichern. Wegen eines Aufenthaltes in den Schweizer Alpen konnte Scheffel dieser Einladung nicht Folge leisten, kündigte als Geschenk zum Jubiläum aber eine Prachtausgabe seiner Novelle „Juniperus“ an. Mit diesem Buch sandte Scheffel am 13. Dezember 1867 auch ein kurzes Schreiben an den Großherzog, das folgende Sätze enthält: „In solcher Form und Ausstattung die Wartburggeschichten zu erzählen, war einst mein Bestreben; der Plan war zu groß angelegt und mußte unvollendet bleiben wie mancher Dom des Mittelalters. Ich kann nicht einmal sagen: ‚in magnis voluisse sat est‘, denn die vollendeten Proben sind zu wenig bedeutend, und den Schmerz um Größeres und Besseres empfindet Niemand tiefer als ich.“

Trotz wiederholter Versuche des Großherzogs, Scheffel zu neuer Tätigkeit anzuregen, blieb diese Absage an den Wartburgroman eine endgültige. Dem zehnjährigen Ringen des Dichters um dieses Werk war letztendlich somit kein Erfolg beschieden, und die in dem anfänglich zitierten Brief vom 18. November 1857 geäußerten Zweifel am Gelingen eines solchen Romans hatten sich bewahrheitet.

Es muß auffallen, daß Scheffels literarische Produktivität unter dem Druck, den er sich durch den Wartburgroman auferlegt hatte, schwer litt. Nach dem „Trompeter von Säckingen“ und dem „Ekkehard“ kamen von ihm keine größeren Werke mehr zustande, nur noch Liedersammlungen oder Reisebeschreibungen. Dennoch wurde er in der zweiten Hälfte des 19. bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem der populärsten deutschen Schriftsteller. Welch hohes Ansehen er genoß, zeigt eine Passage aus der von Freiherr Börries von Münchhausen verfaßten Einleitung zum ersten Band der Jahrbücher des Deutschen Scheffelbundes aus dem Jahr 1926: „Was war Scheffels ‚Ekkehard‘? Ein Buch des ganzen deutschen Volkes, ein Buch, angeschmachtet von den Mädchen, verhimmt von den Schülern, angeschwärmt von

den Studenten, angebetet von Frauen, bewundert von Schriftgelehrten, auswendig gelernt von den überbürdetsten Hausfrauen und den nüchternsten Geschäftsleuten, als einzigstes Buch in hunderttausend Koffern auf die Reisen mitgenommen von Staatsanwälten und Ministern, Ärzten und Bürgermeistern, Professoren, Gärtnergehilfen, Gutsinspektoren, Handwerksburschen – es gab keinen Stand und kein Alter, das auszunehmen war hierbei! Der „Ekkehard“ ist der deutsche geschichtliche Roman, und er ist es mehr als zwei Menschenalter hindurch geblieben.“

Von diesem Glanz ist heute nichts mehr übrig. Wenn Scheffels Volkstümlichkeit in Franken zumindest noch in Resten bewahrt wurde, so liegt dies nicht zuletzt an der „Sängerafahrt“ seiner Bamberger Domchorknaben; denn in nahezu jedem Ort, den Scheffel 1859 besucht und in sein Gedicht aufgenommen hat, hält man die Erinnerung an den Dichter am Leben. Jedem Wanderer fallen die einzelnen Strophen aus der „Sängerafahrt“ ins Auge, die an vielen markanten Stellen Scheffels Aufenthalt in der Fränkischen Schweiz ins Gedächtnis rufen.

Die letzte Strophe von „Exodus Cantorum“ führt uns ins „grüne Maingelände“ zwischen Lichtenfels und Bamberg. Dieser Landschaft rund um den Staffelberg hat Scheffel in einem auch heute noch lebendigen Lied ein literarisches Denkmal gesetzt, das den Dichter bestimmt noch lange vor dem völligen Vergessen-Werden bewahren wird:

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,  
Wer lange sitzt, muß rosten;  
Den allersonnigsten Sonnenschein  
Läßt uns der Himmel kosten.  
Jetzt reicht mir Stab und Ordenskleid  
Der fahrenden Scholaren,  
Ich will zu guter Sommerzeit  
Ins Land der Franken fahren!

Der Wald steht grün, die Jagd geht gut,  
Schwer ist das Korn geraten!  
Sie können auf des Maines Flut  
Die Schiffe kaum verladen.  
Bald hebt sich auch das Herbstan,  
Die Kelter harrt des Weines;  
Der Winzer Schutzherr Kilian  
Beschert uns etwas Feines.

Wallfahrer ziehen durch das Tal  
Mit fliegenden Standarten,  
Hell grüßt ihr doppelter Choral  
Den weiten Gottesgarten.  
Wie gerne wär' ich mitgewallt,  
Ihr Pfarr' wollt mich nicht haben!  
So muß ich seitwärts durch den Wald  
Als räudig Schäflein traben.

Zum heiligen Veit von Staffelstein  
Komm' ich emporgestiegen  
Und seh' die Lande um den Main  
Zu meinen Füßen liegen:  
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau  
Umrahmen Berg' und Hügel  
Die breite, stromdurchglänzte Au –  
Ich wollt', mir wüchsen Flügel.

Einsiedelmann ist nicht zu Haus,  
Dieweil es Zeit zu mähen;  
Ich seh' ihn an der Halde draus  
Bei einer Schnittin stehen.  
Verfahrner Schüler Stoßgebet  
Heißt: „Herr, gib uns zu trinken!“  
Doch wer bei schöner Schnittin steht,  
Dem mag man lange winken.

Einsiedel, das war mißgetan,  
Daß du dich hubst von hinnen!  
Es liegt, ich seh's dem Keller an,  
Ein guter Jahrgang drinnen.  
Hoiho! die Pforten brech' ich ein  
Und trinke, was ich finde ...  
Du heiliger Veit von Staffelstein,  
Verzeih' mir Durst und Sünde!“

### Literaturverzeichnis:

Conrad Höfer (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Joseph Viktor von Scheffel und Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Karlsruhe 1928.

Börries Freiherr v. Münchhausen (Hrsg.): Jahrbuch des Deutschen Scheffelbundes. Karlsruhe 1926, Bd. 1 der neuen Folge der Jahrbücher des Scheffelbundes.

Joseph Victor v. Scheffel: Briefe an Karl Schwabitz (1845–1886). Leipzig 1906.

Ders.: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Stuttgart o.J.

# Erinnerung an Gottfried Scheer

von

Hartmut Schötz

Dem Vergessen entreißen möchte ich an dieser Stelle den Ansbacher Rektor an der Güllschule Gottfried Scheer, der auch als anerkannter Maler hervorgetreten ist. Die letzte Ausstellung seiner Werke fand von Dezember 2006 bis Januar 2007 in der Rothenburger Johanniterscheune in der Burggasse statt. Initiiert hatte die Ausstellung die Ansbacher Kunsthändlung Hedel zusammen mit der Stiftung Mittelalterliches Kriminalmuseum Rothenburg. Am Abend des Eröffnungstages referierte Hartmut Schötz über Leben und Werk Gottfried Scheers.

Die Ausstellung zeigte überwiegend Rothenburger Motive, ebenso aus dem Umland, drei Ansichten Ansbachs und manches, das während der Reisen Gottfried Scheers entstanden ist. Gottfried Scheer war kein Ateliermaler: Er arbeitete vor Ort, das Objekt, das Motiv gleichsam belauschend, beobachtend und durchweg naturalistisch wiedergebend, aber im eigenen Stil. Dieser Stil ist so ausgeprägt, daß man ein Scheersches Werk, auch nicht signiert, auf einen Blick als solches erkennt. Seine Pinseltechnik war schwunghaft; ihr haftete gewissermaßen die Großzügigkeit des Graphikers an, wie beispielsweise seine Architektur- oder Industriemotive zeigen. Gottfried Scheers Farbskala war reich, so reich wie sein Schaffen, so immens wie seine Produktivität.

Bei allem Konservatismus, der diesen in der kraftvollen Bildgestaltung vitalen Künstler auszeichnet, ist in vielen Bildern die Beschränkung auf den Kontur zu bemerken, eine Art Abstraktion, die allerdings nie von der gegenständlichen Erfassung abweicht. Die ganze schöpferische Vielfalt und der imponierende Fleiß des Künstlers haben ihren Niederschlag in den zahlreichen Pastellzeichnungen gefunden. Mit kräftigen Umrissen sind hier erstaunlich viele hübsche Landschaftsmotive zeichnerisch festgehalten, so



Abb. 1: Gottfried Scheer beim Malen in Leutershausen.

daß das ganze Werk insgesamt ein Riesen-skizzenbuch ergibt, in welchem das Aufschlagen jeder neuen Seite freundliche Assoziationen weckt. Denn das ist das Erfreuliche bei Gottfried Scheer, daß sein Werk immer optimistische Züge aufweist, daß er aus der Verbundenheit mit der Natur das Schöne in der Welt suchte und fand, in einem Samenkorn sowohl wie in einer Blume, in einem Baukran, einem Bauernhaus, dem Blick aus dem Fenster oder in einer Welle des Meeres, die im ewigen Rhythmus an das Ufer schlägt.

Gottfried Scheer hat auch internationale Anerkennung erfahren. Die bekannte Pariser Kulturzeitschrift „*La Revue Moderne*“ schrieb 1957: „Von einem Maler, der eine Ausstellung ‚Wasser, Wind und Wolken‘ betitelte, kann



Abb. 2: Meerufer, Öl auf Leinwand.



Abb. 3: Buben auf dem Eis, Öl auf Leinwand.

*man seiner Liebe zur Natur sicher sein. Der Künstler ist wirklich einer der ersten Maler Deutschlands, ein beweglicher Landschaftsmaler, der darüber in wirklicher Romantik spricht, um sich in der deutschen Bilderbewegung zu behaupten, ein Werk, dessen Größe in der Wahrheit und im Sinn der tiefen Menschlichkeit der Schönheit geschaffen wird. Dieses gewaltige Gemälde, diese Zeichnung, die ein außergewöhnliches Gerüst ist, wird außerordentlich selten.*

*Gottfried Scheer weiß modern und auch kühn zu sein wie irgendein Junger, mehr noch, er kennt seinen Beruf und alle seine Quellen. Die Winterausstellung in München, wo er ein Ölgemälde „Neubau“ ausstellte, brachte darüber eine neue Bestätigung. Dieser Autodidakt, durch die Natur geformt und von seiner Leidenschaft geführt, lässt an unsere besten Impressionisten denken.“*

Über sich selbst schrieb Gottfried Scheer: „Ich bin in erster Linie Landschaftsmaler. Als solcher halte ich es für meine Aufgabe, unsere engere und weitere Heimat, Franken, Bayern, Deutschland in ihrer Erscheinungswelt liebevoll zu erfassen und in beseelter Form neu zu gestalten und darzustellen, zur Freude des Beschauers und zum Lobe des Schöpfers.“

Auf zahlreichen Reisen im In- und Auslande habe ich ein umfangreiches Studienmaterial von rund 2.000 Zeichnungen, Aquarellen und Bildern erarbeitet.“

Hier noch ein paar biographische Notizen zu Gottfried Scheer: Er wurde 1896 in Kösching bei Ingolstadt/Oberbayern geboren. In Leutershausen aufgewachsen und zur Schule gegangen, als Soldat den Ersten Weltkrieg miterlitten, kam er 1919 nach Ansbach, wo er als Lehrer, zuletzt als Rektor an der Güllschule wirkte. Gottfried Scheer heiratete Else



Abb. 4: Lilienstrauß, Öl auf Leinwand.

Wacker aus Ansbach; sie wurde die Mutter seiner beiden Kinder.

1949 gründete Gottfried Scheer zusammen mit elf weiteren Künstlerinnen und Künstlern die Künstlergruppe „Die Barke“. Deren erste Ausstellung eröffnete der damalige mittelfränkische Regierungspräsident Dr. Hans Schregle am 24. Juli 1949 in der Ansbacher Karlshalle. Zu der Gruppe gehörten neben den Professoren Waldemar Fritsch, Heinrich Pospiech und Anton Zahner auch Baronesse von Aufseß oder die Keramikerin Hilde Herrmann.

Gottfried Scheer malte bis zu seinem Tod. Nach nur kurzer Pensionszeit starb er am 28. August 1962. Begraben sind er und seine 1979 verstorbene Ehefrau Else Scheer in der Familiengruft auf dem Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof.

Vor 60 Jahren:

## Eine Veranstaltung der Landeshauptstadt wird Anlaß für die Entstehung fränkischer Volkssängergruppen

von

*Ekbert Warmuth*

Vor 60 Jahren, genauer gesagt am 1. und 2. Mai 1948, fand in München des erste bayernweite Treffen von Volkssängern und -musikanten statt. Vorgeschlagen hatte es der bekannte Volksliedsammler Kiem Pauli.<sup>1)</sup> Die Organisation dieser denkwürdigen Veranstaltung lag bei der Abteilung für Kultur im Münchner Rathaus, die dabei mit der Landesstelle für Volkskunde zusammenarbeitete. Im Einladungsschreiben an in Frage kom-

mende Gruppen wurde das Ziel präzisiert: „Die Stadt München führt am 1. und 2. Mai in der Aula der Universität unter dem Titel:

**„Bayerisch Land – bayerisch Lied“**

*die acht Kreise feiern die Heimat  
mit Volkstanz und Volkslied, Volksmusik und  
Volksdichtung, Volkstracht und Frohsinn*

*große kulturbayerische Veranstaltungen durch.  
Die Absicht ist, vom Spessart bis zum Bodensee,  
vom Rupertiwinkel bis zum Bayerischen Wald,  
in einer Art gedrängtem Volksfest gute  
Gruppen in historischer Tracht mit altüber-  
liefertem Volkstum zu zeigen.“<sup>2)</sup>*

### Besonderheiten

Die Formulierungen weisen einige Besonderheiten auf, die befremdlich oder erheiternd wirken, je nachdem, wie man sie betrachtet. So wird für die bayerischen Bezirke der Begriff „Kreise“ wieder aufgegriffen, den Montgelas bei seiner Verwaltungsreform im 19. Jahrhundert einst eingeführt hatte. Als achter Kreis wird die linksrheinische Pfalz eingeladen, wie später aus dem Programm zu entnehmen ist, obwohl die französische Besatzungsmacht diesen ehemals bayerischen Landesteil mit weiteren Gebieten des Rheinlands bereits 1946 als Bundesland Rheinland-Pfalz ins Leben gerufen hatte, natürlich ohne die Bayern lange zu fragen. Es ist nicht verwunderlich, daß es besonders in Südbayern eine starke Strömung für einen Wiederanschluß der Pfalz an Bayern gab, und das quer durch alle Parteien. Damit wäre auch die Nomen-



Abb. 1: Veranstaltungsplakat.

klatur der Montgelas-Zeit für die Regierungsbezirke zu erklären, mit der man auf die lange Zugehörigkeit der Pfalz zu Bayern hinweisen wollte. Die Einladung der Pfalz war übrigens auch von Klem Pauli vorgeschlagen worden, wie er im oben erwähnten Schreiben an meinen Vater erklärt. Schließlich fällt noch auf, daß im Programm der Veranstaltung die alte Schreibweise „bayrisch“ anstelle von „bayerisch“ verwendet wird. Die Überschrift heißt jetzt „Bayrisch Land – bayrisch Lied.“ Auch hier wird deutlich, daß eingefleischte Altbayern für die Organisation zuständig waren.

### Auswahl der Teilnehmer

Für die Auswahl der unterfränkischen Teilnehmer war Oberlehrer Josef Scheuring aus Aschaffenburg zu Rate gezogen worden, der bereits 1932 beim Volksliederwettbewerb der Deutschen Akademie in Würzburg mit im

Wertungsgericht gesessen hatte und dessen Ruf als verdienstvoller Volksliedsammler im fränkischen Bereich nach München gedrungen war. Er schlug dem Leiter der Kulturabteilung, Hanns Vogel, zwei Gruppen vor, die er bei der Würzburger Veranstaltung kennen gelernt hatte und deren Darbietungen ihm gefallen hatten, die „Hambacher“ und die „Handthaler Sänger“. Beide Gruppen hatten damals eine silberne Preismedaille erhalten, und die Handthaler hatten zudem bei der Rundfunkübertragung des Wettsingens, bei der die Hörer über den Beitrag, der ihnen am besten gefallen hatte, abstimmen konnten, für ihr Lied „Des Nachts um die zwölften Stund“ die meisten Stimmen erhalten. Als dritte Gruppe empfahl Scheuring den „Weibersbrunner Jägerchor“. Neben diesen drei Gesangsgruppen wurden noch zwei Tanzgruppen eingeladen, der „Volks- und Gebirgstrachtenverein Schweinfurt 1902“ und der „Sennfelder Volkstrachtenverein 1922“.



Abb. 2: Die Sennfelder 1948 auf dem Marienplatz in München.

## Vorbereitung auf die Veranstaltung

Die Teilnahme in München ist für die beiden Tanzgruppen kein Problem. Sie sind seit ihrer Gründung aktiv, die Mitglieder haben alle ihre private Tracht und können aus dem Stand ihre Tänze aufführen, wenn Musikanten da sind. Durch die Mitgliedschaft in der „Vereinigung bayerischer Volks- und Gebirgs-trachtenvereine links der Donau“ kommen sie im Land herum. So sind sie auch in München bekannt. Die Gesangsgruppen sind diesem Dachverband nicht angeschlossen. Sie sind lose, fast könnte man sagen, Zufallsverbindungen. Das zeigt sich am deutlichsten bei den Hambachern. Der Auftritt 1932 war für die Brüder Warmuth und zwei Mädchen eine Einmalaktion gewesen. Als nun Hanns Vogel beim damaligen Sprecher der Gruppe, meinem Vater Paul Warmuth, anfragt, „ob Ham-bach in der Lage ist, eine entsprechende Gruppe in althistorischer Tracht zu stellen, die entweder mit Volkstanz oder Volkslied aufzutreten kann“<sup>2)</sup>, kommt das für den Hambacher wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Doch die Verlockung ist zu groß. Er reagiert schnell. Das Quartett von damals gibt es nicht mehr. Er gewinnt den Leiter des Kirchenchors, Oberlehrer Paul Galmbacher, für das Vorhaben. Die beiden Pauls sprechen geeignete Sänger an und stellen ein Doppelquartett zusammen. Gemeinsam suchen sie Lieder aus. Der Lehrer schreibt gefällige Sätze dazu und übt sie mit den Sängern ein. Paul Warmuth erledigt die organisatorischen Angelegenheiten, wie z.B. die Beschaffung der Männertrachten. Frauentrachten gibt es im Dorf noch genügend.

Bei den Handthalern ist es nicht viel anders. Auch sie müssen praktisch wieder neu beginnen. Und auch hier ist es ein Dorfschullehrer, Oberlehrer Krenner, der die Lieder für die Sänger setzt und einübt.

## Die Auftritte

Am 1. Mai geht die Fahrt mit der Eisenbahn nach München los. Unterbringung und Verpflegung sind auch drei Jahre nach Kriegs-



Abb. 3: Die Hambacher Volkssänger. Von links: Paul Galmbacher, Ella Vockentänzer, Martha Schenk, Edelbert Vollmuth, Babette Vollmuth, Franz Halbig, Helmtrud Schulz, Hermann Storch, Erna Müller, Paul Warmuth. Das Photo ist beim Auftritt in Gerolzhofen am 28.11.1948 gemacht worden. Babette Vollmuth und Hermann Storch sind erst im Sommer 1948 zu der Gruppe dazugekommen.



Abb. 4: Die Handthaler Volkssänger auf einem Photo aus dem Jahr 1952. 3. von rechts OL Adalbert Krenner.

ende noch ein Problem. So müssen die Teilnehmer Bettwäsche, Eßbestecke und Lebensmittelmarken für Brot mitnehmen.<sup>3)</sup> Ich bin mir aber sicher, daß auch manche Wurst den Weg nach München mitgemacht hat, wenn sie überhaupt so weit gekommen ist.

Die Veranstaltung wird in der Aula der Universität an den beiden Tagen je dreimal mit dem gleichen Programm durchgeführt, und zwar um 10:30, 14:00 und 17:30 Uhr. Sie soll jeweils zweieinhalb Stunden dauern. Wenn man den Programmzettel anschaut, regen sich Zweifel, ob diese Zeit gereicht hat.

Die Aula faßt 1.600 Menschen, und alle sechs Veranstaltungen sind ausverkauft, wie die stolzen und zufriedenen Franken daheim berichten. Hinzu kommt am Sonntag um 9:15 Uhr noch ein Festzug vom Rathaus durch die Ludwigstraße zur Universität. Beim Empfang der Mitwirkenden nach der letzten Veranstaltung überreicht der 2. Bürgermeister, Thomas Wimmer, als Anerkennung jedem einen Farbdruck des Münchener Rathauses mit einer Abbildung des Veranstaltungsplakates auf der

## UNTERFRÄNKEN

**Kreuzpolka**  
Die Sennfelder

**Des Nachts um die zwölfe Stund**

**Blumenlied**  
unterfränkische Volkslieder  
Die Handthaler / Steigerwald

**Galopp**  
unterfränkischer Volkstanz  
Die Sennfelder

**Wir treffen uns in früher Stunde**  
fränk. Bläserclied

**Mädel hefrat mich, ich bin a Bläck**  
fränk. Gefallenwanderlied

**Tanz rüber, tanz nüber, tanz nauf und tanz no**  
unterfränkisches Tanzlied

Die Hambacher, Schweinfurt

**Auf, auf ihr Jäger all**

**O wie schön zum Hörlertlang**  
lumainzliche Jägerlieder  
Die Weitersbrunner / Spejal

**Röhrner Bauerntanz**  
Die Schweinfurter

Abb. 5: Programm der unterfränkischen Gruppen.

Rückseite. Dazu erhalten sie noch ein Porträt des Oberbürgermeisters Dr. h.c. Karl Scharnagl im Postkartenformat mit Autogramm.

## Erinnerungen der Teilnehmer

Leider sind die meisten Teilnehmer an diesem Auftritt nicht mehr am Leben. Aber diejenigen, mit denen ich mich darüber unterhalten konnte, wußten noch nach sechzig Jahren eine Reihe von interessanten Details zu erzählen. Die Sennfelder mußten im Luisenbunker in der Nähe des Geschwister-Scholl-Platzes übernachten, weiß Inge Bernhardt. Paul Eichhorn, geborener Sennfelder und Schweinfurter Stadtkämmerer i.R., war als junger Student in München dabei. Er hat das Nachttquartier noch vor Augen. Doppelstockbetten waren im Raum aufgestellt, Männer- und Frauenabteilung durch eine Art Spanischer Wand voneinander abgetrennt. Inge Bernhard schildert, wie sie nachts von Wanzen gebissen wurde. Auch was die Teilneh-

mer in der Mensa zu essen bekamen, wissen die beiden noch: Einmal gab es Kartoffeln, Ei und Spinat, für die einen ein Festessen, für andere eher das Gegenteil. Die Hambacher Frauen hatten es mit der Unterkunft besser getroffen. Ella Vockentänzer, geb. Markert, Sopranistin der Hambacher, war zusammen mit der zweiten Sopranistin, Martha Schenk, in einer Privatpension in der Nähe des Rathauses untergebracht. Sie kann sich auch genau erinnern, wie die acht Hambacher Sänger mit einem Pferdefuhrwerk, in Tracht auf zwei Viererbänken entlang der linken und rechten Wagenseite sitzend von Hambach zum Schweinfurter Stadtbahnhof fuhren und dort in den Zug stiegen. Sie erzählt mit sichtlichem Stolz, daß sie für ihre Lieder viel Beifall erhielten und daß die amerikanischen Soldaten den Festzug auf dem Weg zur Universität „wie verrückt“ photographierten. An das Glas Rotwein, das jeder beim Empfang der Stadt bekam, denkt sie heute noch mit viel Vergnügen.

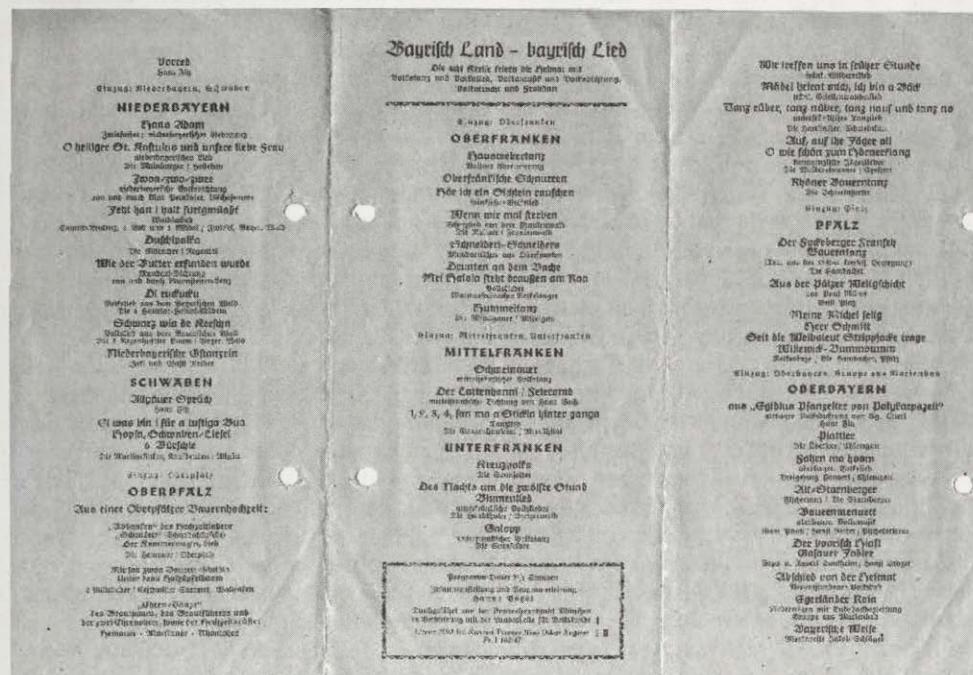


Abb. 6: Das gesamte Programm.

## Eine einmalige Sache

Eine Wiederholung der Veranstaltung, die ursprünglich für 1949 geplant war, kam nicht zustande. Über die Gründe kann man spekulieren. War es die schwierige Nachkriegssituation angesichts der Kriegsschäden? Lag es an der unzureichenden Unterkunft und Verpflegung? Haben Thomas Wimmer, der am 1. Juli 1948 seinen Vorgänger im Amt ablöste, und sein Stadtrat andere Prioritäten gesetzt? Gab es Ärger wegen der Beteiligung der Hambacher aus der Pfalz? Aus dem Briefwechsel, den mein Vater mit Klem Pauli führte, geht darüber leider nichts hervor.

## Auswirkungen bei den Gesangsgruppen

Die Auswirkungen dieser beiden Tage waren jedoch ganz erheblich und in diesem Maße nicht zu erwarten gewesen. Das betraf zunächst die drei Singgruppen. Für die meisten Sänger war es die erste Begegnung mit bayerischen, schwäbischen und Oberpfälzer Gruppen. Der optische Eindruck der vielfältigen Trachten, verbunden mit dem akustischen der Mundarten, das war ein Aha-Erlebnis und setzte ein kritisches Überdenken der Volkstumssituation daheim in Gang. Das betraf zum Beispiel die Männertracht, die in Franken seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr getragen wurde. Ich schmunzele immer, wenn ich das Photo vom Volksliederwettlingen 1932 ansehe, wo mein Vater den Dreispitz verkehrt auf dem Kopf sitzen hat. Verzeihlich, wenn man bedenkt, daß er vorher noch nie einen Träger dieses Hutes gesehen hatte. In München zeigten die Teilnehmer, vor allem die Bayern, wie stolz man seine Tracht in der Öffentlichkeit trägt, und wie selbstverständlich man seinen Dialekt spricht und seine Mundartlieder singt. Auch hier ist der Vergleich mit dem Würzburger Singen auffällig. Unter allen Liedern, die dort vorgelesen wurden, fand sich nur ein einziges in fränkischer Mundart.<sup>4)</sup> In München wurde überwiegend im Dialekt gesungen, nur bei den drei unterfränkischen Gruppen hatte sich nichts geändert. Sie hatten auf Ersuchen der Organisatoren Liedvorschläge geschickt, aus denen letztere die geeigneten aussuchten.

Auch diesmal war nur ein einziges Mundartlied darunter, „Tanz rüber, tanz nüber, tanz nauf und tanz no“, das die Hambacher sangen.

Es waren die entscheidenden Personen, die die richtigen Folgerungen aus diesen Beobachtungen zogen und die auf Grund ihrer Position diese in ihren Gruppen umsetzen konnten. Bei den Handthalern war es Lehrer Krenner, bei den Hambachern waren es Paul Galmbacher und Paul Warmuth. Die beiden Hambacher suchten und fanden geeignete Mundartgedichte bei Nikolaus Fey und Ernst Luther, die Galmbacher anschließend vertonte und mit geeigneten Sätzen versah. Warmuth lieferte sehr bald eigene Texte, die sich vertonen ließen. Außerdem schaffte er Trachten für die Männer an, die er als gelernter Schneidermeister teilweise selbst anfertigte. Zusätzlich erweiterte er das Programm der „Hambacher Volkssänger“, wie sie sich jetzt nannten, mit Mundartgedichten und Volksstänzen. Oberlehrer Krenner sorgte als frisch gebackener Kulturauftragter des Gerolzhöfer Landkreises für die ersten öffentlichen Auftritte der beiden Gruppen in der Heimat. Interesse und Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit wurden geweckt. Es bildeten sich weitere Gruppen, z.B. die Reuchelheimer Volksänger. 1952 traten Hambacher, Handthaler und Reuchelheimer dem Frankenbund bei. Dieser und, seit 1955, der Bezirksheimatpfleger konnten nun attraktive bodenständige Veranstaltungen zusammenstellen. Daß nach einer längeren Durststrecke ab Ende der 1950er Jahre, in der Ernst Mosch und die Oberkrainer Synonyme für Volksmusik waren und die eigentlich nur von den Hambachern durchgestanden wurde, ab Anfang der Siebziger Jahre fränkische Volksmusik populär wurde und zwischen Ochsenfurt und Kreuzberg eine ganze Reihe von fränkischen Gesangs- und Volkstanzgruppen entstanden, dazu haben Hambacher und Handthaler als Multiplikatoren ihren guten Teil beigetragen. Daß das Fernsehen die Chance für hohe Zuschauerquoten nutzt, aber Volksmusik zum volkstümlichen Spektakel verkitscht und damit den Geschmack der Zuschauer in eine falsche Richtung lenkt, steht auf einem anderen Blatt.

## *Entwicklung in den Volks- und Gebirgstrachtenvereinen*

Auch die Entwicklung der in der „Vereinigung bayerischer Volks- und Gebirgstrachtenvereine links der Donau“ organisierten Gruppen wurde durch die Münchener Veranstaltung und die daraus entstehende fränkische Volkstumsbewegung beeinflußt. Die Gründungsmitglieder dieser Vereine hatten aus Altbayern gestammt. Sie waren auf der Suche nach Arbeit Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ins Fränkische gekommen. Ihr Hauptanliegen galt der Pflege und Erhaltung der Sitten und des Brauchtums der alten Heimat. Das spiegelt sich in den Vereinsnamen wider, wie sie besonders in der Nürnberger Ecke noch zu finden sind: „Edelweiß“, „Almfrieden“, „Alpenrose“ u.a. Ihnen stellte sich zunehmend die Frage: Was ist wichtiger, das bayerische Erbe sozusagen in der Fremde zu pflegen oder sich mit dem Brauchtum der neuen Heimat zu beschäftigen? So kam es, daß man zunächst beides versuchte und sich mehr und mehr für das Fränkische öffnete. Die Schweinfurter spielten dabei eine Vorreiterrolle. So konnte der „Volkswille“ in seinem Bericht vom 29. November 1948 über das Heimafest in Gerolzhofen, also ein halbes Jahr nach dem Münchener Auftritt, schreiben, daß eines der Ziele des Vereins die Erhaltung der Volksstrachten sei, „wobei natürlich die spezielle unterfränkische Tracht, die so genannte ‚Gautracht‘, gepflegt und ... darüber hinaus größtes Augenmerk auf Originaltreue gelegt wird.“<sup>5)</sup> Die Schweinfurter gehen schon lange in fränkischer Tracht und tanzen fränkische Tänze, und ihren ursprünglichen Namen „Volks- und Gebirgstrachtenverein“ haben sie entsprechend geändert und nennen sich nur noch „Volkstrachtenverein.“ In der Kenntnis der Details, die zu einer originalen fränkischen Tracht gehören, sind sie mittlerweile gefragte Experten.

Bei den Sennfeldern ist die Situation eine andere. Sie haben sich zwar außer dem Frankenbund auch dem oben erwähnten Dachverband angeschlossen, sind aber seit je mit dem Brauchtum ihres Heimatdorfs verbunden. Sie waren von Anfang an neben den Ochsen-

fürtern eine Vorzeigegruppe des fränkischen Volkstanzes. Ihr Dreher, den sie im Dreischritt tanzen, ist sensationell und hat wohl auch in München Eindruck gemacht. Da staunten selbst die erfolgsverwöhnten Schuhplattler. Ich kann mich noch gut erinnern, wie Kurt Becher, der langjährige Geschäftsführer des „Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege“, auf Volkstanzlehrgängen die Schrittfolge dieses rasanten Tanzes, die er sich selbst erst hatte abschauen müssen, in Phasen zerlegt uns Lehrgangsteilnehmern vermittelte.

## *Frankenbund und „Vereinigung der Volks- und Gebirgstrachtenvereine links der Donau“*

Im Schwarzen Brett des Bundesbriefes Nr. 4/1953 kommentiert Dr. Peter Schneider einen Bericht der „Nürnberger Nachrichten“ vom 26. Mai 1953 über ein Treffen der Trachtlergruppen in Weißenburg, zu dem 86 Vereine kamen, von denen die allermeisten die oberbayerische Tracht trugen, von den zwölf Vereinen aus Nürnberg-Fürth sogar alle ohne Ausnahme. Der Verfasser des Berichtes bedauert das. Dazu schreibt Dr. Schneider: „Wir beglückwünschen die Nürnberger Nachrichten zu ihrer Auffassung, die die unsrige ist.“ Er gibt auch gleich eine Begründung für die bayerische Dominanz auf diesem Gebiet: „Der Bayer ist ...bekanntlich ‚Darbietungsmensch‘ und weiß seine Sprache wie seine Tracht mit Selbstverständlichkeit als allgemein gültig darzubieten, besonders innerhalb eines Landes, das ‚Bayern‘ heißt. Dieser Darbietung und diesem Anspruch erliegen die Ahnungslosen unter den Franken umso mehr, als dem Franken das naive Selbstbewußtsein des Darbietungsmenschen durchaus fehlt. Der Franke weiß nichts aus sich und seiner Sprache und seiner Tracht zu machen...“ Eine erstaunliche Aussage, die vielleicht dadurch zu erklären ist, daß Dr. Schneider als Bamberger die Nürnberger Verhältnisse auf ganz Franken überträgt. Was er zum Schlusse sagt, kann man jedoch ohne Einschränkung unterstreichen: Daher „...betonen wir die absolute Gleichberechtigung der überkommenen fränkischen Trachten mit den so genannten alt-

*bayerischen und innerhalb Frankens ihren Vorrang...*"

In der Bundesbeiratssitzung vom 13. November 1955 in Schweinfurt wurde das Thema „Verhältnis zur Vereinigung der Volks- und Gebirgstrachtenvereine links der Donau“ eingehend diskutiert. Im Januar 1956 trafen sich in Bamberg die Vertreter beider Verbände, wobei man sich nicht nur über das Thema Trachten unterhielt. „Die ebenso freundschaftliche wie fruchtbare Aussprache erstreckte sich über alle grundsätzlichen Fragen des Trachtenwesens und über wesentliche Fragen der Heimatpflege,“ schreibt Dr. Peter Schneider im Frankenland 1/1956. Hatte man sich bisher eher mit Mißtrauen bedacht, so konnten die Streitpunkte über die Zielsetzungen der beiden Seiten weitgehend geklärt werden. Man erkannte, daß man eigentlich das gleiche Feld beackerte.

### *Eine offene Frage*

Rückblickend bleibt eine offene Frage: Wie ist es zu erklären, daß die unterfränkischen Teilnehmer an der Münchener Veranstaltung ganz überwiegend aus Schweinfurt und seinem Umland kamen, die sich daraus ergebenden Aktivitäten auf dem Gebiet der Heimatpflege demnach diesem Personenkreis zu danken sind? Ich denke, man sollte voreilige soziologische Rückschlüsse auf die Be-

findlichkeiten der Menschen dieses Landstrichs vermeiden. Es ist wohl eher ein Zufall gewesen, daß da die richtigen Leute zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zusammenkamen – ein schöner Zufall war es allemal.

### **Anmerkungen:**

Das Informationsmaterial zu diesem Bericht stammt aus dem „Paul-Warmuth-Archiv“ im Ortsteil Hambach der Gemeinde Dittelbrunn. Die Zitate sind aus folgenden Schriftstücken entnommen:

- 1) Brief 17.12.1948 Kiem Pauli an Paul Warmuth,
- 2) Brief 17.03.1948 Stadt München, Direktorium A, Abteilung für. Kultur an Paul Warmuth,
- 3) Rundschreiben 15.04.1948 Abteil. f. Kultur an Paul Warmuth,
- 4) Fränkischer Volksfreund Würzburg, 10.05.1932,
- 5) Der Volkswille. Zeitung für Main, Rhön und Steigerwald, 29.11.1948.

Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der Veranstaltung 1948 in München danke ich sehr für ihre freundliche Bereitschaft, sich mit mir darüber zu unterhalten, den Handthalern und Sennfeldern für die Bereitstellung der Photos sowie Jochen Lohnert vom Schweinfurter Volkstrachtenverein für die informativen Auskünfte.

## Aufsätze

<i>Hubert Ruß:</i> Die Stiefenburg ob Baunach – Geschichte und Geschichten um eine Ruine .....	156
Synagogen in Franken:	
<i>Peter Weidisch:</i> Virtuelle Rekonstruktion der Neuen Synagoge in Bad Kissingen und Symposium: – „Wie herrlich ist deine Wohnung, Herr der Heerscharen – Die Synagoge im Wandel der Zeit“ .....	169
<i>Hans-Jürgen Beck:</i> Die Synagoge im Wandel der Zeit – eine Einführung.....	174
<i>Frowald Gil Hüttenmeister:</i> Die antike Synagoge.....	178
<i>Ulrich Knufinke:</i> Synagogen im Mittelalter und in der Neuzeit: ein Überblick zu Wandlungen und Kontinuität eines Typus der mitteleuropäischen Sakralarchitektur .....	189

## Frankenbund intern

Gratulation an Herrn Dr. Paul Beinhofer .....	199
Bericht über den 79. Bundestag in Baunach mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden	199
<i>Alexander Biernoth:</i> Der Frankenbund trauert um Dr. Kurt Töpner .....	205

## Kunst und Kultur

<i>Heiko Braungardt:</i> „... ein an glücklichen Erfindungen fruchtbare Genie“ – Der Würzburger Goldschmied Georg Stephan Dörffer (1771–1824).....	207
<i>Hartmut Schötz:</i> Luise Kressel-Ofzky 80 Jahre.....	215
<i>Helmut Flachenecker:</i> Überall Franken? – Vom schwierigen Geschäft der Popularisierung – Kritische Anmerkungen zu einer neuen „Geschichte Frankens“ .....	217
<i>Gert Rückel:</i> Alexander von Humboldt und Goldkronach.....	219

## Aktuelles

<i>Ute Feuerbach:</i> Wissenschaftliche Tagung zum Volkacher Salbuch – Einladung an alle Interessierten .....	227
<i>Peter A. Süß:</i> „Tag der Franken“ dieses Jahr in Miltenberg .....	228
<i>Bernhard Wickl:</i> Schwabach-Tag am 17. Juli 2008 am Schwabacher Adam-Kraft-Gymnasium.	229
<i>Alexander Biernoth:</i> Ehemalige Schulscheune in Flachslanden wird zum Heimatmuseum.....	231

---

## Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

# Mitarbeiterverzeichnis

---

Hans-Jürgen Beck	Gymnasiallehrer Oberer Zollweg 28, 97688 Bad Kissingen
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
Heiko Braungardt M.A.	Promovend Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg Frankfurterstraße 27, 97082 Würzburg
Dr. Ute Feuerbach	Historikerin, 2. Vorsitzende des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V. Gründleinstraße 3, 97332 Volkach
Prof. Dr. Helmut Flachenecker	Institut für Geschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg
Dr. Frowald Hüttenmeister	Judaist Tessinstraße 39, 72072 Tübingen
Dr. Ulrich Knufinke	Fachgebiet Baugeschichte der Technischen Universität Braunschweig, Pockelsstraße 4, 38106 Braunschweig
Gert Rückel	Reg.Dir. a.D. Jupiterstraße 20, 95448 Bayreuth
Dr. Hubert Ruß	Schlehenweg 3, 85241 Hebertshausen
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
Peter Weidisch M.A.	Kulturreferent der Stadt Bad Kissingen „Villa Bringfriede“, Promenadestraße 6, 97688 Bad Kissingen
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Liebe Leser des FRANKENLANDES!

Am 3. Mai 2008 fand in Baunach der 79. Bundestag des FRANKENBUNDES statt, bei dessen Festakt Dr. Hubert Ruß über die Ruine Stiefenburg sprach. Diesen Vortrag möchten wir Ihnen nicht vorenthalten und knüpfen eingangs daher nochmals an das Thema des letzten Heftes an.

Ansonsten wollen wir diese und die folgenden Ausgaben Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND den „Synagogen in Franken“ widmen. Zu diesem interessanten Forschungsgebiet fand 2007 eine wissenschaftliche Tagung in Bad Kissingen statt, deren Ergebnisse wir Ihnen hier gerne präsentieren. Im Juniheft finden Sie daher neben einer einleitenden Bemerkung zur Tagung durch den dortigen Kulturreferenten, Herrn Peter Weidisch, allgemein Grundlegendes zu Synagogen im Wandel der Zeit (Hans-Jürgen Beck). Sodann liefern Ihnen zwei Beiträge eine kurz gefasste Geschichte der Entwicklung der Synagoge von der Antike (Frowald Hüttenmeister) über das Mittelalter bis zur Neuzeit (Ulrich Knufinke). In den kommenden Ausgaben werden dann vornehmlich fränkische Synagogen und ihre Geschichte im Mittelpunkt stehen; vor allem soll es um das virtuell zu neuem Leben erweckte, 1938 zerstörte Bad Kissinger jüdische Gotteshaus gehen.

In der Rubrik „Frankenbund intern“ gratulieren wir unserem 1. Bundesvorsitzenden, Dr. Paul Beinhofen, zu seinem „halbrunden“ Geburtstag. Daran schließt sich der Bericht über die Veranstaltungen und Beschlüsse des 79. Bundestages in Baunach an, wobei die motivierenden Worte unseres 1. Bundesvorsitzenden allen Bundesfreunden, die nicht in Baunach waren, ans Herz gelegt seien. Leider hat der FRANKENBUND von Dr. Kurt Töpner Abschied nehmen müssen. Der Nachruf auf den im Alter von nur 70 Jahren von uns gegangenen Bundesfreund stammt aus der Feder von Alexander Biernoth.

Unter der Überschrift „Kunst und Kultur“ lernen wir über die Vermittlung von Heiko Braungardt „ein an glücklichen Erfindungen fruchtbare Genie“ kennen: den Würzburger Goldschmied Georg Stephan Dörffer. Hartmut Schötz schildert uns das Leben und Wirken der 80jährigen Ansbacher Bildhauerin Luise Kressel-Ofzky, während Professor Helmut Flachenecker uns am Beispiel eines „verunglückten“ Werkes die Probleme aufzeigt, die mancher populäre Schreiber mit den historischen Fakten hat. Alexander von Humboldt und Goldkronach spürt Gert Rückel in seinem Beitrag über den berühmten preußischen Naturforscher in Franken nach.

Daran schließen sich diesmal noch vier aktuelle Hinweise, vor allem Einladungen, an: Eingeladen seien Sie alle, liebe Leser des FRANKENLANDES, zur öffentlichen Tagung zum Volkacher Salbuch (4./5. Juli 2008), zum „Tag der Franken“ in Miltenberg (6. Juli 2008) und zum Schwabach-Tag des dortigen Adam-Kraft-Gymnasiums (17. Juli 2008), wo unser Bundesfreund Dr. Bernhard Wickl Schülern außer Geschichte auch den FRANKENBUND näher bringen möchte. Abschließend schildert Alexander Biernoth die Flachslandener Bemühungen, aus der Schulscheune ein Heimatmuseum entstehen zu lassen.

Vielfältige Themen, wichtige Berichte und interessante Einladungen erwarten Sie also im vorliegenden Heft. Bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND möchte Ihnen die Schriftleitung auch diesmal wieder viel Vergnügen und gute Anregungen wünschen.

Ihr

Dr. Peter A. Süß

## Die Stiefenburg ob Baunach Geschichte und Geschichten um eine Ruine<sup>1)</sup>

von

Hubert Ruf

Einst wachte über Baunach und den Eingang zum Baunachgrund eine stolze Burg, die Stiefenburg. Ihre Geschichte sowie die damit verbundenen Sagen und Geschichten sollen nun Gegenstand der Betrachtungen sein. In der Sage wurde – so die Definition – die Erinnerung an geschichtliche Zustände, Persönlichkeiten oder im Dunkel liegende Taten mündlich weitergegeben und oftmals zu vollständigen Erzählungen ergänzt. Das Wunderbare und Übernatürliche steht dabei

stets im Mittelpunkt. Leider gibt es in Bezug auf die Stiefenburg keine lokal einzigartigen Sagen, vielmehr finden sich in ganz Franken verbreitet Topoi.

### Erste Beschreibung der Ruine Stiefenburg

„.... Der Weg dorthin ist steil mit Buchen und Eichen bewachsen. Vor der Burg Stufenberg liegt eine Wiese, genant die Schloss-

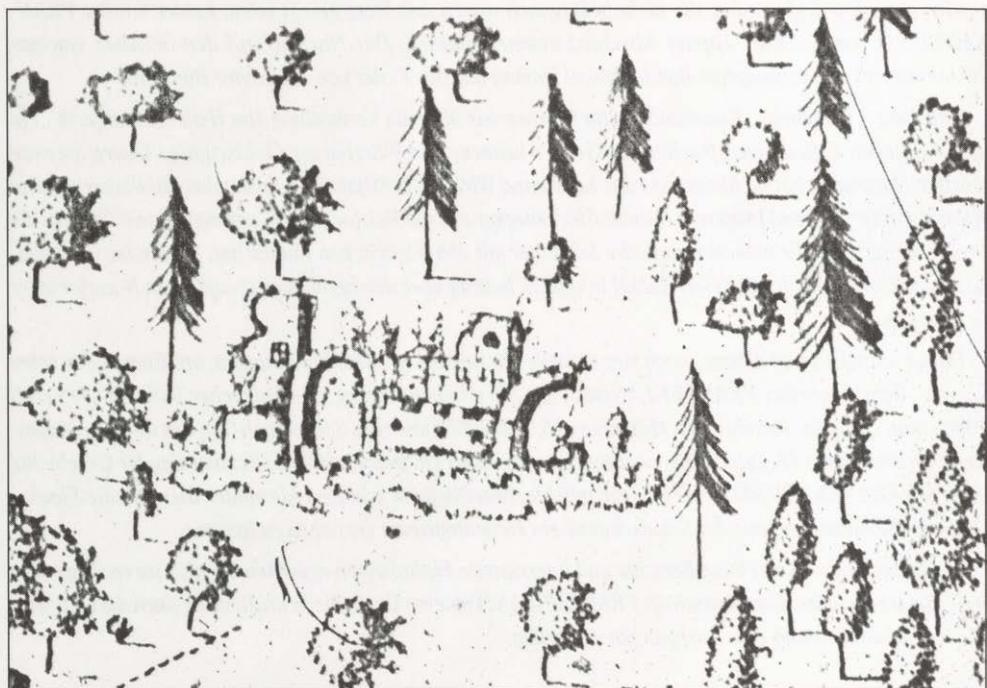


Abb. 1: „Geometrischer Grundriss über die Hoch-Fürstlich Bambergische Waldung Stoffenberg genannt“, gefertigt im Jahre 1770 von Franz Jakob Klietsch, Feldmesser (im Ausschnitt).

wiese, ... Von der Schlosswiese aus geht man in den Eichenwald, wo sich die Stufenburg als Ruine zeigt. Sie liegt auf dem höchsten Punkte und ist mit Gestreuchen und Bäumen bewachsen. In der Mitte sieht man einen stark gewölbten Keller, dessen Eingang mit Steinen und Erde stark verschüttet ist, doch so, daß man noch hinein kommt. ... Das Ganze gleicht einer Brandstätte, verbrandte Ziegel- und Backsteine sieht man hier die Menge. Hier und da sieht man noch Kohlen, verbrandtes Glas, welches auf einen bedeutenden Brand schließen lässt.“<sup>2)</sup>

So beginnt eine Beschreibung, verfaßt am 30. Juli 1831, die sich im Nachlaß des Bamberger Archivars Paul Österreicher im Staatsarchiv in Bamberg findet. Tatsächlich sind von der ehemals stolzen Burg auf dem heute völlig mit Bäumen bestandenen Stiefenberg nur noch wenige Überreste erkennbar.

### Zur geographischen Lage der Burg

Der Stiefenberg erhebt sich nordwestlich von Baunach auf 396 m. Das Terrain sinkt in südöstlicher Richtung zum Maintal hin ab. Dies garantierte eine gute Sicht, vor allem auf die beiden in der Nähe verlaufenden Straßenverbindungen, nämlich die aus den Haßbergen von Königshofen her kommende „alte Straße“ (Rennweg) sowie die links der Baunach auf den Höhenrücken verlaufende Handelsstraße Richtung Magdeburg, die hier den Baunachgrund kreuzte, um auf den Anhöhen der rechten Mainseite weiter Richtung Hallstadt zu führen.

Die Anlage wurde als Höhenburg in Spornlage errichtet. Den Untersuchungen von Forstmeister J. Giggelberger aus dem Jahre 1963 zufolge wurde sie auf den Resten einer bestehenden Fliehburg erbaut. Das Gelände fällt nach drei Seiten steil ab, die vierte wurde durch drei hohe Wälle gesichert.<sup>3)</sup> Die bisherige Forschung geht – aufgrund einer Planzeichnung aus dem Jahre 1746 (vgl. Abb. 3) – von einer viereckigen Kernburg aus, deren Vorburg durch einen noch erhaltenen Halsgraben abgetrennt wurde. Bis auf einige wenige aufgehende Mauerreste finden sich heute kaum noch Spuren der ehemaligen Burgan-

lage. Zusammen mit der im Markt Baunach selbst befindlichen Befestigung, dem Schloß Schadeck, und der mainaufwärts an der Mündung der Itz errichteten Anlage in Dasendorf ergab sich ein wirksamer Sperrriegel am Eingang zum Baunachgrund.<sup>4)</sup>

### Zur Namensgebung

„... Da wie angenommen wurde die ältesten Bewohner unserer Gegend die Hermunden waren, so müssten diese eben auch Heiden gewesen seyn, die ... hohe Eichen, finstre Haine und Wälder für Wohnungen ihrer Gottheiten hielten. Die nächsten Überreste eines solchen heidnischen Wesens findet sich nahe bey dem Markte Baunach auf dem Stiefenberg, welcher seinen Namen unzweifhaft von dem Worte Stufo ableitet.“ So formulierte der Baunacher Arzt Dr. Adam Seuffert in seiner Beschreibung des Amtsbezirkes Baunach im Jahre 1861.<sup>5)</sup> Der Name Stufo wird auf Stuf, den Becher, zurückgeführt. Er soll auch in Thüringen und am Harz verehrt worden sein.

Der Baunacher Lehrer Alois Schenk spann diesen Gedanken in seinem touristischen Führer des Baunachgrundes aus dem Jahre 1910 weiter. Auch er führte den Namen zurück auf „... einen heidnischen Trinkgotte, der vor Zeiten auf dem Berge verehrt wurde. ... Solange die Bewohner dieser Gegend den alten Göttern treu blieben, lebten sie in wiesenreichen Gründen daselbst im reinsten Glücke. ... Das erfreute Stufo ... und vor allem beschenkte er seine Getreuen, welche am Sonnwendfeste die vorgeschriebenen Opfer entrichteten, mit köstlichem Wein.“ Der Weinverbrauch soll Schenk zufolge so hoch gewesen sein, daß „... eine eigene Straße für den Weintransport, die sogenannte Hoch- und Weinstraße, von Bamberg bis Königshofen im Grabfeld ... gebaut wurde.“<sup>6)</sup>

Hier finden wir gleich zwei historische Fakten, die in die mündliche Überlieferung Eingang fanden, nämlich die bereits erwähnte Lage der Burg an der Hochstraße sowie die Tatsache, daß es in Baunach im 16. Jahrhundert einen beachtlichen Weinbau gab.<sup>7)</sup> Der Wein wurde allerdings nicht vor Ort verkon-

sumiert, sondern mußte nach Bamberg abgeliefert werden.

Einmal tranken die Teilnehmer an solch einem Gelage auf dem Stiesenberge zu viel Wein und – hier zitiert Schenk erneut den in Baunach und Umgebung vorgefundenen Sagenschatz – „... weil sie sich in ihrem Hochmute so weit vergaßen, daß sie ihrem höchsten Wohltäter selbst nicht mehr gehorchen wollten, das Opfer verweigerten und den Wein, die edle Göttergabe, mit Krügen und Bechern unter höhnischen Reden im Stufenberger Walde umherspritzten und vergossen, begab sich der Erzürnte ins Innere des Berges und kehrte nicht mehr zurück.“<sup>8)</sup> Stufo – so Schenk weiter – „... thronet jetzt noch im Innern des Stufenberges in einem ungeheuren Schlosse, worin sich ein großes Lager von kostlichen Weinen befindet, aber das Volk müsse jetzt noch büßen dafür, daß es ihn beledigte, weil auf seinen Befehl sogleich die Quellen und Bächlein am Stufenbergabhang versiegt seien.“ Das Motiv eines im Berg Residierenden erinnert z.B. an die Sage des im Kyffhäuser schlafenden Kaisers Friedrich I. Barbarossa.

Im Nachlaß des bereits zitierten Bamberger Archivars Paul Österreicher findet sich eine andere Deutung des Namens. Es heißt dort: „... Stufenberg vielleicht von den Stufen oder Erzen welche alda geschürft wurden und worunter auch Gold sich befunden haben soll.“<sup>9)</sup>

1973 hat Werner Schmiedel die Herkunft des Namens in seinem Ortsnamenbuch der Kreise Ebern und Hofheim untersucht. Er leitete die Bezeichnung Stiefenburg (oder Stufenburg) ab vom mittelhochdeutschen Begriff *stüfe*, was gerade, fest und stark bedeutet.<sup>10)</sup> Die Stiefenburg ist also die starke, feste Burg gewesen.

Die Wasserversorgung erfolgte über einen Brunnen in der Burg und zusätzlich über den so genannten Eselsweg aus nordöstlich in Talrichtung gelegenen Quellen. Der beschwerliche Transport schlug sich auch in der Überlieferung nieder. Alois Schenk führt im Anhang seines Touristenführers die Folgen des Rückzugs des Gottes Stufo und damit des

Versiegens der Quellen an: „... Das schlimmste Los war darob einstens den Bewohnern der Stufenburg und dreier Höfe ... beschieden; denn sie mussten lange Zeit alles Wasser zum Waschen und Kochen vom Dorgendorfer Tale den Berg hinaufschaffen. Bei diesem mühsamen Geschäfte verwendeten sie kleine Karren, die von Eseln gezogen wurden.“<sup>11)</sup>

Der Sage zufolge fuhr ein als jähzornig bekannter Knecht spätabends mit seinem Karren den Berg hinauf. Der träge Esel wollte nicht recht voran, alle Schläge ließen das Tier nur noch störrischer werden. Der Zorn des Knechtes kannte bald keine Grenzen mehr; er tobte, daß es weit ins Tal hallte „... und entsetzlich klangen die Fluchworte und Verwünschungen, die er gegen Menschen und Tiere aussieß.“ Auf einmal hörten die Menschen im Schloß und in den drei Höfen einen furchtbaren Schlag, dann folgte lautlose Stille. Fuhrmann und Gefährt waren in der Erde verschwunden. Einsamen Wanderern begegnet dieser Fuhrmann – so die Überlieferung – des Nachts auf dem Dorgendorfer Kirchweg, dort wo der Eselsweg abweigt. Er treibt dort sein Unwesen, und die Leute hören sein Wehklagen bis ins Tal hallen.<sup>12)</sup> Auch dieses Motiv vom ewigen Fuhrmann ist in der fränkischen Sagenwelt und darüber hinaus immer wieder zu finden.

### Zur Erbauung der Stiefenburg

Kehren wir zurück zur belegbaren Geschichte. Die Historiker vergangener Jahrhunderte versuchten gerne, das Alter von Familien und Gebäuden möglichst weit in die Vergangenheit zurückzudatieren – so auch bei der Stiefenburg. Bis in die Karolingerzeit sollte die Geschichte der Burg reichen, wo sie als Befestigung gegen die Slawen und zum Schutz des Königshofes in Hallstadt erbaut worden sein sollte.<sup>13)</sup> Leider ist dem nicht so. Der Bamberger Archivar Österreicher wie auch der Geschichtsschreiber der Grafen von Andechs-Meran, Freiherr von Oefele, führen die für die Datierung des Erbauungszeitpunktes der Stiefenburg wichtigen Quellen an.

Es handelt sich zum einen um einen Vertrag zwischen den Grafen von Truhendingen und

dem Bamberger Bischof aus dem Jahre 1308.<sup>14)</sup> Die Truhendinger mußten in diesem Jahr ihre Besitzungen an das Hochstift Bamberg verpfänden und gaben an, daß Baunach und die Stiefenburg vom Kloster Fulda zu Lehen gingen. Dem widersprach der Bamberger Bischof, der meinte, die Burg stehe auf Grund und Boden des Bamberger Kollegiatstiftes St. Stephan und müsse folglich ein Lehen des Hochstiftes Bamberg sein. Die Rechtsverhältnisse in und um Baunach stellten sich zu diesem Zeitpunkt etwas verworren dar.

Für unsere Fragestellung aufschlußreich ist eine Passage, in der es übersetzt heißt: „*Es ist aber zu bemerken, daß ein gewisser Ministeriale, von Stollberg genannt, die besagte Burg Stiefenberg unerschrocken plante und als erster erbaute, obwohl die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, wie auch die Grafen von Henneberg und der Herzog von Meranien dagegen waren und sich widersetzen.*“ Folglich kann der genannte Ministeriale die Burg nur im Auftrag der Abtei Fulda errichtet haben, wofür auch die erwähnte Lehenshoheit Fuldas spricht, die bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts Bestand hatte.

Urkundlich gesichert ist folgendes Datum: Am 8. August des Jahres 1244 bestätigte Herzog Otto VIII. von Andechs, daß das „*castrum Stufinberc*“ als Lehen an seine Ministerialen Eberhard Förtsch von Thurnau und dessen Sohn Albert von Waldenrode ausgegeben worden sei.<sup>15)</sup> Zu diesem Zeitpunkt muß die Burg – wohl im Rahmen der Fuldaer Vogtei – bereits zum Einflußbereich der Andechs-Meranier gehört haben.

Die Erbauung der Stiefenburg erfolgte also vor 1244. Frühere Chronisten versuchten, mit Hilfe der Geschichte der Grafen von Andechs den Zeitraum der Erbauung enger einzugrenzen. 1180 hatte Graf Berthold IV. von Andechs den Titel „*Herzog von Dalmatien und Kroatien*“ angenommen, wofür seit etwa 1190 der Titel „*Herzog von Meranien*“ gebräuchlich wurde. In der eben zitierten Urkunde von 1308 wird ein „*dux Meraniae*“ genannt. Auf diese Weise allerdings den Terminus post quem für die Erbauung der Burg um 1190 anzusetzen, ist nicht schlüssig, denn

die Urkunde stammt aus dem Jahre 1308 und zu dieser Zeit war die Bezeichnung „*dux Meraniae*“ längst geläufig.

### Die Grafen von Andechs

Erster Burgvogt war wohl der genannte Ritter von Stollberg. Die Familie gehörte zur Ministerialität des Würzburger Bischofs und war im Steigerwald beheimatet. 1152 wurde sie erstmals urkundlich erwähnt.<sup>16)</sup> Es ist zu vermuten, daß der Herr von Stollberg eine Funktion im Wildbann der Haßberge ausgeübt hat, zu dem auch der Stiefenberg gehörte. Diesen Wildbann hatte der Würzburger Bischof 1172 vom Kaiser geschenkt erhalten.<sup>17)</sup> Der Sitz der damit verbundenen Cent, die die vier hohen Rügen Mord, Diebstahl, Brandstiftung und Notzucht umfaßte, war allerdings in Medlitz bei Rattelsdorf im Itzgrund. Ihr unterstand auch der Fuldaer Güterkomplex um Baunach.

Die Andechser verlegten die Cent – wohl erst kurz vor 1244 – nach Baunach und verletzten damit Würzburger Recht. Es kam zu tätlichen Auseinandersetzungen. Der Würzburger Bischof ließ die herzoglichen Ministerialen Hermann von Streitberg und Otto von Schaumberg gefangen nehmen. Im Gegenzug überfiel der Andechser Vasall Hermann von Hessberg den bischöflichen Schenk Wolfram von Zabelstein und plünderte die Würzburger Ämter Ebern und Seßlach. Ein Vergleich regelte im Jahre 1244 schließlich die Angelegenheit: die Gefangenen wurden ausgetauscht, die Cent Baunach aufgelöst; der Graf von Andechs mußte 150 Mark Silber als Entschädigung für die angerichteten Schäden zahlen.<sup>18)</sup>

### Die Grafen von Truhendingen

1248 starb der letzte Andechs-Meranier auf Burg Niesten. Auf das fränkische Erbe erhoben die Schwäger Anspruch. Zu diesen gehörten neben den Grafen von Orlamünde und den Nürnberger Burgräten auch die Grafen von Truhendingen. Am Ende der Erbauseinandersetzungen 1260 erhielten die Truhendinger neben den Burgen Giech, Gügel und Neuhaus auch die Feste Stiefenburg sowie

Baunach mit Gütern in den umliegenden Orten. Umgehend ließen sie sich vom Hochstift Würzburg mit der Cent und dem Wildbannrecht über den südöstlichen Teil der Haßberge belehnen.<sup>19)</sup>

Mitte des 14. Jahrhunderts geben die Quellen etwas mehr über die Burgvögte preis, die auf der Stiefenburg saßen. So werden Mitglieder der Familien von Zeckendorf, von Giech und von Aufseß als Vögte erwähnt. Dem Burgvogt beigegeben waren neun Burgmänner, von denen jeder ein Burggut zu Lehen besaß und die zur Burgbesatzung gehörten. 1396 zählte der Truhendinger die Besatzung namentlich auf, darunter eine Frau, deren Mann wohl gefallen war.<sup>20)</sup>

Im Jahre 1308 hatten die Truhendinger ihre Burg erstmals an den Bamberger Bischof verpfänden müssen. Nur aufgrund günstiger Umstände während der Bamberger Sedisvakanz im Jahre 1318 gelang es ihnen, ihren Besitz zurückzuerwerben, wobei dem Bamberger Bischof das Vorkaufsrecht eingeräumt werden mußte.<sup>21)</sup>

1376 zwangen Schulden die Familie zur erneuten Verpfändung um 20.000 Pfund Haller – das waren 4,8 Millionen Pfennige – und später zum endgültigen Verkauf. 1388 erwarb der Bamberger Bischof die Lehenshoheit über die Stiefenburg und den Markt Baunach um 700 fl. vom Kloster Fulda, bis 1390 gingen sämtliche Besitzrechte am Markt und der Burg in Bamberger Besitz über.<sup>22)</sup> Im Vergleich dazu: die Mühlen in Baunach mußten pro Jahr ein Schwein im Wert von fünf bis sechs fl. abliefern, der Markt selbst zinste im Jahr rund 55 fl.<sup>23)</sup>

Bewußt oder unbewußt übersehen hatte man bei diesem Verkauf allerdings, daß das Hochgericht ein Lehen des Hochstiftes Würzburg war. Der Würzburger Kanzlei entging die Veränderung, erst im Jahre 1466 bemerkte man in Würzburg den Fehler und strengte einen Prozeß an – vergeblich, denn laut Urteil hatte sich das Hochstift Bamberg das Hochgericht bereits ersessen.<sup>24)</sup> Baunach und die Stiefenburg wurden 1390 als Oberamt in die Bamberger Ämterverwaltung eingeglie-

dert, auf der Stiefenburg saß künftig ein Amtmann des Bamberger Bischofs.

## Die Herren von Rotenhan

1431 wurde Anton von Rotenhan zum Bamberger Bischof gewählt. Neben dem Immunitätsstreit in der Stadt Bamberg stand zunächst die Abwehr der Hussiten im Vordergrund seiner Regierungstätigkeit. Das Hochstift hatte 1430 die Summe von 12.000 fl. zahlen müssen, um eine Brandschatzung der Stadt zu vermeiden.<sup>25)</sup> Um das Geld aufzubringen, verpfändete Bischof Anton u.a. Schloß Stiefenbürg sowie den Markt, den Kasten und das Gericht Baunach für 6.000 fl. auf Wiedereinlösung an seine Brüder Veit I. und Hans III.

Die Brüder sollten selbst als Amtmänner fungieren, Vogt, Richter, Kastner, Förster, Torwart und Wächter einsetzen, die Untertanen beschirmen und sie nicht mit ungewöhnlichen Fronen und Diensten belasten. Sie durften keine Wälder – damals eine wichtige Nahrungsgrundlage – verkaufen und mußten den armen Leuten bei Bedarf Brennholz zuweisen. Erstaunlicherweise wurde ihnen gestattet, Markt und Burg weiterzuverkaufen, jedoch nicht an Fürsten und Städte, auch nicht an Obergenossen, sondern nur an Genossen und Untergenossen.<sup>26)</sup>

Veit I. trat seine Rechte bereits 1435 an seinen Bruder ab. Auf ihn bezieht sich auch die Sage vom Veitenstein bei Lußberg, die – so Schenk – allerdings weder seiner Person noch den historischen Tatsachen gerecht wird. Der zugrunde liegende Topos findet sich bis in die neuesten Produkte der Filmindustrie:

Die Tochter Veits soll sich einst in einen Knappen des Vaters verliebt haben und schwor, nur diesen zu heiraten. Da der Vater dies mißbilligte, floh sie mit ihrem Liebsten in eine Köhlerhütte am Veitenstein. Dort verbargen sie sich vor den Suchtrupps des Herrn von Rotenhan. Der nahende Winter zwang das Paar zur Rückkehr auf die Stiefenburg, wo die Tochter den Vater um Verzeihung bitten wollte. Rotenhan als unversöhnlicher und standesbewußter Vater jedoch stieß dem Knappen vor aller Augen sein Schwert in die Brust, worauf

die Tochter ohnmächtig zu Boden sank und ebenfalls starb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Der hartherzige Vater wurde in der Folge von seinem bösen Gewissen wie von Furien getrieben, irrte oft tagelang im Wald umher, stellte dem Wild nach und schoß alles gnadenlos nieder. Bei einem dieser Jagdzüge stürzte er samt seinem Pferd über den Steilhang des Veitensteins, wobei ihm sein Pferd den Brustkorb eindrückte. Erst Wochen später fanden Holzhauer seine sterblichen Überreste.<sup>27)</sup> So weit die Überlieferung.

1458 ließ Hans von Rotenhan die Burg ausbauen und auf eigene Kosten einen Zwinger errichten.<sup>28)</sup> 1459 starb sein Bruder Bischof Anton. Dessen Nachfolger Georg von Schaumberg entdeckte scheinbar schwerwiegende Verstöße gegen die Abmachungen, denn er zog das Amt ohne Auslöse ein. Lutz (Ludwig VII.) von Rotenhan, der Sohn Veits I., erhob umgehend Einspruch. Auf einen Schiedsspruch des Markgrafen Albrecht von Brandenburg hin mußte der Bischof schließlich alle eingezogenen Güter an die Rotenhan zurückgeben. Der Markgraf empfahl dem Bischof, Burg und Markt den Rotenhan erneut zu verschreiben. In einem Vertrag vom 21. Februar 1466 wurde ihre Stellung als Amtleute des Stifts genau umrissen.<sup>29)</sup>

Im Februar 1483 löste Bischof Georg von Schaumberg die Stiefenburg und den Markt Baunach für 6.000 fl. wieder aus, wogegen die von Rotenhan erneut Protest einlegten, doch diesmal ohne Erfolg.<sup>30)</sup> Am 30. Juni 1483 beklagte der Bischof nach einer Bestandsaufnahme, daß die Herren von Rotenhan die Bedachung der Burg vernachlässigt hätten, wodurch großer Schaden entstanden sei. In diesem Zusammenhang wird auch die Bewaffnung der Burg mit Büchsen erwähnt.

Wie schon die Herren von Rotenhan mußten auch alle nachfolgenden Amtleute für ihr Personal selbst aufkommen. Im Februar 1507 zog z.B. Alwig von Haimhofen als Amtmann auf der Burg ein. Er mußte auf eigene Kosten eine nicht genannte Anzahl von Reisigen, Pferden und Wehren finanzieren und einen Turmwächter anstellen. Als Bewaffnung werden in diesem Zusammenhang Armbrüste, Pulver, Pfeile und „... ander zu der wehr ge-

hörig ...“ Dinge genannt.<sup>31)</sup> 1519 wurde Bertold von Redwitz als Amtmann zu Baunach und Stiefenberg bestellt. Er mußte vier Reisige auf eigene Kosten unterhalten.<sup>32)</sup>

## Der Bauernkrieg

Erneut in das Blickfeld geriet die Stiefenburg im Jahre 1525 während des Bauernkrieges. Hier auf dessen Vorgeschichte einzugehen, würde zu weit führen. Ich möchte auf den Beitrag von Prof. Endres aus dem Jahre 1971 über den Bauernkrieg im Hochstift Bamberg verweisen.<sup>33)</sup> Eine erste Aufruhrwelle im Hochstift ging vor allem von den Bamberger Bürgern aus und war antiklerikal ausgerichtet. Die Bürger forderten die Selbstverwaltung sowie die Abschaffung der geistlichen Privilegien und der Mitregierung des Domkapitels. Ein Ende April 1525 gebildeter Ausschuß sollte aber ebenso die von den umliegenden Gemeinden vorgebrachten Klagen prüfen.

Auch die Bewohner des Marktes Baunach brachten 24 Beschwerdepunkte vor. Sie geben Einblick in die Nöte des kleinen Mannes. So verlangte man an erster Stelle einen gebildeten Priester, dann einen unabhängigen Richter und einen Kastner ohne Vorrechte sowie die freie Nutzung der Fischerei und der Jagd, der Wälder mit ihren Eicheln und dem Brennholz und anderes mehr.<sup>34)</sup>

Im Mai 1525 folgte eine zweite Empörungswelle. Sie ging vom flachen Land aus, von den Bauern, kleinen Amtsstädten und Märkten. Jetzt war es ein Aufstand gegen den Adel, der hier bestimmend war. Am 12. Mai 1525 wurde von den Hauptleuten des bei Hallstadt lagernden Bauernhaufens die Losung ausgegeben, alle Burgen und Schlösser im Hochstift zu brechen. Binnen elf Tagen gingen im Hochstift 197 Burgen in Flammen auf.<sup>35)</sup>

Auf der Stiefenburg saßen zu diesem Zeitpunkt Christoph von Fuchs als Amtmann und Fritz Knobloch als Kastner. Als die Hallstädter Bauern am 18. Mai 1525 in Baunach ankamen, waren beide mit ihren Familien geflohen. Der Anführer der Bauern, ein gewisser Mainmüller, und seine Männer begaben

sich mit den Baunacher Hauptleuten Paul Scheffer, genannt Merklein, dem Bürgermeister, und dem Viertelmeister Klaus Riegel zur leeren Burg, die von den vorausgeeilten Bauernachern Michael Pauer und Hans Eckstein bewacht wurde.<sup>36)</sup>

Der Mainmüller gab den Befehl, alles Brauchbare wegzuschaffen, wozu vier Wagen bereit standen. Möbel, Hausrat, Waffen, Vieh und Heu, sogar Ziegel und Steine wurden abtransportiert. In den späteren Verhören wurden drei Baunacher beschuldigt, danach Feuer aus dem Stein geschlagen und Teile der Burganlage angezündet zu haben.

Unterdessen war im übrigen Franken einiges passiert. Am 16. Mai hatte der Herzog von Sachsen die thüringischen Bauern bei Frankenhausen geschlagen, am 4. Juni erlitten die vereinigten Bauernhaufen aus dem Taubertal und Odenwald bei Königshofen an der Tauber eine schwere Niederlage. Georg Truchseß von Waldburg näherte sich mit dem Heer des schwäbischen Ritterbundes und traf am 17. Juni 1525 in Bamberg ein. Hierauf lösten sich die Bauernhaufen auf, ihre Hauptleute flohen. Seit dem 29. Juli 1525 zog der

Bamberger Bischof Weigand von Redwitz mit seinen Räten durch die Ämter und hielt Gericht über die Aufständischen.

In Baunach langten sie am Dienstag nach Mariä Geburt (13.9.) an. Im Gefolge des Bischofs befanden sich Christoph von Fuchs, der geflohene Amtmann zu Stiefenburg, Ritter Bernhard von Schaumburg auf Daschendorf und Ritter Rochus von Rosenau auf Godeldorf. Der Bischof sprach zwar sein Mißfallen über die Zerstörungen auf der Stiefenburg aus, ließ aber niemand hinrichten – im Gegensatz zu seinem Würzburger Amtsbruder, der am 26. Juni in Ebern elf Rädelnsführer auf dem Marktplatz hatte enthaupten lassen.

Vom 13. September 1525 datiert die Unterwerfungsurkunde der Baunacher (vgl. Abb. 2).<sup>37)</sup> Bischof Weigand von Redwitz verlangte, daß die Bewohner des ganzen Amtes zum Wiederaufbau der Stiefenburg beitragen müßten, mit Ausnahme der Brandgeschädigten, des Amtmanns und des Kastners. Bürgermeister und Einwohner klagten sich selbst an und versprachen, die zu erwartenden Strafen anzunehmen.<sup>38)</sup> Der Baunacher Bürgermeister und Hauptmann Paul Scheffer musste 200 fl. Strafe zahlen, was damals zehn starken Ochsen entsprach. Viertelmeister Michael Pauer wurde wegen seiner maßgeblichen Beteiligung an der Zerstörung der Stiefenburg ebenfalls zu 200 fl. Strafe verurteilt, Paul Heiden, der den Heustadel und das Schloß angezündet hatte, zu 50 fl. Hauptmann Klaus Riegel war geflohen und suchte nach Entlastungszeugen, doch der Amtmann verbat sich mit Hinweis auf die angerichteten Schäden seine Rückkehr.

### Der zweite Markgrafenkrieg

Die Stiefenburg wurde wieder aufgebaut. Das Leben ging seinen gewohnten Gang bis zum Jahr 1553. In diesem Jahr zog Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Bayreuth im Verlauf seiner Fehde gegen die Hochstifte Bamberg und Würzburg auch durch den Baunachgrund. Dem Baunacher Chronisten Karl Krimm zufolge wurde die Stiefenburg, die nach den Schäden des Bauernkrieges gerade erst wieder aufgebaut worden war, erneut zerstört.<sup>39)</sup> Die Verwüstungen

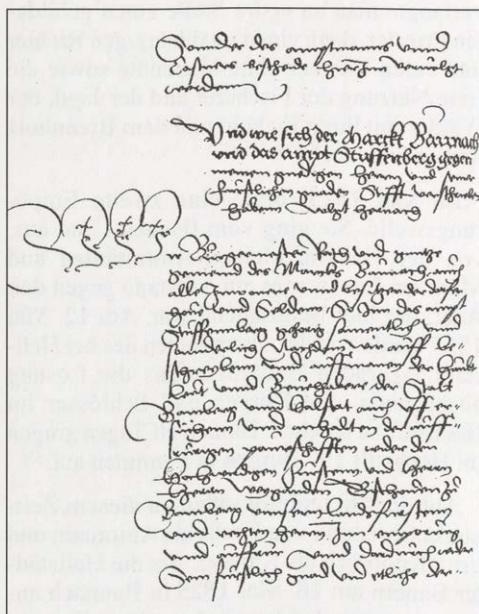


Abb. 2: Aus dem Besuchsprotokoll Bischof Weigands von Redwitz in Baunach.

sollen so schwer gewesen sein, daß die Burg niemals wieder aufgebaut wurde. Dem widersprechen aber die archivalischen Nachweise. Zwar berichtet die Bamberger Chronik zum 17. Mai 1553: „... An der mitwoch zundet er ... meim hern Bottenstein, Stuffenberg und Schmachtenberg und Budenheym an. Er lißt meim herrn kein schloss.“<sup>40)</sup>

In anderen Hochstiftsakten des Jahres 1553 findet sich nur folgender Hinweis: „... Baunach mit sampt den umbligenden Dörffernn Sind gepranndschatzt wordenn umb sibenthalb taussent thaler darann erlegt wordenn ...“<sup>41)</sup> Eine völlige Zerstörung der Stiefenburg hätte doch sicherlich ihren Niederschlag in den Akten gefunden; es findet sich aber keine derartige Erwähnung. Am 21. Mai 1553 erteilt Markgraf Albrecht den bei Zeil und Baunach liegenden Kriegshaufen die Weisung, das Hochstift Bamberg schleunigst zu verlassen

Ein nächster Hinweis auf die weitere Nutzung der Stiefenburg stammt aus dem Jahre 1556. Am 22. Februar 1556 verpfändete Bischof Weigand seinem Domherrn Kaspar von Berg das Schloß und Amt Stiefenbergs sowie den Kasten Baunach. Er behielt sich hierbei die Lehenschaft über alle geistlichen und Männlehen vor.<sup>42)</sup>

Sechs Jahre später, am 7. August 1562, kaufte der Bamberger Bischof Veit II. von Würzburg das Schloß Stiefenbergs sowie den Markt und Kasten Baunach von den Testamentsvollstreckern des verstorbenen Domherren Kaspar von Berg um 20.600 fl. zurück.<sup>43)</sup> Die Burg dürfte zu diesem Zeitpunkt also noch bestanden haben.<sup>44)</sup>

Zum Vergleich: zwischen 1530 und 1550 betrug der Monatssold eines Soldaten in kaiserlichen Diensten 4 fl., der eines Hauptmannes 80 fl. 1563 verdiente ein Maurermeister in Bayern im Sommer laut Edikt 32 pf. und im Winter 28 pf. am Tag. Die Summe von 20.600 fl. entsprach also dem Jahresverdienst von über 3.200 Maurermeistern.

Das hochstiftisch bambergische Urbar aus dem Jahre 1590 schließlich vermerkt zum Amt Baunach/Stiefenburg: „... Stüeffenberg, Das Schlos, Samt der hoffraith unnd Viechhauß, Stettel, weren unnd gepewen darauff, soweidt

die umbfangen, dergleichen Gärtten, veldung, wißmatt unnd alle ander Zugehoerung, wie solches ein Amptmann daselbst Izo Innen hatt und gebraucht, Ist des Stieffts Bamberg aigenn, unnd hat ein herr zu Bamberg daselbst alle ober unnd Herrligkeit ...“<sup>45)</sup>

Erst nach diesem Zeitpunkt finden sich keine Hinweise mehr auf eine militärische Nutzung der Stiefenburg. Der Sitz des Amtmanns wurde endgültig nach Baunach verlegt. Möglicherweise war auch die anfangs geschilderte veränderte Situation in der Wasserversorgung der Anlage mit ein Grund hierfür. Bis gegen 1750 scheinen die verbliebenen Gebäude noch bewohnt gewesen zu sein. Da sie jedoch nicht unterhalten wurden, verfiel die Anlage langsam und diente den Bewohnern der umliegenden Dörfer als Steinbruch.<sup>46)</sup> Feldmesser Klietsch hielt den ruinösen Zustand auf seiner Karte des Jahres 1770 fest (vgl. Abb. 1).

## Weitere Sagen

Mit dem Verfall mehren sich die Geschichten um die Ruine. So berichtete ein Dorgendorfer Bauer 1892, seine Familie besäße einen Acker neben dem Wald auf dem Stiefenberg. Eines Tages hätten er und sein Bruder, als sie in aller Frühe auf dem Acker waren, ein Glöcklein läuten und leises Singen und Orgelspiel gehört, wie wenn ein Priester die Messe zelebrieren würde. Als man den Klängen nachging, fand man allerdings nichts.

Der alte Hirte Andres aus Reckenneusig ging eines Tages, wie schon so oft, nach Appendorf zur Arbeit. Sein Weg führte ihn über den Stiefenberg. Auf der Hochebene angekommen, sah er zwei Bleichzüge (lange, schmale Stücke Leinwand), auf denen Leinknoten ausgebreitet waren, also die Fruchtkapseln der Leinpflanze, die in der Sonne gedörrt wurden, bis sie aufsprangen und der Samen herausfloß. Hierzu wurden sie von einer weiß gekleideten Frau ständig gewendet. Der Hirte nahm zwei der Knoten mit und ging seines Weges. Als er wenig später in seine Tasche schaute, fand er zu seinem Erstaunen darin statt der zwei Leinknoten zwei Kronentaler. Er kehrte sofort um, doch als er

wieder an die Stelle kam, war dort nichts mehr zu sehen.<sup>47)</sup>

Das Motiv findet sich abgewandelt auch in einer Geschichte über die Göttin Hulda, die einst am Veitenstein bei Lußberg in einem heiligen Hain verehrt wurde, wie A. Schenk berichtet. Hulda soll einem Dorgendorfer am Nordabhang des Stiefenbergs in einer mond hellen Nacht erschienen sein, als sie auf einem Stein saß und spinn. Sie winkte ihm freundlich zu und forderte ihn durch Gesten auf, sich von den bereits gesponnenen goldenen Spindeln zu nehmen. Der Mann nahm sich einige, ging weiter, und als er sich nach kurzer Zeit umdrehte, war die Frauengestalt verschwunden.<sup>48)</sup>

In Dorgendorf und Priegendorf erzählte man sich schließlich auch eine Version der Weinsberger Sage. Einst wurde die Burg belagert. Nach langen Verhandlungen gewährte man der Herrin der Burg freien Abzug. Sie bedang sich aber aus, soviel mitnehmen zu

dürfen, wie sie tragen könne. Dies wurde ihr gewährt, und so trug sie ihren Gemahl auf dem Rücken aus dem Schloß heraus.<sup>49)</sup>

## Goldbergbau und Schatzsuche

Noch einmal rückte die Stiefenburg in den Mittelpunkt des Interesses. In den Bamberger Hofkammerakten findet sich eine – von späterer Hand – auf Ende des 15. Jahrhundert datierte Abschrift mit dem Titel „... *bey dero Canzley gefundenen Extract, so ein Priester auf ein alten Meßembuch uffm Schloß Stüffenberg ... gezogen*“. Dort heißt es: „... Auf dem Berg Stuffenberg, do yzund das Schlos steet, do ist gestanden die berghütten, vor zwelfthalb hundert Jaren, do ist gewesen auff demselbigen berg, die allerbeste Goldgruben ...“. Es folgt eine ausführliche Anweisung, wie der Eingang zur Grube zu finden sei.<sup>50)</sup>

Bedrängt durch die leeren Kassen ging man in der Regierungszeit des Bischofs Melchior Otto Voit von Salzburg (1642–1653) diesem Hinweis nach und schickte zwei Prospektoren auf den Stiefenberg. Wie ihrem Bericht zu entnehmen ist, scheinen sie tatsächlich drei „... zimblich reiche Gold-Adern, was mit Kupffer vermischt ...“ gefunden zu haben, diese „... streichen alle ... den Gleichberg hinauf und verinigen sich auf der Höhe oder Gipfel des Berges mit dem Hauptgang und kommen allda bey obberührten 2 Steinfelsen und mit 2 Creuz gezeichneter Eichen zusammen“.<sup>51)</sup> Merkwürdigerweise hören wir aber nichts von einem Abbau, wo doch der Befund angeblich einen hohen Ertrag erwarten ließ.

Mitte des 18. Jahrhunderts erinnerte man sich in der Bamberger Hofkammer erneut des alten Hinweises.<sup>52)</sup> Dieses Mal wurde der Stückjunker und Ingenieur Johann Baptist Roppelt – er stammte übrigens aus der Bau nacher Familie Roppelt – mit der Untersuchung beauftragt. Roppelt prüfte 1746 anhand der aus dem Jahre 1645 überlieferten Pläne die Lage am Stiefenberg, fertigte einen geometrischen Riß des Geländes an und bemerkte dazu: „... Der innerliche Antrieb führet mir die hand und feder Euer Hochfürstlich Gnaden die nach der beygebogenen alten Beschreibung zu Papier an tag ge-

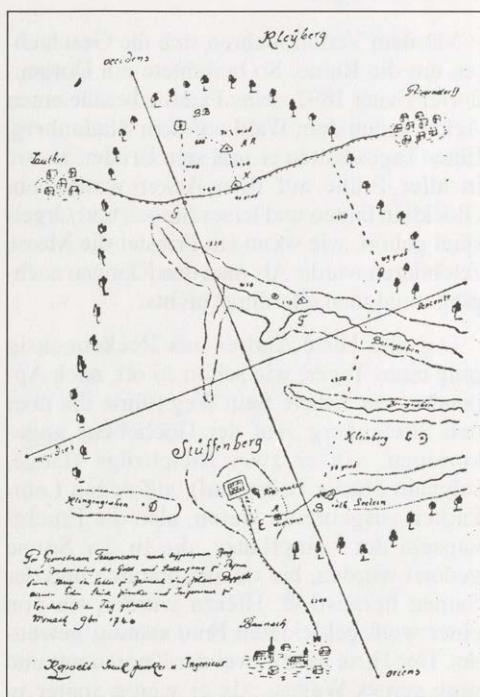


Abb. 3: Geometrischer Riß des Stückjunkers und Ingenieurs Johann Baptist Roppelt zum Verlauf der angeblichen Erzgänge am Stiefenberg (1746).

*brachte Gold und Silber gäng in dem Stiefenbergs Baunacher ambts unterthänigst einzuschieben, wobey mir so viel in tieffster unterthanigkeit anfügen solle, dass die mit C in dem Riss gezeignete und ganz zu letzt erst erfunden – aber zu bruch gegangen gruben mit einer starken Hall mir die ganze Hoffnung bestärckt, und der darin gefundene quarz und das grobe gang gebürg die Anzeigung thut, daß mann gedachte gruben aufzusäubern und abzusenken zu verlässigem Anlaß findet und den Edlen-vermeynend streichen gang treffen würde.“<sup>53)</sup> Doch auch jetzt ließ man die Sache auf sich beruhen.*

Vor dem Zweiten Weltkrieg unternahm man von Baunacher Seite nochmals den Versuch, die von Roppelt bezeichnete Grube zu finden. In etwa 8 m Tiefe wurden in einem Stollen alte Hauwerkzeuge gefunden, darüber hinaus etwas des im Volksmund als Katzengold bekannten Pyrits oder Schwefelkies. Letztendlich steht fest, daß man in früheren Zeiten zwar Versuchsstollen anlegte, von einem Abbau aber Abstand nehmen mußte, weil man nichts Abbauwürdiges fand. Der in den Stollen gefundene Pyrit, der in der vorherrschenden geologischen Formation des Sandsteins mitunter in Nestern vorkommt, regte die Fantasie zu übertriebenen Darstellungen an, von der auch Flurnamen wie „Silbergrube“ oder „Wäscherwiese“ zeugen.<sup>54)</sup>

Der sagenhafte Goldreichtum am Stiefenberg war auch im Bewußtsein der Bevölkerung ringsum verankert. In den Jahren 1891/1892 sammelte der Appendorfer Lehrer Spiegel eine Reihe von Sagen und Geschichten. Darunter fand sich auch der bereits von den Prospektoren erwähnte Hinweis, daß dort, wo einst das Schloß stand, sich ehemal eine Läuterhütte zur Reinigung des Goldes von Schlacken befunden haben soll. Die Goldader sollte vom Stiefenberg über den Gleichberg bis nach Priegendorf führen. Angezeigt würde sie die Eingeweihten durch große runde Steine.<sup>55)</sup>

Waldaufseher Sippel aus Stettfeld berichtete 1892, daß im Bereich der Ruine mehrmals nach einem Schatz gegraben wurde. Einmal fand man auch eine Höhlung und darin eine Kiste. Doch auf der Kiste saß ein großer schwarzer Hund, aus dessen Fang Feuerflam-

men schlügen. Da liefen die Schatzsucher davon und gaben ihren Plan auf.<sup>56)</sup> Das Motiv des mächtigen, Feuer speienden Hundes mit Augen groß wie Teller findet sich immer wieder im fränkischen Sagengut.

Weiterhin war die Meinung weit verbreitet, daß sich in den Kellern der Ruine noch viel Wein und große Kostbarkeiten befänden, ebenso im Brunnen. Auf dem Geld im Brunnen sollte ein Frosch sitzen, dem man ein Stück Schwarzbrot hinein werfen müsse. Doch nicht der, der das Brot als erster hineinwerfe, könne den Schatz erlangen, sondern erst der zweite, weshalb es keiner wage, den ersten Schritt zu tun.<sup>57)</sup>

Eine letzte Geschichte schließlich erzählt von zwei Müllersburschen aus der oberen Mühle in Baunach, die in der Nacht vor Jannis – übrigens auch der Festtag des eingangs erwähnten Gottes Stufo – am Abhang des Stiefenbergs zwischen den Bäumen zwei große lodernende Flammen entdeckten, aus denen große Haufen von Goldmünzen hervorschimmerten. Sie erinnerten sich an die Geschichten, welche die Alten des Ortes erzählten, und eilten sofort Richtung Wald. Bald wurde es jedoch stockdunkel und von allen Seiten wurden die Burschen von Schreckengestalten in Mensch- und Tiergestalt angegangen. Sie achteten jedoch nicht darauf und gingen schweigend bis zu den Flammen, füllten ihre Butten mit Goldmünzen und kehrten ebenso schweigend zur Mühle zurück. Hätten sie nur ein Wort gesprochen, wäre der ganze Schatz in der Erde versunken. Das Geld brachte den Müllern jedoch kein Glück. Der eine brachte seinen Anteil binnen eines Jahres durch, der andere versteckte seinen Anteil im Stroh der Mühlenscheune. Als er ihn eines Tages hervorholen wollte, war der Schatz verschwunden. Er hörte nur ein höllisches Gelächter und sah eine Geistergestalt durch die Katzenluke entweichen.<sup>58)</sup>

Zum Abschluß noch ein kleiner Exkurs. Am nördlichen Ortsausgang von Baunach befindet sich noch heute die 1492 erstmals erwähnte Schindelmühle, in der sich die eben berichtete Geschichte der beiden Burschen ereignet haben soll. Direkt daneben lag ein in

den Urbaren als „Gemeindelehen“ bezeichnetes Grundstück, auf dem 1673 erstmals ein Gebäude erwähnt wird. Hier soll sich einst das „Gasthaus zum letzten Hieb“ befunden haben, in dessen Kellergewölben – der Überlieferung zufolge – ein Fluchtgang endete, der oben auf der Stiefenburg begann. Gegen einen solchen Gang sprechen aber zum einen die große räumliche Entfernung und zum anderen eine zeitliche Lücke. Das Gebäude wurde erst erwähnt wird, als die Stiefenburg militärisch wohl gar nicht mehr genutzt wurde. Es dürfte sich hierbei also nur um eine weitere Geschichte um die Ruine handeln.

### Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> Für den Druck mit Anmerkungen versehener Vortrag, gehalten anlässlich des 79. Bundesstages des Frankenbundes in Baunach am 3. Mai 2008.
- <sup>2)</sup> Staatsarchiv Bamberg [StAB], Rep. A 258<sup>I</sup>, Nr. 33, ohne fol.
- <sup>3)</sup> Giggelberger, o.S.
- <sup>4)</sup> Pfau, S. 166; Kunstdenkmäler, Bd. XV, S. 201.
- <sup>5)</sup> Lipp/Reimann, S. 45f.; Götz, S. 574f.
- <sup>6)</sup> Schenk, S. 33.
- <sup>7)</sup> StAB, Standbuch 773, fol. 354<sup>r</sup>: „... von den weinzeht lagen, dem Crayberger waldt herumb gelegen ...“; vgl. auch Krimm, S. 58f.
- <sup>8)</sup> Schenk, S. 33.
- <sup>9)</sup> StAB, Rep. A 258<sup>I</sup>, Nr. 33, ohne fol.
- <sup>10)</sup> Schmiedel, S. 52.
- <sup>11)</sup> Schenk, S. 33.
- <sup>12)</sup> Ebd., S. 34.
- <sup>13)</sup> Götz, S. 574f.; Löwisch, S. 62ff.
- <sup>14)</sup> StAB, Liber privilegiorum, Rep. 221, Nr. 710, fol. 59 (neu 61) „... tamen assertu quod castrum Stufenberch praecedit in feudum a domino abbatे fuldensis et ... secundum conscientiam et iuris debitum informatus per ipsum castrum Stufenberch ... est in terris seu fundo proprietatis ecclesie sancti Stephani Babenbergensis que proprietatis ad scolasticam ipsius ecclesie sancti Stephani pertinet mero iure et sit consequenter ipsum castrum Stufenberch est et venit in feudum a Babenbergensi ecclesia et male ab alio qui a Bambergensi ecclesia ipsius possidens possidebit. Notandum eciam quod quidem a ministerialis dictus de Stolberch dictum castrum Stufenberch Babenbergensis et Herbipolensis episcopis et comitibus de hennenberch invitis et renitentibus potenter erexit privatus et construxit et ducem Meranie.“ Vgl. Ruß, S. 56.
- <sup>15)</sup> Oefele, Nr. 681; Schultes, S. 264/XV: „... De bona quoque voluntate nostra et ad precum nostrarum instantiam Guntherus illustris comes de Keurinberc castrum Stufenberc cum omnibus pertinentiis et iuro suo ratione et iure contulit feudali.“
- <sup>16)</sup> Rheinisch, S. 60. Das Stammhaus lag bei Gerolzhofen. Die Familie, die auch als „von Staelberg“ erscheint, stand in Würzburger Diensten.
- <sup>17)</sup> Krimm, S. 23ff.
- <sup>18)</sup> Oefele, Nr. 681 u. 682.
- <sup>19)</sup> Ruß, S. 55.
- <sup>20)</sup> Ebd., S. 351ff.
- <sup>21)</sup> Ebd., S. 127ff.
- <sup>22)</sup> Ebd., S. 138.
- <sup>23)</sup> Ebd., S. 351.
- <sup>24)</sup> Ebd., S. 54.
- <sup>25)</sup> RTA Band XI, Nr. 125–129 und Nr. 136; Kist, S. 60f.
- <sup>26)</sup> StAB, Rep. A 90 IV, Lade 504, Nr. 3564. Schenk, S. 36f.
- <sup>28)</sup> StAB, Rep. A 90 IV, Lade 504, Nr. 3565: „... als Ich einen baue daselbig slass an einem zwinger gethan habe.“
- <sup>29)</sup> Rotenhan, S. 196.
- <sup>30)</sup> StAB, Rep. A 90 IV, Lade 504, Nr. 3568 sowie Rep. A 258<sup>I</sup>, Nr. 487.
- <sup>31)</sup> StAB, Rep. A 90 IV, Lade 504, Nr. 3570.
- <sup>32)</sup> StAB, Rep. A 90 IV, Lade 504, Nr. 3572.
- <sup>33)</sup> Endres, S. 91–138. Seit Sommer 1523 finden sich Nachrichten über Zehntverweigerungen im Hochstift. Im Mai 1524 brach ein offener Aufruhr unter den Forchheimer Bürgern aus. Man forderte vom Bischof in so genannten „Artikeln“ die Freiheit von Fischfang und Jagd. Statt des Zehnten sollte nur der Dreißigste erhoben werden, der nur dem Bischof zu stehe, nicht aber dem Domkapitel. Die Weisteuer bei Amtsantritt des neuen Bischofs sollte abgeschafft werden, ebenso sollte geistlicher Hausbesitz besteuert werden und in Schuldenprozessen sollte sich der Klerus an ein weltliches Gericht wenden. Der Aufstand wurde eine Woche später von bischöflichen Söldnern niedergeschlagen. Das Domkapitel forderte strenge Bestrafung. Die Ideen jedoch wurden von einem Kreis um den Buchdrucker Georg Erlinger weiter verbreitet, der auch lutherische Ideen vertrat. Meist waren es Handwerker, die sich heimlich im Zinkenwörth in Bamberg trafen. Anfang 1525 bot Bischof Weigand die Ritterschaft auf, um sein Kontingent für den Schwäbischen Bund zu erfüllen. Bei den Bamberger Handwerkern entstand in diesem Zusammenhang der Eindruck, der Bischof wolle die evangelische Bewegung mit Hilfe dieser Reisigen unterdrücken. Als das Adelsaufgebot, das für den 11. April 1525 nach Bamberg bestellt war, dort eintraf, hatten die Bürger die Stadttore besetzt und forderten u.a.

- die freie Predigt sowie die Gleichheit von Bürgern und Geistlichen. Am Ungeld sollten nur noch Bischof und Gemeinde partizipieren, die Schlüsselgewalt für die Tore sollte nur beim Rat und der Gemeinde liegen, der kleine Zehnt sollte abgeschafft werden und allen Aufständischen sollte Straffreiheit gewährt werden. Der wichtigste Artikel aber lautete: außer dem Bischof gibt es keinen Landesherrn. Man wollte die Mitregierung des Domkapitels unterbinden. Die Nachricht vom Aufruhr zog 8.000 Bauern aus der Umgebung an, die sich in Hallstadt vor den Toren Bamberg sammelten. Der Bischof gab erst am 15. April nach, als die Menge begann, die Domherrenhöfe und Klöster zu plündern. Man verkündete einen allgemeinen Landfrieden für einen Monat. Ein Ausschuß sollte über die Forderungen beraten.
- 34) StAB, Rep. B 48, Nr. 2, fol. 42–43'. Die Bauanacher sollten sich selbst einen gebildeten Priester wählen dürfen, der die früher gestiftete Frühmesse wieder halten sollte. Die Abgabenlast sollte gemildert werden, insbesondere wenn der Main und die Itz durch Hochwasser große Schäden hinterlassen hätten. Der Zehnt würde derzeit an das Fuldaer Tochterkloster Holzkirchen sowie an das Kloster St. Klara in Bamberg abgeliefert. Beide Institute würden sich aber überhaupt nicht um die Belange der Bevölkerung sorgen, weshalb der Zehnt künftig an den Bamberger Bischof fließen sollte. Der kleine Zehnt sollte abgeschafft werden, ebenso der Handlohn; die Fischerei, Jagd und die Wälder samt den Eicheln und des Holzes sollten frei sein. Nur den Bischof wollte man als Herrn anerkennen. Er sollte einen ordentlichen Richter für das Zentgericht bestellen, der Kastner sollte keinerlei Vorrechte gegenüber der Bevölkerung haben. Für den Kornzehnt sollte ein geeichtetes Maß verwendet werden, das Fastnachtshuhn sollte auf dem Kasten mit 7 pf. der Käse mit 6 pf. und das Schock Eier mit 12 pf. verrechnet werden. Zudem sollten keine zusätzlichen Steuern erhoben werden außer in Notfällen. Für den Todfall von Lehen sollte kein Schreibgeld fällig werden, zudem sollten Frauen Mannlehen antreten dürfen.
- 35) Endres, S. 114–117; Graeter, S. 82ff. Die Bauern waren nur mit drei Stimmen in dem Ende April in Bamberg gebildeten Ausschuß vertreten, der die Klagen der Gemeinden prüfen sollte, und glaubten ihre Interessen dadurch schlecht vertreten. Sie riefen die Bauern des Kammeramtes zusammen, wählten Hauptleute und erklärten den Räten zu Bamberg, die Verbesserungen gingen ihnen zu langsam voran. Die Hoffnung, daß sich die Bamberger ihrem Aufruhr anschließen würden, trog, nur 200 Gärtnner zogen ins Bamberger Lager. Die Söldner des Bischofs weigerten sich allerdings, gegen die Bauern vorzugehen.
- 36) StAB, Rep. B 48, Nr. 11, fol. 9.
- 37) Chroust, S. 137.
- 38) Der Bischof verbot künftig jeglichen Aufruhr und forderte die getreuliche Abgabenleistung, das Vorbringen von Beschwerden auf dem Rechtsweg, die Achtung der Rechte des Adels und der Geistlichkeit, das Verbot, Waffen zu tragen, die Rückgabe der aus Kirchen, Klöstern und Schlössern geraubten Güter, die Anzeige der Rädelshörer des Aufstandes, das Verbot, Entflohene aufzunehmen und die Wiedergutmachung des angerichteten Schadens.
- 39) Krimm, S. 108.
- 40) Chroust, S. 542.
- 41) StAB, Hochstift Bamberg, neuverz. Akten 1841 (ehemals J 8/IV, Nr. 214). Die Truppen scheinen sich gerade lange genug in Baunach aufgehalten zu haben, um den Markt und die umliegenden Orte zu plündern.
- 42) StAB, Rep. A 90 IV, Lade 504, Nr. 3573. Nahe dem Schloß wird in diesem Zusammenhang ein *Wichhaus* (Viehhaus) und ein Stadel erwähnt.
- 43) StAB, Rep. A 90 IV, Lade 504, Nr. 3574.
- 44) Über die nächsten Jahrzehnte hinweg finden sich immer wieder Hinweise: Am 22.2.1563 wird Heinrich von Würzburg zu Rothenkirchen als Amtmann „gen Stüffenberg und Baunach“ erwähnt (StAB, Rep. A 90 IV, Lade 504, Nr. 3575). Vom 15.4.1564 datiert ein Lehenbrief des Bischofs Veit II. von Würzburg für Mathes von Rotenhan. Erwähnt wird in diesem Zusammenhang auch ein Burgut „gen Stüffenberg gehörig mit seiner zugehörung nemlich einen Hof zu Dorchendorf, eine Wiese Hopfgarten genannte und den Betzenacker“ (StAB, Rep. A 258!, Nr. 487). Am 22.2.1570 wurde Joachim von Redwitz zu Küps als Amtmann gen Stieffenberg und Baunach bestellt (StAB, Rep. A 90 IV, Lade 504, Nr. 3576).
- 45) StAB, Standbuch 773, fol. 13.
- 46) Der Weihwasserkessel aus der ehemaligen Schloßkapelle soll schließlich in der Dorgendorfer Kirche gehängt haben.
- 47) Wachter, S. 4.
- 48) Schenk, S. 33. Hulda oder auch Perchta wird mit der nordischen Totengöttin Frigg gleichgesetzt bzw. lebt in Frau Holle weiter.
- 49) Wachter, S. 4.
- 50) StAB, Bamberger Hofkammer B 54, Nr. 3990: „... Auf dem Berg Stüffenberg, do yzund das Schlos steeet, do ist gestanden die berghütten, vor zwelfthalb hundert Jaren, do ist gewesen auff demselbigen berg, die allerbeste Goldgruben. Nun willtu dieselbigen suchen, So gee zu dem Schloß, vnnd kere dich gegen den auffgang der Sonnen seytlich, also das die linncke seyten sich kere gegen dem Gleychberg, zwechlich mitten des Bergs, vnd gegen Orients wartz zu, da findstu ein huebell, ununter demselben huebleyn, ein Fuess tief, do findstu gut Golderzt, vnnd darnach baß hinein, eines

Manns tieff. So findstu ein Mühlstайн, der leyt ober der Goldtgruben, wen sie zu der zeyt verporgen ist worden vor unfried, vnnd alle dieselbige Gegen, die ist verwüst und erschlagen worden, Vnd derselbig ganng der Gruben, der geet durch den Gleychberg, vnd auff dem Gleychberg, findet man auch manche verdeckte Gruben, vnd etlich ganng, die geen durch den Berrngraben. Nun merck gar eben, das man Inn dem Berrngraben findet gutt goldterzt, Wan die großen gueß vnd regen sich begeben, vor oder nach Sant Johannis in der ernte. So es clar und hell ist, So finndt man es reychlichen bey der Huetten. Khere dich gen Orient seytlichen mit der rechten seyten, vnd gee vff sechs pogenschuß, da findstu einen stайн, der ist mit mosing umbwachsen, vnd stee auff den stайн, vnd khere dich gen Occident vnd eins pogenschuß davon, do findstu die ersten fundgruben, die ist verdeckt oben mit erdreich einer elen tieff, darnach mit Golderzt, biß vff einen stайн, von derselben gruben wieder gen Orient, seytlich mit der lincken seyten, vff dreyhundert schriet, da findstu einen Stayn, oben spitzig vnd Inn der Erden brayt, kerr dich ganz gegen Orient vffacht elen lang, do kommnst uff den Goldtvatter, vnnnd dieselbige grube ist gantzt eingefüllt, vnterwartz dem Gleychberg, do findt man ein stayn, funff elen von dem stayn gein Orient, da findt man einen dreieckhten stayn, vnter dem stayn findt man ein silber gruben, vnd geet den graben hinauff ...". An dieser Stelle bricht die Notiz ab; vgl. auch StAB, A 258, Nr. 33, ohne fol.

51) Jakob (1953), S. 34.

52) Pfau, S. 166.

53) StAB, Hochstift Bamberg, Geheime Kanzlei Nr. 1328, fol. 28.

54) Jakob (1953), S. 34.

55) Wachter, S. 4.

56) Ebd.

57) Ebd.

58) Schenk, S. 32f.

## Literatur:

- Beckmann, G. (Hg.): Deutsche Reichstagsakten [RTA]. Band 11: Die Reichstagsakten unter Kaiser Sigismund. 5. Abt., 1433–1435. Gotha 1898.
- Chroust, A.: Chroniken der Stadt Bamberg. 2. Hälfte. Leipzig 1910.
- Endres, R.: Probleme des Bauernkriegs im Hochstift Bamberg, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 31 (1971), S. 91–138.
- Gigelberger, J.: Bodenaltermümer im Forstamt Baunach, in: Fränkisches Land und Kunst, Geschichte und Volkstum 10. Jg., Nr. 5 (1963).
- Götz, W.: Geographisch-historisches Handbuch von Bayern. Band 2. München 1858.
- Gräter, C.: Der Bauernkrieg in Franken. Tauberbischofsheim 1999.

- Jakob, H.: Gold auf dem Stiefenberg, in: Fränkisches Land und Kunst, Geschichte und Volkstum 1. Jg., Nr. 9 (1953), S. 33–35.
- Jakob, H.: Wiederentdeckte alte Ansichten. Das Castrum Stufinberc in einer Darstellung aus dem Jahre 1770, in: Fränkisches Land und Kunst, Geschichte und Volkstum 5. Jg., Nr. 7 (1957/58).
- Kist, J.: Fürst- und Erzbistum Bamberg. Bamberg 1962.
- Krimm, K.: Stadt und Amt Baunach. Baunach 1974.
- Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. Band XV: Ebern. Nachdruck der Ausgabe München 1916. München 1983.
- Lipp, B. und G./Reimann, S.: Der Landkreis Hassberge um 1860. Amtsärzte berichten aus den Landgerichten Baunach und Ebern. Würzburg 2004.
- Löwisch, H.: Burg Stufenberg, in: Frankenland. Heimatkundliche Beilage zur Unterfränkischen Zeitung, Nr. 12 (1932).
- Oefele, E. v.: Geschichte der Grafen von Andechs. Innsbruck 1877.
- Pfau, L.J.: Burg Stufenberg, in: Heimatbilder aus Oberfranken Dez. 1920, S. 166–167.
- Rheinisch, NN.: Beitrag zur Geschichte der vormaligen Herrschaft Stolberg in Ostfranken, in: Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken, 3. Band, 1. Heft (1835), S. 59–105.
- Rotenhan, G. v.: Die Rotenhan. Genealogie einer fränkischen Familie von 1229 bis zum 30-jährigen Krieg. Neustadt/Aisch 1985.
- Ruß, H.: Die Edelfreien und Grafen von Truhendingen. Studien zur Geschichte eines Dynastengeschlechtes im fränkisch-schwäbisch-bayerischen Grenzraum vom frühen 12. bis frühen 15. Jahrhundert. Neustadt Aisch 1992 (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX, Band 40).
- Schenk, A.: Der Bezirk Ebern. Heimatkunde und Führer für Touristen. Baunach 1910.
- Schmiedel, W.: Historisches Ortsnamenbuch – Landkreis Ebern und Hofheim. München 1973.
- Schultes, J.A. v.: Diplomatische Beyträge zur Geschichte der Grafen von Andechs und nachmaligen Herzöge von Meran, in: Historische Abhandlungen der königlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften. 4. Band. München 1818, S. 157–280.
- Wachter, F.: Der Stoffenberg in der Sage, in: Bamberger Volksblatt 12. Juli 1932, S. 4.

## Abbildungsnachweis:

- Abb. 1 und 2: Staatsarchiv Bamberg
- Abb. 3: Jakob (1953), a.a.O.

# Virtuelle Rekonstruktion der Neuen Synagoge in Bad Kissingen und Symposium:

„Wie herrlich ist deine Wohnung, Herr der Heerscharen – Die Synagoge im Wandel der Zeit“.

von

Peter Weidisch

Die Neue Synagoge in Bad Kissingen war einst ein eindrucksvolles Zeugnis für die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Integration der jüdischen Mitbürger in Bad Kissingen. Vor über hundert Jahren, am 14. Juli 1902, feierlich eingeweiht, 1938 in der Reichspogromnacht verwüstet und in Brand gesteckt, dann 1939 auf Beschuß des Stadtrates abgerissen, wurde sie jetzt virtuell über mehrere Jahre rekonstruiert. Während die virtuelle Außenfassade schon bei einer Gedenkveranstaltung für die Neue Synagoge am 14. Juni 2002 präsentiert werden konnte, gestaltete sich die Rekonstruktion des Innenraums wegen der zahlreichen Details und fehlender Aufnahmen weitaus schwieriger. Unter großer Mithilfe von Zeitzeugen konnten aber auch diese Hürden genommen werden. Genannt seien hierbei besonders der Ehrenbürger der Stadt Bad Kissingen, Prof. Dr. Jack Steinberger, und die Tochter des ehem. Hausmeisters der Neuen Synagoge, Else Siegel. Engagiert mitgeholfen beim Schließen von Informationslücken haben auch Oberbürgermeister a.D. Georg Straus und sein Sohn, der Restaurator Martin Straus. Georg Straus hat den Dialog mit den ehem. jüdischen Mitbürgern, besonders in der Person von Joske Erel, gesucht und hier ein tragfähigen Fundament eines neuen Miteinanders von Juden und Christen in Bad Kissingen aufgebaut. Diesen Weg hat Oberbürgermeister a.D. Christian Zoll weitergeführt. Er gab auch den Impuls für die virtuelle Rekonstruktion der Neuen Synagoge. 2002 hat der Stadtrat der Stadt Bad Kissingen beschlossen, das Projekt „Virtuelle Rekonstruktion der Neuen Synagoge Bad Kissingen“ umzusetzen.

Am 1. März 2007 konnte nun das ambitionierte Projekt zu einem hervorragenden und würdigen Abschluß gebracht werden. Im Rah-

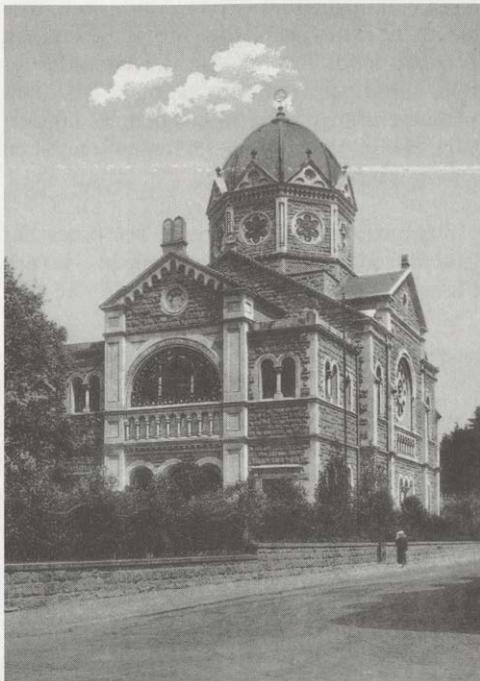


Abb. 1: Die Bad Kissinger Synagoge zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

men eines wissenschaftlichen Symposiums unter dem Titel „Wie herrlich ist deine Wohnung, Herr der Heerscharen – Die Synagoge im Wandel der Zeit“ wurde die computeranimierte Rekonstruktion im Regentenbau in Bad Kissingen vom damaligen Oberbürgermeister Karl Heinz Laudenbach der Öffentlichkeit vorgestellt.

Bad Kissingen erhielt mit der virtuellen Rekonstruktion der Neuen Synagoge ein Denkmal zurück. Es ist etwas Außergewöhnliches und ein besonderes Ereignis für Bad Kissingen, daß die vor beinahe 70 Jahren zerstörte

Neue Synagoge in der Bad Kissinger Maxstraße nun wieder betreten und bestaunt werden kann – wenn auch nur virtuell. Diese digitale Rekonstruktion soll damit auch ein sichtbares Zeichen der Verständigung zwischen Christen und Juden und des Nichtvergessens der Greuel der Nazizeit setzen. Dieses in Unterfranken einzigartige und für ganz Bayern herausragende Projekt wurde in Zusammenarbeit mit Architectura Virtualis, Kooperationspartner der TU Darmstadt, realisiert. Es ist heute wieder möglich, sich ein genaues Bild, sowohl von der Fassade der Bad Kissinger Neuen Synagoge, als auch von deren Innenraum zu machen. Es können somit völlig neue Perspektiven auf die Neue Synagoge eröffnet werden.

Das großräumige Gebäude bot einer der größten jüdischen Gemeinden in Bayern Platz. In den 1920er Jahren zählte sie 504

Mitglieder. Nach einem von menschenverachtendem Rassenwahn geleiteten Terror und den unbeschreiblichen Greueln des Holocaust im Dritten Reich lebte nach Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 kein einziger Bürger jüdischen Glaubens mehr in Bad Kissingen. An den Folgen von Deportation und Vertreibung kamen 69 Kissinger Juden in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur ums Leben. Ihrer gilt es – auch mit dem Projekt „Virtuelle Synagoge“ – zu gedenken! Die Neue Synagoge in ihrer virtuellen Rekonstruktion ist damit auch ein Mahnmal für die Diskriminierung und Verfolgung der Juden in Bad Kissingen zur Zeit des Nationalsozialismus. Sie ruft die Erinnerung an die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wach und steht gleichzeitig als Symbol gegen das Vergessen. Bad Kissingen besitzt heute wieder eine jüdische Kultusgemeinde. Mitbürger jüdischen Glaubens leben in der Stadt. Zahlrei-



Abb. 2: Blick in das virtuell rekonstruierte Innere der Bad Kissinger Synagoge.

che jüdische Gäste kommen wieder in die Bäderstadt an der Saale. Dialog und gelebte Partnerschaft bestimmen auch das Verhältnis zu ehem. Mitbürgern, wie Joske Erel und Jack Steinberger. Mit dem Bad Kissinger Partnerlandkreis Tamar am Toten Meer existiert ebenfalls ein reger Austausch, was nicht zuletzt die vielen gegenseitigen Besuche von Schülern und Jugendgruppen dokumentieren.

Seit Abschluß des Symposiums wird die Virtuelle Synagoge in der Dauerausstellung „Jüdisches Leben in Bad Kissingen“ präsentiert. Ohne Sponsoren wäre das Projekt nicht zu verwirklichen gewesen. Gedankt sei deshalb im besonderen der unterfränkischen Kulturstiftung, dem Kulturfonds Bayern, der gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft Bad Kissingen GmbH sowie der Sparkasse Bad Kissingen.

Als Projektleiter sowohl der virtuellen Rekonstruktion der Neuen Synagoge Bad Kissingen als auch des begleitenden wissenschaftlichen Symposiums „Synagogen im Wandel der Zeit“ möchte ich mich sehr herzlich bei meinem Kollegen Baudirektor Hermann Schober für die gute Zusammenarbeit bei der Rekonstruktion der Neuen Synagoge bedanken. Gedankt sei auch dem technischen Kopf des Projektes, Dr. Marc Grellert von Architectura Virtualis, der in Kooperation mit der TU Darmstadt die Neue Synagoge Bad Kissingen über mehrere Jahre hinweg virtuell rekonstruiert und die Animationen realisiert hat. Mein herzlicher und persönlicher Dank geht an Hans-Jürgen Beck, der das Projekt mit seinen Recherchen unterstützt und das Symposium mit großer Verve konzipiert und moderiert hat. Bad Kissingen konnte wieder von seinen profunden Kenntnissen der jüdischen Kultur in Deutschland profitieren.

Ein großer Dank geht an die Referenten des Symposiums „Wie herrlich ist deine Wohnung, Herr der Heerscharen – Die Synagoge im Wandel der Zeit“. Die Wissenschaftler haben sich nicht nur in ihren Beiträgen mit hoher Tiefenschärfe auf das Symposium vorbereitet, sich der anschließenden Diskussion und den Fragen der Symposiumsteilnehmer gestellt, sondern sich großenteils auch bereit erklärt, uns ihre Beiträge überarbeitet für diese Publikation zur Verfügung zu stellen. Mein abschließender Dankesgruß geht an Dr. Peter Süß, der die Themen „Virtuelle Rekonstruktion der Neue Synagoge Bad Kissingen“ und „Die Synagoge im Wandel der Zeit“ in die Zeitschrift Frankenland aufgenommen hat und diesen beiden Themen Sonderhefte widmet.

#### Dauerausstellung „Jüdisches Leben in Bad Kissingen“

Promenadestraße 2  
97688 Bad Kissingen

Mittwoch, 15 bis 17 Uhr, Eintritt frei.

Informationen, Termine für Sonderführungen und Besuche außerhalb der Öffnungszeit unter Telefonnummer 0971/807-1201.

Die virtuelle Rekonstruktion der Neuen Synagoge Bad Kissingen kann als DVD zum Preis von 10,-- erworben werden. Bestellung im Stadtarchiv Bad Kissingen unter Tel. Nr. 0971/8071201, Fax Nr. 8071209 oder [stadtarchiv@stadt.badkissingen.de](mailto:stadtarchiv@stadt.badkissingen.de). Unter den gleichen Kontaktdaten können Sie auch kostenlos die Informationsbroschüre „Jüdisches Leben in Bad Kissingen“ bestellen. Informieren Sie sich auch über die Veranstaltungen der „Jüdischen Kulturtage 2008“ in Bad Kissingen unter [www.badkissingen.de](http://www.badkissingen.de).

## Jüdische Kulturtage 2008 Bad Kissingen

### Vorträge und Konzerte

Datum, Uhrzeit	Ort	Titel
23.07.2008, 8–13 Uhr	Tattersall Bad Kissingen	Studientag „60 Jahre Israel. Kein Friede zwischen Israel Palästina?“ Vorträge und Diskussionen zum Nahostkonflikt, dem Leben in Israel heute und der Partnerschaft Bad Kissingen / Tamar. Referenten: Andreas Bönte, Bayerischer Rundfunk / Dr. Friedrich Schreiber
16.09.2008, 19.30 Uhr	Sitzungssaal des Rathauses Bad Kissingen	Eröffnung der Photo-Ausstellung „erinnertes vergessen“, Vortrag Dr. Ulrich Knufinke
20.09.2008, 19.30 Uhr	Herz-Jesu-Kirche Bad Kissingen	Konzert des Leipziger Synagogalchors. Musik der Synagoge, jiddische und hebräische Gesänge. Kammersänger Helmut Klotz, künstlerische Leitung
23.09.2008, 11.30–13 Uhr	Tattersall Bad Kissingen	Vortrag Charlotte Knobloch, Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland
07.10.2008, 19.30 Uhr	Sitzungssaal des Rathauses Bad Kissingen	PD Dr. Hans-Peter Baum „Jüdisches Leben zwischen Pogromnacht und Deportation. 1938–1941“
15.10.2008, 19.30 Uhr	Aula des Jack-Steinberger- Gymnasiums Bad Kissingen	Lesung Inge Jens „Katias Mutter“. Die Schwiegermutter von Thomas Mann und die Familie Pringsheim
25.10.2008, 20 Uhr	Dorint Ressort Bad Brückenau	Kammerkonzert des Hochschulpodiums mit Werken jüdischer Komponisten. Alexandra Steiner (Sopran) Harald Oeler (Akkordeon)
26.10.2008, 19.30 Uhr	Herz-Jesu-Kirche Bad Kissingen	„Der Golem, wie er in die Welt kam“ (Stummfilm von Paul Wegener mit Live-Orgel-Improvisationen) Nikolai Gersak (Orgel)
29.10.2008, 19.30 Uhr	Sitzungssaal des Rathauses	„Man war immer noch zu sehr mit Deutschland verbunden.“ – Biographien jüdischer Familien aus Bad Kissingen, Vortrag Hans-Jürgen Beck
02.11.2008, 13.30– 17.30 Uhr	Hotel Eden-Park Bad Kissingen, Rosenstraße 7	Tag der offenen Tür. Interessantes und Wissenswertes über das Judentum
07.11.2008, 11 Uhr	Lichthof des Landratsamtes Bad Kissingen	Eröffnung der Photo-Ausstellung „Jerusalem lag in Franken“ – Synagogen und jüdische Friedhöfe aus Franken, Vortrag Rudolf M. Bergmann

Datum, Uhrzeit	Ort	Titel
09.11.2008, 15–18 Uhr	Jüdisches Gemeindehaus, Bad Kissingen	Besichtigungsmöglichkeit der Dauerausstellung “Jüdisches Leben in Bad Kissingen“
09.11.2008, 18 Uhr	Jüdisches Gemeindehaus/ Tattersall Bad Kissingen	Gedenkfeier zur Reichspogromnacht mit Rabbiner Hod, Pfarrer Kessler und Pfarrer Wilde
10.11.2008, 19.30 Uhr	Regentenbau Bad Kissingen, Weißer Saal	„Der 9. November – Schicksalsdatum der Deutschen?“ Vortrag Peter Weidisch M.A.
13.11.2008, 19.30 Uhr	Aula des Jack-Steinberger- Gymnasiums Bad Kissingen	„Zwischen Broadway und Gewandhaus – Musik jü- discher Komponisten“ Schulkonzert mit Werken von Felix Mendelssohn- Bartholdy, Kurt Weill, Leonard Bernstein, George Gershwin u.a.
14.11.2008, 19.30 Uhr	Regentenbau Bad Kissingen, Weißer Saal	„Lieder aus dem Schatten“ – Lieder von Viktor Ull- mann u.a. Radka Loudova-Remmler (Sopran), Barbara Moritz (Klavier)
16.11.2008, 19.30 Uhr	Erlöserkirche Bad Kissingen	Konzert Giora Feidmann und Matthias Eisenberg. Klezmer und anderes
18.11.2008, 11.25– 12.55 Uhr	Aula des Jack-Steinberger- Gymnasiums Bad Kissingen	„Meine weißen Nächte“ und „Hochzeit in Jerusa- lem“, Lesung Lena Gorelik
29.11.2008, 19.30 Uhr	König- Ludwig-I-Saal, Bad Brückenau	Konzert des Bayerischen Kammerorchesters Bad Brückenau mit Werken jüdischer Komponisten

## Ausstellungen

### 16.9. bis 31.12.2008

Mo. – Di. 7:45–16:15 Uhr, Fr. 7:45–12:30 Uhr,

Foyer des Bauamts, Bad Kissingen:

**„erinnertes vergessen“**. Eine Photo-Ausstellung aus Anlaß des 70. Jahrestages  
der Pogromnacht von Dr. Ulrich Knufinke.

### 7.11. bis 30.11.2008

Mo. – Fr. 8:00–12:00 Uhr, Mo. – Di. 14:00–16:00 Uhr, Do. 14:00–17:00 Uhr,

Lichthof des Landratsamts, Bad Kissingen:

**„Jerusalem lag in Franken“ – Synagogen und jüdische Friedhöfe aus Franken.**  
Photo-Ausstellung im Landratsamts Bad Kissingen, danach als Wanderausstellung  
in Bad Brückenau, Hammelburg, Münnsterstadt, Bad Bocklet und Maßbach.

# Die Synagoge im Wandel der Zeit – eine Einführung

von

Hans-Jürgen Beck

## Zur Tagung

Bad Kissingen besaß bis zu ihrer Zerstörung in der NS-Zeit eine der größten und eindrucksvollsten Synagogen in Bayern. Die 1902 eingeweihte Neue Synagoge in der Maxstraße wurde 1938 in der Pogromnacht verwüstet und in Brand gesteckt, ein Jahr später dann auf Beschuß des Stadtrates abgerissen.

Im Jahre 2002 ging die Stadt Bad Kissingen in Zusammenarbeit mit der Architektura Virtualis der TU Darmstadt daran, die Neue Synagoge virtuell mit Hilfe der Computertechnik zu rekonstruieren. Nach München und Nürnberg ist Bad Kissingen die dritte Stadt in Bayern gewesen, die sich entschlossen hat, ihre ehemalige Synagoge auf dem Weg der modernen Computertechnik zu neuem virtuellen Leben zu erwecken. Während das Äußere der Kissinger Synagoge bereits im Jubiläumsjahr 2002 der Öffentlichkeit präsentiert werden konnte, zog sich die Rekonstruktion des Innenraums über mehrere Jahre hinweg. Neben der Frage der Finanzierung war dabei vor allem das Problem der lückenhaften Quellenlage für den Innenraum zu lösen. Vom Inneren der Synagoge gibt es nämlich nur wenige Bilder, die sich allein auf Thoraschrein und Bima konzentrieren. Die im Stadtarchiv erhaltenen Entwürfe Carl Krampfs waren nur zum Teil als Vorlage für die Rekonstruktion des Inneren geeignet, da sie nicht in allen Details so ausgeführt wurden, wie es ursprünglich vom Architekten vorgesehen war. Lange Zeit konnte man sich somit nur ein sehr eingeschränktes Bild vom Inneren der Neuen Synagoge machen. Nach fünf Jahren fand Anfang 2007 das aufwendige Projekt mit der Rekonstruktion des Innenraums seinen Abschluß: Am 1. März 2007 konnte die fertige virtuelle Rekonstruktion im Rahmen einer offiziellen Feier der Stadt Bad Kissingen erstmals der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Als Einstimmung auf dieses besondere Ereignis diente ein ganztägiges Symposium über die Synagoge im Wandel der Zeit. Der Stadt Bad Kissingen, der VHS Bad Kissingen und dem Jack-Steinberger-Gymnasium, die diese Tagung gemeinsam veranstalteten, gelang es dabei, eine Vielzahl namhafter Experten zu gewinnen. Die Tagung versuchte, der Bedeutung und Geschichte der Synagoge von den ersten Anfängen bis in die Gegenwart nachzuspüren und etwas von der Schönheit und religiösen Tiefe synagogaler Architektur, Kultur und Frömmigkeit zu vermitteln.

## Zur Geschichte der Synagoge

In der Geschichte des jüdischen Volkes und der jüdischen Religion stellt das Jahr 70 n.Chr. einen einschneidenden Wendepunkt dar. Unter der Führung des späteren Kaisers Titus wurde der Aufstand der Juden gegen die römische Besatzungsmacht blutig niedergeschlagen, der Tempel in Jerusalem geplündert, verwüstet und schließlich in Brand gesetzt. „Obwohl sie als Minderheit gegen eine weitaus überlegene Zahl kämpften“, so Cassius Dio über den Abwehrkampf der Jerusalemer Juden, „wurden sie nicht eher besiegt, als bis ein Teil des Tempels in Brand geriet. Da stürzten sich die einen freiwillig in die Schwerter der Römer, die anderen erschlugen sich gegenseitig, andere brachten sich selbst um, wieder andere sprangen in die Flammen. Und es schien für alle [...] nicht so sehr Verderben, sondern eher Sieg und Heil und Gnade zu bedeuten, mit dem Tempel zusammen unterzugehen.“<sup>1)</sup> Auch wenn man das steife, überzogene heroische Pathos der antiken Geschichtsschreibung in Rechnung stellen muß, verdeutlicht der Bericht des römischen Geschichtsschreibers und Politikers Cassius Dio doch, welche Katastrophe die Vernichtung des Tempels für die jüdische Bevölkerung bedeutete. Mit der Zerstörung des

zentralen Kultheiligtums wurde der jüdischen Religion ihr Herzstück herausgeschnitten, das jüdische Volk des eindrucksvollsten Sinnbilds seiner nationalen Identität und Größe beraubt.

In dieser Phase der religiösen, kulturellen und politischen Auflösung gewann eine Einrichtung an Bedeutung, die den weiteren Verlauf der jüdischen Geschichte und Religion nachdrücklich prägen und bestimmen sollte: die Synagoge. Bereits vor der Zerstörung des Jerusalemer Tempels durch die Römer existierten in Israel und der Diaspora zahlreiche Synagogen. Die ältesten archäologischen Befunde reichen ins 2. bis 1. Jahrhundert vor Christus zurück und finden sich im hellenistischen Ägypten, in Kleinasien, in Delos und Palästina. Alte Überlieferungen datieren die Entstehung der Synagoge in die Frühzeit der Babylonischen Gefangenschaft. Mit dem Verlust der Heimat, der Zerstörung des ersten Tempels und der Bedrohung durch konkurrierende heidnische Kulte und Bräuche sei das Bedürfnis gewachsen, an einem eigenen Ort zu beten und die Thora zu studieren, sich auf die identitätsstiftende jüdische Tradition zu besinnen und sich so vor der kulturellen und religiösen Überfremdung zu bewahren. Uneins ist sich die Forschung darüber, ob die Exilanten die Synagoge 538 v.Chr. bei ihrer Rückkehr in die Heimat mitgebracht haben oder ob sich diese zur selben Zeit in Israel unabhängig entwickelt hat.

Allmählich setzte sich in Israel wie in der Diaspora jedenfalls eine spezielle Form des Wort- und Laiengottesdienstes durch, die sich deutlich vom Tempelgottesdienst in Jerusalem unterschied, auch wenn Synagoge und Tempel zahlreiche Berührungspunkte aufweisen. So lassen sich etwa Thoraschrein, Thoravorhang, Ewiges Licht, aber auch die Synagogenumusik durchaus in der Tradition des Tempels verankern. Der Synagogengottesdienst kommt jedoch ohne Opferhandlung aus und konzentriert sich ganz auf Schriftlesung (aus Thora und Propheten) und Schriftdeutung, die umrahmt werden von Gesang und Gebet. Während der Dienst am Tempel von Priestern vollzogen wurde, ist der Wortgottesdienst in der Synagoge Ausdruck einer lebendigen Laienreligion. Die sich zum

Gebet versammelnde Gemeinde tritt ohne vermittelnde priesterliche Instanz oder kultische Opfer unmittelbar vor Gott. Jeder männliche Jude kann bis zum heutigen Tag, nachdem er mit 13 Jahren seine Religionsmündigkeit als „*Bar Mizwa*“ erlangt hat, aus der Thora vorlesen. Auch der Chasan, der Vorbeter, und der Rabbiner, der Schrift- und Rechtsgelehrte einer Synagogengemeinde, sind keine Geistlichen, sondern letztlich Laien im Dienste der Gemeinde.

Für den Frankfurter Architekten Salomon Korn stellt die „provisorische‘ Synagoge des babylonischen Exils [...] eher eine Rückkehr zum portativen Stiftszelt der Wüste als zum festen‘ Tempel Zions“<sup>(2)</sup> dar. Der unsichtbare Gott Israels, der weder Gestalt noch Namen hat, läßt sich ihm zufolge in einem solch provisorisch-unsinnlichen Gotteshaus adäquater verehren als in einem sakral-sinnlich-dauerhaften Bauwerk wie dem Tempel in Jerusalem. Die Synagoge des Exils erweist sich so für Korn letztlich als Glückfall für das Judentum, als ein „„Triumph‘ der Geistigkeit über die Sinnlichkeit“, als „architektonisch angemessene Antwort auf den Monotheismus.“<sup>(3)</sup>

Zur Zeit Jesu von Nazareth waren die Synagogen bereits fester Bestandteil des religiösen Lebens. Jesus selbst hat den Gottesdienst in den Synagogen regelmäßig besucht. Die Evangelien bezeugen, daß er etwa am Schabbat in den Synagogen aus der Thora vorlas, die Schrift auslegte und lehrte. Die auf die Thora ausgerichtete Frömmigkeit der Synagogengemeinden entsprach der Religiosität Jesu ganz offensichtlich mehr als der priesterliche Opferkult am Tempel in Jerusalem, den er in gut prophetischer Tradition kritisierte und dessen Untergang er voraussagte.

Nach der tatsächlich eingetretenen Zerstörung des Tempels etwa 40 Jahre nach dem Tod Jesu entwickelte sich die Synagoge zu dem entscheidenden Kristallisierungspunkt jüdischen Lebens. Sie stiftete Einheit und Identität, regelte das Leben und Überleben in der Diaspora wie im Mutterland, zeigte, daß die religiösen Überlieferungen auch ohne das Zentralheiligtum in Jerusalem lebensfähig waren. Sie schloß die schmerzliche Lücke,

die durch die Vernichtung des zentralen Kultheiligtums in der jüdischen Religionsgemeinschaft entstand. Wenn die Thora – wie Heinrich Heine feststellte – fortan zum „portativen Vaterland“ wurde, so schuf die Synagoge diesem „portativen Vaterland“ eine neue sinnfällige Heimstatt überall auf der Welt, wo Juden lebten.

Dabei war die Synagoge von Anfang an nicht nur ein Ort des Gebets und des Gottesdienstes. Sie war das, was man heute wohl ein multifunktionales Gemeindezentrum nennen würde, ein „*Haus der Menschen in Anwesenheit Gottes*“,<sup>4)</sup> wie Salomon Korn es formulierte. Dies wird bereits in den verschiedenen Bezeichnungen für sie deutlich: Das griechische Wort „Synagoge“ weist auf den Ort der Zusammenkunft, der hebräische Begriff Bet ha-Knesset auf den Ort der Versammlung der Gemeinde hin. Im Hebräischen kann die Synagoge zudem auch als Bet ha-Midrasch (als Haus des Lernens) oder als Bet ha-Tefila (als Haus des Betens) bezeichnet werden.

Über Jahrhunderte hinweg bildete die Synagoge den Mittelpunkt des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens im Judentum. Sie erfüllte dabei so unterschiedliche Funktionen wie die eines Gotteshauses, einer Versammlungsstätte, eines Gerichtsgebäudes, einer Bibliothek, einer Schule und eines Festsaals. Beschlüsse der Gemeindevorsteher und andere wichtige Mitteilungen wurden von der Bima öffentlich verlesen. Verfügungen der Gemeinde mußten in der Regel in der Synagoge verkündet werden, bevor sie rechtskräftig wurden. Auch bestimmte Geschäfte, wie etwa der Verkauf von Grundbesitz, wurden mehrmals in der Synagoge bekannt gemacht, bevor der Verkauf abgewickelt werden konnte. Wahlen fanden häufig in einem Anbau der Synagoge statt, das Ergebnis wurde dann vom Chasan, dem Vorbeter, in der Synagoge öffentlich verlesen. Die Synagoge war zudem auch ein Ort des Gerichts und der Rechtssprechung. Der Rabbiner hatte hier Streitfälle zu schlichten und rechtsverbindliche Entscheidungen zu fällen. Man traf sich aber in der Synagoge auch, um die heiligen Bücher zu studieren und die Kinder zu unterweisen. Diese zentrale Bedeutung

der Synagoge als Haus des Lehrens und Lernens spiegelt sich in der römischen Bezeichnung als „*schola judaeorum*“ und dem jiddischen Wort „*Schul*“ wider, auf das sich wohl Martin Luther bezog, als er den Begriff „Synagoge“ mit „*Judenschule*“ übersetzte. Aber auch für das gemeinsame Feiern bot die Synagoge den passenden Rahmen.

So wuchs im Laufe der Zeit die Synagoge als Gebäude über sich hinaus, wurde nicht selten erweitert durch Anbauten und Räume, die sich an den eigentlichen Gebetsraum anschlossen. In Speyer war die Synagoge z.B. Teil eines Gebäudekomplexes, der sich um einen Hof herum gruppierte. In anderen Gebäuden waren Unterrichtsräume, ein Raum für das Gericht und ein Saal untergebracht, der für Feiern und ähnliche Ereignisse der Gemeinde genutzt werden konnte. Auch ein rituelles Reinigungsbad, die Mikwe, eine Bäckerei und eine Metzgerei gehörten zum Synagogenkomplex.

Das innere Erscheinungsbild einer Synagoge wird vor allem geprägt durch den Thoraschrein (den Aaron-ha-Kodesch), in dem die Thorarollen aufbewahrt werden, und das Vorlesepult (die Bima), von dem die Lesungen aus der Thora beim Gottesdienst vorgelesen werden. Aus diesem bipolaren räumlichen Prinzip, der spannungsvollen Anordnung von Bima und Aaron im Inneren, erwächst für Salomon Korn die typische „*synagogale Raumantinomie*“, deren Bewahrung den „spezifischen, originären Charakter“<sup>5)</sup> eines jüdischen Gotteshauses gegenüber den Sakralbauten anderer Religionen am sichersten garantiere.

In orthodoxen Synagogen steht die Bima traditionell aus akustischen und theologischen Gründen in der Mitte des Raumes, in liberalen Synagogen befindet sie sich hingegen meist direkt vor dem Thoraschrein. Charakteristisch für orthodoxe Synagogen ist zudem die Trennung von Männern und Frauen. Wenn keine eigene Frauenempore vorhanden ist, sitzen die Frauen entweder hinter den Männern oder seitlich abgetrennt von ihnen. Da in orthodoxen Gemeinden nur die Männer zum Gottesdienst verpflichtet sind, befinden sich die für die Liturgie wich-

tigen Einrichtungsgegenstände alle im Gebetsraum der Männer. Ein Gottesdienst kann nur dann gefeiert werden, wenn der Minjan (das hebräische Wort für „Zahl“) erfüllt ist. Dies ist der Fall, wenn mindestens zehn Männer (in liberalen Gemeinden auch Frauen) anwesend sind.

*„Die Synagogen haben sich“, wie Yom Tov Assis bemerkt, „vom Mittelalter zur Neuzeit nicht weniger verändert als die Menschen. Kein Aspekt des Synagogenlebens, kein Teil des Synagogenbaus blieb davon unberührt.“<sup>6</sup> Am Ende des Mittelalters waren Stadtsynagogen in Deutschland zunächst noch sehr selten. Die Vertreibung der Juden aus vielen deutschen Städten führte nämlich dazu, daß diese sich vor allem in Kleinstädten und Dörfern ansiedelten. So wurden im 16. und 17. Jahrhundert überwiegend einfache, kleine Betstuben auf dem Land eingerichtet, oftmals in bereits bestehenden Gebäuden, die nicht zu diesem Zweck erbaut worden waren. Viele mittelalterliche Synagogen verbargen sich daher häufig hinter einer ganz normalen, unscheinbaren Fassade, weshalb sie auch von außen kaum als jüdisches Gotteshaus zu erkennen waren. Erst im 18. Jahrhundert entstanden eigene, aber meist kleine, schlichte Synagogengebäude. Neben diesen Landsynagogen entwickelte sich ein neuer Typ von Großstadtsynagogen wie in Frankfurt oder Berlin.*

Mit der gesellschaftlichen und rechtlichen Emanzipation zogen im frühen 19. Jahrhundert die Juden wieder verstärkt in die Städte, so daß rege Neubauaktivitäten erforderlich waren. Die neu errichteten Synagogen sollten aber nicht nur der wachsenden Zahl der Gemeindemitglieder gerecht werden, sie sollten auch das neue Selbstverständnis und Selbstbewußtsein sowie die Reformbestrebungen der deutschen Juden sichtbar zum Ausdruck bringen. Zunehmend versuchte man sich im Zuge der gesellschaftlichen Emanzipation und Assimilation bei der Gestaltung der Synagoge an die christlichen, vor allem protestantischen Kirchenbauten anzulehnen. Orgel und Kanzel hielten in Reformsynagogen erstmals Einzug, Frauenemporen wurden teilweise abgeschafft, die Bima aus der Raum-

mitte in die Nähe des Thoraschreins verschoben. Während in größeren Städten sich orthodoxe und liberale Synagogen nebeneinander ausbilden konnten, mußte man in kleineren Städten – wie etwa Bad Kissingen – häufig einen Kompromiß zwischen beiden Richtungen in der Architektur finden. So wurde etwa in der Neuen Synagoge von Bad Kissingen als Konzession an die liberalen Kräfte in der Gemeinde die Bima aus der Raummitte unter der Kuppel vor den Aaron-ha-Kodesch verlegt, während – dem orthodoxen Verständnis folgend – einige Zeit nach der Einweihung nachträglich Gitter auf der Frauenempore angebracht wurden. Ähnliches ließ sich auch bei der synagogalen Musikgestaltung beobachten: Während die Kissinger Synagoge wie eine typisch orthodoxe Synagoge keine Orgel erhielt, sang im Gottesdienst dennoch ein Chor zum Lobe Gottes.

Die Wahl des Baustils spielte im 19./20. Jahrhundert eine besondere Rolle. Entschied man sich für einen neoromanischen oder neogotischen Stil, so drückte man dadurch die Einbindung in die deutsche Kultur und Gesellschaft sichtbar aus, wählte man den islamisch-maurisch-byzantischen Stil, suchte man die Eigenständigkeit der jüdischen Gemeinde und Religion nicht zuletzt gegenüber den immer stärker werdenden Assimilationstendenzen nachdrücklich zu betonen. Erst im Jugendstil und Bauhausstil konnte die Vorherrschaft des Historismus gebrochen und neue Wege eingeschlagen werden.

Von den etwa 2800 Synagogen und Betstuben, die es zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland gegeben hat, wurden in der NS-Zeit weit über die Hälfte zerstört, der größte Teil in der Reichspogromnacht 1938, ein weiterer Teil durch Kriegseinwirkungen. Die meisten Synagogen, die Pogromnacht und Krieg überstanden hatten, wurden nach dem Krieg zweckentfremdet, abgerissen oder dem Verfall preisgegeben. Nur wenige Synagogen wurden ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zugeführt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und der Shoah sind in Deutschland über 120 Bauwerke und Einrichtungen jüdischer Gemeinden wie Syna-

gogen, Gemeindezentren oder Friedhofsgebäuden entstanden. Bei den Synagogenneubauten bestimmte zunächst eine schlichte funktionale Architektur das Erscheinungsbild der meisten Synagogen. Auf die einfachen Provisorien der Nachkriegszeit folgten in den 1950er und 60er Jahren erste repräsentative Bauten. Zunehmend gewannen in der Nachkriegs- und Gegenwartsarchitektur das Stiftszelt und der Jerusalemer Tempel als Vorbilder für die Architekten an Bedeutung, wie sich etwa am beeindruckenden Neubau der Münchner Synagoge erkennen läßt, der die beiden gegensätzlichen Konzepte spannungsvoll miteinander verbindet.

#### Anmerkungen:

- 1) Cassius Dio, zit. nach: Zentner, Christian: Zentners Illustrierte Weltgeschichte. München 1979 (2), S. 117.
- 2) Korn, Salomon: Synagogen in Deutschland nach 1945, in: Micha Brumlik/Rachel Heuberger/Cilly Kugelmann (Hrsg.): Reisen durch das jüdische Deutschland. Köln 2006, S. 341.
- 3) Ebd., S. 340.
- 4) Ebd.
- 5) Korn, Synagogen (wie Anm. 2), S. 344.
- 6) Folberg, Neil: Daß ich mitten unter ihnen wohne: Historische Synagogen. Fotografien von Neil Folberg. Mit einem Essay von Yom Tov Assis. Frankfurt am Main 1995, S. 171.

## Die antike Synagoge

von

Frowald Gil Hüttenmeister

Die antike Synagoge war, neben dem Tempel, die bedeutendste jüdische Institution. Sie hatte eine Fülle von Aufgaben, von denen die wichtigste, neben Gebet und Gottesdienst, die Lehre des Gesetzes war. Dort versammelten sich die Juden zum täglichen Gebet und zum Schabbatgottesdienst mit der Vorlesung und Auslegung des Wochenabschnittes aus der Thora; dort lernten die Kinder Lesen und Schreiben und erhielten ihre religiöse Unterweisung; dort wurden die religionsgesetzlichen Probleme diskutiert und gelöst usw.

Aber die Synagoge hatte auch eine wichtige Funktion im profanen Bereich. Dort wurden die Allgemeinheit betreffende Bekanntmachungen gemacht, dort konnte man Rat in den Dingen des täglichen Lebens bekommen, man konnte sich Urkunden schreiben lassen, Zeugen suchen, verlorene oder gefundene Gegenstände ausrufen, und dort konnten, vor allem, aber nicht nur in der Diaspora, Gäste Herberge finden. Die Synagoge war das geistige, kulturelle und religiöse Zentrum jeder jüdischen Gemeinde.

Was ist die wörtliche Bedeutung des Wortes Synagoge? Es bedeutet Versammlung –

für welchen Zweck auch immer. Es ist eine wörtliche Übersetzung des hebräischen „*bet knesset*“ bzw. des aramäischen „*be knischta*“, was beides genau dasselbe bedeutet, nämlich „Versammlungshaus“. Warum also nannten die Juden die Synagoge „Versammlungshaus“ und nicht „Gebetshaus“ oder ähnlich? Übrigens, das griechische Wort für Kirche, „ekklēsia“, bedeutet ebenfalls „Versammlung“. Da aber die Kirche aus der Synagoge entstanden ist, erstaunt das nicht. Und die Juden auf der Straße nannten die Synagoge „*bet ha-aham*“ – „Haus des Volkes“.

In der Septuaginta, der alten griechischen Bibelübersetzung, finden wir das Wort „synagogē“ mehr als 200 Mal, und es bedeutet „Gemeinde“ oder „Versammlung“. Im Neuen Testament ist die Bedeutung von „synagogē“ in den allermeisten Fällen „Synagoge“. Nur zwei- oder dreimal steht es für „Versammlung“. Wir sehen also, daß das Wort einen Bedeutungswandel von „Gemeinde“ zu „Synagoge“ im modernen Sprachgebrauch durchgemacht hat. Was war der Grund dafür?

Recht wenig kann man mit Sicherheit über die Entstehung der Synagoge sagen. Wenn

nach den Rabbinen der ersten Jahrhunderte die Synagoge bereits in der Zeit vor Moses bestanden habe, dürfen wir das nicht historisch sehen. Es ist eine in der rabbinischen Exegese durchaus übliche und auch legitime Methode. In den Augen der Rabbinen war eine Zeit ohne die Institution der Synagoge, die jetzt einen so zentralen Platz im täglichen Leben einnahm, einfach nicht denkbar.

Von jeher gab es in der Diaspora die Notwendigkeit eines Gemeindezentrums für profane und kulturelle, vor allem aber für religiöse Zwecke, da die Juden dort als Fremde in einer nichtjüdischen Umgebung lebten. Deswegen finden wir auch die ältesten Synagogen in der Diaspora, vornehmlich im ptolemäischen Ägypten, in Kleinasien und Griechenland, wohl das älteste Synagogengebäude – auf Delos, vor dem Ende des 2. Jhd. v. Chr. – gefunden wurde.

Die frühesten Synagogengebäude haben eine rechteckigen Grundriß mit Sitzreihen an allen vier Wänden. Die Leute saßen auf Steinbänken und richteten ihr Augenmerk auf das Zentrum des Raumes. Auch dies ist ein Beweis für den säkularen Ursprung der Synagoge. Das widerspricht nämlich der Gebetsrichtung, die auf den Tempel in Jerusalem festgelegt war. Die späteren Synagogen haben denn auch in der nach Jerusalem ausgerichteten Wand eine Apsis für den Thoraschrein.

Nach der Zerstörung des Zweiten Tempels im Jahre 70 n. Chr. durch die Römer wandeln sich die Synagogen langsam von einer säkularen Einrichtung, in der auch gebetet wurde, zu einer religiösen Einrichtung, die aber nach wie vor ebenfalls säkularen Zwecken diente. Das, was die Synagoge zu einem Gebetshaus macht, sind die Thorarollen. Bis zum Beginn des 4. Jahrhunderts wurden die Thorarollen außerhalb aufbewahrt und zum Gottesdienst in die Synagoge gebracht. Das ergibt sich aus talmudischen Quellen: „Als Rabbi Dimi [um 320] kam, berichtete er: Die Leute vergaßen einmal die Thorarollen noch bei Tageslicht zu holen. Am folgenden Tag breiteten sie ein Laken über die Säulen aus, holten die Thorarolle und lasen aus ihr. „Sie breiteten aus?“ Ist das denn [am Schabbat] erlaubt? In Wirklichkeit fanden sie ein Laken über die Säulen ausgebreitet, und so holten sie die Thorarolle und lasen aus ihr“ (babyl. Talmud Eruvin 86b). Eine ähnliche Geschichte wird von Rabbi Jizchak ben Bisna (um 340) berichtet: „Rabbi Jizchak ben Bisna verlor einmal an einem Schabbat die Schlüssel des Lehrhauses auf öffentlichem Gebiet. Er ging zu Rabbi Pedat [und fragte ihn, was er tun solle]. Dieser sagte zu ihm: Laß kleine Jungen und Mädchen dort spielen. Wenn sie den Schlüssel finden, werden sie ihn dir bringen“ (babyl. Talmud Jevamot 113b–114a).

Was können wir diesen Texten entnehmen? Zunächst einmal, daß die Thorarollen außer-

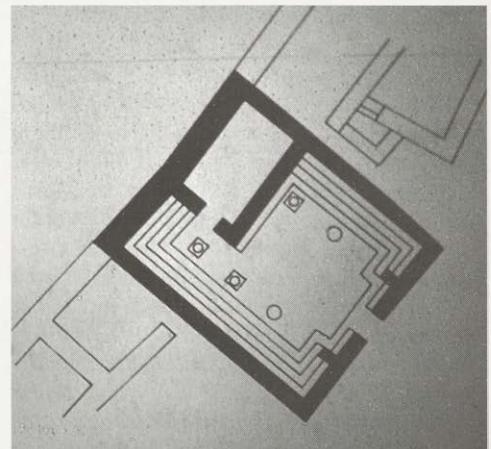
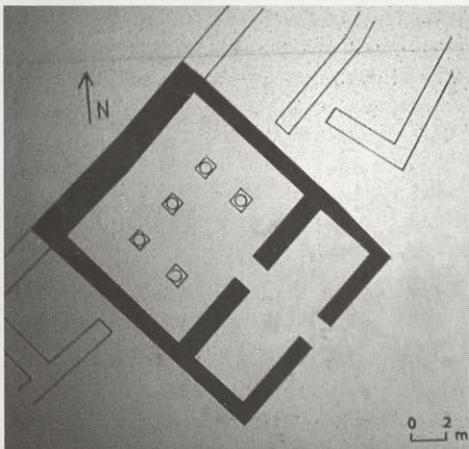


Abb. 1/2: Grundriß der Synagoge von Masada (links der ursprüngliche Zustand zur Zeit des Herodes).

halb der Synagoge aufbewahrt wurden und zum Schabbatgottesdienst in die Synagoge geholt wurden. Dies mußte vor Sonnenuntergang am Freitagabend geschehen, da mit Sonnenuntergang der Schabbat beginnt, an dem es verboten ist, etwas über öffentliches Gebiet zu tragen. Die Thorarolle hätte also bei Beginn des Schabbat bereits in der Synagoge sein sollen. Nun breitete man ein Laken über die Säulen auf der Straße aus; dadurch vereinigte man die beiden privaten Bereiche – das Haus, in dem sich die Thorarolle befand und die Synagoge – zu einem gemeinsamen Bereich, in dem man die Thorarollen tragen durfte. Jetzt wendet aber jemand ein, daß das Ausbreiten des Lakens ja auch eine am Schabbat verbotene Arbeit sei. Aber man ist um eine Antwort nicht verlegen: Durch ein Wunder – man könnte es auch Zufall nennen – fand man am Schabbatmorgen ein Laken ausgebreitet vor. Im zweiten Text ist es der Schlüssel, der verloren geht oder den man fallen gelassen hat. Hier liegt die Lösung in den kleinen Kindern: Jungen bis zum Alter von 13 Jahren und Mädchen bis zum Alter von zwölf Jahren sind religionsgesetzlich noch nicht volljährig und brauchen die Gebote nicht zu beachten. Hiermit haben wir zugleich ein schönes Beispiel zum Charakter der rabbinischen Literatur: Es wird ein Problem aufgeworfen und häufig durch eine überlieferte Begebenheit erläutert. Fragen, Gegenfragen, Diskussionen, Lösungen usw. folgen einander, und man gerät leicht vom Hundertsten ins Tausendste.

Es gibt ein anderes gutes Beispiel dafür, daß die Thorarollen außerhalb des Gebetsraumes aufbewahrt wurden. Ich erinnere mich daran, daß in meiner Kindheit viele Leute die Kirche verließen, bevor die Messe zu Ende war. Dies war offensichtlich auch der Fall beim Schabbatgottesdienst vor fast zweitausend Jahren. Babyl. Talmud Sota 39b: „*Rabbi Tanchum sagte im Namen des Rabbi Jehoschua ben Lewi [um 250]: Die Gemeinde darf die Synagoge nicht verlassen, bevor die Thorarolle hinausgebracht und an ihrem Platz deponiert worden ist. Raba sagte: Bar Achina hat mir das erklärt; es heißt nämlich [in der Bibel, Deut 13,5]: Du sollst nach dem*

*Herrn deinem Gott gehen,*“ [d.h.: Du sollst dem Herrn deinem Gott folgen].

Hier haben wir ein weiteres typisches Beispiel für die rabbinische Argumentation: Die Rabbinen versuchen, für alles einen Beweis in der Heiligen Schrift zu finden. Hier spielen sie mit der Doppelbedeutung des Wortes „nach“: Im biblischen Kontext wird es in übertragener Bedeutung gebraucht: Die Menschen sollen Gottes Geboten folgen; hier aber ist die temporale Bedeutung gemeint (im Deutschen sind ja auch beide Bedeutungen in dem Wort enthalten): Ihr sollt erst gehen, nachdem die Thorarollen hinausgebracht werden sind.

An der Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert verdrängen die religiösen Aufgaben der Synagoge allmählich die profanen Aufgaben. Das spiegelt sich einmal in den literarischen Quellen und zum anderen in den Gebäuden selbst wider. In den Augen der Rabbinen sollte der religiöse Charakter im Gebäudegrundriß zum Ausdruck kommen. Es gibt allerdings nur einige wenige solche Vorschriften. Da die meisten Synagogengebäude aber nicht mit den Vorschriften in Einklang zu bringen sind, stellt sich die Frage, ob diese nicht gegen die existierende Praxis polemisieren. Da es in biblischer Zeit keine Synagogen gegeben hat, nehmen die Rabbinen den Tempel in Jerusalem zum Vorbild. Die Synagoge soll an der höchsten Stelle im Ort gebaut werden. Diese Vorschrift war sicherlich beeinflußt von dem Brauch, Opferstätten und Gebetsstätten auf hochgelegenen Plätzen zu bauen. Obwohl der Tempel nicht auf der topographisch höchsten Stelle in Jerusalem gestanden war, wurde der Tempelplatz doch als die höchste Stelle auf Erden angesehen. Im babyl. Talmud Sanhedrin 87a lesen wir, daß Jerusalem höher liege als der Rest des Landes Israel und das Land Israel höher liege als alle anderen Länder der Erde. An anderer Stelle heißt es (Tosefta Megilla 4, 23): „*Synagogen ... sollen an der höchsten Stelle des Ortes gebaut werden, denn es steht geschrieben [Prov 1,21]: Von der Höhe der Mauern ruft die Weisheit*“ – und „Weisheit“ ist ein Äquivalent für die Thora. Nun gibt es aber kaum ein Synagogengebäude auf der höchsten Stelle eines Ortes, denn man baut ja nicht zuerst eine Syn-

agoge und anschließend die Wohnhäuser darum herum. Wenn man eine Synagoge bauen will, ist der höchste Platz im Ort meist längst von anderen Häusern besetzt. Es gibt sogar Synagogen, die am Fuße einer Siedlung gebaut worden sind.

Im Mittelalter durften die Juden in Europa keine Synagoge bauen, die höher als eine Kirche war. So versuchte man, die Kirche dadurch zu übertreffen, daß man auf dem Dach eine Stange anbrachte, die die Kirche übertraute. Etwas Ähnliches finden wir auch im Katharinenkloster auf dem Sinai: Die Mönche bauten die Kirche niedriger als das Minarett der Moschee, weil sie mit den Muslimen in Frieden leben mußten und sie nicht provozieren wollten.

Nach derselben Quelle soll der Eingang der Synagoge im Osten sein, wie es im Tempel der Fall war. Aber wir finden nur ganz wenige Synagogen mit dem Eingang im Osten.

Die überwiegende Mehrheit der Synagogen hat den Eingang im Süden oder im Norden.

Die Ausrichtung der Synagogen folgt einem bestimmten Schema, abhängig von der Gebetsrichtung auf den Tempel in Jerusalem. Die frühen Synagogen haben noch keine gemeinsame Ausrichtung. Die Synagoge in Masada ist nach Nordwesten orientiert, bedingt durch den Verlauf der Umfassungsmauer, die eine der Wände bildet. Die Synagoge im Herodion ist nach Westen orientiert, bedingt durch den rechtwinkligen Grundriß des künstlich aufgeschütteten Berges. Die Synagoge in Gamla auf dem Golan ist nach Westen ausgerichtet, bedingt durch den steilen Abhang und die Stadtmauer, die zugleich die Ostmauer der Synagoge bildet. Die Ausrichtung der frühen Synagogen ist also abhängig von den topographischen Gegebenheiten vor Ort und hat noch keine Verbindung mit der Gebetsrichtung. Auch dies ist ein weiterer Beweis für den nicht religiösen Ursprung der Synagoge.



Abb. 3: Die Synagoge in Gamla auf dem Golan (1. Jhd.).

Mit den zunehmend religiösen Funktionen im 4. Jahrhundert geht ein bemerkenswerter Wandel in den Gebäuden einher. So finden wir nun eine Nische oder eine Apsis für den festen Platz der Thorarollen in der Jerusalem zugewandten Seite. Die Gefahr, daß man vergißt, die Thorarollen rechtzeitig vor Beginn des Schabbat in die Synagoge zu bringen, besteht damit nicht mehr. Was aber konnte man mit denjenigen Synagogen in Galiläa machen, die den Haupteingang im Süden, der Richtung auf Jerusalem, hatten? Der Besucher mußte sich also zum Gebet um 180° drehen. Wo konnte man den Thoraschrein anbringen? Eine interessante Lösung fand man in der Synagoge von Gusch Chalav: Der Thoraschrein wurde

am Ende der westlichen Säulenreihe an der Jerusalem zugewandten Wand angebracht. Dies war aber nur eine Notlösung, weil der Zwischenraum zwischen der letzten Säule und der Wand sehr klein war, so daß man den Thoraschrein kaum sehen konnte. Eine ähnliche Anordnung finden wir in der Synagoge von Ostia bei Rom, die aus dem 1. Jahrhundert stammt und mehrmals umgebaut wurde. Hier wurde einer der Eingänge in der Jerusalem zugewandten Seite zugemauert, um einen Platz für den Thoraschrein zu finden.

Vielleicht sind die Synagogen des Breithaustyps, die vorwiegend in Galiläa gefunden wurden, nach den Vorschriften der Rabbinen gebaut worden, d.h., mit dem Eingang im

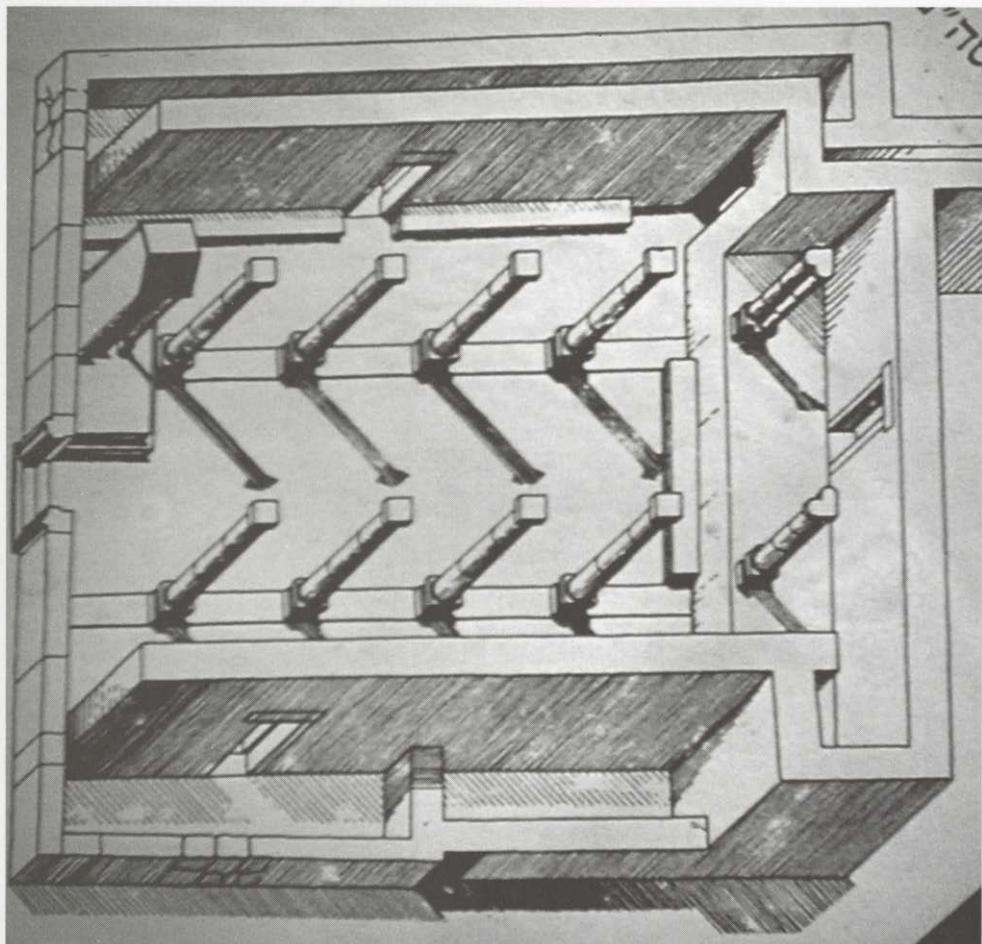


Abb. 4: Die Synagoge von Gusch Chalav (aus: Zvi Ilan: Ancient Synagogues in Israel. 1991).

Osten und dem Platz für den Thoraschrein im Süden. Dieser unpraktische Grundriß wurde aber bald wieder aufgegeben. Neue Synagogen wurden nun als Langhäuser gebaut, die nach Jerusalem ausgerichtet sind, d.h., daß die Synagogen in Galiläa nach Süden ausgerichtet sind mit dem Eingang im Norden, und die Synagogen auf dem Golan sind nach Süden, Südwesten oder auch nach Westen orientiert, letzteres wohl, weil südlich des Golan nichtjüdisches Territorium war. Sie haben die Apsis in der nach Jerusalem ausgerichteten Wand und den Eingang an der entgegengesetzten Seite.

Die meisten Synagogen in Galiläa wurden um die Mitte des 3. Jahrhunderts gebaut. Viele waren aus schwarzem Basalt. Sie waren vorwiegend an der Eingangsfront dekoriert. Dort finden wir siebenarmige Leuchter, Kränze, Löwen und Adler auf den Türstürzen, profane Szenen mit einem Mann, der einen Esel führt, oder einen Medusenkopf mit Schlangenhaaren, manchmal Inschriften mit dem Namen eines Mannes, der für den Bau

der Synagoge Geld gestiftet hat. Der Adler war das Symbol des Königstums und der Herrschaft, aber auch das Symbol für Rom. Aber für die Juden symbolisierte er Gott, gemäß dem Bibelvers Deut 32, 11: „Wie der Adler, der sein Nest beschützt, über seinen Jungen schwebt, der seine Schwingen ausbreitet.“ Ebenso symbolisiert der Löwe Gott und das jüdische Volk.

Eine andere wichtige Änderung ist die Ausstattung der Fußböden mit farbenprächtigen Mosaiken. Die frühesten Mosaiken zeigen meist nur geometrische Muster, später gibt es biblische Szenen wie die Opferung Isaaks oder David, auf einer Lyra spielend. Daneben sind Abbildungen des Thoraschreins üblich sowie jüdische Symbole wie Menora, Lulav, Etrog und Weihrauchschaufel. Sehr populär sind mit Weinranken gebildete Medaillons mit Vögeln, Vogelkäfig, Hase usw. In einigen Synagogen findet sich ein Zodiak mit den Tierkreiszeichen der zwölf Monate und den vier Jahreszeiten. In der Mitte des Zodiak finden wir manchmal den griechi-



Abb. 5: Synagogentürsturz mit siebenarmigen Leuchtern in Nawa, östlicher Golan.



Abb. 6/7: Antike Synagogenmosaiken: Vogel (links), Zodiak mit den Tierkreiszeichen der zwölf Monate und den vier Jahreszeiten (rechts).

schen Sonnengott Helios in seinem von Pferden gezogenen Wagen. Wissenschaftler haben versucht, eine jüdische Erklärung dafür zu finden, aber vielleicht war dies nur ein weiteres Beispiel der Übernahme hellenistischer Kunst durch die Juden.

Eine Reaktion darauf finden wir im Jerusalemer Talmud (Avoda zara 3, 3 – 42d, 34f): „In den Tagen des Rabbi Jochanan Nappacha [aus Zippori, 2. Hälfte des 3. Jhd.] begann man, die Wände zu bemalen, und er wies sie deswegen nicht zurecht.“ In einer Handschrift finden wir den Zusatz: „In den Tagen des Rabbi Abbun [aus Tiberias, Beginn des 4. Jhd.] begann man, Figuren in Mosaiken abzubilden, und er wies sie deswegen nicht zurecht.“ Die Rabbinen reagierten auf verschiedene Weise auf diese Mosaiken: Rabbi Yona und Rabbi Acha wandten sich zur Seite, aber Rabbi Abbahu verfuhr weiter wie früher (Jerusalemer Talmud Avoda zara 4, 1 – 43d, 6-15).

Abbildungen von Lebewesen widersprechen der Thora (Ex 20, 4-5; Deut 5, 8-9): „Du sollst dir kein Bildnis machen, kein Abbild dessen, was oben im Himmel, unten auf der Erde oder im Wasser unter der Erde ist. Du sollst dich nicht vor ihnen niederwerfen und ihnen nicht dienen.“ Wie gingen die Rabbinen mit diesem Problem um? Hier finden

wir eine interessante Stelle im Targum Pseudo-Jonathan, einer aramäischen Bibelübersetzung aus dem 6./7. Jahrhundert, zu Lev 26, 1. Der Bibeltext lautet: „Ihr sollt euch keine Götzen machen, kein geschnitztes Bild und kein Standbild, noch sollt ihr Steine mit Abbildungen aufrichten in eurem Land, um euch davor niederzuwerfen. Denn ich bin der Herr, euer Gott.“ Und der Targum übersetzt: „Ihr sollt euch keine Götterbilder machen oder geschnitzte Bilder oder Säulen aufstellen.“ Außerdem fügt er hinzu: „Aber ihr dürft Mosaike mit Bildern und Figuren auf dem Boden eurer Heiligtümer [= Synagogen] machen, aber ihr dürft sie nicht anbeten, denn ich bin der Herr, euer Gott.“ Der Brauch, Figuren in Mosaiken abzubilden, war so weit verbreitet, daß man ihn nicht mehr verbieten konnte. So blieb den Rabbinen nichts anderes übrig, als sie zu erlauben, aber mit der Einschränkung, diese nicht anzubeten.

Im 6./7. Jahrhundert finden wir eine sehr viel strengere Haltung diesem Problem gegenüber. In neuen Mosaiken aus dieser Zeit finden wir keine Abbildungen mehr von Lebewesen, und selbst der Thoraschrein in der Synagoge in Jericho aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts ist stilisiert. In der Synagoge in Tel Rechov sind drei Mosaiken übereinander. Das jüngste, aus dem 7. Jahrhundert, besteht

aus mehreren religionsgesetzlichen Texten und zeigt überhaupt keine Abbildungen mehr. In der Synagoge von En Gedi am Toten Meer finden wir in dem jüngsten Mosaik aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Genealogie von Adam bis Jeffet aus dem 1. Buch der Chronik 1, 1-4, die Namen der vier Jahreszeiten und der zwölf Tierkreiszeichen, die Namen der zwölf Monate, die Namen der drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob sowie die Namen von Chananja, Mischael und Asarja, den drei Gefährten Daniels (Dan 1, 6), aber keinerlei bildliche Darstellungen. In älteren Synagogen Galiläas haben Ikonoklasten die Köpfe von menschlichen Wesen auf den Basaltstürzen sogar abgeschlagen, so z.B. in der Synagoge von Ed-Dikke, oder sie entfernten die Mosaiksteine, die menschliche Figuren oder auch nur Vögel darstellten und ersetzten sie durch ein einfarbiges Motiv. Anstelle des neutralen Wortes „Versammlungshaus“ finden wir jetzt die Bezeichnungen „atra qedischa“ bzw. „hágios/hagiótatos tópos“

– hochheiliger Ort, auch dies ein Zeichen für den Wandel von einem säkularen zu einem religiösen Ort.

Wir wissen nur sehr wenig über die Innenausstattung der Synagogen. Einige Synagogen hatten Steinbänke an den Seitenwänden. Auf dem Boden lagen Matten, auf denen man sitzen konnte. In einigen Synagogen fand sich ein Ehrensitz, „qatedra de-Mosche“ bzw. „kathédra Moyséos“, vielleicht der Sitz für den Rabbiner oder den Synagogenvorsteher. Dies sind wahrscheinlich die im NT erwähnten „protokathedrái“ (Mt 23, 6; Mk 12, 38-39; Lk 11, 43; 20, 46). In der Apsis war der Schrein mit den Thorarollen. Abbildungen auf Münzen des Bar Kochba-Aufstandes, Wandmalereien und Goldgläser zeigen einen Schrank mit zwei Türen. Meistens schließt ihn ein Spitzgiebel ab, seltener ein Rundgiebel, auf dem eine Konche, ein ewiges Licht, Menora, Schofar und Etrog abgebildet sein konnten. Vor der Apsis war ein Vorhang, der auf einigen Mosaikfußböden abgebildet ist.



Abb. 8: Synagoge von Ed-Dikke: abgeschlagener Kopf.



Abb. 9/10: Thoraschrein als Schrank mit zwei Türen (links, aus: *Encyclopedia Judasica* 7. Jerusalem 1971); Chorschranke mit Menora (rechts).

Ein solcher Vorhang wird auch in der rabbinischen Literatur erwähnt (Jerusalemer Talmud Joma 7, 1 – 44b, 5-6; Megilla 4, 5 – 75b, 59-61; Sota 7, 6 – 22a, 22-23; Sofrim 11, 3). Vor der Apsis war eine Bima, ein Podium, auf dem der Vorbeter stand. Die Bima konnte durch eine Chorschranke vom übrigen Gebetsraum abgetrennt sein. Erhaltene Chorschranken sind aus Marmor und sind geschmückt mit Symbolen oder Weinranken; manche tragen eine Inschrift. Gleiche Chorschranken gab es auch in byzantinischen Kirchen, die jedoch mit einem Kreuz verziert waren. Der Innenraum wurde mit Leuchtern erhellt, die oft gestiftet waren. So erfahren wir z.B., daß Antoninus Caracalla eine solche Lampe einer Synagoge spendete (Jerusalemer Talmud Megilla 3, 2 – 74a, 24-32).

Der Bau einer Synagoge war ein teures Unterfangen. Ähnlich wie auch heute gab es damals Leute, die Geld für den Bau oder einen bestimmten Gegenstand stifteten. So finden wir zahlreiche Stiftungsinschriften mit den Namen der Stifter, einige in Stein gehauen, andere in Mosaiken. Die Sprache ist meist Griechisch oder Aramäisch, aber es gibt auch einige zweisprachige Inschriften. Die Handwerker, die die Inschriften ausführten, waren oft der Sprache nicht mächtig. Aber auch ihre Vorlagen enthielten oft genug Fehler. So sind im Griechischen die I-Laute (Jota, Eta, Ypsilon; Epsilon/Jota, Omikron/Jota) verwechselt, Genitiv und Dativ werden vertauscht usw.

Die Umgangssprache im Land Israel war in der Zeit des NT und des Talmud das Aramäische. Gebildete Leute sprachen auch Griechisch. Hebräisch war Sprache des Kultes. In Galiläa sprach man einen besonderen Dialekt. So lesen wir im NT (Mt 26, 69-73): „*Petrus aber saß draußen im Hof. Da trat eine Dienerin zu ihm und sagte: Auch du warst mit Jesus, dem Galiläer, zusammen. Doch er leugnete es vor allen Leuten und sagte: Ich weiß nicht, wovon du redest. ... Kurz darauf kamen diese Leute zu Petrus und sagten: Wirklich, auch du gehörst zu ihnen, dein Dialekt verrät dich.*“ Mk 14, 70 und Lk 22, 59 fügen hinzu: „*Auch du bist ein Galiläer.*“ Als wir vor vielen Jahren das erste Mal mit den damals noch nicht schulpflichtigen Kindern von Westfalen nach Tübingen kamen, fragte mich unser Sohn: „Papa, in welchem Land sind wir hier?“ Auch, wenn die Aussprache in Tübingen noch relativ hochdeutsch ist, spürten unsere Kinder, daß wir in einer anderen Gegend waren.

Nun lesen wir im Talmud (Jerusalemer Talmud Berakhot 2,4 – 4d, 48f; bMeg 24b): Man darf Leute aus Haifa, aus Bet Schean und aus Tivon nicht vor die Lade (zum Vorlesen aus der Thora) holen, weil sie das He als Chet und das Ain als Alef aussprechen. Moses hat die Thora von Gott auf dem Berg Sinai erhalten (Mischna Avot 1, 1), und deswegen ist es verboten, auch nur das kleinste Jota daran zu verändern (vgl. Mt 5, 18). Diese Vorschrift gilt

auch für das Vorlesen, weshalb die Leute aus Haifa usw. wegen ihrer starken Dialektausprache in der Synagoge nicht vorlesen dürfen. Wie zum Beweis für das Verbot der Rabbinen finden wir in einer Stiftungsinschrift aus dem 5./6. Jahrhundert genau diese beiden Fehler, nämlich Verwechslung von Chet und He sowie von Ain und Alef. Die Übersetzung lautet: „*Es sei zum Guten gedacht des Handwerkers, der dieses Werk gemacht hat.*“ Das heißt, so sollte die Inschrift lauten. Durch die Verwechslung von Ain und Alef ergibt sich aber der Sinn: „*Es sei zum Guten gedacht des Handwerkers, der diesen Verlust gemacht hat.*“

Morgens und nachmittags gab es ein gemeinsames Gebet in der Synagoge, zu dem zehn erwachsene Männer anwesend sein mußten. Auch in Grabsteininschriften auf jüdischen Friedhöfen in Deutschland aus der Zeit vor dem „Dritten Reich“ findet man häufig vermerkt, daß der Verstorbene regelmäßig an diesen Gebeten in der Synagoge teilgenommen habe. Am Freitagabend wird der Schabbatbeginn in der Synagoge gefeiert. Der Hauptgottesdienst ist am Schabbatvormittag mit der Vorlesung des Wochenabschnitts aus der Thora mit der anschließenden Lesung aus den Propheten, der aramäischen Übersetzung und der Auslegung. Auch hier haben wir einen Hinweis im Neuen Testamente. In Lk 4,16ff. heißt es: „*Jesus kam nach Nazaret, wo er aufgewachsen war. Er ging nach seiner Gewohnheit am Schabbat in die Synagoge. Als er aufstand, um aus der Schrift vorzulesen, gab man ihm das Buch des Propheten Jesaias. Da öffnete er das Buch ... Dann schloß er das Buch, gab es dem Synagogendiener und setzte sich. Und die Augen all derer, die in der Synagoge waren, waren auf ihn gerichtet. Und er begann und sprach zu ihnen ...*“

Neben den gottesdienstlichen Aufgaben hatte die Synagoge aber noch viele andere Funktionen. Sie war das Zentrum des Lehrens und Lernens. Nach der Zerstörung des Tempels und dem Verlust jeder politischen Selbstständigkeit nahm neben der Sorge um das tägliche Leben besonders die Beschäftigung mit der Thora einen weiten Raum im Leben

der Menschen ein. Die Vorschriften der Bibel mußten wegen der geänderten Lebensumstände diskutiert und auf das tägliche Leben angewandt werden. Dies geschah vorwiegend in der Synagoge. So werden die Begriffe Synagoge und Lehrhaus zum Synonym. Hier wird unterrichtet und diskutiert. Daß es dabei nicht immer friedlich zuging, beweist folgende Begebenheit, die im Talmud (babylonischer Talmud Jevamot 96b; Jerusalemer Talmud Scheqalim 47a, 20-26) berichtet wird: Rabbi Ammi und Rabbi Assi (Ende 3. Jhd.) gerieten in einer Synagoge in Tiberias so in Streit über das Problem, ob man einen Riegel mit einem Knauf am Schabbat benutzen dürfe, daß sie in ihrer Wut eine Thorarolle zerrissen. Hier finden wir übrigens wieder das gleiche wie vorhin bei den ausgebreiteten Laken. Jemand wendet nämlich ein: Aber das ist doch undenkbar, daß zwei Rabbinen eine Thorarolle zerreißen! Also mußte wieder ein Wunder herhalten: Die Thorarolle zerriß von selbst!

Gesetze sind immer eine Reaktion auf etwas, was in den Augen der zuständigen Leute nicht gut ist. Die Synagoge hat nie aufgehört, in den Augen der Leute ein „*Haus des Volkes*“ zu sein. Auch die zunehmenden religiösen Funktionen hielten die Leute nicht davon ab, die Synagoge weiter als Haus des Volkes zu betrachten. Das beweist folgende Vorschrift, mit der die Rabbinen den zunehmend religiösen Charakter der Synagoge bekräftigen wollten (Tosefta Megilla 3, 7 [2, 18]; Jerusalemer Talmud Megilla 3, 4 – 74a, 60-71): „*Es wird gelehrt: Synagogen und Lehrhäuser, in ihnen soll man sich nicht unehrerbietig benehmen. Man soll in ihnen weder essen noch trinken; man soll in ihnen nicht herumlaufen; man soll in ihnen nicht schlafen. An Sonnentagen soll man sie nicht wegen des Regens betreten. Aber man darf in ihnen lernen und forschende Lehre betreiben.*“

Weiter darf man die Synagoge nicht als Abkürzung auf dem Weg benutzen und vieles andere mehr. Einmal, so wird berichtet (babylonischer Talmud Megilla 28b), diskutierten Rav Adda bar Matna und Rabina mit Rav

ein Problem. Als es anfing zu regnen, betraten sie eine Synagoge. Da sagten sie: „Wir haben die Synagoge nicht betreten, um Schutz vor dem Regen zu finden, sondern weil die Diskussion dieses religionsgesetzlichen Problems Klarheit erfordert wie ein klarer Tag.“ An anderer Stelle (Jerusalemer Talmud Moed qatan 2, 3 – 81b, 35-37) wird berichtet, daß Rabbi Jochanan eines Morgens in die Synagoge kam und dort Krümel auflas und sie aß, und er sagte: „Dies ist mein Anteil an denjenigen, die hier gestern abend gewesen sind und das Erscheinen des Neumonds gesegnet haben.“

Oder (Genesis rabba 65, 16): „Rabbi Abba bar Kahana [um 310] sagte: Eine Gruppe von Dienern/Bösewichtern pflegte jeden Freitagabend in der Synagoge von Kfar Chittaja [bei Tiberias] zu speisen. Nach dem Essen nahmen sie die Knochen und bewarfen damit den Thoraschreiber.“ Hier wird verständlich, daß die Rabbinen jegliches Essen in der Synagoge verbieten wollten, da solche Ausschreitungen sich nicht mit der Würde eines Gotteshauses vereinbaren ließen, insbesondere, da sich dies am Beginn des Schabbat ereignet hatte.

in den Boden geritzt. Und auf der Schwelle des Haupteingangs zu der großen christlichen Basilika in Rechov im Nordnegev findet sich ebenfalls ein eingeritztes Mühlespiel. Neugeborene Kinder wurden vor einer Synagoge ausgesetzt (babylonischer Talmud Qidduschin 73b) – ähnlich wie Neugeborene auf der Kirchtreppe ausgesetzt wurden. Tagelöhner bekamen in der Synagoge ihren Lohn. Kinder spielten hier. Ein Betrüger wurde in die Synagoge gebracht, um dort zu schwören (Pesikta rabbati 22/113a). Die Synagoge war das Zentrum der Armenfürsorge (Jerusalemer Talmud Demai 3, 1 – 23b, 35-36). Deuteronomium rabba 4, 8: „Einmal hielt Rabbi Chijja eine Kollekte für die Armen in der Großen Halle [einer Synagoge in Tiberias], und jemand spendete eine Litra Gold.“ Wenn jemand einen Scheidebrief benötigte, so ging er in die Synagoge, weil er dort immer jemanden finden konnte, der den Text kannte und schreiben konnte. Wenn jemand Zeugen benötigte, so ging er zur Synagoge (Levitcus rabba 6, 2). Wenn jemand etwas verloren oder gefunden hatte, so ging er zur Synagoge, wo der Gegenstand ausgerufen wurde (Seder Eliyahu rabbba 22/125). Geschäfte wurden getätigt, Recht gesprochen, die Allgemeinheit betreffende Angelegenheiten wurden bekanntgegeben und diskutiert.

Die Synagoge war ein religiöses und politisches Zentrum, ein Gemeindezentrum mit einer Vielzahl von Aufgaben, wo die Leute sich zum Gottesdienst ebenso wie zu profanen Zwecken treffen konnten, wo sie lernen konnten und wo man sich zu einem Schwatz traf. Sie war einfach **das** jüdische Zentrum schlechthin. Sie entwickelte sich von einer profanen Einrichtung, in der auch Gottesdienst abgehalten wurde, zu einer religiösen Einrichtung, in der die profanen Aufgaben, trotz aller Versuche der Rabbinen dies zu unterbinden, weiter ihren festen Platz hatten. Mit der Eroberung Israels durch den Islam im Jahr 635, der Ausbreitung des Christentums und dem Abnehmen der jüdischen Bevölkerung schwand auch die Bedeutung der Synagoge. Im 11. und 12. Jahrhundert sind nur noch wenige Synagogen erhalten, die meisten liegen, wie Reisende berichten, in Trümmern.

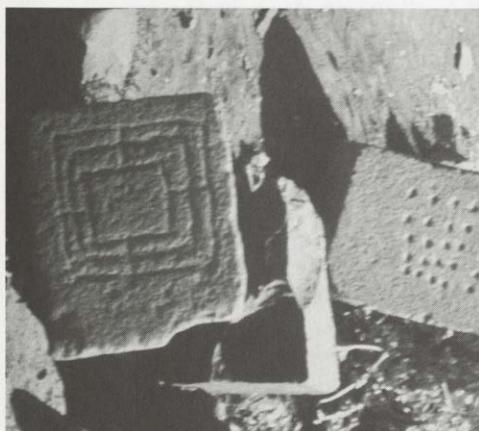


Abb. 11: Mühlespiel (links) im Hof der Synagoge von Kfar Nachum.

Leute betraten die Synagoge, um zu tratschen, um die neuesten Nachrichten zu hören oder sich auszuruhen. Im Hof der Synagoge von Kfar Nachum finden wir ein Mühlespiel

# Synagogen im Mittelalter und in der Neuzeit: ein Überblick zu Wandlungen und Kontinuität eines Typus der mitteleuropäischen Sakralarchitektur

von

*Ulrich Knufinke*

Angesichts der Fülle der Synagogenbauten und der gerade gegenwärtig zahlreichen neuen Forschungen kann hier keinesfalls ein erschöpfender Überblick über die Entwicklung der Synagogenarchitektur vom Mittelalter bis zum Barock gegeben werden, wenn es um Vollständigkeit der Beispiele, Analysen der historischen Umstände und Interpretationen des theologisch-symbolischen Gehaltes gehen soll.<sup>1)</sup> Es kann aber versucht werden, einer spezifisch architekturgeschichtlichen Frage nachzugehen: Läßt sich eine Typologie der Synagogenarchitektur beschreiben, deren Wandlungen auf einem zugrundeliegenden räumlich-funktionalen Kern zurückzuführen sind?

Es ist nur wenig darüber bekannt, wie die Vorbilder des spätantiken mediterranen Synagogenbaus in den Kulturräum des europäischen Mittelalters tradiert wurden: Erhaltene oder auch nur ergrabene Beispiele, die als „Bindeglieder“ zwischen der Antike und dem Mittelalter beschrieben werden könnten, wurden im deutschen Sprachraum bisher nicht entdeckt, wenn man von einer fragwürdigen Datierung der ersten mittelalterlichen Synagoge in Köln absieht. Dennoch ist eindeutig, daß sich die grundsätzliche funktional-räumliche Konzeption nicht änderte: Die Verkündung des Gotteswortes inmitten einer Gemeinde und die Verwahrung des Wortes in Gestalt der Thorarollen blieben die wesentlichen funktionalen Merkmale der Synagoge.

Vielen mittelalterlichen Synagogen ist ihre Lage gemeinsam: Sie wurden inmitten der jüdischen Wohnviertel in Quartieren errichtet, die als „Judenhöfe“ bekannt waren. Damit waren die Synagogenbauten von der nichtjüdischen Umwelt abgeschirmt und konnten im Stadtbild kaum wirksam werden. Um die

Synagogen herum befanden sich hier oft weitere Gemeindeeinrichtungen wie das rituelle Bad, die Mikwe, oder ein Tanzhaus für nicht-religiöse Zusammenkünfte. Während die meisten jüdischen Gemeinschaften des Mittelalters einfache, kleine Saalbauten als Synagogen nutzten, konnten wohlhabende und große Gemeinden repräsentative Bauwerke errichten. Der Typus der zweischiffigen Synagogen, bei denen ein, zwei oder selten drei Mittelpfeiler den Raum in zwei Schiffe teilen, ist besonders auffällig, zumal zweischiffige Sakralräume bei christlichen Kirchen und Kapellen zwar vorkommen, aber seltene Ausnahmen bleiben.

Schon manche der frühen Synagogen aus der Zeit der Romanik gehören zu diesem zweischiffigen Typ. Die bekannteste ist die Synagoge in Worms, deren ältester Teil, die Männersynagoge, auf 1174/75 datiert ist (Abb. 1 und 2). Bis zu ihrer Zerstörung in der Zeit des Nationalsozialismus war sie die älteste fast ununterbrochen genutzte Synagoge Deutschlands, in der Nachkriegszeit wurde sie originalgetreu wieder aufgebaut. Der Bau zeigt sich aus drei Teilen zusammengesetzt: der größte ist der in Ost-West-Richtung gestreckte Männerbau des 12. Jahrhunderts, ein Saal von zwei Schiffen mit je drei Kreuzgratgewölbten Jochen, im Winkel dazu steht die Frauensynagoge von 1212/13, ebenfalls zweischiffig, aber nur mit zwei Jochen. Nachmittelalterlich ist die sogenannte Raschi-Kapelle, ein Lehr- und Studierraum einer Jeschiwa.

Die Männersynagoge zeigt alle Merkmale des zweischiffigen Typs: Der Eingang befindet sich nicht in der Mittelachse oder wenigstens auf einer Schmalseite, wie es bei Kirchen und Kapellen angestrebt wurde, sondern im westlichen Joch einer der Langseiten. Die



Abb. 1: Worms, Ansicht der Synagoge von Norden mit dem Männereingang und der FrauenSynagoge links (Photo: Simon Paulus, Fachgebiet Baugeschichte, Techn. Universität Braunschweig).

Abb. 2: Worms, Innenraum der Synagoge nach Osten (historisches Photo).

Bima mit dem Lesepult für die Thora steht zwischen den beiden den Raum teilenden Säulen. Vor der Ostwand befindet sich der Thoraschrein, der in späterer Zeit im Stil der Renaissance erneuert wurde. Die Rollen werden in einer Wandnische gelagert, eine leichte Auswölbung auf der Ostfassade macht ihre Position außen deutlich. Sitzplätze gab es ursprünglich entlang der Wände und um die Bima herum. Die zentrale Stellung der Bima ist das wesentliche Merkmal des Raums, sie wird betont durch die beiden mächtigen Säulen. Statt einer axialen Ausrichtung auf den Thoraschrein, der zunächst ja an Altäre christlicher Kirchen erinnert und daher eine solche Gestaltung nahelegt, ist der Raum eher auf den Weg der Thora im Gottesdienst bezogen: Die Rolle wird aus dem Schrein herausgenommen und in einer Art Prozession zum einen Aufgang der Bima gebracht, dann findet die Lesung, also der Höhepunkt des Gottesdienstes, im Zentrum des Raums und der Gemeinde statt. Anschließend bringt man die

Thora über die andere Treppe der Bima wieder zurück in den Schrein. Die jüngere FrauenSynagoge besitzt einen eigenen Eingang, mit dem Männerbereich war sie ursprünglich nur durch kleine Sicht- bzw. Hörlukten verbunden. Auch sie zeigt aber eine sorgfältige Gestaltung mit einer Mittelstütze und einem vierjochigen Kreuzgratgewölbe.

Um den geschilderten räumlichen Ablauf des Gottesdienstes zu ermöglichen, bedarf es aber nun keiner so hohen, steingewölbten und kunstvoll gearbeiteten Architektur. Es sind genuin architektonische Entscheidungen, die Gestalt und Wirkung der Synagoge bestimmen. Hohe, gewölbte und mehrgliedrige Räume sind Ausdruck eines gewissen Repräsentationsbedürfnisses, das man für ein Gotteshaus gern umsetzte. Die Idee, mit der Synagoge an das Haus Gottes, seinen Tempel in Jerusalem, anzuknüpfen, ist in Worms durch einen schriftlichen Hinweis verdeutlicht: Eine hebräische Inschrift der Säulenkapitelle verweist auf die

Säulen Jachin und Boas, die vor dem Salomonischen Tempel standen. Die Synagoge wird damit zu einer Erinnerung an diesen von Gott bestimmten Bau – eine Vorstellung, die bei zeitgenössischen Kirchen durchaus auch realisiert wurde.

Die klare architektonische Gliederung, die den Formen der Hochromanik der Zeit entspricht, sowie die Qualität der Steinmetzarbeiten legen nahe, daß die Synagoge von Baumeistern der Wormser Dombauhütte errichtet wurde. Juden war es im Mittelalter und in Deutschland oft bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht gestattet, als Bauleute zu arbeiten. Gleichwohl zeugt der Wormser Bau davon, daß die jüdische Gemeinde in ihrer Blütezeit den Anspruch hatte, ein Gotteshaus auf dem höchsten baukünstlerischen Niveau der Zeit zu errichten.

Ein spätromanisches, schon mit gotischen Elementen durchsetztes Bauwerk war die Synagoge in Regensburg, entstanden im 13. Jahrhundert. Durch zwei Stiche Albrecht Altendorfers, die den nach der Vertreibung der Juden aus der Stadt zum Abriß bestimmten

Bau 1518 zeigen, können wir uns ein gutes Bild der hochmittelalterlichen Synagoge machen (Abb. 3). Grabungen der letzten Jahre haben ermittelt, daß Altendorfer den Raum nur hinsichtlich des regelmäßig rechteckig erscheinenden Grundrisses idealisierte, der in Wirklichkeit zur Westseite deutlich schmäler wurde. Auch in Regensburg ist die Männersynagoge ein zweischiffiger Raum, den gegurtete Kreuzgratgewölbe überdecken. Anders als bei den meisten Bauten des zweischiffigen Typs teilen hier aber drei Säulen die beiden Schiffe. Der steinerne Aufbau der Bima muß daher außermittig zwischen den beiden westlichen Säulen aufgestellt werden.

Die bekannteste mittelalterliche Synagoge ist wahrscheinlich die Altneuschul in Prag (Abb. 4). Ihr Kernbau ist die rechteckige Männersynagoge mit den charakteristischen Stufengiebeln, errichtet um 1300. Sie folgt dem Schema, das mit Worms beschrieben war: Der sehr steil proportionierte Raum wird durch zwei Mittelpfeiler in zwei Schiffe geteilt, die ein Rippengewölbe überdeckt. Die rechteckige Bima, ein Metallaufbau auf einem Podest, ist zwischen den beiden Pfeiler gestellt, der Tho-

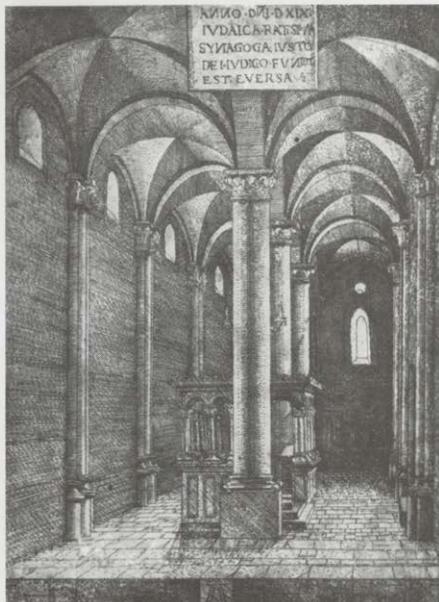


Abb. 3: Regensburg, Innenraum der Synagoge nach Osten 1518 (Stich von Albrecht Altendorfer, 1518).  
Abb. 4: Prag, Ansicht der Synagoge von Nordwesten (Photo: Knufinke 2004).



raschrein steht unter einem Oculus vor der Ostwand. Sitzbänke umlaufen die Wände und die Bima. Dieser Kernbau ist auf drei Seiten von vergleichsweise niedrigen Umbauungen umgeben: auf der Südseite eine Vorhalle für die Männer und weitere, von der Gemeinde genutzte Räume, auf der Nord- und Westseite ein Bereich für die Frauen. In Prag sind noch heute die schmalen Sicht- oder besser: Hör-schlitte erhalten, die den Frauen ein Verfolgen des Gottesdienstes gestatten. Die in Worms und ähnlich in Speyer zu findenden

großen, eigenständigen Baukörper für die Frauensynagogen wurden als Gestaltungsidee offenbar nicht weiter verfolgt: Eine der späten großen mittelalterlichen Synagogen in Krakau-Kasimierz, im Kern um 1400 errichtet, verzichtete darauf ebenso wie die späteren Bauten der frühen Neuzeit.

Erst seit wenigen Jahren wird eine der ältesten baulich erhaltenen Synagogen Deutschlands eingehend erforscht. Die mittelalterliche Synagoge Erfurts, gelegen im histori-



Abb. 5: Erfurt, Ansicht der Synagoge von Nordwesten (Photo: Knufinke 2005).

schen Zentrum der Stadt und über Jahrhunderte dicht umringt von Wohn- und Geschäftshäusern, war nach den Vertreibungen des späten Mittelalters nicht abgerissen worden (Abb. 5). Sie diente rund 600 Jahre lang verschiedenen Zwecken, zuletzt, bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, als Ballsaal. Erst nach der Wende von 1989 und mit der Restaurierung des Stadtcores trat zutage, daß hier eines der wichtigsten jüdischen Baudenkmale Deutschlands erhalten ist. Die ältesten Teile der Synagoge stammen aus dem 12. Jahrhundert, kenntlich an romanischen Fensteröffnungen. Später, in gotischer Zeit, wurde der Steinbau erheblich erweitert, so daß er sich heute als rechteckiger Baukörper mit Satteldach zeigt. Trotz ihrer Größe ist die Synagoge nicht durch Pfeiler in zwei Schiffe geteilt, ein Holztonnengewölbe überdeckte den geräumigen und hohen Saal.

Synagogen des Saaltyps waren weit verbreitet, und man kann annehmen, daß sie weitaus häufiger vorkamen als der zweischiffige Typ. Einige wenige weitere Beispiele des Saaltyps sind noch erhalten: Zweijochige, kreuzrippengewölbte Säle des 13. und 14. Jahrhunderts gibt es zum Beispiel in Miltenberg, in Rufach im Elsaß, in Korneuburg in Österreich und im ungarischen Sopron. Der Saaltyp war also im gesamten Bereich des aschkenasischen Judentums anzutreffen.

Durch die Pogrome und Vertreibungen des späten Mittelalters war die Tradition des Synagogenbaus in Deutschland weitgehend abgebrochen. Jüdische Gemeinschaften gab es nur noch wenige, vor allem in kleinen, ländlich geprägten Orten. Gottesdienste in eigens errichteten Synagogenbauten abzuhalten war bis ins 17. Jahrhundert eine seltene Ausnahme, man traf sich zumeist in als Betsäle eingerichteten privaten Räumen. Bauliche Reste dieser Synagogen und Betsäle sind nur wenige erhalten, so daß eine Beschreibung dieser Räume kaum möglich ist.

In anderen Regionen Europas wandelten sich die Synagogen dagegen im Zuge der allgemeinen Architekturentwicklung: In Italien entstanden Bauten der Hochrenaissance und des Barock, ebenso im polnischen Bereich, wohin sich viele aschkenasische Juden retten

konnten. Gerade in Osteuropa nahm die räumliche Gestaltung einen besonderen Weg: Sogenannte Neun-Joch-Synagogen, bei denen vier Säulen den quadratischen Raum in neun Gewölbeeinheiten mit zentraler Bima gliedern, entwickelten sich zum eigenständigen Typus. Daraus hervorgehend entstand der Typ der „Stützbima-Synagoge“, bei der ein mächtiger Pfeiler inmitten des Raums die Gewölbe trägt, der aber so ausgebildet ist, daß die Bima in ihn eingebaut ist. Einflußreich auf den westlichen aschkenasischen Synagogenbau war auch die große Synagoge der sephardischen Gemeinde in Amsterdam, die Esnoga, deren Bau im späten 17. und im 18. Jahrhundert als die prächtigste Synagoge Westeuropas galt.

Die ersten größeren neuzeitlichen Synagogen in Deutschland zeigten sich dagegen ausgesprochen konservativ, geradezu so, als wollte man mit den gewählten architektonischen Formen die Kontinuität mit der glänzenden Epoche des Mittelalters beschwören.

Ein frühes, allerdings schon im 19. Jahrhundert für einen Neubau abgerissenes Beispiel ist die Synagoge in Fürth, wo sich seit der Frühen Neuzeit eine der bedeutendsten Gemeinden Süddeutschlands gebildet hatte. Die Synagoge entstand wohl 1617, ihre Gestalt ist in mehreren Stichen des 18. Jahrhunderts überliefert (Abb. 6 und 7). Schon die Lage der Synagoge als freistehender Bau inmitten eines Hofs im jüdischen Viertel der Stadt erinnert an die „Judenhöfe“ des Mittelalters. Ebenso die Architektur des Gebäudes: Die Synagoge ist ein rechteckiger Steinbau mit Satteldach, ihre Fassaden gliedern Strebebepfeiler, zwischen denen hohe Fenster angeordnet sind. Auf der östlichen Giebelseite tritt ein halbhoher Vorbau hervor, darüber ist ein Rundfenster angeordnet. Was zunächst sehr symmetrisch erscheint, ist es bei näherem Hinsehen nicht: Firstlinie, Rundfenster und Vorbau sind zwar in einer Achse aufgebaut, doch die linke, südliche Hälfte des Dachs ist deutlich flacher und weiter herausgeschoben als die rechte. Sogleich erkennt man auch, daß zwischen den beiden linken Strebebepfeilern nicht ein hohes, sondern zwei übereinander stehende, kleinere Fenster an-



Abb. 6: Fürth, Ansicht der Synagoge von Osten um 1700

(Stich von Böhner, 1705).



Abb. 7: Fürth, Inneres der Synagoge nach Osten um 1700

(Stich bei Paul Christian Kirchner: Jüdisches Ceremoniell, 1734).

geordnet sind. Eine solche Asymmetrie ist bei den beschreibbaren mittelalterlichen Synagogen nicht zu beobachten.

Beim Blick ins Innere erklärt sich diese eigenartige Gestaltung: Der Saal wird von einem weit gespannten Kreuzgewölbe über-

deckt, dessen Schubkräfte von den Strebe- pfeilern der Fassaden aufgenommen werden müssen, wie es bei gotischen Konstruktionen geläufig ist. Während man links in den Schildbögen des Gewölbes und in der Ostwand die hohen Fenster wiederfindet und im Gewölbescheitel das Rundfensterchen, so erkennt man rechts große, in zwei Geschossen übereinanderliegende, vergitterte Öffnungen. Dahinter verbergen sich die Räume der Frauen. Die Bima in der Mitte ist als Pavillon gestaltet, stilistisch folgt sie der späten Renaissance, doch die Konzeption der Bima als Podium mit durchbrochenem Aufbau entspricht den mittelalterlichen Vorbildern, wie wir sie in Worms oder Regensburg gesehen haben. Der Thoraschrein ist als sog. Adikula ausgebildet, also als ein rahmender Aufbau aus Säulen, die ein Gebälk und einen Giebel tragen. Die Plätze der Frauen sind seitlich in zwei Etagen angeordnet, große Korbbogenöffnungen, die allerdings durch Holzgitter verschlossen sind, ermöglichen schon eine deutlich bessere Teilnahme der Frauen am Gottesdienst der Männer, doch bleiben sie räumlich vom Hauptraum ausgeschlossen: Die architektonische Einheit des Männerraums wird, wie bei den mittelalterlichen Synagogen, nicht gestört.

Ein ähnliches Bauwerk der sogenannten „Nachgotik“, also des Wiederaufgreifens mit-

telalterlicher Bauformen während der Renaissance und des Barock, entstand 1711 in Frankfurt am Main, entworfen von Daniel Kaiser (Abb. 8). Nach einem Brand errichtete man dort an der Stelle einer älteren, wahrscheinlich ähnlich gestalteten Synagoge einen Neubau im Zentrum der Judengasse. Dadurch daß das jüdische Viertel von den christlichen Wohnquartieren abgeschlossen war, konnte die Synagoge hier sogar direkt in der Straßenfront stehen. Außen schlicht gehalten, bietet sich ihnen ein ähnliches Bild wie in Fürth: Hier sind die Frauenemporen noch deutlicher vom Saal getrennt, wie im Mittelalter lassen nur kleine Schlitze ein Verfolgen des Männergottesdienstes zu. Als sei es ein Bauwerk aus mittelalterlicher Zeit, setzen die Rippen gewölbe auf Diensten an, der Bau ist also ein Vertreter der sogenannten „Nachgotik“, einer Architektur, die bis ins 17. Jahrhundert, als der Barock längst Einzug gehalten hatte, gotische Entwurfskonzepte weiter verfolgte

. Das Raumschema der Fürther und der Frankfurter Synagoge, ein rechteckiger Saal mit räumlich streng ausgeschiedenen, seitlich begleitenden Bereichen für Frauen, wurde noch lange tradiert, während man sich den dann moderneren stilistischen Vorstellungen anpaßte. In Memmelsdorf ist ein Beispiel aus der Zeit des Hochbarock gut erhalten und mu-



Abb. 8: Frankfurt am Main, Inneres der Synagoge nach Osten um 1700 (Stich bei Richard Krautheimer: Mittelalterliche Synagogen. Berlin 1927).

Abb. 9: Memmelsdorf i. Ufr., Inneres der Synagoge nach Osten (Photo: Knufinke 2006).



seal zugänglich, der Sandsteinbau entstand 1726 (Abb. 9). Im Tschechischen Besdruzice (Weseritz) steht heute der wahrscheinlich letzte erhaltene Bau der böhmischen Gruppe dieses Typs. Die Bauten dort zeichnen sich dadurch gegenüber den deutschen Barocksynagogen aus, daß der Hauptraum von einem Mulfengewölbe überdeckt ist. Die Synagoge in Besdruzice wurde erst 1812 errichtet.

Auch wenn der Typus der Synagoge aus rechteckigem Saal mit seitlichen Frauenbereichen in zwei Geschossen bis ins 19. Jahrhundert weiter verfolgt wurde, mußte seine äußere Erscheinung, die notwendig eine gewisse Asymmetrie nach sich zog, dem Wunsch nach architektonischer Symmetrie zuwiderlaufen. Schon bei der Fürther Synagoge zeigt sich,

dass der unbekannte Architekt die Asymmetrie zu überspielen versuchte: Statt dem Frauenbereich wie im Mittelalter eine eigene baukörperliche Gestalt zuzuweisen, bemühte er sich, ihn unter das große, nur eben leicht verschobene Dach zu zwingen, um der Synagoge den Anschein eines einheitlichen Körpers zu geben. Vor allem dort, wo Synagogen repräsentative Bauwerke wohlhabender Gemeinden werden sollten, deren Eliten sich an den barocken Höfen bewegten, war eine derart „unklassische“, den Regeln der damaligen Architektur widersprechende Erscheinung nicht angemessen.

Gleichzeitig mit der vergleichsweise altertümlichen Synagoge in Frankfurt von 1711 wurde in Halberstadt zwischen 1709 und

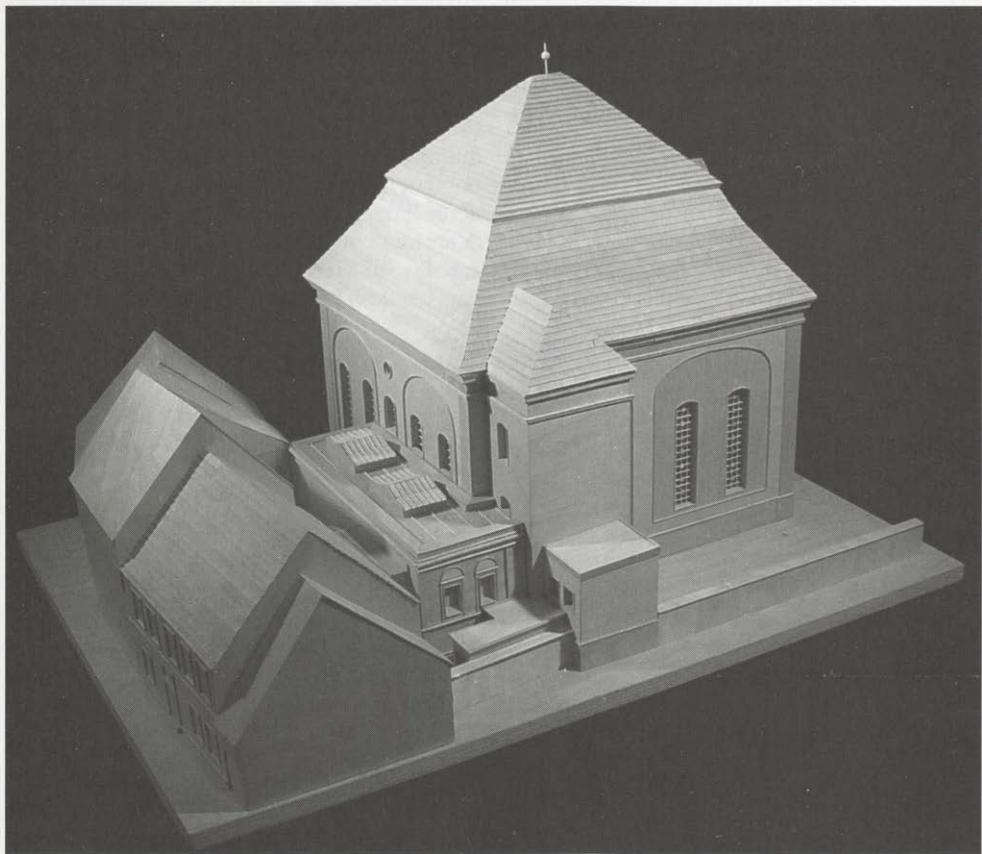


Abb. 10: Halberstadt, Ansicht der Synagoge von Süden, Zustand nach 1879 (Modell: Fachgebiet Baugeschichte, Techn. Universität Braunschweig).

1712 ein Neubau errichtet, der vielleicht das früheste Beispiel eines neuen Typs in Deutschland ist (Abb. 10–12). Im damals brandenburgisch-preußischen Halberstadt lebte mit Berend Lehmann einer der einflußreichen jüdischen Bankiers dieser Zeit, er und seine Familie versorgten nicht nur den preußischen Hof mit Finanzmitteln, sondern auch den sächsischen unter August dem Starken und einige andere absolutistische Herrscherhäuser. Berend Lehmann kannte also die fortgeschrittenste höfische Architektur seiner Zeit, zugleich war er offenbar ein tief religiöser Mensch, der den jüdischen Glauben durch Studium und Lehre zu stärken suchte.

Die Synagoge stand auf einem Hofgrundstück in einem überwiegend von Juden bewohnten Viertel der Stadt. Das Bauwerk war von einer geschlossenen Reihe von Vorderhäusern umgeben, sein steiles Dach überragte diese Bebauung aber deutlich, so daß die Synagoge dennoch im Stadtbild zu erkennen war. Die später typischen Elemente des barocken Synagogenbaus des deutschsprachigen Raums sind bei diesem Bauwerk zu finden: Der steinerne Baukörper erhob sich über einem etwa quadratischen Grundriß. Sein Äußeres war schlicht gehalten, auf jeder Seite faßten zwei große, korbbogig geschlos-

sene Lisenen je zwei hohe Segmentbogenfenster zu einer Einheit zusammen. Auf einem knappen, umlaufenden Gesims ruhte das mächtige Mansardwalmdach.

Hohe Fenster sorgten innen für einen hellen Raumindruck, zahlreiche Kronleuchter beleuchteten den Saal bei den abendlichen Gottesdiensten. Der Thoraschrein auf der Ostseite war durch Säulen und Gebälke in zwei Geschosse gegliedert, Säulen faßten im oberen Bereich das ‚auf Jerusalem‘ gerichtete Fenster ein, das wir als Rundfenster schon bei den mittelalterlichen Synagogen regelmäßig antreffen konnten. In der Mitte des Raumes befand sich die achtseitige Bima. Eine wesentliche Neuerung ist die Gestaltung des Bereichs der Frauen. Sie fanden ihren Platz auf einer zweigeschossigen Empore auf der Westseite des Raumes. Ein flaches, mit Stuck verziertes und mit Bildern der Geräte des salomonischen Tempels bemaltes Muldengewölbe überdeckte den Raum. In der Mitte über der Bima war eine Kuppel aufgesetzt, die – vielleicht als Hinweis auf den Paradiesgarten – mit Palmen ausgemalt war.

Kurz nach dem Halberstädter Bau wurde 1714 in Berlin in der Heidereutergasse eine weitere große Barocksynagoge errichtet. Das

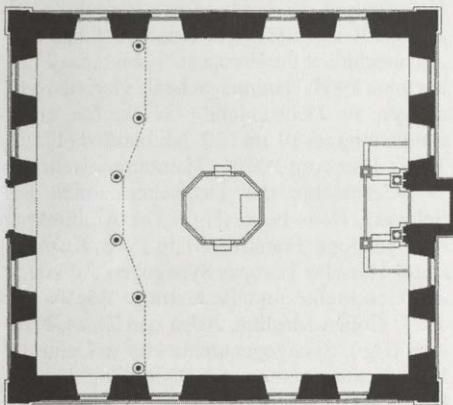
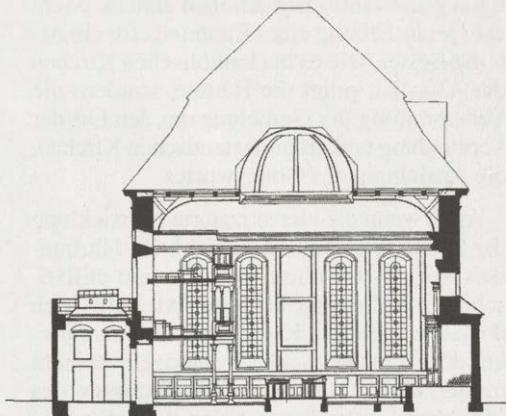


Abb. 11: Halberstadt, Grundriß der Synagoge im ursprünglichen Zustand (Umzeichnung: Fachgebiet Baugeschichte, Techn. Universität Braunschweig).

Abb. 12: Halberstadt, Schnitt durch die Synagoge nach Norden nach einem Umbau von 1879 (Umzeichnung: Fachgebiet Baugeschichte, Techn. Universität Braunschweig).



Gebäude hatte reicher gegliederte Fassaden als das Halberstädter, das Innere war ihm aber mit hohen Segmentbogenfenstern, Muldengewölbe und zweigeschossigem Thoraschrein recht ähnlich.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts folgten viele Synagogen dem Schema eines an nähernd quadratischen Bauwerks mit Thoraschrein im Osten, Bima in der Mitte und Empore im Westen, zum Beispiel auch die erhaltenen Synagogen in Veitshöchheim von 1727-30 und in Ansbach von 1744/45 (Architekt: Leopold Retti). Es erfüllte die räumlichen Anforderungen an eine aschkenasische Synagoge besonders gut: Die Zentralisierung auf die Bima entspricht der Bedeutung der Verlesung der Thora als Mittelpunkt des Gottesdienstes, die Gemeinde der Männer konnte sich auf sie konzentrieren. Der Frauenbereich wurde traditionsgemäß durch Gitter oder Vorhänge den Blicken der Männer entzogen, dennoch sollte Teilnahme der Frauen am Gottesdienst möglich sein. Die innere Staffelung der funktionalen Einheiten entlang einer durchgehenden Symmetriearchse von Westen nach Osten erlaubt es zudem, das Äußere der Bauwerke ebenfalls axialsymmetrisch und als einheitliche Baukörper zu gestalten, wie es das Ideal der neuzeitlichen Architektur war.

Die funktionale Verwandtschaft lässt die barocken Synagogen dieses Typs den gleichzeitigen protestantischen Kirchen ähneln: Nicht die Heraushebung eines Raumteils für ein Allerheiligstes, wie es bei katholischen Kirchen der Altar ist, prägt die Räume, sondern die Versammlung der Gemeinde um den Ort der Verkündung und, in protestantischen Kirchen, die Auslegung des Gotteswortes.

Auch wenn die hier skizzierte Entwicklung der Synagogen vom 12. bis zum 18. Jahrhundert von historischen Brüchen und stilistischen Wandlungen begleitet ist, zeigt sich doch eine gewisse Kontinuität: Die Architektur der aschkenasischen Synagogen versucht immer, den liturgischen Erfordernissen des jüdischen Gottesdienstes und der religiengesetzlichen Vorgaben gerecht zu werden, die sich in dieser Zeit vergleichsweise wenig wandelten: Der Thoraschrein vor der Ostwand und die Bima im Zentrum der Gemeinde sowie ein

ausgesonderter Bereich für Frauen sind einerseits funktionale Konstanten, sie bergen in sich aber andererseits einen gewissen räumlichen Konflikt: Der Thoraschrein und die Bima bilden zwei Pole, die Bewegung des Gottesdienstes zwischen diesen Zentren erfordert eine spannungsgreiche Gestaltung des Raums. Um diesen sogenannten „synagogalen Raumkonflikt“ zu lösen, fanden und finden die Baumeister und Auftraggeber der Synagogen immer neue Lösungen, die jeweils neuen Typen erweisen sich eher als Rückungen innerhalb einer Typologie denn als neue Erfindungen. So gibt die Baugattung Synagoge wie kaum eine andere einer architekturhistorischen Betrachtung Raum, die auf der Grundlage räumlich-funktionaler Konstanten die Wandlungen der architektonischen Gestaltung besonders deutlich werden lässt.

#### Anmerkung:

- 1) Verwiesen sei an dieser Stelle auf einige wenige grundlegende Publikationen: Grotte, Alfred: Beiträge zur Entwicklung des Synagogenbaues in Deutschland, Böhmen und im ehemaligen Königtum Polen vom XI. bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts. Berlin 1915; Krautheimer, Richard: Mittelalterliche Synagogen. Berlin 1927; Wischnitzer, Rachel: The Architecture of the European Synagogue. Philadelphia 1964; Hammer-Schenk, Harold: Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933). Hamburg 1981 (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der Deutschen Juden 8); Schwarz, Hans-Peter (Hg.): Die Architektur der Synagoge. Frankfurt/Main 1988; Krinsky, Carol-Herselle: Europas Synagogen. Architektur, Geschichte und Bedeutung. Wiesbaden 1997; Cohen-Mushlin, Aliza und Thies, Harmen (Hg.): Synagogenarchitektur in Deutschland. Dokumentation zur Ausstellung. Petersberg 2007 (= Schriftenreihe der Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa 5); Keßler, Katrin: Ritus und Raum der Synagoge. Petersberg 2007; Paulus, Simon: Die Architektur der Synagoge im Mittelalter. Petersberg 2007.



## Unser Erster Bundesvorsitzender Herr Dr. Paul Beinhofer wurde 55 Jahre alt!

Am 2. Mai 2008 konnte unser Erster Bundesvorsitzender und Regierungspräsident von Unterfranken, Herr Dr. Paul Beinhofer, seinen 55. Geburtstag feiern. Die gesamte Bundesleitung des FRANKENBUNDES, die Gruppe Würzburg, deren Mitglied Herr Dr. Beinhofer ist, die Schriftleitung und alle Bundesfreunde gratulieren ihm auf das Herzlichste und wünschen ihm weiterhin beste Gesundheit sowie recht viel Schwung und Lebensfreude. Besonders mögen ihm noch viel Tatkraft in seinem wichtigen öffentlichen Amt, gute Ideen für eine gedeihliche Zukunft unseres Bundes und die nötige Freude an seinen Aufgaben beschieden sein. Alles Gute für die nächsten Jahre!

## Bericht über den 79. Bundestag in Baunach mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden

Am 3. Mai 2008 fand der 79. Bundestag des FRANKENBUNDES bei strahlendem Frühlingswetter in Baunach statt. Unter der perfekten organisatorischen Leitung der FRANKENBUND-Gruppe Baunach mit ihrem ersten Vorsitzenden Franz Götz an der Spitze gestalteten sich sowohl der Festakt in der Aula der Verbandschule als auch die nachmittägliche Delegiertenversammlung zu einer wirklich gelungenen Veranstaltung. Die Gruppe Baunach hatte schon zu Beginn die Meßplatte hoch gelegt, als Gäste und Delegierte vor Beginn des Festaktes in der Aula der Verbandschule mit einem nur als opulent zu bezeich-

nenden Buffet, das alles, was das Herz zu Frühstück und Imbiß begehrte, in reichlicher Menge und großer Auswahl bot, überrascht wurden. Sogar ein Gläschen Sekt als Muntermacher wurde gereicht.

Um 10.30 Uhr begann der Festakt, den das Orchester des Gesangvereines Baunach musikalisch ansprechend klassisch und heimatverbunden-fränkisch gemischt umrahmte, vor mit zahlreichen Ehrengästen und Bundesfreunden gut gefüllten Reihen. Zu Beginn sprach der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Herr Regierungspräsident

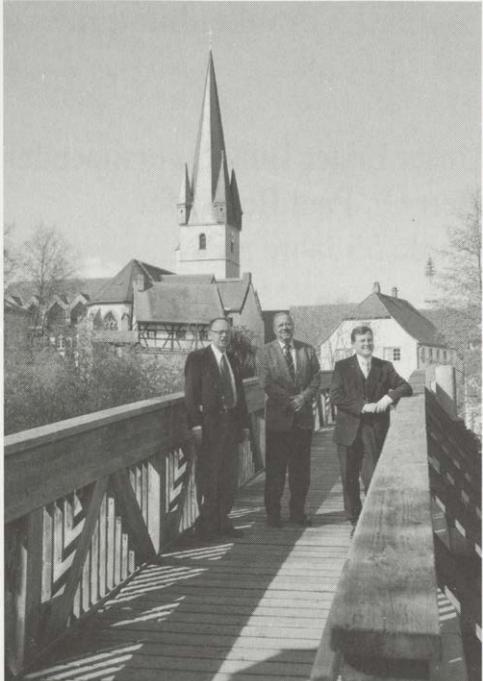


Abb. 1: Baunach von der Flussseite mit dem stellv. Bundeschatzmeister, dem Bundeschatzmeister und dem Schriftleiter (v.l.n.r.).

Photo: Alois Hornung.

Dr. Paul Beinhofer, ein programmatisch einstimmendes Grußwort. Er konnte unter den Ehrengästen vor allem den Bürgermeister der Stadt Baunach, Herrn Ekkehart Hojer, der anschließend selbst ein Grußwort zu der versammelten Festcorona sprach, begrüßen. Nachdem weitere Ehrengäste aus Politik und öffentlichem Leben sowie alle zum Teil von weit her angereisten FRANKENBUND-Mitglieder willkommen geheißen waren, nutzte Herr Dr. Beinhofer die Gelegenheit, die Zielsetzung und Zukunftsaufgaben unserer Vereinigung in seiner Ansprache wieder einmal mehr herauszuarbeiten. Wörtlich führte er aus:

„Drei Flüsse – Main, Lauter und Baunach – kennzeichnen das der Stadt Baunach 1447 vom Bamberger Bischof verliehene Wappen und deuten den offenen und einladenden Charakter des Platzes und seiner Bewohner an. Gerne hat daher der Frankenbund den Weg nach Baunach gefunden, um hier seine 79. Bundesversammlung abhalten zu können. Ich freue mich über die gastfreundliche Aufnahme und grüße Sie alle sehr herzlich zu einem sicher anregenden Tag, in dessen Verlauf uns auch die Weichbild prägenden Besonderheiten Ihrer Stadt vermittelt werden.“



Abb. 2: Der 1. Bundesvorsitzende bei seiner Begrüßungsrede. Photo: Alois Hornung.

Baunachs Bedeutung in der Geschichte zeigt sich vor allem an den bemerkenswerten baulichen Hinterlassenschaften der Bamberger Fürstbischöfe. Diese demonstrierten durch das bischöfliche Amtschloß, erbaut durch Fürstbischof Marquard Sebastian von Stauffenberg, dem wir auch Schloß Seehof zu verdanken haben, eindrucksvoll ihre jahrhundertealte Herrschaft über Baunach. Baunachs geschichtliches Werden steht beispielhaft für viele fränkische Gemeinwesen: gegründet in der Phase der Erschließung des Ostfrankenreiches, Teil des Hochstiftes Bamberg mit einer herausragenden Bedeutung als Obervogamt, Eingliederung in das Königreich Bayern und – als eine lokale Besonderheit am Rande erwähnt – seit 1972 zu Oberfranken gehörig. Lassen wir uns also durch dieses besondere historische Ambiente Baunachs für unsere Tagung inspirieren, deren gelungene Vorbereitung und Durchführung in der Verantwortung der Frankenbundgruppe Baunach liegt. Ihrem Vorsitzenden, Herrn Franz Götz, und seinen Mitstreitern gilt an dieser Stelle mein besonderes Dankeschön für das gezeigte Engagement.

Dieser Einsatz für unsere Vereinigung, für unser Wirken steht beispielhaft für die gesellschaftliche Verantwortung, die Heimat- und Geschichtsvereine im Kleinen wie im Großen übernehmen. Denn in einer demokratisch verfaßten Gesellschaft kann die Verantwortung für das historische Bewußtsein eines Volkes, die Pflege der heimatlichen Bräuche und kulturellen Traditionen, nicht alleinige Aufgabe des Staates sein. Ein offiziell verordnetes Geschichtsbild mit einer vorgegebenen Sichtweise auf die Vergangenheit diente nur allzu oft der Legitimation freiheitsgefährdender Ideologien, und gerade die Geschichte des 20. Jahrhunderts gibt dafür uns Deutschen allzu beeindruckendes Anschauungsmaterial. Im Gegenteil: es gehört zu den vornehmsten Tugenden einer aufgeklärten Bürgerschaft, sich durch eigenes Reflektieren, durch selbsttätiges Gewinnen eines geschichtlichen Selbstbewußtseins einen eigenen kulturellen Standpunkt zu erarbeiten. Ich rufe an dieser Stelle die Worte in Erinnerung, die uns Staatsminister Dr. Goppel auf dem 76. Bundestag 2005 mit auf den Weg

gab: *Eine Kulturgemeinschaft begnügt sich nicht selbstgefällig mit ihrer erbten Überlieferung. Ihre Bürger erschließen sich immer wieder neue geistige und künstlerische Welten.*

Diesen Ansatz verfolgte exemplarisch – und für uns alle verpflichtend – Dr. Peter Schneider mit seinem Lebenswerk. Im Januar dieses Jahres jährte sich sein Todestag zum 50. Mal. Im Jahre 1920 schuf er mit unserer Gemeinschaft eine Vereinigung, deren Mitgliederzahl über die Jahre stetig gewachsen und deren Programm und Kultur aktueller denn je ist. Die Aktualität des Frankenbundes läßt sich anhand zweier Begriffe belegen, über die in unserer Gesellschaft gerade heute viel nachgedacht wird: Es sind dies die Begriffe **Bürgergesellschaft** und **Ehrenamt**. Was hat der Frankenbund mit der etwa von unserem Landtags-Präsidenten Alois Glück immer wieder hervorgehobenen Bürgergesellschaft zu tun? Was meint überhaupt dieses Schlagwort?

So häufig dieser Ausdruck verwendet wird, so unterschiedlich wird er verstanden. Unbestritten jedoch ist ein Kennzeichen der Bürgergesellschaft das ehrenamtliche Engagement von Bürgern ohne engere politische Zielsetzung im non-profit-Bereich und die Gemeinwohlorientierung. Ein weiteres Kennzeichen der Bürgergesellschaft ist es, daß sie aus einem *Kreis von Institutionen, Organisationen, Assoziationen und Verhaltensweisen besteht, die zwischen, neben oder unterhalb von Staat und Wirtschaft angesiedelt sind.*

Als Teil einer solchen Bürgergesellschaft kann sich auch der Frankenbund verstehen: Er verhält sich dezidiert politisch (wie auch konfessionell) neutral, er verfolgt keine politischen Ziele (Darin unterscheidet er sich u.a. grundlegend von einer anderen fränkischen Organisation mit einem ähnlich klingenden Namen). Der Frankenbund betätigt sich öffentlich und für die Öffentlichkeit; er arbeitet nicht gewinnorientiert, vielmehr sind es seine Mitglieder, die in ihrer freien Zeit ehrenamtlich für ihre Mitbürger bezahlbare kulturelle Veranstaltungen organisieren. Der Frankenbund nimmt damit Aufgaben im kulturellen Bereich wahr – einem Bereich, aus dem sich

der Staat zunehmend zurückzieht. Indem die einzelnen Gruppen und Vereine des Frankenbundes Vorträge zur Geschichte und Kultur Frankens, Fahrten zu kulturellen Glanzpunkten unserer Region sowie Wanderungen zur Erforschung der fränkischen Landschaft anbieten, tragen sie dazu bei, Menschen in unserer Region zu verorten. Sie fördern ein Heimatbewußtsein, das nicht dumpfes Gefühl ist, sondern auf Wissen um die geschichtliche Entwicklung beruht.

Dieser Heimatverbundenheit wird in den vor uns liegenden Jahren eine ganz besondere Bedeutung zukommen. Denn angesichts des bevorstehenden demographischen Wandels, den vor allem die ländlichen Räume Frankens zu spüren bekommen werden, wird es darauf ankommen, die Bindungs Kräfte in den einzelnen Orten und Landschaften zu stärken. Nun wird sicherlich kein Jahresprogramm von Frankenbund-Gruppen mit dem Ziel erstellt, Menschen in der Region zu halten, um diese als lebensfähig zu bewahren. Dennoch zeigt das Beispiel, daß die Tätigkeit unserer Frankenbund-Gruppen für unsere Gesellschaft von vielfältiger und manchmal sogar von wirtschaftlicher Bedeutung ist.

Die Arbeit des Frankenbundes steht und fällt mit der Bereitschaft von Menschen, sich Zeit zu nehmen und sich einzusetzen für Dinge, die keinen Profit bringen und manchmal sogar mit Ärger verbunden sind. Von den Ehrenamtlichen ist hier die Rede, ohne die sich kein Verein am Leben erhalten kann. Sie setzen sich ein, bringen ihr Wissen und ihre Erfahrung mit. Von Dr. Peter Schneiders Zeiten an setzt der Frankenbund auf die Mitarbeit von ehrenamtlich Tätigen, die – vielfach Fachleute auf ihren Gebieten – ihr Wissen, aber auch ihre Begeisterung weitergeben wollen. Lange bevor der Auftrag an die Universitäten weitergegeben wurde, breitenwirksam zu sein, hat der Frankenbund bereits in dieser Richtung gewirkt und akademischen Fachleuten wie interessierten Laien ein Diskussionsforum geboten.

Mittlerweile wird die Bedeutung des Ehrenamtes für unsere Gesellschaft auch von Politikern hoch geschätzt; so hat die Bundesfamilienministerin gerade die mit vielen Mil-

lionen Euro ausgestattete Initiative „Alter schafft Neues“ gestartet, die nach eigenem Bekunden die Potentiale der älteren Generation insbesondere im Bereich des ehrenamtlichen Engagements fördern will. Hier wie auch bei der Weckung des Interesses bei den jungen Menschen kommt auf den Frankenbund die Aufgabe zu, gemeinsam Mittel und Wege zu finden, um Ehrenamt und Bürgergesellschaft weiter zu entwickeln.

Mit diesem Appell, meine sehr geehrten Damen und Herren, möchte ich den 79. Bundestag eröffnen und uns allen neue Erkenntnisse und Einsichten sowie der Tagung einen guten Verlauf wünschen.“

Nach dieser Begrüßungsansprache des 1. Bundesvorsitzenden und dem Grußwort des Baunacher Bürgermeisters ergriff der Festredner, Herr Dr. Hubert Ruß, das Wort. Sein Festvortrag hatte das Thema „Die Stiefenburg ob Baunach – Geschichte und Geschichten“ und ließ die Geschicke dieser heute nur noch in wenigen Resten existierenden Burgruine in historischen Fakten und volkstümlichen Sagen lebendig werden. Zur Untermalung seiner Worte zeigte der Referent einige Bilder und Quellenstücke als Powerpoint-Präsentation.

Im Anschluß an die Ausführungen von Dr. Ruß ehrte die Bundesleitung einige hochverdiente FRANKENBUND-Mitglieder der Gruppe Baunach, darunter auch den ersten Vorsitzenden der Gruppe Herrn Franz Götz, für ihre jahrzehntelange Treue zu unserer Vereinigung durch die Übereichung des goldenen Bundesabzeichens und der Ehrenurkunden. Die so Geehrten konnten sich darüber hinaus noch an einem kleinen Blumengruß und dem Geschenk eines fränkischen Vespertellers inklusive Bocksbeutel erfreuen.

Als besondere Überraschung kündigte dann der Baunacher Vorsitzende, Herr Götz, den Auftritt des „zufällig anwesenden“, bekannten Mundartautors Wilhelm Wolpert aus Haßfurt an. Seine munteren Gedichte und lockeren „Sprüchli“ – vielfach mit deutlichem Hintersinn – erheiterten die Festversammlung auf das Beste und ließen so manchen Tränen lachen. Fröhliches und Alltägliches, Menschliches und Allzumenschliches regten zum



Abb. 3: Ehrengäste (r.h.: Bürgermeister Hojer), Festredner (l.h.: Dr. Ruß), Jubilare und Bundesleitung beim Festakt in der Aula der Verbandsschule.

Photo: Alois Hornung.

Nachdenken und zur Diskussion an, erkann-ten doch viele in diesem vorgehaltenen Spie- gel typische Verhaltensweisen, auch bei sich selbst.

Froh gestimmt durch diese gekonnte Ein-lage, die den Franken und seine Reaktionen in verschiedenen Lebenslagen charak-terisierte, konnten sich die Bundesfreunde nach dem obligatorischen Schlußwort durch den 2. Bundesvorsitzenden, Herrn Heribert Haas, in dem er nochmals allen Beteiligten und Orga-nisatoren herzlich für ihr Engagement dankte, in die Mittagspause verabschieden. Im An-schluß an die Mahlzeit hielt Altbürgermeister Georg Wild für die Delegierten eine etwa ein-stündige Führung zu den wichtigsten Se-henswürdigkeiten von Baunach.

Die Nichtdelegierten und die Gäste des Bundesstages lud die Gruppe Baunach am Nachmittag zu vier weiteren interessanten Besichtigungen ein. Da das Heimatmuseum von der FRANKENBUND-Gruppe betreut wird, wurde natürlich eine Führung dort an-

geboten, genauso wie im Deutschen Pfadfin-dermuseum, in der Altstadt oder in der schmucken spätgotischen Magdalenenkapelle auf der Höhe über der Stadt.

Unterdessen versammelten sich die Dele-gierten und die Bundesleitung zur Arbeitssit-zung des Bundestages im Restaurant Rocus im alten Bahnhof von Baunach. Der 1. Bun-desvorsitzende, Herr Dr. Paul Beinhofer, gab seinen Jahresbericht ab, der auf allgemeine Zustimmung stieß. Der Kassenbericht bzw. der Kassenprüfungsbericht wurden zustim-mend zur Kenntnis genommen. Nachdem sich alles in bester Ordnung befand, wurden die Bundesleitung und der Kassier entlastet. Herr Dr. Peter A. Süß M.A. wurde als neuer Schriftleiter satzungsgemäß auf diesem ersten Bundestag seit der Übernahme der Aufgabe durch ihn im letzten Juni bestätigt. Neuwahlen standen in diesem Jahr nicht an.

Die Bundesgeschäftsführerin, Frau Dr. Christina Bergerhausen, berichtete über ihre Tätigkeit und präsentierte die Ergebnisse



Abb. 4: Die Delegierten während der Führung durch Altbürgermeister Georg Wild am Überkum-Denkmal.  
Photo: Alois Hornung.

einer Fragebogenaktion zu Akzeptanz und Wünschen der einzelnen Gruppen an die Bundesleitung. In überwiegendem Maß sind die Gruppen nach Ausweis dieser Erhebung mit der Arbeit an der Spitze unserer Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturflege zufrieden. Der Internetauftritt steht kurz vor der Neupräsentation; auch die Aktion, unsere Zeitschrift in das internationale Netz einzustellen, dürfte in Kürze abgeschlossen sein. Einige Gruppen zeigten Interesse an den auf der Bundesbeiratstagung in Weißenburg vorgeschlagenen neuen Reversnadeln als zusätzlichem Erkennungszeichen neben dem bisherigen größeren Wappenschild. Betont wurde die Bedeutung des Fränkischen Seminars als Ideenlieferant für die Programmgestaltung der Gruppen. Es wurde dringend geworben, diese Veranstaltung besser zu nutzen und stärker zu besuchen, denn bei zu geringen Anmeldungenzahlen und mangelndem Interesse müßte dieses hervorragende und in vielen Jahrzehnten positiv erprobte Angebot eingestellt werden.

Es wurde nochmals darauf hingewiesen, daß wegen des 50. Todesjahres unseres Gründers Dr. Peter Schneider die nächste **Bundesbeiratstagung** auf dem Schwanberg bei Kitzingen stattfinden wird. Wir werden dabei auch sein dort befindliches Denkmal besuchen, weswegen – in der Hoffnung auf gute Witterung – das Treffen bereits am **13. September 2008** abgehalten wird. Organisiert wird das Treffen von den Gruppen Markt-  
breit/Ochsenfurt und Kitzingen.

Wie alljährlich beschloß der Bundestag die Termine für die Veranstaltungen des Gesamt-  
bundes im kommenden Jahr:

- Bundestag 2009:  
9. Mai 2009 in Schweinfurt  
Ausrichter: Historischer Verein Schweinfurt e.V. – Gruppe des FRANKENBUNDES
- Bundesbeiratstagung 2009:  
17. Oktober 2009 in Ansbach  
Ausrichter: FRANKENBUND-Gruppe Ansbach

Auf die Festlegung eines Termins für das Fränkische Seminar wurde wegen der schwachen Anmeldezahlen zu dem diesjährigen bewußt verzichtet. Die Bundesleitung wird über dieses Problem auf ihrer nächsten Sitzung beratschlagen.

Zum Abschluß stellte die Gruppe Baunach ihren Arbeitskreis Heimatmuseum vor. Herr Haas gab einen kurzen Rückblick auf die Gedenkfeier der Bamberger Gruppe zum 50. Todestag von Dr. Peter Schneider im Januar 2008. Der Bezirksvorsitzende für Südtüringen, Herr Alfred Hochstrate, bat um verstärktes Engagement für die dortigen FRANKENBUND-Gruppen, die keinen Zuwachs zu verzeichnen haben. Er regte an, daß einzelne Gruppen aus dem fränkischen Kernraum in Thüringen Besuche bei den Bundesfreunden

machen sollten. Er schlug auch vor, evtl. in Analogie zu den früheren Bundessternfahrten von seiten des Gesamtbundes einmal eine Fahrt mit zahlreichen Teilnehmern in die südthüringischen Lande zu organisieren, um dort das Vereinsleben wieder mit neuem Schwung zu versehen.

Nachdem zuletzt noch der geplante Ablauf des „Tages der Franken“ am 6. Juli 2008 in Miltenberg kurz vorgestellt wurde, bedankte sich der 1. Bundesvorsitzende bei allen Delegierten und der gesamten Bundesleitung für ihr Erscheinen sowie die engagierten Beratungen und schloß den 79. Bundestag mit guten Wünschen zum Gedeihen des FRANKENBUNDES und seiner zahlreichen Gruppen.

PAS

## Der Frankenbund trauert um Dr. Kurt Töpner

von

*Alexander Biernoth*

Der Frankenbund und speziell die Gruppe Ansbach trauert um Dr. Kurt Töpner, der am 16. Dezember 2007 verstorben ist: Der ehemalige mittelfränkische Bezirksheimatpfleger war viele Jahre Vorsitzender der Ansbacher Gruppe im Frankenbund und gehörte auch der Bundesleitung an. Kurt Töpner war am 26. September 1937 in Wrbitz im Egerland geboren worden. Nach der Vertreibung kam er mit seiner Familie nach Hechlingen im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Gunzenhausen und in Landsberg a.L., wo er auch das Abitur ablegte, folgte der Wehrdienst und in den Jahren 1960 bis 1966 das Studium der Germanistik, Geschichte, Geographie und Pädagogik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen. Kurt Töpner schloß sein Studium mit der Promotion zum Dr. phil. bei Professor Dr. Hans-Joachim Schoeps ab und begann seine berufliche Tä-



tigkeit als wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Religions- und Geistesgeschichte in Erlangen.

1972 rückte Dr. Töpner in den sogenannten akademischen Mittelbau auf, und sein Forschungsschwerpunkt galt der Kultur- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von 1974 bis 1986 gehörte Dr. Töpner als Vertreter des Stimmkreises Nürnberg-Nord dem mittelfränkischen Bezirkstag an, und am 1. Juli 1986 trat er die Nachfolge von Dr. Ernst Eichhorn als Bezirksheimatpfleger an. Daneben übernahm er noch die Leitung des Kulturreferates des Bezirks. Neben seinen Aufgaben im Bereich der Heimatpflege war Dr. Töpner maßgeblich an der Weiterentwicklung des Freilandmuseums in Bad Windsheim beteiligt, förderte den Zweckverband Burg Abenberg und die Trachtenforschungs- und Beratungsstelle sowie die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik. 2001 schied Dr. Kurt Töpner altersbedingt aus dem aktiven Berufsleben aus und übergab auch ein Jahr später das Amt des Vorsitzenden der Frankenbund-Gruppe Ansbach, das er seit 1988 innehatte, an seine Nachfolgerin als Bezirksheimatpflegerin, Dr. Andrea M. Kluxen.

In einer Ansprache am Grab Dr. Kurt Töpners in Landberg am Lech sagte Bezirkstagsmitglied Fritz Körber in Vertretung des Be-

zirkstagspräsidenten Richard Bartsch: „Dr. Kurt Töpners Wirken hat die Kultur der historischen Forschung und ihre Diskussion als Bezirksheimatpfleger so glücklich geprägt, daß auch künftige Generationen seinem Vorbild nachleben werden.“ Körber erinnerte in seiner Ansprache an den Aufbau des jüdischen Museums in Fürth, an dem Dr. Töpner maßgeblich beteiligt war, und an die Gründung des Musikfestivals „Fränkischer Sommer“, das eines der „Lieblingskinder“ Töpners war. Das Wesen des Verstorbenen würdigte Fritz Körber mit den Worten: „Alles, was den hohen Rang dieses Mannes ausmachte, hat dazu beigetragen: seine imponierende Gelehrsamkeit ebenso wie seine überzeugende Humanität. ... Für Dr. Töpner waren Dialog, Ausgleich und Kompromiß nicht nur Instrumente zur Durchsetzung der eigenen Ziele, sie gehörten für ihn unabdingbar zum Wesen, zum Eigentlichen und zur Substanz unserer Demokratie.“

Auch die Gruppe Ansbach im Frankenbund trauert um Dr. Kurt Töpner, der die Gruppe über viele Jahre zusammen mit Edmund Zölle geführt hat und als feste Größe im Ansbacher Kulturleben etabliert hatte. Viele Mitglieder denken noch gerne an die Studienfahrt unter seiner fachkundigen Leitung zurück. Der Frankenbund wird Dr. Kurt Töpner ein ehrendes Gedenken bewahren.

# „.... ein an glücklichen Erfindungen fruchtbares Genie“ – Der Würzburger Goldschmied Georg Stephan Dörffer (1771–1824)<sup>1)</sup>

von

Heiko Braungardt

Zeitgenossen lobten die „erworбene Geschicklichkeit im Zeichnen“ und den „äußerst glücklichen Erfindungsgeist“ des Würzburger Goldschmieds Georg Stephan Dörffer, dessen Arbeiten sich „durch die herrlichsten Formen“<sup>2)</sup> auszeichneten. Sichtet man allerdings die Quellen und die erhaltenen Werke der Goldschmiedekunst in Würzburg, so fällt die überragende Dominanz der Augsburger Meister auf. Sowohl der Würzburger Hof, als auch die Kirchen vergaben renommierte Aufträge in der Regel außerstädtisch. So war es für einheimische Gold- und Silberschmiede schwer, sich dagegen zu behaupten. Zwei, denen dies im 18. Jahrhundert gelang, waren Georg Stephan Dörffer und sein Vater Johann Baptist.

Der 1763 in Schwäbisch-Gmünd geborene Goldschmied Johann Baptist Dörffer begann am 14. April 1748 seine Lehre beim Würzburger Hofgoldschmied Bonifazius Wilhelm,<sup>3)</sup> die er nach den festgesetzten fünf Jahren Lehrzeit am 30. September 1753 beendet hatte.<sup>4)</sup> Im Anschluß an seine Gesellenzeit bewarb er sich im Jahr 1763 um das Würzburger Meisterrecht, welches er am 25. August d.J.<sup>5)</sup> erhielt. Das Ansehen Johann Baptists spiegelt sich u.a. darin, daß er ab 1765 mehrfach der Gold- und Silberschmiedezunft als erster oder zweiter Geschworener vorstand. Daneben hatte er seit dem 25. August 1766 die Position des Hofgoldschmieds inne, obwohl „Hof Silber Arbeiten (...) sogar oft häufig nicht Vorkommen“.<sup>6)</sup> Als weiteres Amt bekleidete er den Posten des Gewichtwardeins, in das er am 1. September des gleichen Jahres gewählt worden war.<sup>7)</sup> 1767 erwarb Dörffer

das Haus des verstorbenen Hofgoldschmieds Bonifazius Wilhelm, das sog. „Haus zum rothen Hahnen auf dem alten fischmarckh“, im Bastheimer Viertel neben dem Gasthaus zum Stern auf der Domgasse gelegen.<sup>8)</sup> Dieses Haus blieb auch für die beiden nächsten Generationen Wohnhaus und Werkstatt. Hier entstanden Dörfers Werke, die weitgehend noch dem Rokoko verpflichtet sind, und die sich bis heute in zahlreichen Kirchen befinden.<sup>9)</sup> Völlig überraschend starb Johann Baptist Dörffer am 9. Juli 1785.<sup>10)</sup>

Nach dessen Tod übernahm seine Witwe, Maria Cunigunde geb. Lurzin aus Merkertshausen, Haus und Werkstatt in der Domgasse. Dies war auf Grund der Goldschmiedege rechtigkeit möglich. Sie war eine Bedingung für den Betrieb einer eigenen Werkstatt und wurde nach Bestehen des Meisterstückes käuflich erworben. Sie war weitervererbbar und ging nach dem Tod des Meisters auf dessen Nachkommen oder Witwe über. Da die eigenen Kinder noch zu jung waren, um den Betrieb zu leiten, war Kunigunde Dörffer auf die Mithilfe von Gesellen angewiesen. In einem Brief Johann Guttenhöfers an Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal vom 29. September 1788 berichtete dieser, daß die Witwe die Profession forttriebe, und „das ganze Jahr über für 2 auch 3 gesellen arbeit, somit Verdienst und Nahrung genug“<sup>11)</sup> habe. Ein knappes Jahr später schrieb er, daß sie „dermalen mit Gesellen haushalten müste, deren sie doch gegenwärtig 5., er aber gar keinen (...) hätte“.<sup>12)</sup> Die Situation änderte sich erst, als Georg Stephan Dörffer die Werkstatt übernahm.

Georg Stephan war das fünfte von sieben Kindern,<sup>13)</sup> am 16. Dezember 1771 wurde er getauft.<sup>14)</sup> Die Aufschwörung Georg Stephans als Lehrjunge seines Vaters erfolgte am 26. Mai 1785.<sup>15)</sup> Der Tod des Vaters bedeutete für Georg Stephan, daß er „*die Profession nur von denen bey seiner Mutter in Condition gestandenen Gesellen*“<sup>16)</sup> erlernen konnte. Als Sohn eines Würzburger Meisters erließ man ihm von den vorgeschriebenen fünf Jahren Lehrzeit eineinhalb Jahre,<sup>17)</sup> wodurch er am 5. Oktober 1788 freigesprochen wurde.<sup>18)</sup> Gemäß einer 1787 erlassenen Verordnung<sup>19)</sup> hatte sich eine Wanderschaft von drei Jahren anzuschließen, die den Gesellen in drei Hauptstädte führen mußte, damit er sich „*in der feinen Kunst- und Mode=Arbeit, wozu nicht allenthalben die Gelegenheit vorhanden, unterrichten möge*“.<sup>20)</sup> Georg Stephan verließ daher Ende 1788/Anfang 1789<sup>21)</sup> Würzburg und begab sich zunächst nach Straßburg. Bei wem Georg Stephan tätig war, ist bislang unbekannt. Auf dringende Bitte der Mutter hin brach er seine Wanderschaft ab und kehrte im Frühjahr 1790 über Augsburg nach Würzburg zurück. In Würzburg angekommen erhielt Georg Stephan Aufträge, die er „*zu jedermanns Zufriedenheit*“<sup>22)</sup> erledigte.<sup>23)</sup> Am 4. Januar 1791 wandte sich Dörffer mit der Bitte an den Oberen Rat, ihm die noch fehlenden 1 Wanderjahre zu erlassen und ihn sofort zum Meisterrecht zuzulassen.<sup>24)</sup> Obwohl sich die Mitglieder der Goldschmiedezunft dagegen aussprachen, trug das Gebrechenamt dem Fürstbischof vor, Dörffer von den fehlenden Wanderjahren zu dispensieren, ihn allerdings anzusegnen, die Fehlzeit weiterhin als Geselle in der Werkstatt seiner Mutter abzuleisten.<sup>25)</sup> Nach Ablauf dieser Zeit bat Dörffer am 1. März 1793 beim Oberen Rat erneut um die Erteilung des Meisterrechts.<sup>26)</sup> Die Zunft war einverstanden, stellte jedoch die Bedingung, daß Dörffer keine eigene Werkstatt gründe, sondern den Betrieb der Mutter übernehme. Da Georg Stephan sich bereit erklärte, noch ein Jahr als Meister bei seiner Mutter zu arbeiten, stimmte das Gebrechenamt dem Ansuchen zu. Die endgültige Entscheidung wurde jedoch dem Fürstbischof überlassen, bei dem sich in der Zwischenzeit der Goldschmied Joseph Neuß beschwert

hatte. Durch dessen mehrfache Einwendungen und Beschwerden zog sich das Verfahren in die Länge, so daß Georg Stephan Dörffer erst am 18. Oktober 1793 vor dem Oberen Rat als Meister verpflichtet werden konnte.<sup>27)</sup> Die Meisterwerdung Dörfers beinhaltete auch dessen Aufnahme als Würzburger Bürger, die am 24. Oktober 1793 erfolgte.<sup>28)</sup>

Ob und wann Georg Stephan Dörffer den Titel des Hofgoldschmieds erhielt, läßt sich aus den Quellen nicht bestimmen. Bei der Fertigung eines Silberservices 1790 wurde er jedoch „*Hofgoldschmied*“<sup>29)</sup> genannt. Dies ist bemerkenswert, da Dörffer zu diesem Zeitpunkt noch nicht die Meistergerechtigkeit besaß, und der Mutter 1788 durch einen fürstbischöflichen Beschuß erklärt wurde, daß sie „*nach Ableben ihres Mannes keinen weiteren Anspruch auf die Hof Arbeit*“ habe.<sup>30)</sup> Der Posten scheint zwischen dem Tode Johann Baptists und der Rückkehr Georg Stephans von seiner Wanderschaft vakant gewesen zu sein. Dörffer selbst führte den Titel Hofgoldschmied anscheinend nie. In den Kostenvoranschlägen, Rechnungen und Quittungen, die sich aus seiner Hand erhalten haben, nannte er sich meistens „*Hofsilberarbeiter*“ oder nur „*Silberarbeiter*“. Eine Regel bei der Verwendung der Titel läßt sich nicht ableiten.

Wie schon sein Vater, so war auch Georg Stephan Dörffer sowohl Geschworener der Gold- und Silberschmiedezunft, als auch Gewichtwardein. In das Amt des zweiten Geschworenen, des sog. Junggeschworenen wurde er erstmals am 19. September 1796 gewählt.<sup>31)</sup> Zum Älteren- oder Obergeschworenen wurde Dörffer nicht bestimmt oder ließ er sich nicht ernennen. Den Posten des Gewichtwardeins übernahm Dörffer nach dem Tod Johann Guttenhöfers, der die Stelle seit 1790 inne hatte. Am 27. November 1801 wurde er auf seine neuen Aufgaben verpflichtet.<sup>32)</sup> In dieser Funktion war er u.a. für die Taxierung von Säkularisationsgütern verantwortlich.

Arbeiten für den Dom, für Würzburger und auswärtige Kirchen und Klöster, für die beiden Spitäler, für den fürstbischöflichen und großherzoglichen Hof, für Georg Karl von Fechenbach und für das allgemeine Publikum

zeigen, daß Georg Stephan Dörffer ein gesuchter Künstler war. Aus einigen Quellenfunden läßt sich darüber hinaus erahnen, daß er ein geschäftstüchtiger, moderner, aber auch teurer Goldschmied war, der keine Konkurrenten duldet. Kaum in das Amt des Geschworenen gewählt, führte er vor dem Oberrat Beschwerden gegen auswärtige Händler, die außerhalb der Messzeiten ihre Waren anboten,<sup>33)</sup> oder deren Waren nicht der Würzburger Stadtprobe entsprachen.<sup>34)</sup> In gleicher Entschiedenheit ging Dörffer gegen Görtler vor, die widerrechtlich in Silber arbeiteten.<sup>35)</sup>

Das Zeitgemäße an Dörffers Kunst läßt sich aus der Aussage Carl Gottfried Scharolds ablesen, daß man in seinem Gewölbe „immer ein ausgesuchtes Assortiment der modernsten Gold- und Silberwaaren“<sup>36)</sup> antraf. Ein solches, für den allgemeinen Markt gedachtes Angebot war etwas Neuartiges. Zu Zeiten des Vaters arbeiteten Goldschmiede weitgehend nur auf Bestellung, so daß „keine Silber Waaren im Vorrath bey einem Gold- oder Silber Schmitt anzutreffen seyn, auch solcher über ihre Vermögens Kräfte bekannter maßen gehen würde (...)“<sup>37)</sup>. Dörffer selbst bediente sich des „Würzburger Intelligenzblattes“, um ein „geneigtes Publicum“ über sein Warenangebot zu informieren (Abb. 1). Dabei be-

tonte er stets, daß seine Arbeiten nach den „neuesten französischen und englischen Zeichnungen“ gefertigt seien. Dadurch garantierte er dem Kunden, ein am internationalen Geschmack orientiertes Silbergerät erwerben zu können.

Daß Dörffer ein teurer Künstler war, geht aus einer Einschätzung der Görtler hervor. Ohne ihn namentlich zu nennen bemerkten sie, „daß nur ein einziger Silberschmied von ansehnlichem Verlag in Silber-Waaren, und an den die meisten, und beträchtlichsten Bestellungen in Silberarbeiten geschehen, in hiesiger Stadt befindlich, der also in Absicht auf diesen Artikel als Monopolist entweder die Börse des Publicums, nach seiner Willkür zu Gebot hat, oder dasselbe durch die übersetzten Preise nötiget, seine Silber-Waaren vom Auslande zu beziehen“.<sup>38)</sup> Trotz der hohen Preise, aber wohl wegen der Qualität seiner Arbeiten war Dörffer ein angesehener Bürger der Stadt. So war er u.a. 1806 Gründungsmitglied der Gesellschaft zur Verbesserung der Mechanischen Künste und Handwerker, des späteren Polytechnischen Vereins,<sup>39)</sup> deren Ehrenmitglied er 1824 wurde. Dörffer unterstützte den Verein sowohl finanziell<sup>40)</sup> als auch ideell, indem er der Gesellschaft mehrere Zeichnungen übergab, „um sie den Zöglingen, im Falle man keine Modelle selbst erhalten würde, vorzulegen“.<sup>41)</sup> Dabei könnte es sich um die Blätter handeln, die im „Verzeichniß der Bücher, Zeitschriften u.s.w. des polytechnischen Vereins und der Sonn- und Feiertags=Handwerks=Schule zu Würzburg“<sup>42)</sup> erwähnt werden. Der Verbleib dieser Blätter ist leider unbekannt.

Die Werke Dörffers, „stets mit dem Geschmacke der Zeit fortschreitend“ wie Scharold bemerkte, entsprangen nicht nur der eigenen Ideenfindung, sondern waren mitunter Nachahmungen. Dabei bediente er sich u.a. des von Friedrich Justin Bertuch (1747–1822) und Georg Melchior Kraus (1737–1806) in Weimar herausgegebenen „Journal des Luxus und der Moden“ (1786–1827). Das 1786 erstmals erschienene „Journal“ war lange Zeit die führende deutsche Modezeitung. Zum Erfolg trugen nicht nur die Berichte und Zeichnungen von Modeentwickl-

6) Einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum zeigt Endes geschickter ergebenst an, daß er mit einem nach neuestem französischen und englischen Geschmack gearbeiteten Assortiment Silberwaaren, als Tafel-, Spiels-, Hand- und Wachsstockleuchtern, Kässes, Milchs-Theekannen und -Tassen, Zuckerhaalen und Körbchen, Salzfässer und Cassolettes, mit Essig- Oels und Senfsfläschchen, Crendz- und Caffeebrettern, Eis- Vorleg-, Magout- und Kasselflößlein, Brettspielen zu 6 und 12 Steckchen, nebst noch andern Stück'n, in 13öltiger Probe Augsburger Gehalt versehen sey. Er bittet um zahlreichen Zuspruch, versichert die billigsten Arbeitspreise und reele Bedienung.

Georg Stephan Dörfer, Hofsilberarbeiter, im 3. Distr.  
Nro. 145.

Abb. 1: Anzeige Georg Stephan Dörffers im Würzburger Intelligenzblatt.

lungen in Paris bei,<sup>43)</sup> entscheidend war der „vielgestaltige, populäre Magazincharakter“,<sup>44)</sup> mit dem sich das Journal von den vielen anderen zeitgenössischen Zeitschriften unterschied.<sup>45)</sup> Ab wann es das Journal in Würzburg gab, ist schwer zu ermitteln. Spätestens um 1800 konnten es die Würzburger lesen. Im 1799 gegründeten „Zeitungs- und Journal= Lese=Institut“ war es vorhanden, und ebenso war es „in allen guten Buch= und Kunsthändlungen“<sup>46)</sup> zu erwerben. Neben Modekupfern enthielten die Hefte immer auch Abbildungen von Gegenständen aus Silber. In den ersten Ausgaben waren englische oder französische Vorbilder maßgeblich, im 19. Jahrhundert stammten viele dieser Anregungen von den Augsburger Goldschmieden Seethaler und Sohn.

Diese wiederum griffen in ihren Entwürfen auf Fertigteile der Heilbronner Firma Bruckmann und Comp. zurück. Im Jahr 1805 übernahm Georg Peter Bruckmann (1778–1850) nach seinen Wanderjahren in Genf und Paris die Werkstatt seines Vaters Johann Dietrich und gründete mit Karl Seeger die Firma „Seeger und Bruckmann“.<sup>47)</sup> Er begann „Ornamente in Stahl zu schneiden und mit dem Fallhammer auszuprägen“.<sup>48)</sup> Die Motive wurden in Katalogform vertrieben. Zum einen gab es Hefte mit dem Titel „Neue Formen welche bei Seeger und Bruckmann in Heilbronn am Neckar fabricirt und verkauft werden.“ Diese Hefte boten komplettes Silbergerät an, welches fertig gekauft werden konnte. Zum anderen hießen die Kataloge „Abbildungen von geprägten Ornamenten welche bei P. Bruckmann und Comp. in Heilbronn am Neckar in Silber und Messing fabricirt werden.“ Diese Hefte richteten sich vor allem an Silberschmiede, die daraus Applikationen und Halbfabrikate bezogen. Diese wurden dann in den Werkstätten montiert und damit Eigenes vollendet. Auf diese Weise war es den Silberschmieden möglich, schnell auf Modeänderungen zu reagieren, den Wünschen des Publikums Rechnung zu tragen und teilweise auf Vorrat kostengünstig zu arbeiten.

Auch Georg Stephan Dörffer nutzte diese neuen Möglichkeiten für seine Arbeiten. Ge-

schickt wählte er aus der Vielzahl an vorgeschlagenen Ornamenten diejenigen aus, die dem klassizistischen Ideal entsprachen. Ob die daraus abgeleitete Einschätzung Scharolds zutreffend ist, Dörffer besäße „Kenntniß der Alterthümer, Geschichte und Mythologie“,<sup>49)</sup> darf angezweifelt werden. Auffällig ist jedoch, daß er Appliken häufig entsprechend der Funktion der Gefäße aussuchte.<sup>50)</sup> In seinen späteren Arbeiten gestaltete Dörffer manche Stücke komplett aus Fertigteilen, die er den Bruckmannschen Katalogen entnahm. So zeigt das Zuckergefäß, welches sich als Leihgabe des Würzburger Verschönerungsvereins im Mainfränkischen Museum befindet (Abb. 2), Motive und Ornamente, die dem ersten und zweiten Heft entnommen sind. So sind etwa die zentrale Hermenfigur und die seitlichen Füllhörner im Heft 2, Tafel 4, Nr. 211, 255 und 256 abgebildet (Abb. 3).<sup>51)</sup>

In einem weiteren Fall zeigen sich Dörffers Geschick und Fertigkeit, eine Vorlage aus dem Hause Bruckmann zu verbessern. Im 8.



Abb. 2: Georg Stephan Dörffer: Zuckergefäß, um 1815, Mainfränkisches Museum Würzburg.

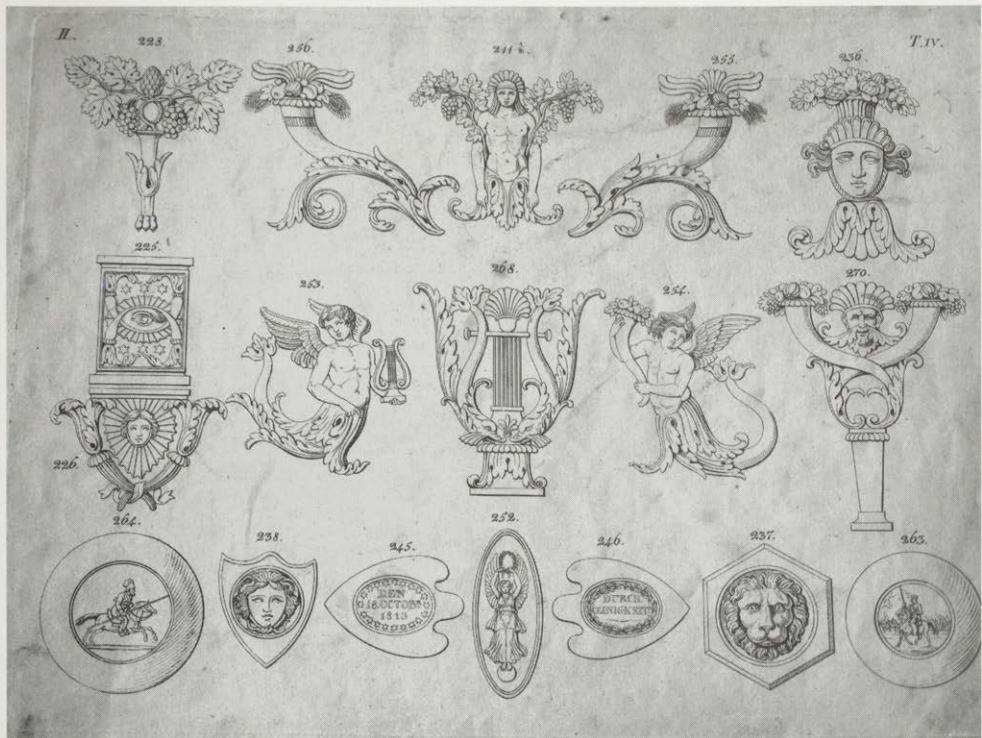


Abb. 3: Bruckmann, *Ornamente*, Heft 2, Tafel 4.

Heft der „Neuen Formen“ ist auf Tafel 6 unter Nr. 317 ein Fischheber abgebildet, der auf der Fläche des Hebers, der „Schaufel“, einen Fisch zeigt, der von einem breiten Band ausgestanzter kleiner Dreiecke eingefaßt wird (Abb. 4). Der Ansatz des Stiels ist in Form einer Muschel gebildet, das anschließende konisch sich verbreiternde Stück wird von einer kleinen Kugel unterbrochen und von einer Einschnürung abgeschlossen. Ob der daran ansetzende eigentliche Griff aus Silber oder Holz gedacht war, läßt sich aus der Abbildung nicht entnehmen. Insgesamt erscheint der Griff im Vergleich zu der Fläche des Hebers als zu lang und zu unproportioniert. Dörffers Stück<sup>52)</sup> (Abb. 5), welches sich in Privatbesitz befindet, zeigt gegenüber der Vorlage einige Abänderungen, wodurch es zu einer stimmigeren Gesamterscheinung kommt. So ist das umlaufende Band an der Spitze u.a. mittels eines Vierpasses geschlossen. Der Stielansatz wurde in Form eines Dreieckes

ausgeführt und paßt in seiner Proportion viel besser zur Schaufel des Hebers als die zu kleine Muschel in der Vorlage Bruckmanns. Des weiteren ist der Stiel in sich schlüssiger und konsequenter durchgestaltet, indem er lediglich von zwei Einschnürungen unterbrochen ist. Da der schwarze Holzgriff im Vergleich zur Vorlage in seiner Länge verringert und flacher ausgeführt worden ist, wirkt das Verhältnis der Schaufel zum Griff ausgewogener als bei Bruckmann. Deutlich zeigen sich hierbei das maßvolle Auge und das Ge-spür Dörffers für die gelungene Form. Gleichzeitig bestätigt sich Scharolds Aussage, der zufolge Dörffer Vorlagen nicht nur meisterhaft nachahmte, sondern diese „durch seine reichhaltige Composition, (...) noch mehr zu verbessern“<sup>53)</sup> verstand. Die Einbeziehung von Fertigteilen entsprach dabei einem zeit-typischen Phänomen und darf nicht als Un-vermögen des Goldschmiedes interpretiert werden.

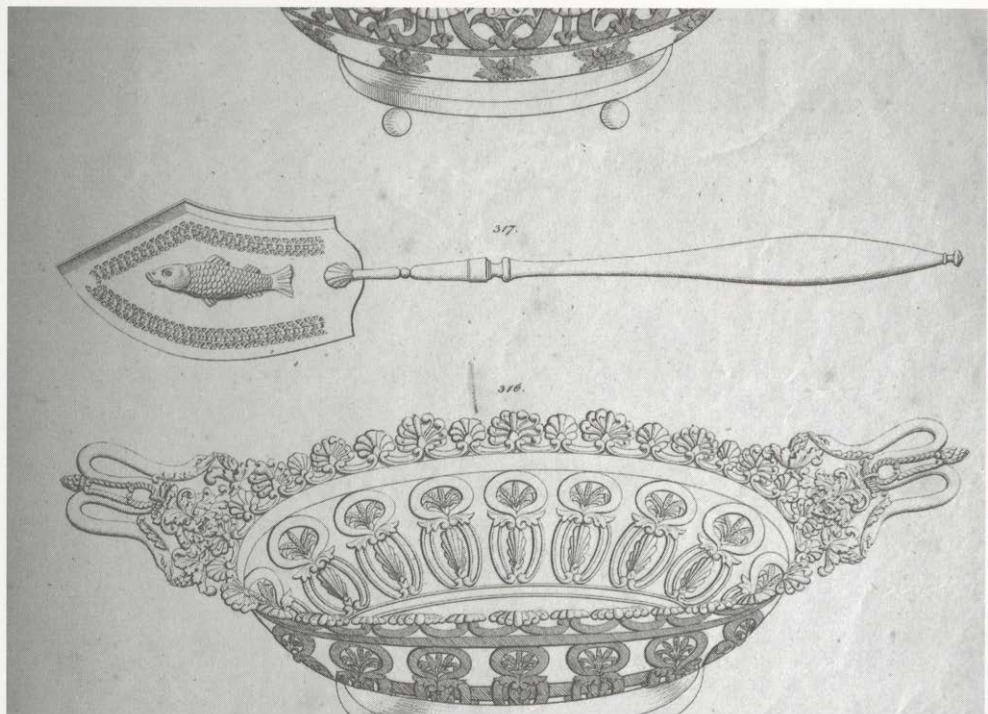


Abb. 4: Bruckmann, *Neue Formen*, Heft 8, Tafel 6.



Abb. 5: Georg Stephan Dörffer, *Fischheber*, um 1820, Privatbesitz.

Dörffers Werk spannte sich vom Klassizismus über die Ägyptenmode bis hin zum Empire. Er folgte stets dem Geschmack der Zeit und sicherte sich dadurch den Zuspruch und das Wohlwollen seines Publikums. Seine Arbeiten zeichnen sich durch handwerkliche Meisterhaftigkeit, durch ausgewogene Proportionen und durch zeitlose Eleganz aus. Verständlich, daß die Zeitgenossen von der Schönheit seiner Werke begeistert waren, und es heutige Sammler weiterhin noch sind. Durch gezielten Einsatz moderner Medien (Werbung), durch die Berücksichtigung zeitgenössischer Zeichnungen und Stiche und durch die Einbeziehung vorgefertigter Dekorationsteile wandelte sich Dörffer vom reinen zunftgenössischen Handwerker des 18. Jahrhunderts zu einem vorindustriellen Fabrikanten des frühen 19. Jahrhunderts.

Dörffer starb nicht, wie in der Literatur bisher zu lesen war,<sup>54)</sup> am 25. Juni 1824 überraschend an den Folgen einer Brustkrankheit, sondern bereits am 15. Juni 1824.<sup>55)</sup> Am Abend des nächsten Tages wurde der bedeutendste Goldschmied Würzburgs auf dem Städtischen Friedhof beigesetzt.<sup>56)</sup> Georg Stephan Dörffer hatte insgesamt sechs Kinder, von denen Michael Karl (1796–1830) das künstlerische Talent des Vaters erbte. Nach seiner Wanderzeit in Wien, Mailand und Paris kehrte er nach Würzburg zurück und unterstützte seinen Vater, bis er 1818 erneut nach Wien aufbrach, um dort ein eigenes Geschäft zu gründen.<sup>57)</sup> Andreas Caspar (1807–1836), ein weiterer Sohn, übernahm die Werkstatt in Würzburg wohl mit mäßigem Erfolg. Arbeiten seiner Hand sind (fast) nicht bekannt. Mit seinem Tod 1836 erlosch die Reihe der Gold- und Silberschmiede aus dem Hause Dörffer.

*Für einen möglichst umfassenden Werkkatalog im Rahmen der entstehenden Dissertation bittet der Autor um Hinweise auf Werke, die sich in Privatbesitz oder im Kunsthandel befinden. Diskretion wird selbstverständlich zugesichert. Heiko Braungardt M.A., Frankfurter Straße 27, 97082 Würzburg, Tel. Nr. 0931/26099295, heikobrau@gmx.de.*

### Anmerkungen:

- 1) Der nachfolgende Aufsatz ist eine knappe Zusammenfassung einer derzeit an der Universität Würzburg entstehenden Dissertation des Autors zum gleichen Thema.
- 2) Carl Gottfried Scharold: Materialien zur Fränkisch-Würzburg. Kunstgeschichte. UB Würzburg: M. ch. f. 636. fol. 180.
- 3) Archiv Lockner Würzburg, Sign. S 6, Abschrift (ohne fol.) aus dem verschollenen Lehrlingsbuch (sog. Bubenbuch) der Würzburger Goldschmiedezunft.
- 4) Archiv Lockner Würzburg, Sign. S 7, Abschrift (ohne fol.) aus dem verschollenen Gesellenbuch der Würzburger Goldschmiedezunft.
- 5) StadtAW, Ratsprotokolle 1763–1764, fol. 206. Bürgen waren der Hofgoldschmied Bonifazius Wilhelm und der Strumpfstricker Anton Ammon.
- 6) StAWü, Hofkammerprotokolle 1766, fol 1105.
- 7) StadtAW, Oberratsprotokolle 1766, fol. 235.
- 8) StadtAW, Ratsbuch 134, Güterlagerbuch, fol. 7. und 91.
- 9) StadtAW, Ratsprotokolle 1767–1768, fol. 93. Daneben besaß Dörffer noch einen Weinberg, der 1800 an den Hofkutscher Franz Schlot verkauft wurde. Vgl. dazu: StadtAW, Ratsbuch 134, fol. 91.
- 10) Wolfgang Scheffler: Die Goldschmiede an Main und Neckar. Hannover 1977, S. 99f.
- 11) Kath. Matrikelamt Würzburg, Sterbmatrikel Dom Würzburg 1751–1785, fol. 44.
- 12) StAWü, Akten des Gebrechenamts, Rep. VII, Lit. W, No. 757, Blatt 56. Brief vom 29. September 1788.
- 13) StAWü, Gebrechenprotokolle 1789 IV, fol. 2007v.
- 1) Georg Stephan, getauft 3. Dez. 1764 (Taufmatrikel Dom 1757–1764, fol. 278.), gest. 17. April 1771 (Sterbmatrikel Dom 1766–1780, fol. 276.) – 2. Maria Dorothea, getauft 18. Mai 1766 (Taufmatrikel Dom 1764–1770, fol. 312.), gest. 27. April 1785 (Sterbmatrikel Dom 1781–1785, fol. 42.) – 3. Catharina Barbara Rosina, getauft 11. März 1768 (Taufmatrikel Dom 1764–1770, fol. 356.), gest. 20. Sept. 1770 (Sterbmatrikel Dom 1766–1780, fol. 272.) – 4. Anna Catharina, getauft 14. Dez. 1769 (Taufmatrikel Dom 1764–1770, fol. 393.), gest. ? (wohl in Erlangen) – 5. Georg Stephan, getauft 16. Dez. 1771 (Taufmatrikel Dom 1770–1775, fol. 442.), gest. 15. Juni 1824 (Sterbmatrikel

- Dom 1823–1826, fol. 236.) – 6. Maria Margaretha, getauft 9. Jan. 1774 (Taufmatrikel Dom 1770–1775, fol. 483.), gest. 15. Sept. 1837 (Sterbmatrikel Dom 1837–1842, fol. 334.) – 7. Anton, getauft 2. Okt. 1775 (Taufmatrikel Dom 1770–1775, fol. 528.), gest. 29. April 1778 (Sterbmatrikel Dom 1766–1780, fol. 340.); Kath. Matrikelamt Würzburg.
- 14) Kath. Matrikelamt Würzburg, Taufmatrikel Dom Würzburg 1751–1785, fol. 442.
- 15) Archiv Lockner Würzburg, Sign. S 6, Abschrift (ohne fol.) aus dem verschollenen Lehrlingsbuch (sog. Bubenbuch) der Würzburger Goldschmiedezunft.
- 16) StAWü, Gebrechenprotokolle 1791, fol. 749.
- 17) Ebd.
- 18) Archiv Lockner Würzburg, Sign. S 7, Abschrift (ohne fol.) aus dem verschollenen Gesellenbuch der Würzburger Goldschmiedezunft
- 19) StadtAW, Oberratsprotokolle 1787, beige bunden ad Num 193, fol. 103v-107v.
- 20) StAWü, Gebrechenprotokolle 1791, fol. 749.
- 21) Dieser Zeitpunkt ergibt sich aus dem Bitt schreiben Dörffers vom 4. Januar 1791 an das Gebrechenamt. In diesem erwähnt er, er habe sich „in die Fremde und zwar vor 2. Jahren nacher Strasburg begeben“. StAWü, Gebrechenprotokoll 1791, fol. 748.
- 22) Ebd., fol. 748v.
- 23) So reparierte er einige der bei einem Brand in Stift Haug beschädigten Kelche, ferner fertigte er für das Kloster Zell eine große Monstranz. Aus Anlaß des Besuchs Kaiser Leopolds II. am 17./18. Okt. 1790 schuf Dörffer für den Würzburger Hof verschiedene Teile eines Silberservice, die am 12. August 1790 in Auftrag gegeben worden waren.
- 24) StAWü, Gebrechenprotokolle 1791, fol. 748v.
- 25) Ebd., fol. 751.
- 26) StadtAW, Oberratsprotokolle 1793, fol. 48v.
- 27) Ebd., fol. 324. Dieser hier verknappt wieder gegebene Sachverhalt ist ausführlich nachzu lesen bei: Hans-Peter Trenschel: Zur Lehrzeit und Meisterwerdung des Würzburger Gold schmieds Georg Stephan Dörffer, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 45 (1993), S. 54–64.
- 28) StadtAW, Ratsprotokolle 1793–1794, fol. 430–431; Ratsbuch 218, fol. 564v; Steuer-Rechnung No. 5930, fol. 45, fol. 127, fol. 132.
- 29) StAWü, Hofkammerprotokoll 1790, fol. 1599.
- 30) StAWü, Hofkammerprotokoll 1788, fol. 1197.
- 31) StadtAW, Oberratsprotokolle 1796, fol. 278.
- 32) StadtAW, Oberratsprotokolle 1801, fol. 373.
- 33) StadtAW, Oberratsprotokolle 1802, fol. 274–275, fol. 319.
- 34) Vgl. u.a. StadtAW, Oberratsprotokolle 1796, fol. 318.
- 35) StAWü, Akten des Gebrechenamts, Rep. VII, Lit. W, No. 1594. StadtAW, Oberratsprotokolle 1802, fol. 35, fol. 57, fol. 280v–281. In der Regel durften Gürtler nicht in Silber, sondern nur in Kupfer und Messing arbeiten. Dies geht aus der Zunftordnung des Jahres 1735 hervor.
- 36) Carl Gottfried Scharold: Würzburg und die umliegende Gegend. Würzburg 1805, S. 85.
- 37) StAWü, Akten des Gebrechenamts, Rep. VII, Lit. W, No. 785 (ohne fol.).
- 38) StAWü, Akten des Gebrechenamts, Rep. VII, Lit. W, No. 1594, Blatt 3.
- 39) Scharold, Materialien, fol. 180.
- 40) Georg Stephan Dörffer erklärte sich 1807 be reit, jährlich 2 fl 45 xi zu zahlen. Vgl.: M. F. Chemnitz: Der polytechnische Verein zu Würzburg in den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens. Eine Festgabe zur fünfzigjährigen Stiftungs=Feier. Nach den Akten. Würzburg 1856, S. 11.
- 41) StAWü, Polytechnischer Zentralverein von Unterfranken, Protokolle 2. Protokoll vom 29. Januar 1809, Punkt 43 (ohne fol.).
- 42) Verzeichniß der Bücher, Zeitschriften u.s.w. des polytechnischen Vereins und der Sonn- und Feiertags=Handwerks=Schule zu Würzburg. Würzburg 1839. Auf S. 56 steht unter Pos. 508 „Zeichnungsblätter für Goldarbeiter, Gefäße darstellend“ und unter Pos. 512 „Zeichnungsblätter, 8 Blätter für Silberarbeiter“.
- 43) Über Pariser Mode konnte sich der geneigte Leser in diversen Zeitschriften unterrichten, so u.a. im seit 1785 vierzehntägig erschienenen „Cabinet des Modes ou les Modes nouvelles“. Die Angabe ist entnommen: Gerhard Wagner: Von der galanten zur eleganten Welt. Hamburg 1994, S. 19.
- 44) Ebd.
- 45) Einen guten Überblick über die kurz vor und um 1800 erschienenen Modezeitschriften bie ten Angela Borchert/ Ralf Dressel: Das Journal des Luxus und der Moden: Kultur um 1800. Heidelberg 2004, S. 11, Anm. 1.

- <sup>46</sup>) UB Würzburg, Würzburger Intelligenzblatt Nro. 65, Dienstag 21. September 1802. Anhang: Litterarische Anzeigen. Eine besondere Beylage zum Würzburger Intelligenz Blatte. Nro. 11. Dienstag den 21. September 1802, S. 48.
- <sup>47</sup>) Reinhard Sänger: Korpus Silber: Kurante Massenware – meisterliche Unikate, in: AK Silber aus Heilbronn für die Welt P. Bruckmann & Söhne (1805 - 1973). Heilbronn 2002, S. 63. Laut Reiner Neuhaus hieß die Firma ab 1805 „Bruckmann und Comp. in Heilbronn am Neckar“, Reiner Neuhaus: Das Silber Kassels im Spätklassizismus und Historismus, in: ders./Ekkehard Schmidberger: Kasseler Silber. Eu-  
rasburg 1998, S. 210.
- <sup>48</sup>) Peter Bruckmann: Silberwaren, ihre Herstellung und ihr Stil, in: Die Werkkunst 5, 1909/1910, S. 113.
- <sup>49</sup>) Scharold, 1805, S. 84.
- <sup>50</sup>) So finden sich auf einigen Kaffee-, Tee- und Heißwasserkannen Motive, die mit dem Element Wasser korrespondieren.
- <sup>51</sup>) Das Ornamentband am oberen Gefäßrand ist identisch mit der Nr. 248 aus Heft 2, Tafel 3. Das Mittelband konnte nicht in den Heften ausfindig gemacht werden, die sich im Hessischen Landesmuseum in Kassel (KGW
- <sup>52</sup>) EM/Bruckmann) befinden. Die darunter liegende Applik mit den volutenförmigen Ranken hingegen ist aus Heft 1, Tafel 3, Nr. 125 entnommen.
- <sup>53</sup>) Fraglich ist, ob Dörffer den im oben genannten „Neue Formen“-Heft angebotenen Fischheber erworben und dann umgearbeitet hat oder ob er lediglich die Schaufel bei Bruckmann kaufte und den Stiel eigenhändig fertigte. Die Schaufel wurde in Heft 7 „Geprägte Ornamente“, Tafel 6 unter der Nummer 703 angeboten.
- <sup>54</sup>) Scharold, 1805, S. 84.
- <sup>55</sup>) Hans-Peter Trenschel: Der Würzburger Goldschmied Georg Stephan Dörffer, in: Weltkunst 1976, Nr. 11, S. 1093; Sabine Hänsch: Artikel Georg Stephan Dörffer, in: Saur allgemeines Künstlerlexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker. Bd. 28 Disney-Donnu. München-Leipzig 2001, S. 241.
- <sup>56</sup>) Kath. Matrikelamt Würzburg, Sterbematrikel Dom Würzburg 1823-1826, fol. 236. UBW, Sterbezettel 63/T 15.84 und StAWü, Akten des Polytechnischen Zentralvereins No. 109 nennen als Todestag ebenfalls den 15. Juni 1824.
- <sup>57</sup>) Kath. Matrikelamt Würzburg, Sterbematrikel Dom Würzburg 1823-1826, fol. 236.
- <sup>58</sup>) Scharold, Materialien, fol. 180v.

## Luise Kressel-Ofzky 80 Jahre

von

Hartmut Schötz

Ihren 80. Geburtstag beging am 5. Juni 2008 die Ansbacher Künstlerin Luise-Kressel-Ofzky. Vielen ist sie bekannt durch ihre Kurse „Fayencemalerei“ und „Figürliches Modellieren“. Luise Kressel-Ofzky arbeitet realistisch, formt Gesichter exakt so, wie sie aussehen, bildet Körper nach der Natur. In den Jahren 1962 bis 1999 hat sie 422 Kurse mit 5135 Teilnehmern durchgeführt. Davon waren 80 Kurse für Behinderte und Ältere. Danach hat sie aufgehört, die Kurse zu zählen; sie führt diese aber, solange es ihre Kräfte zulassen, auch weiterhin durch.

Auch große Plastiken hat Luise Kressel geschaffen: Den Krautbrunnen in Merkendorf, den Gänsebrunnen in Mitteleschenbach, den Pfarrer-Heumann-Gedächtnisbrunnen in Elbersroth, das Mädchen mit Reh in Feuchtwangen, die Wandgestaltung „Wasser“ im Seniorenheim Feuchtwangen oder den Hahn im Freigelände des Klinikums Bamberg.

Als Luise Ofzky wurde die spätere Künstlerin als Tochter eines Kunstschilders und dessen Ehefrau am Schloßberg in Ansbach geboren. Ihre ersten Tonarbeiten waren ge-



Abb. 1: Der Krautbrunnen in Merkendorf, Kr. Ansbach, vor dem Rathaus. Entworfen und modelliert von Luise Kressel-Ofzky.



Abb. 2: Luise Kressel-Ofzky in ihrem Atelier in der Ansbacher Tilsiter Straße 2.

brannte Kinderschusser. Nach der Schulzeit leistete sie – wie damals üblich – ihr Pflichtjahr in der Ansbacher Gärtnerei Güth ab. Dies öffnete ihr für das ganze Leben die Augen für Natur und Pflanzenwelt. Es folgte eine kaufmännische Lehre im ehemaligen Wäschehaus Stöbel in Ansbach. Bei Stöbel und in Stuttgart machte sie auch eine Ausbildung für Schaufenstergestaltung. Nach neun Jahren Tätigkeit bei der Firma Stöbel arbeitete Luise Kressel-Ofzky, die sich 1950 mit Willi Kressel verehelicht hatte, als freiberufliche Dekorateurin und, wann immer möglich, bildete sie sich weiter in der Malerei, Schrift, Keramik und vor allem in der Bildhauerei. Ihre Lehrmeister waren Professor Heinrich Kaußler, Roderich Fiedler oder auch Professor Rudolf Gruber. Zeitweise konnte sie an Fernakademien teilnehmen. Im Jahr 1955 trat sie dem Berufsverband Bildender Künstler in Nürnberg bei. In der Dokumentation „Kunst am Bau“ ist das Werk von Luise Kressel in Band 2 mit Bildern aufgeführt.

1962 begann sie für die Volkskochschule Ansbach kontinuierlich Keramikkurse sowie spezielle Kurse für ältere Teilnehmer abzuhalten. Dazu kamen Fayencemalkurse, durch die sie diese alte Maltechnik, zu der Ansbach durch die alte Tradition (Manufaktur!) eine ganz besondere Beziehung hat, aufrecht erhält und weitergibt. Etliche Jahre hindurch fanden in den Räumen von Frau Kressel über die Volkshochschule Ansbach-Land auch Keramikkurse für Studierende der Fachakademie Weihenstephan in Triesdorf statt. Etwa elf Jahre hindurch war Luise Kressel für die VHS Ansbach auch in den Lebenshilfswerstätten in Brodswinden tätig. Es wurden dort Kurse in Porzellanmalerei und Keramik durchgeführt. Nach 36 Jahren beendete sie ihre Tätigkeit bei der Volkshochschule und

führt seitdem im Atelier Kressel Privatkurse durch.

Eine große Faszination übte schon immer der Bronzeguß auf Frau Kressel aus. Seit ihre drei Kinder flügge sind, fand sie immer mehr Zeit für diese Leidenschaft und auch die entsprechenden Lehrmeister. Es war für sie eine große Ehre und zugleich eine besondere Herausforderung, als sie den Krautbrunnen vor dem Rathaus in der Krautstadt Merkendorf gestalten durfte. Der Krautbrunnen war auch der Anlaß für das Merkendorfer-Krautkochbuch, das sie 1997/98 schrieb und auch selbst illustrierte. Das Buch ist zwischenzeitlich in der fünften Auflage erschienen. Zu wünschen ist der Künstlerin noch eine lange Schaffenskraft.

## Überall Franken? – Vom schwierigen Geschäft der Popularisierung – Kritische Anmerkungen zu einer neuen „Geschichte Frankens“

von

Helmut Flachenecker

**Michael Peters: Geschichte Frankens vom Ausgang der Antike bis zum Ende des Alten Reiches.** Gernsbach (Casimir Katz Verlag) 2008. 333 S. inkl. Ortsregister und Bildnachweis.

Populäre Gesamtdarstellungen von geschichtlichen Zusammenhängen in einer Region sind notwendig, damit wissenschaftliche Ergebnisse an die interessierte Öffentlichkeit auch außerhalb von Universitäten und gelehrteten Vereinen weiter gegeben werden können. Diese Vermittlungsarbeit ist nicht einfach und verdient wegen der aus ihr erwachsenden Breitenwirkung ein aufmerksames Interesse. Sie trifft den Nerv der Zeit, so berichten die „Nürnberger Nachrichten“ in ihrer Ausgabe vom 2. Januar 2008 über die vorliegende Neuerscheinung: „Nicht nur sprachlich vermeidet der Verfasser gelehrt Umständlichkeit. Ganz offensichtlich bemüht er sich um farbige Darstellungsweise, die auch volkstümliche Über-

lieferungen in der Form von Sagen, Legenden und Liedern als historische Quellen einbezieht.“

Das vorliegende, also für ein breites Publikum geschriebene und daher nur mit einer summarischen Literaturliste versehene Werk will die Geschichte einer Geschichtslandschaft von der Spätantike bis zur Säkularisation überblicksartig darstellen. Die Vorgehensweise muß notwendigerweise zur Verkürzung, ja zur Auswahl führen. Deshalb muß die Begrifflichkeit klar sein, um Mißverständnisse von vornherein zu vermeiden, allerdings sind hier bereits Einschränkungen zu machen.

Das gravierendste Problem dürfte sein, daß unreflektiert von Franken als einer politischen Einheit gesprochen wird, die zwar mehrere Territorien kennt, die aber erst (!) den „Verlust der politischen Selbständigkeit ... am Beginn des 19. Jahrhunderts“ zu erleiden hatte. Das würde voraussetzen, daß sich die Geschichtslandschaft vor 1802/03 selbst als eine politische Einheit begriffen hätte. Auch wenn erkannt wurde, daß der in diesem Zusammenhang immer wieder herangezogene Fränkische Reichskreis von 1500 nur eine lose Zusammenarbeit auf wirtschaftlichen wie militärischen Bereichen sicher stellte, jedoch keine politische Einheit beinhaltete, wird bei Peters doch suggeriert, es habe ein einheitliches Franken seit der Spätantike gegeben. Allerdings besaß kein frühneuzeitlicher Fürst im Fränkischen Reichskreis eine dominierende Vorherrschaft – dies gilt im übrigen auch für das Mittelalter –, gemeinsame Vorgehensweisen gab es nur dann, falls die jeweiligen Eigeninteressen mehr oder weniger zufällig übereinstimmten. Fränkische Fürsten verfolgten im 16. Jahrhundert keine gesamtfränkischen Interessen, sondern nur ihre jeweils eigenen.

Peters beharrt aber auf seiner Einheitssicht bereits für das Mittelalter: Deshalb wird von den Franken im (modern gesprochen) nordfranzösisch-niederrheinischen Bereich übergangslos auf jene Bevölkerung, die im „späteren Herzogtum und Königsland Franken“ wohnten, geschlossen, da dieses Gebiet durch drei „Einwanderungswelle[n]“ in Form eines „permanenter und schubartigen Siedlungsstrom[s]“ frankisiert worden sei.

Woher der Begriff „*Francia Orientalis*“ stammt, verrät der Autor seinen Lesern ebenfalls nicht: Daß es sich dabei um das östlichste der neu eroberten Gebiete des merowingsch-karolingischen Zentralbereichs handelte und damit um ein Nebenland, daß es deshalb keinem Herzog, sondern dem König direkt unterstellt war, wird nicht beschrieben. Deshalb hat es ein Herzogtum Franken nur vorübergehend zur Zeit der Ottonen gegeben. So wird insgesamt ein Frankenbild weiter gegeben, daß bei separatistenfreundlichen Kreise bestimmt auf breite Zustimmung treffen wird,

das aber so von der Geschichtsforschung – auch nicht von dem immer wieder als Nestor der Geschichtsforschung ins Feld geführten Alfred Wendehorst – nicht aufrechterhalten werden kann. Es gibt keine feste Traditionslinie von Chlodwig zum Würzburger Bischof, es sei denn, man konstruierte eine solche.

Die apostrophierte bessere Lesbarkeit endet schnell an fehlenden Erklärungen: „Königprovinz“ wird ebenso wenig besprochen wie der Anspruch der Würzburger Bischöfe auf ein Herzogtum Franken, das ja in der Gildenfreiheit von 1168 nicht in deren Sinne bestätigt worden ist: Statt von Franken ist hier vom Bistum (*episcopatus*) Würzburg die Rede. Zugegeben nicht repräsentative Leseversuche von ausgewiesenen Laien im Fach Geschichte beim Kapitel „Lex Salica – das fränkische Volksrecht“ führen durchgehend zum völligen Unverständnis. Ebenso bleiben viele Fragezeichen bei Sätzen wie: „Wir sehen uns im fränkischen Mittelalter einer streng hierarchisch gegliederten Ständegeellschaft gegenüber, die sich eine Art eiserne Ordnung Gottes sicher wusste.“ Auch der Erklärungsbogen des Namenszusatzes „von Tronje“ hin zum Volkacher Raum als „Fränkisches Elsaß“ bleibt rätselhaft, auch wenn dies für den Autor „frappierend“ ist.

Mit diesem Buch wurde eine Chance vertan, die Geschichte Frankens einem breiteren Publikum in ansprechender Weise zu vermitteln. Der Autor hat gravierende Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Landesgeschichte nicht zur Kenntnis genommen bzw. vieles, besonders im Mittelalter, schief dargestellt. Das Problematische daran ist, daß dieses Buch eine weite Verbreitung finden wird und viele Leser die Irrtümer nicht merken werden, sondern auf die Kompetenz des Autors vertrauen. Die Komplexität der Geschichte der Landschaft hat wohl zu dem immer wieder bedauernden Desiderat einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte Frankens geführt. Man muß sich weiter gedulden.

Eine ausführliche Besprechung erscheint demnächst in der Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte.

# Alexander von Humboldt und Goldkronach

von

Gert Rückel

Begonnen hatte alles im Jahr 1363. Burggraf Friedrich V. eröffnete am Rande des Fichtelgebirges bei dem Ort „Cronach“, der damals lediglich aus drei Höfen bestand, ein Goldbergwerk. Es handelte sich um die spätere „Gold- und Fürstenzeche“. Dem Goldbergbau verdankt die Ortschaft Goldkronach im Landkreis Bayreuth seither ihren Namen und ihre Entwicklung, ebenso wie das nahe gelegene Goldmühl und der benachbarte Goldberg.

Um 1400 soll Goldkronach der Ort gewesen sein, an dem in Deutschland das meiste Gold und Silber gewonnen wurde. 900 Bergleute waren in den Gruben tätig, insbesondere in der „Fürstenzeche“ bei Brandholz. Doch im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde die Ausbeute immer mühsamer, denn die reichsten und wichtigsten Vorkommen waren erschöpft. Zwischen 1604 und 1612 belief sich der Ertrag aus der Förderung von Gold und Silber nur noch auf 10.581 fl. (= Gulden). Vergeblich bemühte sich der Markgraf Christian Ernst von Bayreuth nach den Wirren und Zerstörungen des 30jährigen Krieges, auch dem Bergbau in Goldkronach wieder zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen. Er nutzte dazu sogar seine guten Beziehungen zu Sachsen, die er durch seine Heirat mit einer sächsischen Prinzessin begründet hatte: „So stand man ihm derowegen von Drefßen aus, woselbst man ebenfalls den Bergbau möglichst beförderte, mit guten Rathschlägen zu diesem löslichen Vorhaben bey.“ Doch es war alles umsonst, der Goldbergbau brachte fast nichts mehr ein, so daß 1669 die „Fürstenzeche“ geschlossen wurde.

## Ein junger Berliner kommt nach Oberfranken

Kaum war 1791 die Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth an die preußische Krone gefallen, da überlegte man sich in Berlin sofort, wie aus dieser neuen Provinz Geld herauszuholen

sei. Denn die Günstlings- und Mätressenwirtschaft von König Friedrich Wilhelm II. war teuer. Preußen hatte seine Leute bereits plaziert: schon 1790 war der Jurist und Verwaltungsfachmann Karl August von Hardenberg als dirigierender Minister nach Ansbach gekommen. Als sich Markgraf Alexander ein Jahr später mit seiner Lady Craven nach England ins Privatleben zurückzog, übernahm Hardenberg als preußischer Minister die neue Provinz. Zunächst mußte die Verwaltung gründlich reformiert werden, wozu er fähige und dynamische Staatsdiener aus Berlin holte. So kam auch ein hervorragend ausgebildeter und vielseitig interessierter junger Berliner Adeliger ins heutige Oberfranken: Alexander von Humboldt.

## Die Ausbildung

Am 14. November 1769 wurde Alexander von Humboldt in Berlin geboren. Der Vater war preußischer Kammerherr, die Mutter stammte aus einer hugenottischen Familie. Im Alter von zehn Jahren verlor Alexander den Vater, weswegen seine Jugend unter dem beherrschenden Einfluß seiner Mutter und des zwei Jahre älteren Bruders Wilhelm stand. Zusammen mit Wilhelm wurde er von Hauslehrern unterrichtet. 1787 begab sich Alexander zusammen mit seinem Bruder auf die Universität Frankfurt/Oder, um Kameralwissenschaften (= Staatswirtschaftslehre) zu studieren. Ein Jahr später folgte er dem Bruder nach Göttingen, wo er sich in Botanik weiterbildete. Nach einer Reise mit Georg Forster durch die Niederlande, England und Frankreich besuchte er zunächst die Hamburger Handelsakademie, dann die Bergakademie in Freiberg in Sachsen.

## Im preußischen Staatsdienst

Nach neunmonatiger intensiver und praxisnaher bergmännischer Ausbildung in Freiberg

wurde Alexander von Humboldt mit Ministerialdekret vom 29. Februar 1792 als Bergassessor cum *voto* (= zu gutachtlichen Äußerungen berechtigt) im Kgl.-Preußischen Berg- und Hütten-Departement in Berlin eingestellt: „Ich habe übrigens mit keinem Schritt diese Anstellung gesucht. Es ist sehr unbillig, mich gleich zum Assessor zu machen, da es so eine Schaar uralter Eleven, Cadets && giebt!“ (Brief an Carl Freiesleben vom 7. März 1792). Wenig älter als 22 Jahre war er damals. Er sollte sich zunächst einarbeiten und mußte Torfstechereien, Ziegeleien und Kalkbrennereien inspizieren und begutachten.

Ende Juni 1792 erhielt Humboldt dann überraschend den Auftrag zu einer Inspektionsreise in die neue preußische Provinz Ansbach-Bayreuth. Er sollte sich über das ansbachisch-bayreuthische Berg- und Hüttenwesen einschließlich der Bruckberger Porzellanfabrik informieren und „verschiedene Sachen durch Vorarbeiten bis zur Ankunft des Ministers präparieren.“<sup>1)</sup> Kreuz und quer reiste Humboldt nun durch Franken, befuhrt Gruben in Ludwigsstadt, Naila und Steben und ging von dort weiter in die Reviere um Goldkronach und Wunsiedel im Fichtelgebirge. Ende Juli war er in den Salinen von Schwäbisch-Hall, dann in den Vitriol- und Alaunwerken in Crailsheim und schließlich in der Porzellanmanufaktur in Bruckberg bei Ansbach.

### *Erste Beförderung und Dienstantritt in Bayreuth*

Als der preußische Minister Heinitz Ende August 1792 in Bayreuth eintraf, informierte ihn Humboldt zunächst mündlich ausführlich über seine dreiwöchigen Betriebsbesichtigungen und Befahrungen, anschließend schrieb er seine Erkenntnisse und Vorschläge nieder. Dieser Bericht brachte dem 23jährigen Humboldt sogleich die Beförderung zum „Kgl. Oberbergmeister und alleinigen Direktor des praktischen Bergbaues“ in den drei Bayreuthischen Bergämtern ein, mit einem Gehalt von 720 fl. und Fourage (= Futter) für zwei Pferde. Nach einer wissenschaftlichen Exkursion, die den jungen preußischen Beamten von Berchtesgaden über Wien nach

Krakau und Breslau führte, trat er endlich am 1. Juni 1793 seinen Dienst in Bayreuth an. In einem Brief an seinen Freund Freiesleben (26. Mai 1793) kommt neben Erstaunen, Stolz und Selbstbewußtsein auch seine Verantwortung zum Ausdruck, die er mit der neuen Aufgabe übernommen hat: „Ich gehe diese Nacht von hier [= Erfurt] nach Baireuth ab... Ich trete [in] einen praktisch-bergmännischen Dienst ein, ich, der ich vor 2 Jahren von (Ihnen noch lernte, was ein Spatgang [= mineralienhaltige Erdspalte, die von Ost nach West verläuft] sei)... ich kenne meine innere Energie, ich weiß, daß, was ich ganz will, ich nicht am schlechtesten ausführen... Von einem Berggrathe, von einem B[erg]hauptmann verlangt man wenig, (man ist unwissende gewöhnt), aber ein B[erg]meister?“

### *Wohnungen in den fränkischen Revieren*

Nun begann für den jungen preußischen Oberbergmeister die selbständige bergmännische Arbeit in Franken. Um die Gruben in den drei Bergrevieren leichter befahren zu können, hatte Humboldt Wohnungen in Steben, Wunsiedel und in Goldmühl bei Goldkronach. Hier wohnte er in der ehemaligen Mühle (Gedenktafel). In Goldkronach wohnte er in einem Haus, das sich früher auf dem Grundstück befand, auf dem heute der Hotel-Gasthof „Alexander von Humboldt“ steht (Gedenktafel) sowie im ehemaligen Forstamt, Bayreuther Str. 19, das heute als „Goldbergbau-Museum“ genutzt wird. In einem Brief vom 11. Juli 1793 aus Goldkronach an Vladimir Jurevic Sojmonov findet sich ein Hinweis darauf: „...er ist im Begriff, die Tochter eines Jägers zu heiraten, bei dem ich hier mein Quartier habe – sehr hübsch und ziemlich dumm...“<sup>2)</sup> Auch in Bayreuth, „wo jeder Gassenbube mich kennt“ (Brief an Carl Freiesleben, 2. April 1794) nahm sich Humboldt eine Wohnung, in der er mit seinem Freund, dem Leutnant Reinhard von Haeften, zusammen lebte.

Es konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden, wo sich diese Wohnung befand. Seine Post nach Bayreuth ließ sich Humboldt

„à Bareuth im Hause des Hof-Kammerrath Tornesi“ schicken (Brief an Carl Freiesleben, 23. Juli 1792). Es ist denkbar, daß Humboldt im Obergeschoß des Zucht- und Arbeitshauses in St. Georgen wohnte, weil Otto Heinrich Tornesi, geb. 1748 in Goldkronach (!), damals Verwalter des Zuchthauses war und dort seine Wohnung hatte.<sup>3)</sup> Auch die Romantiker Ludwig Tieck und Heinrich Wilhelm Wackenroder kamen auf ihrer Pfingstreise 1793 hier vorbei: „Wir hatten auch Briefe an den Hofkammerrat Turnesi (= Tornesi) abzugeben; er wohnt auf dem Brandenburger oder Sankt Georgen am See, eine Vorstadt, die etwas über eine Viertelstunde von Bayreuth liegt.“<sup>4)</sup>

### Im Goldkronacher Revier

Erste Eindrücke aus dem Goldkronacher Revier schilderte Humboldt dem Freund Freiesleben aus der „Goldmühle bei Cronach (= Goldkronach), den 10. Juni 93“: „Ich komme eben aus der Grube. Ich bin 2 Meilen geritten und an 3 Stunden auf der Fürstenzeche gefahren, wundern Sie Sich also nicht, liebster Freiesleben, wenn ich Ihnen einen verworrenen Brief schreibe. Mit dem Bergbau geht alles schneller, als ich dachte. Die vorläufige Organisation ist fast zustande, das Oberbergamt eröffnet, der Etat der Bergbau-Hülfkasse angefertigt und nun geht es auf die einzelnen Bergämter los. Ich bin seit wenigen Tagen hier, um den eingestellten Bau auf der Fürstenzeche... vorzurichten. Das allgemeine Vertrauen, welches der gemeine Bergmann mir überall zeigt, macht mir meine Arbeit lieb, denn sonst ist meine Lage sonderbar genug, ich thue eigentlich Dienste als Geschworener (= Aufsichtsbeamter im Bergbau), nicht als O[ber]bergmeister. Von meinen Vorrichtungen schreibe ich Ihnen jetzt nichts. Ich bin zu müde, die Hize ist unerträglich und die Grubenwetter matt (= Luft im Bergwerk ist sauerstoffarm)... Ueberall trifft man hier Monamente ehemaliger Größe. Die alte Mühle, die ich bewohne, war eine Quikmühle (= Amalgamiermühle, in der goldhaltiges Gestein zerkleinert und das Gold mit Hilfe von Quecksilber herausgelöst wurde) schon im 13ten Jahrhundert... Wenn es glück-

ken sollte, die ausgewanderten Bergleute wiederzurufen, dieser romantischen Gegend nur einen kleinen Theil ihres alten Glanzes wiederzugeben.“

Damit hatte Humboldt die beiden Hauptprobleme angesprochen, die er in den fränkischen Revieren zu bewältigen hatte: die rückständige Abbautechnik und die fehlende fachliche Qualifikation der Bergleute. Bisher hatte er den Bergbau im Freiberger Revier mit technisch gut eingerichteten Bergwerken und großen, erfahrenen Belegschaften kennen gelernt. Jetzt mußte er sich auf andere Verhältnisse einstellen: viele, meist von finanzschwachen Gewerkschaften (= Vielzahl kleiner Bergwerkseigentümer) betriebene Kleingruben, die „von Bauern und Bauernknechten betrieben wurden, als ob sie einen Acker bestellten, wobei manche Leute nur 2–3 Wochen im Jahr einfahren, so daß im Sommer zu Bruch ging, was man im Winter aufgebaut hatte.“ Auch die „unbeschreibliche Elendigkeit (= Unfähigkeit) der meisten Bayreuther Steiger“ (= Bergleute) verhinderte rasche Fortschritte.<sup>5)</sup>

### Goldabbau in der Fürstenzeche

Sehr gründlich untersuchte Humboldt die Aussichten des Goldbergbaus bei Goldkronach. Minister von Heinitz wollte die Förderung wegen Unwirtschaftlichkeit einstellen, nachdem eine „Bergwerkskommission dem Minister Hardenberg versichert hatte, ein Centner Golderz sei keine drei Kreuzer wert.“<sup>6)</sup> Humboldt befuhr die alten Abbauörter (= das Ende eines Grubenaus) des weitläufigen Grubenfeldes und studierte alte, auf der Plassenburg bei Kulmbach lagernde Bergamtsakten, um aus den Berichten der Bergbeamten früherer Berichtszeiten die damalige Ausbildung der Erzgänge zu erforschen. Da die alten Tiefenangaben mit den derzeitigen Grubenrissen (= zeichnerische Darstellung eines Bergwerks) nicht übereinstimmten, mußte er sich auf seine Kenntnisse von anderen Lagerstätten und eigene Beobachtungen verlassen. Durch weiteres Aktenstudium und Probennahmen, um die Metallgehalte genau

festzustellen, gewann er Erkenntnisse, die seine Vorgänger nicht hatten.

Humboldt beschäftigte sich auch mit der Aufbereitung und der Amalgamation (= Verfahren zur Gewinnung von Gold aus Erz mit Hilfe von Quecksilber) der Golderze. Dabei konnte er auf Untersuchungen seines Mitarbeiters, des Berggeschworenen Killinger, zurückgreifen. Eine Versuchsanlage wurde gebaut. In Salzburg erkundigte sich Humboldt, bis zu welchem minimalen Goldgehalt in den Tauern-Bergwerken Erze verarbeitet würden. So entschied er sich, auch aus beschäftigungspolitischen Gründen, für die Fortsetzung des Goldabbaus in der Region. Der Erfolg gab ihm Recht: er konnte die Förderung auf der Fürstenzeche nachhaltig steigern. Während man zuvor in acht Jahren kaum 3000 Ztr. Erz mit 14000 fl. Zubuße (= Kostenaufwand) gefördert hatte, gewann er allein in einem Jahr 2500 Ztr. die kaum 700 fl. kosteten (1 Ztr. = 46,8 kg).<sup>7)</sup>

### „Licht-Erhalter“ und „Respirationsmaschine“

In seiner Goldkronacher Zeit beschäftigte sich Humboldt auch theoretisch mit zahlreichen technischen Verbesserungen, vor allem mit den Grubenwettern (= Luft im Bergwerk) und der Belüftung der Gruben, denn die Wettermaschinen waren im Fichtelgebirge noch sehr unvollkommen. Seine Beobachtungen und Überlegungen schrieb er später in einem umfangreichen Werk („Über die unterirdischen Gasarten und die Mittel, ihren Nachteil zu vermindern“, Braunschweig 1799) nieder.

An praktischen Verbesserungen entwickelte er u.a. einen „Licht-Erhalter“, also eine Wetterlampe, die auch bei matten Wettern (= bei niedrigem Sauerstoffgehalt in der Luft), bei denen die gebräuchlichen Grubenlampen erloschen, noch brannte. Hierzu wurde ein Vorrat an Frischluft mitgeführt, der immerhin für eine zusätzliche Brenndauer von 40 Minuten sorgte. Außerdem konnte er durch einen neuartigen Docht erreichen, daß der „Licht-Erhalter“ anders als die gebräuchlichen, trübe flackernden Grubenlampen ein gleichmäßiges Licht abgab, das den Bergleu-

ten wesentlich bessere Sicht- und Arbeitsbedingungen bot.

Ein riskanter Selbstversuch mit der immer wieder verbesserten neuen Grubenlampe im Bernecker Alaunschieferbergwerk am 16. Oktober 1796 hätte ihn fast das Leben gekostet. „*Bayreuth, den 18. Oktober 96. Fast wäre ich vorgestern ein Opfer meiner Versuche geworden. Man hat mich bei den Beinen heraus an die freie Luft gezogen*“ (Brief an Carl Freiesleben, 18. Oktober 1796).

Zur Zeit Humboldts existierten noch keine geeigneten Hilfsmittel, um Bergleute, die in „bösen“ Wettern wegen Sauerstoffmangel verunglückt waren, zu retten. Es gab statioäre Konstruktionen, die an Luftleitungen gebunden waren oder bewegliche, mit Luft gefüllte Behälter ohne Ventile. Humboldt entwickelte diese Ansätze weiter und konstruierte ein Atemschutzgerät, das aus einem Luftsack mit Schlauch, einer Gesichtsmaske oder Binde und dem „Respirationsrohr“ mit Klappventilen bestand. Auch dieses Gerät probierte Humboldt mit seinem Mitarbeiter Killinger in oft lebensgefährlichen Selbstversuchen in den Goldkronacher Gruben aus: „*Mit der Erfindung meiner Respirationsmaschine bin ich nun im Großen zu Stande. Ich habe Ventile, die ein leiser Hauch öffnet, und man kann 3 Stunden lang in jeder Luft damit atmen. Der Luftsak wird mit gemeiner Luft gefüllt... Das O[ber]-Kriegs-Collegium hat die Sache untersucht, und sie besteht. Sie wird auf die minen angewandt, wo der Pulverdampf oft alle mineurs verscheucht. Wenn ich noch Versuche in Goldcronach damit gemacht und nichts mehr daran ändere, so werde ich sie öffentlich beschreiben*“ (Brief an Carl Freiesleben, 7. April 1796).

### Magnetberg, „Rindviehseuche“ und Froschschenkel

Alexander von Humboldt schätzte sich sehr richtig ein, als er später einmal schrieb: „*Freilich kann ich nicht existiren, ohne zu experimentiren*“ (Brief an Friedrich von Schuckmann, 14. Mai 1797). Die unterschiedlichsten Bereiche erregten seine wissenschaftliche Neugierde. So machte er in seiner Goldkro-

nacher Zeit im November 1796 auf dem Haidberg bei Gefrees eine merkwürdige Entdeckung: „Die anstehenden Kuppen reißen schon auf 22 Fuß Entfernung die Magnetnadel aus ihrer natürlichen Lage. Die natürlichen Pole des Gebirges sind so gerichtet, daß auf dem nördlichen Abhange lauter Südpole, auf dem südlichen lauter Nordpole liegen. Diese Lage gegen die Erdaxe zeigt, mit welcher ungeheueren Kraft dies Gestein wirkt. Der Magnetismus ist nicht bloß auf der Oberfläche... Größere abgeschlagene Stükke afficiren (= bewegen) den Compaß in 4–5 Zoll Entfernung und wirken durch den diksten Fußboden durch“ (Brief an Carl Freiesleben, 14. November 1796). Humboldt hatte einen großen Magnetberg entdeckt, was ihn zu intensiven Experimenten mit dem magnetisierten Gestein anregte und unter Physikern eine lebhafte wissenschaftliche Diskussion hervorrief. Gesteinsbrocken vom Magnetberg ließ er verkaufen und verwendete den Erlös zur Unterstützung in Not geratener oberfränkischer Bergleute (Brief an Carl Freiesleben, 18. April 1797).

Wegen eines gänzlich anderen Problems wandte sich Humboldt im Januar 1797 an den Medizinprofessor Ernst Gottfried Baldinger, den er vermutlich aus seiner Göttinger Studienzeit kannte. Er hatte gesehen, daß die kriegerischen Armeen eine „Rindviehseuche“ über Schwaben, Franken und die Pfalz verbreitet hatten. Er beobachtete erkrankte Viehbestände, studierte die Literatur und teilte dem Gelehrten seine Vermutung mit, daß es sich bei der Rinderseuche um ein bösartiges Nervenfieber handle. Außerdem wies Humboldt darauf hin, daß geschwächte oder schlecht ernährte Tiere leichter der Seuche zum Opfer fallen würden und mache Vorschläge, durch Einsatz von chemischen Mitteln in den Ställen der „Rindviehseuche“ Herr zu werden.

Dabei erwähnte Humboldt auch sein „Werk über die gereizte Nervenfaser“. In jener Zeit mühten sich viele Forscher, das Rätsel des Lebens zu lösen. Auch Humboldt wollte sein Teil dazu beitragen. So führte er an den Muskeln toter Frösche, sogar an sich selbst, zahlreiche Versuche durch, um dem Geheimnis des Lebens auf die Spur zu kommen (Brief

vom 29. Juni 1795 aus Goldkronach an den Kasseler Anatomieprofessor Samuel Thomas von Sömmering). Diese jahrelangen Versuche bildeten dann die Grundlage für sein zweibändiges Werk „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser nebst Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt“ (1797, 1798).

### Pilze unter Tage

Schon im sächsischen Freiberg hatte sich Humboldt intensiv mit dem Studium der Pilze (Kryptogamen) am Verbauholz der Stollen und Gänge der dortigen Gruben beschäftigt („Florae Fribergensis“, 1793). In der Grube „Schickung Gottes“ an der Veitenleite im Zoppatal bei Brandholz setzte er nun seine Studien fort. Er war von der Vielfalt der Formen dieser Pilze unter Tage so beeindruckt, daß er sie für eine neue Gattung hielt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erkannte man, daß die meisten der in Bergwerken und Höhlen gefundenen Pilze von oberirdischen Arten abstammten und dort nur „Lichtmangelformen“ ausbildeten.<sup>8)</sup>

### In diplomatischer Mission

Immer wieder wurde die bergmännische Tätigkeit Humboldts in den fränkischen Revieren von wichtigen Staatsaufträgen unterbrochen. Selbst als Diplomat setzte Minister von Hardenberg seine „Mehrzweckwaffe“ Alexander von Humboldt des öfteren ein. So reiste Humboldt bereits im Sommer 1794, zeitweise als Begleiter Hardenbergs, zu Feldmarschall von Möllendorf, dem Oberbefehlshaber der preußischen Armee am Rhein. Im September desselben Jahres befand er sich im englischen Hauptquartier in Nordbrabant/Holland. Offenbar hatte sich Humboldt auch in diplomatischer Mission wacker geschlagen, denn im Juli 1796 erhielt er einen äußerst wichtigen Auftrag: „Der König hat mich zum Prinz Hohenloh[e] nach Ingelfingen (= Kleinstadt am Kocher/Baden-Württemberg) gesandt, und nun streife ich in hiesiger Gegend wieder mitten unter den Armeen herum, um mit den französ[ischen] Armeen zu negociren (= verhandeln) und die Neutralität von Fran-

*ken zu retten. Der Auftrag war ebenso schwer als ehrenvoll, und ich konnte mich ihm nicht entziehen. In wenigen Tagen gehe ich nach dem Französischen Hauptquartier ab, von Husaren und Trompetern begleitet. Eine Chinesische Gesandtschaft kann nicht mehr Aufsehen machen. Nützlich ist dies Geschäft freilich, da die Kriegsplage von so vielen friedlichen Hütten dadurch abgehalten wird“* (Brief an Carl Freiesleben, 17. Juli 1796). Waren es sein diplomatisches Geschick oder seine jugendliche Unbekümmertheit? Jedenfalls konnte Humboldt den französischen General Moreau davon überzeugen, daß sich die preußische Provinz Franken und das Hohenloher und Oettingensche Land neutral verhalten würden und die französischen Truppen ungehindert durchziehen konnten. Mit berechtigtem Stolz und doch erleichtert berichtet Humboldt am 2. August 1796 vom Erfolg seiner Mission an seinen Freund Freiesleben:

*„Ich habe so viele Dinge getrieben, welche meiner Natur und Denkweise so schnurstracks entgegenlaufen... Ich bin 12 Tage lang in Schwaben mit einem Husarenkommando umhergezogen, um mit dem kommandierenden General Moreau über die Neutralität der Preußischen Provinzen in Franken und der Fürsten von Hohenlohe und Oettingen p., für die der König sich verwendet, zu tractiren (= verhandeln). Der glückliche Ausgang dieses Geschäfts, seine Wichtigkeit für die Ruhe so vieler Menschen, welche nun ihren Wohnort nicht zu verlassen brauchen, hat mir manche Empfindung befriedigter Eitelkeit gewährt... Ich hoffe, in wenigen Wochen mich ganz loszumachen, um nach B[ayreuth] zurückzukehren, wogegen der Gen[eral] Jourdan mit starken Schritten hineilt.“*

### *Hilfskasse und „Bergschulen“*

Ein bemerkenswerter Charakterzug schon des jugendlichen Humboldt war in seiner Goldkronacher Zeit sein ausgeprägtes Verständnis für die Nöte der einheimischen Bevölkerung, insbesondere für die sozialen Belange und Probleme der Bergarbeiter und ihrer Familien. Er begnügte sich aber nicht nur mit Beobachtungen und Vorschlägen, sondern versuchte vielmehr ganz konkret die

Situation der Bergleute zu verbessern. So reformierte er die alte „Bergbau-Hülfskasse“, in die erwirtschaftete Überschüsse der Bergämter eingezahlt wurden. Mit diesen Mitteln sollten Bergleute unterstützt werden, die in Not geraten waren.

Vor allem aber widmete sich Humboldt der besseren bergmännischen Ausbildung der „gemeinen Bergleute“ in den fränkischen Revieren. Denn schon auf seiner „Befahrung“ im Sommer 1792 hatte er rasch erkannt, daß hier vieles im argen lag: Dummheit, Unwissenheit und Aberglaube würden den „Wohlstand untergraben“. So glaubte man an den „goldenen Hirsch“, einen vierfüßigen Berggeist, Schwefelkies wurde als Golderz abbaut und Eisenglimmer für Bleiglanz gehalten. Humboldt machte den Vorschlag, die Bergleute aufzuklären und wissenschaftlich auszubilden. Dies sollte zunächst in einer Schule in Steben (Bad Steben b. Hof) geschehen, in der „dem jungen Bergvolk“ von Kindheit an „Liebe für unser Metier und bergmännisches Ehrgefühl“ anerzogen würden. Durch eine praxisnahe Ausbildung sollten die künftigen Bergleute erfahren, wie man bei der Tätigkeit „vor Ort“ vorging. Als Lehrer fand Humboldt den jungen und eifrigen Schichtmeister Georg Heinrich Spörل, der über hervorragende Fachkenntnisse und offensichtlich über eine starke pädagogische Begabung verfügte: die „Bergschule“ war ein voller Erfolg. Bereits im zweiten Winter wurde sie von mehr als 40 Schülern besucht. Sie mußten mindestens 12 Jahre alt sein und vorher die Dorfschule besucht haben, doch selbst Männer bis zu 26 Jahren nahmen mit Eifer am Unterricht teil.

Zunächst finanzierte Humboldt diese Schule aus eigenen Mitteln. Erst nachträglich ersuchte er im Sommer 1795 in einem Bericht an das Oberbergdepartement in Berlin um die Genehmigung für diese Bergschule und die Erstattung der Kosten. Er schlug vor, weitere derartige Schulen zu gründen. Tatsächlich eröffnete man daraufhin noch Bergschulen in Arzberg und auch in Goldkronach. Die Zuschüsse für diese Schulen wurden von 129 fl. auf 1000 fl. erhöht. So konnten zusätzliche Lehrer eingestellt und aufsteigende Klassen

eingerichtet werden. Am längsten hielt sich die Bergschule in Steben, die bis nach 1850 bestand.<sup>9)</sup>

### Das Goldkronach-Zitat

Häufig wird der Ausspruch von Humboldt zitiert, er sei „besonders in Goldkronach glücklich gewesen.“ Dieses geflügelte Wort bezieht sich nicht auf die Landschaft oder auf die Menschen, sondern auf seine bergbaulichen Erfolge in Goldkronach, die Humboldt damals so glücklich machten. So schreibt er am 20. Januar 1794 an Carl Freiesleben: „*Mit dem Bergbau geht es überhaupt jetzt schnell hier vorwärts. In Goldkronach besonders bin ich glücklicher, als ich je wagen durfte zu glauben. Die neu aufgefundenen Akten aus dem 16ten Jahrhundert, die ich mit der größten Mühe studire, haben mich ganz orientirt. Alle die vor mir die Direktion des dasigen Grubenbaus hatten, waren irre, weil ihnen diese Quellen fehlten.*“

Mitte Februar 1794 schreibt er an Johann Friedrich Freiesleben, den Vater seines Freundes Carl Freiesleben: „*Das Gebirge ist über alle meine Erwartung schön, und wir haben jetzt seit dem Monath Jan. die herrlichsten Anbrüche, nicht bloß von Eisenstein, sondern auch von Kupfererzen, Kobalt (= Kobalt), Fahlerz, Zinn und Golderzen. Mit Goldkronach bin ich besonders glücklich gewesen. Ich nahm die Fürstenzeche im Junius ohne Anbrüche auf und habe bis jetzt schon 1200 Ct. Golderze gefördert...“*

### Reisepläne und Abschiedsgesuch

Daß Humboldt seinen „Arbeitsplatz“ in den fränkischen Revieren immer wieder wegen besonderer Missionen für kürzere oder längere Zeiträume verlassen konnte und darüber hinaus noch Zeit für eigene Forschungen fand, war nur möglich, weil er es verstand, tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen. Ein Großteil seines Erfolges lag in seiner Persönlichkeit: mit seinem Einsatz gewann er die Achtung und das Vertrauen der Bergleute und seiner Mitarbeiter. Der bisher von reinen Verwaltungsbeamten geleitete Bergbau blühte

auf, ein neuer Geist belebte die praktische Arbeit. Nach zwei Jahren als Oberbergmeister konnte Humboldt sagen: „*Der Bergbau blüht, es geht auch ohne mich.*“

Da regte sich wieder sein alter Kindheits- und Jugendtraum, Forschungsreisen zu unternehmen. Schon unmittelbar nach seiner Ernennung zum Oberbergrat hatte er an den Freund Freiesleben geschrieben: „*Keiner unserer Pläne ist dadurch gestört*“ und „*Der Minister Heynitz hat mir selbst versichert, daß meine Reiseprojekte nicht gestört sein sollten.*“<sup>10)</sup>

Am 26. März 1795 bat Humboldt König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ihn „*mit Ende des Etats-Jahres 1794/95*“ als „*Oberbergmeister alleruntertänigst*“ zu entlassen. Er erwähnt u.a. die „*Aufnahme der Fürstenzeche zu Goldcrownach und die untersuchte erwiesene [Ab]Bauwürdigkeit ihrer Erze bei einem vorsichtigen Betriebe*“. Außerdem verweist er auf vorhandene Nachfolger: „*Der Bergbau hiesigen Landes ist seit 2 Jahren umgewandelt, und ich darf dies um so zuverlässlicher behaupten, da das Hauptverdienst davon der thätigen Unterstützung des Geh. Landes-Directorii, dem Diensteifer des B[erg]-Rath Tornesi und der Arbeitsamkeit der vortrefflichen Berg-Geschworenen Sievert und Killinger zuzuschreiben ist.*“

Die Minister Heinitz und Hardenberg wußten natürlich, was sie an Humboldt hatten und versuchten, ihn mit verlockenden Angeboten zu ködern und im preußischen Staatsdienst zu halten: Im Mai 1795 wurde Humboldt zum Oberbergrat befördert, dann bot man ihm die technische Oberleitung des Berg- und Hüttenwesens in der Provinz Schlesien an, von der zu jener Zeit die Industrialisierung ganz Deutschlands ihren Ausgang nahm. Wahlweise hätte er auch die Direktion der westfälischen Berg-, Salzbergwerks- und Fabrikanlagen übernehmen können.<sup>11)</sup>

### Vom Goldberg zu den Ufern des Orinoko

Doch alle diese Angebote konnten Humboldt nicht umstimmen; der Drang in die

Ferne wurde immer stärker. Als dann im November 1796 seine Mutter starb, erbte er ein größeres Vermögen, das ihn finanziell unabhängig machte. Nun gab es kein Halten mehr: Ende Februar 1797 nahm Humboldt endgültig Abschied von den fränkischen Revieren und von Goldkronach. Er war nun frei für seine lange erträumte Weltreise, die er wenige Jahre später antrat. Sie sollte ihn vom Goldberg bei Goldkronach zu den Wassern des Orinoko in den Urwäldern Südamerikas führen. An den großen Naturforscher und an seine Zeit im Goldkronacher Revier erinnert heute noch vieles im „*Goldbergbau-Museum*“ in Goldkronach.

## Literatur:

- Arnold, Eberhard: Alexander von Humboldt – einer der letzten Universalgelehrten. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Bayreuth, Bericht Band XXIV. Bayreuth 2000.
- Beck, Hanno: Alexander von Humboldt. Von der Bildungsreise zur Forschungsreise 1769–1804. Wiesbaden 1959.
- Hein, Wolfgang-Hagen (Hrsg.): Alexander von Humboldt. Leben und Werk. Frankfurt am Main 1985.
- Jahn, Ilse/Lange, Fritz G.: Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787–1799. Berlin 1973.
- Kießling, Johann: Was Häuser erzählen ... aus der Geschichte Goldkronachs. Goldkronach 2003.
- Lindgren, Uta (Hrsg.): Alexander von Humboldt. Weltbild und Wirkung auf die Wissenschaft. Bayreuther Historische Kolloquien, Bd. 4. Köln – Wien 1990.
- Mayer, Bernd/Rückel, Gert: Von einem Paradies durch das andere. Auf den Spuren berühmter Wanderer im Landkreis Bayreuth. 2. Aufl. Bayreuth 2002.
- Müller, Wilhelm: Otto Heinrich Tornesi, ein Sohn Goldkronachs, in: „Heimatbote“ Nr. 7/1965.
- Schmidt, Gustav: Einstiger Erzbergbau und entsprechende Verhüttung in Nordost- und Ostsachsen. Heimatbeilage zum Oberfränkischen Schulanzeiger Nr. 309/Nov. 2003.
- Schaller, Christoph (Hrsg.): Die Pfingstreise von 1793 durch die Fränkische Schweiz, den Frankenwald und das Fichtelgebirge. Helmbrechts 1970.
- Stelzer, Reinhard: Alexander von Humboldt und Goldkronach, in: „Heimatbote“ Nr. 4/1989.
- Teicher, Konrad: Alexander von Humboldt als Bergmann. Hrsg. v.d. Gesellschaft von Freunden der TU Berlin. Humanismus und Technik. Jahrbuch 1986/87. Berlin 1987.

## Anmerkungen:

- 1) Arnold, S. 32.
- 2) Jäger = Oberförster Adolph Ferdinand Böhner, zuständiger Revierförster; vgl. Kießling, S. 177.
- 3) Müller: Heimatbote Nr. 7/1965.
- 4) Schaller, S. 22.
- 5) Teicher, S. 50.
- 6) Teicher, S. 51.
- 7) Ebd., S. 51f.
- 8) Arnold, S. 45f.
- 9) Endres, S. 53ff.
- 10) Teicher, S. 59.
- 11) Ebd., S. 58ff.

## Wissenschaftliche Tagung zum Volkacher Salbuch Einladung an alle Interessierten

von

Ute Feuerbach

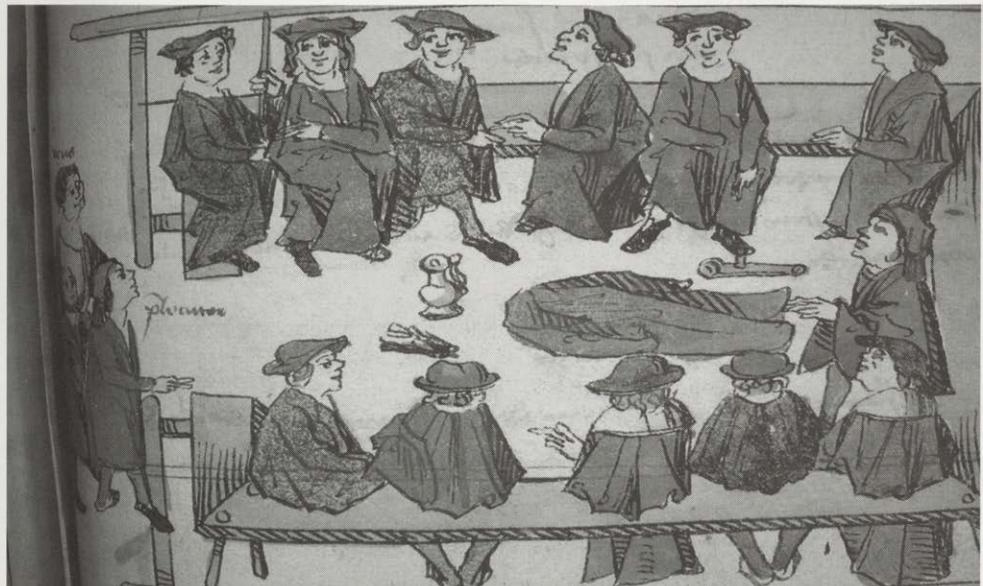


Abb. 1: Abbildung einer Gerichtssitzung aus dem Volkacher Salbuch.

Am 4. und 5. Juli 2008 findet im Volkacher Schelfenhaus eine wissenschaftliche Tagung zum berühmten Volkacher Salbuch statt. Die Leitung der Tagung liegt in den Händen von Prof. Dr. Klaus Arnold. Die Öffentlichkeit ist zu allen Vorträgen herzlich eingeladen.

Seit der Veröffentlichung von Karl-S. Kramer zum „Fränkischen Alltagsleben um 1500. Eid. Markt und Zoll im Volkacher Salbuch“ von 1985 hat das Volkacher Salbuch des Stadtschreibers Niclas Brobst von 1504 als Quelle spätmittelalterlicher Stadtgeschichte einen Siegeszug genommen, der über die regionalen Grenzen hinaus über ganz Deutschland, ja über Europa geführt hat, mit großem

Einfluß auf die rechtliche Volkskunde, auf die Alltagsgeschichte und Rechtsgeschichte. Schon in der ersten Rezension von Prof. Dr. Klaus Arnold aus dem Jahre 1986 war aufgrund der singulären Stellung der Quelle eine Überarbeitung angemahnt worden, obwohl damals Arnold den besonderen Informationsgehalt des Salbuchs deutlich herausstellte.

Im Zuge der bayerischen Landesausstellung „Edel und frei. Franken im Mittelalter“ wurde das Salbuch nicht nur als zentrale Quelle zum Alltagsleben einer fränkischen Kleinstadt hervorgehoben, sondern auch restauriert und mittels digitaler Aufnahme via Internet der allgemeinen Öffentlichkeit zur

Verfügung gestellt. Die Stadt Volkach selbst zeigt den Schatz seit 2004 im neu eingerichteten Museum Barockscheune. Zum Stadt- jubiläumsjahr 2008 widmet sich nun die Wissenschaft mit der hier angezeigten Tagung dieser einzigartigen Quelle.

## **Programm:**

### **Freitag, den 4. Juli 2008**

- 16.00 Uhr: *Prof. Dr. Klaus Arnold:*  
Niclas Brobst – Der Volkacher Stadtschreiber und sein persönliches Umfeld.  
*Dr. Ute Feuerbach:*  
Vom „offenen Stadtbuch“ zum „Volkacher Salbuch“.
- 20.00 Uhr: **Abendvortrag:**  
*Dr. Christiane Kummer:*  
Aufgabe und Gestaltung der Illustration des Volkacher Salbuchs.

### **Samstag, den 5. Juli 2008**

- 9.00 Uhr: *Prof. Dr. Karl Borchartd:*  
Die Bedeutung der oberdeutschen Städte und ihrer Stadtschreiber.  
*Martin Frey:*  
Im Umkreis des Volkacher Salbuchs: Das Stadtbuch der Stadt Gerolzhofen von 1476.  
*Prof. Dr. Joachim Schneider:*  
Volkach im Jahreskreis: Das Salbuch als Zeugnis für religiöses Leben um 1500.  
*PD. Dr. Michael Prosser:*  
Bilder von Rechtsbrauch und Alltagsleben um 1500.  
*Jesko Graf zu Dohna:*  
Volkach und das Haus Castell.  
*PD Dr. Rainer Leng:*  
Glauben und Geschäft. Die Finanzen des Pfarrhofes.

## **„Tag der Franken“ dieses Jahr in Miltenberg**

Am 6. Juli erwarten die Veranstalter über 20.000 Besucher beim dritten „Tag der Franken“, der nach Nürnberg 2006 und Bamberg 2007 nun im unterfränkischen Miltenberg durchgeführt wird. Etwa 2.500 Mitwirkende wollen dieses Ereignis zu einem wahren Festtag werden lassen. Selbst Ministerpräsident Günther Beckstein hat sein Kommen angekündigt.

Nachdem in den vorangegangenen Jahren die Regierungsbezirke Mittel- und Oberfran-

ken den „Tag der Franken“ gestalteten und da das Fest jedes Jahr in einem anderen Bezirk gefeiert werden soll, ist dieses Jahr Unterfranken an der Reihe, um mit dieser Großveranstaltung aufgabengemäß die Geschichte Frankens angemessen zu würdigen. Dieses Jahr wird sich der „Tag der Franken“ aber mehr der Zukunftsperspektive widmen und sich mit der Gegenwart und künftigen Entwicklungen beschäftigen. So werden sich bei einer Podiumsdiskussion eine Reihe von Experten mit dem Thema „Franken auf dem

Weg – Zukunft einer Region“ auseinander setzen.

Fränkische Volksmusik, Mundart, Blasmusik und Tänze werden von mehr als fünfzig Gruppen auf den insgesamt sieben Bühnen, die in der Altstadt von Miltenberg aufgebaut sein werden, dargeboten. Miltenberg feiert sein traditionelles Stadtfest zeitgleich mit dem „Tag der Franken“, und so wird sich die gesamte Altstadt als eine große Feierstrecke präsentieren. Bei einer am Main gelegenen Stadt wie Miltenberg spielt der Fluß natürlich seit jeher eine bedeutende Rolle. Beim diesjährigen „Tag der Franken“ soll daher an diese besondere Situation erinnert werden. Ein auf dem Verkehrsweg Main fahrendes Güterschiff liegt zur Besichtigung offen am Miltenberger Mainufer vor Anker. Da der Main aber auch ein Gewässer zur Freizeitgestaltung ist, wird er auch in dieser Funktion am „Tag der Franken“ an verschiedenen Stellen genutzt. Eine Mainüberquerung in Booten können die Besucher an zwei Stellen miterleben. Aber auch Fischerstecher werden sich im Wettstreit um Geschicklichkeit und Balance messen. Sobald die Dämmerung anbricht, durchschwimmen Fackelschwimmer

das Wasser, gefolgt von einer Lampionkreuzfahrt des Miltenberger Yachtclubs. Den großen Schlußakzent soll die festliche Illumination der Miltenberger Brückenbögen und ein buntes Feuerwerk über dem Main setzen.

Da der „Tag der Franken“ dieses Jahr zugleich der Höhepunkt der „Unterfränkischen Kulturtage“ sein wird, können über die eigentliche Großveranstaltung am 6. Juli hinaus im Zeitraum vom 27. Juni bis zum 13. Juli 2008 zahlreiche weitere attraktive Programm punkte am Untermain besucht werden. Die Kulturtage stehen unter der Fragestellung „Wege – Woher? Wohin? Mit wem?“ Diese Thematik wird bei verschiedenen Veranstaltungen, die außer in Miltenberg selbst auch in den Orten Bürgstadt, Großheubach und Kleinheubach stattfinden, behandelt werden.

Informationen zu den Veranstaltungen beim:  
Landratsamt Miltenberg  
Kulturreferat des Landkreises Miltenberg  
Tel. Nr. 09371 – 501-503,  
Fax Nr. 09371 – 501-79503,  
[www.kulturtage.kreis-mil.de](http://www.kulturtage.kreis-mil.de).

PAS

## Schwabach-Tag am 17. Juli 2008 am Schwabacher Adam-Kraft-Gymnasium

von

Bernhard Wickl

In Zusammenarbeit mit städtischen Institutionen, dem Geschichts- und Heimatverein sowie der Gruppe Nürnberg des Frankenbundes e. V. veranstaltet das Adam-Kraft-Gymnasium am 17. Juli 2008 einen Schwabach-Tag. Ziel dieser Veranstaltung ist es, die Schüler der 9. Klassen an die Lokalgeschichte heranzuführen und aufzuzeigen, welche vielfältigen Möglichkeiten eine Stadt wie Schwabach bietet, um sich mit Heimatgeschichte auseinanderzusetzen.

In diesem Rahmen möchte sich auch der Frankenbund als ein in vielen Bereichen kompetenter Ansprechpartner für Schule und Schüler präsentieren. Dies soll besonders bei der Abendveranstaltung geschehen, die von der Gruppe Nürnberg des Frankenbundes organisiert wird. Dabei sollen zunächst Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen Schule und Frankenbund erörtert und im Anschluß daran mit Hilfe dreier Vorträge ein Einblick in die Arbeit des Frankenbundes ge-

geben werden. Es ergeht herzliche Einladung an alle Bundesfreunde sowie an all diejenigen, die sich für Geschichte und Gegenwart Schwabachs interessieren.

Zeit: 10.20 Uhr bis 12.50 Uhr

- Gruppe A: Vortrag des Stadtarchivars Dippert über die „Machtergreifung“ in Schwabach 1933;  
Stadtrundgang zum Thema: Wirtschaft in Schwabach.
- Gruppe B: Stadtrundgang auf den Spuren nationalsozialistischer Gebäude in Schwabach durch die Abiturientin Katharina Klaus;  
Führung durch die Schwabacher Luftschutzkeller durch Klaus Huber.
- Gruppe C: Gang zum Stadtmuseum;  
Führung durch den Leiter, Herrn Söllner, zum Thema „Schwabach vom Ersten Weltkrieg bis 1980“.
- Gruppe D: Gang zum Stadtmuseum:  
Führung durch den Museumspädagogen Dr. Mehl durch die Sonderausstellung „Schwabach, Bilder einer Stadt“ (alternativ: Museumsrallye zum Thema „Schwabach vom Ersten Weltkrieg bis 1980“).
- Gruppe E: „Das Hüttinger“: Vortrag über die Geschichte durch die Abiturientin Stefanie Kraft und über die Umbaumaßnahmen durch Herrn Fürbeth;  
Führung durch das „Hüttinger“ (u.a. den Tafelsaal des Markgrafen von Ansbach, das Oberamtshaus und den Turm) durch Herrn Fürbeth.

#### **Abendprogramm für interessierte Kollegen, Eltern, Schüler und die Öffentlichkeit, in Kooperation mit der Gruppe Nürnberg-Erlangen-Schwabach des Frankenbundes e.V.**

- 18:00 Uhr OStR Dr. Bernhard Wickl:  
Frankenbund und Schule: Möglichkeiten der Zusammenarbeit,
- 18:20 Uhr Dr. Sabine Weigand:  
Die Entstehung des Historischen Stadtdlexikons Schwabach,
- 18:45 Uhr OStR Dr. Johannes Bauer:  
Dialekt im südlichen Nürnberger Raum,
- 19:20 Uhr Prof. Dr. Werner K. Blessing:  
Schwabach im 19. Jahrhundert.

Anschließend findet ein gemütliches Beisammensein im neu gestalteten Innenhof des Adam-Kraft-Gymnasiums bei Speis und Trank statt, wozu ebenfalls herzliche Einladung ergeht.

Auch wenn sich das Vormittagsprogramm an die Schüler der 9. Klassen wendet und daher nicht öffentlich ist, sei es hier zur Information dennoch erwähnt:

# Ehemalige Schulscheune in Flachslanden wird zum Heimatmuseum

von

Alexander Biernoth

Zur Kirchweih im August 2008 soll die Marktgemeinde Flachslanden ein eigenes Heimatmuseum bekommen: Die Mitglieder des Heimatvereins haben sich mit ihrer Vorsitzenden Christa Henninger vorgenommen, die ehemalige Schulscheune zum Museum auszubauen. Bisher hat der Heimatverein bereits über 10.000 Euro in die Sanierung des Gemäuers investiert und die Mitglieder haben über 700 unentgeltliche Arbeitsstunden geleistet. Im Erdgeschoß soll in der ehemaligen Waschküche eine Kochküche eingerichtet werden und im Obergeschoß der Schulscheune soll eine bäuerliche Wohnung mit alten Möbeln das Leben im 19. Jahrhundert zeigen.

Die ehemalige Schulscheune, die zwischen dem evangelischen Gemeindehaus und dem gemeindlichen Bauhof steht, diente früher den Lehrern Flachslandens zum Aufbewahren ihrer Naturalentschädigung. Der ehemalige Flachsländer Schulleiter Martin Meßlinger, der sich seit vielen Jahrzehnten um die Erforschung der Geschichte des Marktes kümmert, berichtete, daß die Lehrer im 18. und 19. Jahrhundert im Schulhaus, dem heutigen evangelischen Gemeindehaus, wohnten und kein Gehalt in Form von Geld bekamen. Die Bauern und die Gemeinde gaben den Schulmeistern Sachleistungen, und auch für den Mesnerdienst und das Orgelschlagen, die in den Händen der Lehrer lagen, wurden



Abb.1: Die ehem. Schulscheune in Flachslanden beherbergt das künftige Heimatmuseum.

„Läutgarben“ gegeben. Um diese Naturalien aufzubewahren, war eine Scheune nötig.

Das Alter der Schulscheune ist nicht bekannt, aber Martin Meßlinger schätzt, daß mit der Errichtung des Schulhauses 1807 auch die Scheune errichtet wurde. Das neue Schulhaus in Flachslanden wurde 1960 eingeweiht. Trotzdem waren damals wegen der vielen Kinder noch einige Klassen im alten Schulhaus untergebracht. Mitte der 1960er Jahre wurde das Schulhaus dann schließlich an die evangelische Kirchengemeinde verkauft. Die Schulscheune diente, nachdem die Lehrer staatlich besoldet wurden, als Abstellraum und zuletzt probte eine Jugendband in dem kleinen Häuschen.

Im Juni 2007 hat der Heimatverein Flachslanden, so berichtet die Vorsitzende Christa Henninger, die Scheune von der Kirchengemeinde für 15 Jahr mietfrei überlassen bekommen mit der Auflage, das Gebäude zu sanieren. In einer außerordentlichen Mitgliederversammlung im Juli vergangenen Jahres wurde dann beschlossen, daß der Heimatverein Flachslanden ein Museum in der Schulscheune einrichtet, um die seit Jahren gespendeten Bauernmöbel und bürgerlichen Gerätschaften, die vom Heimatverein in verschiedenen Garagen eingelagert sind, der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Die Vorsitzende Christa Henninger berichtete, daß der Ortspfarrer Manfred Lehnert die Schulscheune dem Heimatverein zur Nutzung angeboten hatte. In der ehemaligen Waschküche kann der Heimatverein den hi-

storischen Herd, die Küchenmöbel und anderes Mobiliar aufstellen. Beispielsweise im Rahmen der Ferienspaßaktion der Gemeinde sollen mit den Kindern in diesem Jahr dort Kükchle gebacken werden. Im Erdgeschoß neben der Küche können auf der lehmgestampften Tenne bürgerliche Geräte ausgestellt werden und auf dem Dachboden soll ein Schlafzimmer sowie ein Wohnzimmer eingerichtet werden. Die Einrichtungsgegenstände sind bei verschiedenen Mitgliedern eingelagert und, so betont die Vorsitzende Henninger, der Heimatverein wolle nicht nur sammeln, sondern seine Schätze auch der Öffentlichkeit präsentieren. In der Schulscheune könnten auch, so die Ideen der Vorsitzenden, das Flachs- und Wollespinnen praktisch gezeigt werden und in der Adventszeit eine lebende Krippe aufgebaut werden.

Die Mitglieder des Heimatvereins haben bisher schon viel an dem alten Gemäuer gemacht. So wurden beispielsweise über elf Kubikmeter Holz im Dachstuhl verbaut, die alten Dachziegel gereinigt, der Kamin verputzt, die Dachrinnen und die Abwasserleitung erneuert, die Außenfassade ausgemauert und die Fugen ausgebessert, im Inneren die alte Dachverschalung entfernt, der Dachboden neu gebrettert, der Treppenaufgang erneuert und derzeit werden die Scheunentore mit den alten Beschlägen neu gebaut. Dankbar ist Christa Henninger, daß viele Flachsländer Firmen und die örtlichen Banken das Projekt mit Geld- und Sachspenden unterstützen und etliche Vereinsmitglieder mit ihrem beruflichen Können unentgeltlich mit anpacken.

**Aufsätze***Falk Wiesemann*

Jüdische Hochzeitssteine – Zum Funktionswandel des Synagogenbaus vom 18. zum 19. Jahrhundert in Süddeutschland .....	236
---	-----

*Hans-Christof Haas*

Die Synagoge in Reckendorf/Oberfranken. Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung.....	251
--	-----

*Hans-Jürgen Beck*

„Und dieses Haus, geweiht dem Ewigen, / Der Andacht Stätte durch Gebet und Lehre“ – Zur Geschichte der Kissinger Synagogen.....	265
--	-----

*Bärbel Faschingbauer*

Der Schloßpark Schwanberg – Ein Gartendenkmal muß vor dem Verfall bewahrt werden.....	291
---	-----

**Frankenbund intern**

Grußwort der Priorin des Communität Casteller Ring zur 61. Bundesbeiratstagung.....	298
---	-----

Grußwort der Landrätin des Kreises Kitzingen zur 61. Bundesbeiratstagung.....	299
---	-----

Einladung zur 61. Bundesbeiratstagung am 13. September 2008 auf dem Schwanberg.....	300
---	-----

Zum Tode von Rudolf Erben M.A. ....	300
-------------------------------------	-----

**Kunst und Kultur***Bernhard Versl*

Jahre der Reife – Lebensskizze meines Vaters, des Kunstmalers Josef Versl (1901-1993).....	302
--	-----

**Bücher zu fränkischen Themen** .....

304

**Aktuelles***Evelyn Gillmeister-Geisenhof*

Flachsfasfest am restaurierten Brechhaus in Göhren bei Pappenheim.....	310
--	-----

*Broschüre der Frankenbund-Gruppe Bamberg aus Anlaß*

des 50. Todestages von Dr. Peter Schneider .....	311
--	-----

---

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

## Mitarbeiterverzeichnis

---

Hans-Jürgen Beck	Oberstudienrat Oberer Zollweg 28, 97688 Bad Kissingen
Bärbel Faschingbauer	Innere Gehren 11, 97320 Sulzfeld/Main
Evelyn Gillmeister-Geisenhof	Trachtenbeauftragte des Bezirks Mittelfranken, Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Weißenburg i.Bay. Heuberg 5, 91781 Weißenburg i.Bay.
Dipl.-Ing. Hans-Christof Haas	Architekt, Bauforscher Frühlingstraße 14, 01099 Dresden
Prof. Dr. Klaus Reder M.A.	Kulturdirektor des Bezirks Unterfranken Silcherstraße 5, 97074 Würzburg
Dr. Winfried Romberg	Kirchenhistoriker Schneewittchenweg 48, 97084 Würzburg
Annette Schäfer M.A.	Kunsthistorikerin und Volkskundlerin Luitpoltstraße 1, 96114 Hirschaid
Bernhard Versl	König-Heinrich-Straße 87, 97082 Würzburg
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart
Dr. Inge Weid	Bruckhof 15 b, 83550 Emmering
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach
Prof. Dr. Falk Wiesemann	Philosophische Fakultät VI: Neueste Geschichte und Landesgeschichte, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Liebe Leser des FRANKENLANDES!

Wie bereits im letzten Heft angekündigt, möchte sich Ihre Zeitschrift FRANKENLAND auch diesmal dem Thema der „Synagogen in Franken“ widmen. Nachdem wir im Juni 2008 die allgemeinen Grundlagen zu diesem Bereich in mehreren Beiträgen bereit hatten, stehen nun neben den bekannten Chuppa-(Hochzeits)-Steinen, die Falk Wiesemann behandelt, vor allem zwei fränkische Synagogen im Mittelpunkt des Interesses: Während uns der Architekt Hans-Christof Haas die Synagoge von Reckendorf in Oberfranken präsentiert und damit zugleich einen Einblick in die akribische Arbeit der denkmalpflegerisch wichtigen Bauforschung bietet, berichtet Hans-Jürgen Beck, einer der besten Kenner der jüdischen Vergangenheit der Badestadt an der Fränkischen Saale, über die facettenreiche Geschichte der Kissinger Synagogen. Da leider ein Beitrag über die virtuelle Rekonstruktion des dortigen, 1938 zerstörten jüdischen Gotteshauses nicht rechtzeitig eingegangen ist, werden wir das Thema später nochmals aufgreifen.

Am 13. September 2008 trifft sich der FRANKENBUND zu seiner 61. Bundesbeiratstagung auf dem Schwanberg bei Kitzingen. Das Datum ist durch die vor 49 Jahren erfolgte Aufrichtung des Denkmals für Dr. Peter Schneider, unseren vor 50 Jahren verstorbenen Gründer, bedingt. So möchten wir mit einem mahnenden Beitrag von Bärbel Faschingbauer zur Rettung des herrlichen Schloßparks auf dem Schwanberg auf den Ort unseres Treffens einstimmen. Weiteres zum Schwanberg soll dann im kommenden Heft folgen.

In der Rubrik „Frankenbund intern“ laden die Priorin der Communität Casteller Ring, Sr. Ursula Teresa Buske, und die Landräatin des Kreises Kitzingen, Frau Tamara Bischof, zusammen mit der Bundesleitung des FRANKENBUNDES herzlich zur genannten Bundesbeiratstagung auf den Schwanberg ein, wo neben dem obligaten Festakt, der Arbeitssitzung und einem interessanten Rahmenprogramm auch eine Kranzniederlegung am Gedenkstein für Dr. Peter Schneider geplant ist. Auch diesmal gilt es, eine traurige Pflicht zu erfüllen: In einem Nachruf erinnern wir an den verdienten Frankenbundler Herrn Rudolf Erben M.A., unseren ehemaligen Schriftleiter, der leider am 20. Juli d.J. völlig unerwartet verstorben ist.

Unter der Überschrift „Kunst und Kultur“ möchten wir mit einem sehr persönlichen Lebensbild aus der Feder von Bernhard Versl an den vor 15 Jahren verstorbenen Vater des Autors, den bekannten Würzburger Kunstmaler Josef Versl, erinnern.

An ein paar Bemerkungen zu Büchern mit fränkischen Themen schließen sich diesmal noch zwei aktuelle Hinweise an: Die Trachtenbeauftragte des Bezirkes Mittelfranken und Vorsitzende der Weißenburger Gruppe des FRANKENBUNDES, Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof, lädt freundlich zu dem am 31. August 2008 stattfindenden Flachsfest am restaurierten Brechhaus in Göhren bei Pappenheim ein. Die FRANKENBUND-Gruppe Bamberg hat aus Anlaß des 50. Todestages von Dr. Peter Schneider eine Broschüre zu seiner Person herausgebracht, die bei vielen Bundesfreunden sicher auf reges Interesse stoßen wird.

Bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND möchte Ihnen die Schriftleitung auch diesmal wieder viel Vergnügen und gute Anregungen wünschen.

Ihr

Dr. Peter A. Süß

## Jüdische Hochzeitssteine – Zum Funktionswandel des Synagogenbaus vom 18. zum 19. Jahrhundert in Süddeutschland

von

Falk Wiesemann

Der „Hochzeitsstein“ ist ein kaum bekanntes architektonisches Detail an Synagogengebäuden, das mit dem jüdischen Trauungszeremoniell verknüpft ist. Zwar sind Hochzeitssteine von der Kunst- und Kulturgeschichtsforschung bisher kaum beachtet worden, doch gab es bereits in dem großen „Jüdischen Lexikon“ von 1927 einen verhältnismäßig detaillierten Hinweis des Architekten Alfred Grotte: „Hochzeitsstein, ... ein in süddeutschen Synagogen in die Außenwand, zumeist gartenseitig, eingelassener, vielfach mit dem Hexagramm geschmückter Stein, an dem der Bräutigam bei der Hochzeit das Glas zerschellte; solche Steine sind in Schwabach, Sulzbach, Fürth, Altenkunstadt erhalten.“<sup>1)</sup> Seither sind zwar einige wenige Steine in kürzeren Beiträgen<sup>2)</sup> vorgestellt worden, auch hat man das Phänomen der Hochzeitssteine im Rahmen allgemeiner Darstellungen jüdischer Hochzeitsbräuche<sup>3)</sup> zumindest kurSORisch behandelt, systematische Untersuchungen zu den Hochzeitssteinen gibt es jedoch erst in Ansätzen.<sup>4)</sup>

Der Verfasser dieses Beitrags wurde bei seinen zahlreichen Erkundungen baulicher Überreste jüdischer Vergangenheit in Süddeutschland bereits in den 1980er Jahren auf Hochzeitssteine aufmerksam, die an manchen ehemaligen Synagogen ländlicher Gegenden zu finden sind. Daraus entstand das Vorhaben einer umfassenden Dokumentation. Nicht nur die im Original erhaltenen Steine sollen dabei berücksichtigt werden, sondern auch solche, die nur mehr anhand älterer Beschreibungen, Abzeichnungen oder Photographien erfaßt werden können. Weitere Hinweise sind in den

klassischen Berichten christlicher Hebraisten des 18. Jahrhunderts über jüdische Gebräuche in den aschkenasischen<sup>5)</sup> Kerngebieten enthalten. Alles in allem läßt sich jetzt mit Hilfe der vorhandenen schriftlichen und bildlichen Quellen das bisher nur vage Erscheinungsbild der Hochzeitssteine schärfer konturieren. Erste Ergebnisse werden hier präsentiert.

Zunächst ist die äußere Erscheinungsform der Hochzeitssteine zu betrachten. Heute finden wir nur mehr gelegentlich an wenigen ehemaligen Landsynagogen einen Hochzeitsstein *in situ*, d.h., an der originalen Stelle am Synagogengebäude – so in Hüttenheim, Laudenbach, Memmelsdorf oder Urspringen. Ursprünglich sind die Steine meist in die Außenmauer der Synagoge eingelassen gewesen oder sie dienten als Schlüßstein über dem Eingangsportal der Synagoge – so in Mainz-Weisenau (Abb. 21) oder Heinsheim (Abb. 2). Eine Reihe von Steinen ist mittlerweile aus dem ursprünglichen architektonischen Zusammenhang herausgelöst und an anderer Stelle aufgestellt worden, zum Beispiel der Hochzeitsstein der alten Barocksynagoge von Heidingsfeld, der bei ihrer Zerstörung gerettet und im Eingangsbereich der Synagoge des 1970 eingeweihten Würzburger jüdischen Gemeindezentrums angebracht wurde (Abb. 3).

Die Steine sind in der Regel quadratisch oder rechteckig, nur als Schlüßsteine sind sie in Form eines Pyramidenstumpfs gestaltet. Im Zentrafeld der Schauseite ist in jedem Fall ein



Abb. 1: Synagogengang Freudental (Württemberg); Abb. 3: Chuppastein Würzburg-Heidingsfeld (Unterfranken) 1780.



Abb. 2: Bad Rappenau-Heinsheim (Baden) 1796.

Stern dargestellt, der verschiedene Formen aufweisen kann. Zusätzlich sind meist hebräische Inschriften eingemeißelt, häufig auch Jahresangaben nach dem jüdischen, später



auch nach dem christlichen Kalender, zudem finden wir häufig florale Motive und Ornamente (Abb. 4) – so in einem Fall zwei Füllhörner, in einem anderen eine Krone.

Obwohl keine Darstellung der anderen exakt gleicht, lassen sich grob zwei Typen von Sternen unterscheiden: zunächst der Stern mit sechs, acht oder sogar zwölf Strahlen (zum Beispiel in Welbhausen, Memmelsdorf und Wilhermsdorf, Abb. 5–7), sodann als zweiter Typus der Davidstern oder Schild Davids (hebr.: magen david). Auf dem Hochzeitsstein von Obernbreit (Abb. 8) wird der Davidstern durch zwei ineinander geschobene gleichseitige Dreiecke gebildet, auf dem aus Urspringen (Abb. 9) ist er mit durchgezogenen Linien wiedergegeben.

Die beigefügten Inschriften enthalten in der Regel nur die Anfangsbuchstaben der Wörter, geben gelegentlich aber auch den Volltext wieder: „masal tow“ („Viel Glück“) und „kol sasson we kol simcha, kol chatan we kol kala“ („Stimme des Jubels und Stimme der Freude, Stimme des Bräutigams und Stimme der Braut“). Beide Texte beziehen sich auf das jüdische Trauungszeremoniell, das in älteren Zeiten unter freiem Himmel vor der Synagoge abgehalten wurde. Der Text „kol sasson ...“, Ausdruck äußerster Freude und höchster Lust, entstammt dem Buch des Pro-

pheten Jeremias (Jer 7:34). Er findet in einem der sieben Segenswünsche Verwendung, die zum Abschluß der Trauungshandlung von den Anwesenden für das Brautpaar gesprochen werden. Auf diese Weise wird der Propheten-Text mit der Trauungszeremonie verbunden.

Wegen dieses substantiellen Bezugs zur Trauungszeremonie werden die Steine gewöhnlich Hochzeits- oder Chuppasteine genannt. Das hebräische Wort „chuppa“ bezeichnet den Baldachin oder Trauhimmel, unter dem Braut und Bräutigam während der Trauungszeremonie stehen. Die zeitgenössische Bezeichnung der Steine ist nicht sicher überliefert; sie lautete möglicherweise mancherorts Knass-Stein (nach der Strafe, die im Falle einer Auflösung eines Eheversprechens gezahlt werden mußte). Heute sind die modernen Bezeichnungen Hochzeits- oder Chuppastein am weitesten verbreitet, wir finden aber auch die Bezeichnung Traustein.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts beschrieb der christliche Hebraist Johann Christoph Georg Bodenschatz in seinem Buch



Abb. 4: Eppingen (Baden) 1772.

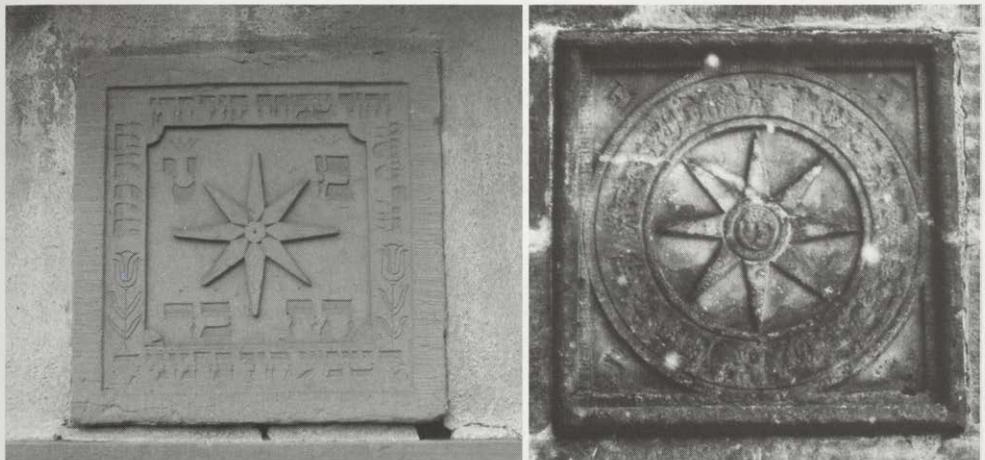


Abb. 5-6: Welhausen (Mittelfranken) 1764; Memmelsdorf (Unterfranken) 1728.

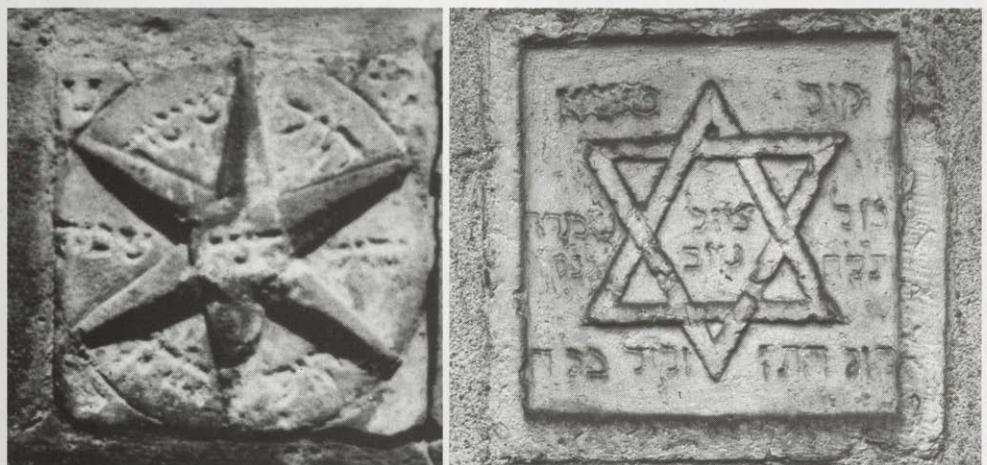


Abb. 7-8: Wilhermsdorf (Mittelfranken) (1736), Sammlung Harburger, Aufnahme um 1930; Obernreit (Unterfranken) 1748.

„Über der kirchliche Verfassung der heutigen Juden“ den Abschluß der Trauungszeremonie: „Hierauf muß der Bräutigam, zum Andenken des zu Jerusalem verwüsteten Tempels, und zur Erinnerung der Sterblichkeit, einen Becher oder Glas voll Wein an die Wand der Synagog gegen den dasebst befindlichen Stern werfen ... Wenn nun also alles vorbey, so rufet man insgesamt mit lauter Stimme: Massel dobh, d. i. Gut Glück! Und hiermit ist Braut und Bräutigam copuliret.“<sup>6)</sup> Der Brauch, nach Beendigung der Trauungszeremonie ein Glas an der Wand zerschellen zu lassen, ist bereits seit

dem Mittelalter für die aschkenasischen Juden bezeugt. Das Glas gegen den Hochzeitsstein zu werfen, ist jedoch eine Eigentümlichkeit, die auf Gebräuche in süddeutschen Gemeinden beschränkt war.

Der Stern auf den Hochzeitssteinen ist im Grunde eine Verdünglichung des hebräischen Begriffs „masal“ (jiddisch „massel“). „Masal“ bedeutet ursprünglich Zeichen, gutes Zeichen, mit den semantischen Variationen Sternzeichen, Stern, Glücksstern oder Glück. Auf den Chuppasteinen wurden diese

Aspekte ikonographisch zunächst in das Motiv des Himmels- oder Blütensternsterns umgesetzt. Mit dem Davidstern, der ja vor allem in der Kabbala als ein dämonische Kräfte abwehrendes Zeichen galt, verknüpften sich dann weitere, aktuelle Bedeutungsgehalte, die weiter unter näher erläutert werden.



Abb. 9: Urspringen (Unterfranken) 1803.

In aschkenasischen Buchillustrationen zur Hochzeitszeremonie wird der gute Stern, unter dem Braut und Bräutigam stehen sollen, häufig hinzugefügt – so in einem Holzschnitt eines „Birkat Hamason“-Büchleins aus dem frühen 18. Jahrhundert, das unter anderem die Segenssprüche für die Trauzeremonie enthält (Abb. 10).

Solche Sterndarstellungen erscheinen auch auf zahlreichen Wickelbändern, die zunächst bei der Beschneidung verwendet werden und später – mit gestickten oder bemalten Inschriften und Darstellungen verziert – in der Synagoge die Thora umwinden.<sup>7</sup> Auf diesen, meist Thorawimpeln genannten Textilien finden wir Szenen, die vielfach exakt mit den inschriftlichen und ikonographischen Elementen der Hochzeitssteine übereinstimmen (Abb. 11–12). Auf den Thorawimpeln ist neben dem Namen und dem Geburtsdatum des beschnittenen Knaben ein Segensspruch wiedergegeben: „Er [der Knabe] wachse heran zur Thora, zur Chuppa und zu guten Werken“. Mit den drei Stationen des Spruchs sind die Verpflichtungen des beschnittenen, d.h., in den Bund Abrahams aufgenommenen



Abb. 10: „Birkat Hamason“, Fürth (?) 18. Jahrhundert.



Abb. 11: Thorawimpel aus dem Elsaß, 1826 (Günter Boll, Steinenthal).

Knaben gegenüber Gott, Familie und jüdischer Gemeinschaft bezeichnet. Die abgebildete Hochzeitsszene, die das Wort „Chuppa“ umgibt, ist oft mit einem Stern und den Inschriften „masal tow“ und „kol sasson ...“ versehen. Bisweilen scheint bei den Thorawimpeln sogar ein tatsächlich vorhandener Chuppastein als Vorlage gedient zu haben.

An den meisten, wenn nicht gar an sämtlichen Synagogen der voremanzipatorischen

Zeit dürfte ein Chuppastein angebracht gewesen sein,<sup>8)</sup> aber nur wenige haben die Zeiten überdauert. Die meisten sind beim Abriss oder Umbau der Gebäude beseitigt worden. Einige Steine sind infolge schädlicher Umwelteinflüsse nahezu bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Gefährdet sind besonders die aus dem weichen fränkischen Schilfsandstein gefertigten Exemplare. Bei einer Gegenüberstellung einer Zeichnung<sup>9)</sup> des Chuppasteins von Hüttenheim aus den 1920er Jahren mit

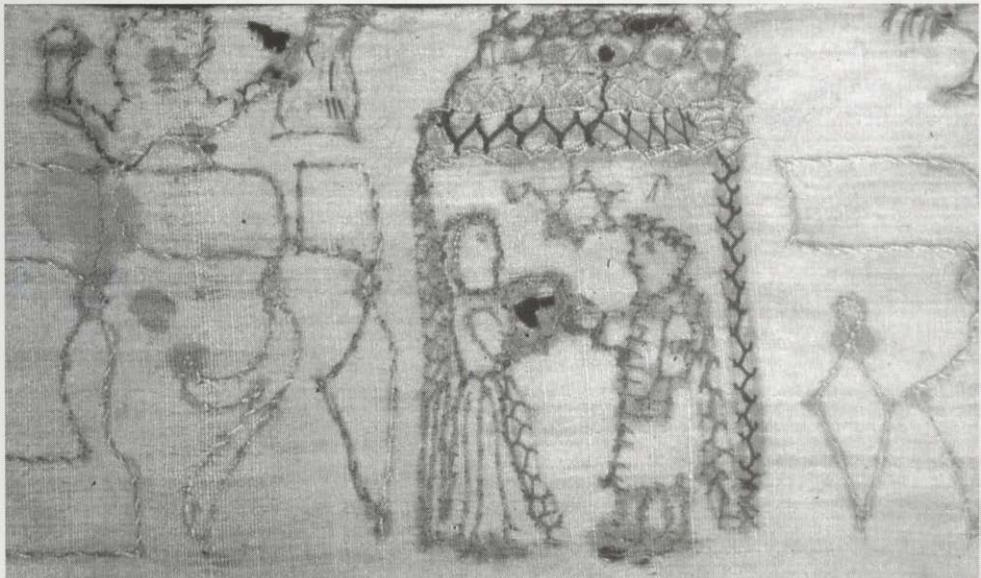


Abb. 12: Thorawimpel aus Franken, 1741 (Jüdisches Museum Franken, Fürth).



Abb. 13-14: Hüttenheim (Unterfranken), Zeichnung aus den 1920er Jahren; Hüttenheim 1754, Aufnahme 1984.

einer Photographie von 1984 wird der Prozeß der rapide fortschreitenden Oberflächendestruction besonders augenfällig (Abb. 13–14).

Gegenwärtig verfügen wir über konkrete Informationen zu rund einem halben Hundert Hochzeitssteinen. Ins Mauerwerk des Gebäudes eingefügt wie ehedem sind gegenwärtig noch achtzehn Steine, acht wurden aus dem ursprünglichen architektonischen Funktionszusammenhang herausgelöst und befinden sich heute in Museen, öffentlichen Gebäuden oder in Privatbesitz. Die übrigen sind uns nur mehr aus alten Buchillustrationen sowie Zeichnungen oder Photographien bekannt. Möglicherweise könnten noch weitere Steine aufgespürt und fachkundig freigelegt werden, die durch nachträglich aufgetragenen Mauerputz verdeckt sind – so im Fall der ehemaligen Synagoge von Schwabach in Mittelfranken, deren Hochzeitsstein in einer Architekturzeichnung<sup>10)</sup> von 1915 überliefert und erst vor wenigen Jahren wieder freigelegt worden ist (Abb. 15).

Chuppasteine waren im süddeutschen Raum verbreitet. Es gibt nur eine einzige Ausnahme außerhalb Süddeutschlands, den Chuppastein der alten Synagoge von Köln-Mülheim. Kerngebiet war Franken, einst die



Abb. 15: Schwabach (1730), Zeichnung von 1915.

Region mit der stärksten Konzentration jüdischer Gemeinden. Chuppasteine finden wir weder im Westen im Elsaß noch im Osten in Böhmen; der südlichste ist durch einen Hinweis auf einem Grundrißplan aus den 1920er Jahren für Kleinerdlingen bei Nördlingen im Ries nachgewiesen.

Woher kommt diese Verbreitung in Süddeutschland? Eine Erklärung könnte darin bestehen, daß dieser zeitlich und geographisch relativ stabile Überlieferungsraum die Herausbildung vieler Gemeinsamkeiten des religiösen Ritus und volkstümlicher Gebräuche

begünstigte, so eben auch die regionalspezifische Tradition des Hochzeitssteins. Die religiösen Gebräuche (hebr. minhagim) der süddeutschen Juden wurden besonders stark geprägt durch den berühmten Mainzer Rabbiner Jakob ben Mosche Halevi, genannt „Maharil“ (1355–1427), dessen Rechtsentscheide in diesen Raum autoritative Geltung und Anerkennung erlangten. In dem Werk eines seiner Schüler wird erstmals der Brauch erwähnt, nach Beendigung der Hochzeitsceremonie ein Glas gegen einen Stein in Form eines „Löwenkopfes“ zu werfen, der in die Ostwand der Wormser Synagoge eingelassen gewesen sei.<sup>11)</sup>

Diesen „Löwenkopf“ erwähnt auch der Synagogendiener Juspa Schammes in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in seinen jiddischen Aufzeichnungen der Wormser religiösen Gebräuche, – allerdings findet bei ihm die Trauung nicht in der Synagoge, sondern im Tanzhaus der Gemeinde statt: „Sind die Trauungsformeln und die sieben Segens-

sprüche vom Rabbiner und anderen hierzu Beauftragten gesprochen, und hat das Brautpaar auch von dem zweiten Glase Wein zu trinken bekommen ..., dann ergreift der Bräutigam das erste der beiden bei der Trauung gebrauchten Gläser und wirft es auf einen Stein mit Löwenrelief an der hinter ihm befindlichen nördlichen Wand, daß es zerstellt.“<sup>12)</sup> Das Motiv des Löwenkopfes dürfte eine Wormser Eigentümlichkeit gewesen sein, der Stein selbst existiert nicht mehr. Womöglich handelte es sich aber auch um eine ältere, später nicht weitergeführte ikonographische Tradition.

Während des Mittelalters wurden in den großen wohlhabenden Gemeinden Trauungen im gemeindeeigenen Tanzhaus vorgenommen. Nach den spätmittelalterlichen Vertreibungen waren Worms und Frankfurt am Main die einzigen Gemeinden, die noch über ein solches repräsentatives Gebäude verfügten. Es wäre zu überlegen, ob nicht in den Gemeinden, die im 17. Jahrhundert zumeist in Kleinterritorien auf



Abb. 16: Fürth (1616), Stich von Johann Alexander Böner 1705.



Abb. 17: Fürth (1616), Kupferstich „*Die geschehene Copulation*“, aus: Kirchner, *Jüdisches Ceremoniel*, 1726.

dem Lande neu entstanden waren, der Synagogenhof, um den – idealtypisch betrachtet – Gemeindehaus, Rabbinerwohnung, Schulhaus, das Schächt- und Backhaus in relativer Geschlossenheit gruppiert waren, die Funktion des alten Tanzsaals übernahm und der Chupapastein eben jene Stelle an der Außenmauer der Synagoge markierte, vor der die Hochzeitszeremonie im Freien abgehalten wurde.

Den frühesten Beleg eines Hochzeitssteins mit Stern enthalten die bildlichen Darstellungen der 1616 erbauten Hauptsynagoge in Fürth, auch „Alte Schul“ genannt.<sup>13)</sup> Sie existierte bis 1938 und wurde nach dem Novemberpogrom vollständig beseitigt. Auf einem Stich<sup>14)</sup> von Johann Alexander Böner von 1705 ist der Moment festgehalten, in dem der Bräutigam gerade ein Trinkgefäß gegen den Hochzeitsstein am nordöstlichen Strebepfeiler der Synagoge wirft (Abb. 16). Die-

ser Stein zeigt unmißverständlich das Motiv des Davidsterns. Steht aber tatsächlich der Davidstern am Beginn der Hochzeitssteinendarstellungen? Es gibt gute Argumente, dies in Zweifel zu ziehen.

In dem bekannten Buch des Konvertiten Paul Christian Kirchner „*Jüdisches Ceremoniel*“ sind den ab 1726 erschienenen Ausgaben Kupferstiche beigegeben, von denen drei die verschiedenen Stationen einer Trauzeremonie vor der Fürther Hauptsynagoge zeigen.<sup>15)</sup> Der erste Stich ist „*Die Hochzeit Proceßion*“ betitelt, der zweite „*Die Copulation*“ (Trauung) und der dritte „*Die geschehene Copulation*“. Dabei ist jeweils an einem der äußeren Synagogenstützpfiler der Hochzeitsstein abgebildet, und zwar klar ersichtlich nicht als Davidstern gestaltet, sondern als Stern mit mehr als sechs Strahlen (Abb. 17). Angesichts der realistischen Detailtreue der

Kupferstiche in Kirchners „Jüdischem Ceremoniel“ dürfte somit die früheste bildliche Darstellung eines Davidssterns auf Hochzeitssteinen auf einem Irrtum Böners beruhen: also kein Davidstern!

Im Erläuterungstext zur Trauungszeremonie wird der magische, Unglück abwehrende Charakter des Sterns hervorgehoben: „Sie werfen solches [das Glas] nach einem gewissen Zeichen, so insgemein oben an die Mauem ihrer Synagog gemacht, ... auch gemeiniglich Sigillum Salomonis genennet wird, dem sie gar grosse Krafft wieder den Teufel zuschreiben. Sie nennen es auch Scutum Davidis oder Schild Davids.“<sup>16)</sup> Die falsche Gleichsetzung von Pentagramm (Sigillum Salomonis) und Hexagramm (Davidstern) soll hier nicht weiter irritieren, denn derartige Schludrigkeiten sind in den Traktaten christlicher Hebraisten, die häufig Konvertiten waren, durchaus üblich. Wichtig ist in unserem Zusammenhang, daß auf dem Chuppastein der alten Fürther Synagoge mit größter Wahrscheinlichkeit kein „magen david“ abgebildet war.

Soweit die anderen klassischen Beschreibungen jüdischer Religion und Kultur aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Chuppasteine abbilden, zeigen diese ebenfalls einen Himmels- oder Glücksstern. So bei Johann Jakob Schudt die Darstellung des Steins der 1711 errichteten Frankfurter Synagoge (Abb. 18). Schudt schreibt, zwischen den beiden Eingängen zur „Männer-Synagog“ und zur „Weiber-Schul“ befindet sich „in der Höhe... in einem grauen Stein folgendes eingehauen und in der Mitte ein etwas erhaben ausgehauener Stern einer guten Hand breit.“<sup>17)</sup> Schudt gibt auch eine Erklärung der Inschriften und eine ausführliche Erläuterung des Brauchs des Glaswerfens.

Mit dem Glaswerfen waren allerlei Aspekte des jüdischen Volksglaubens verbunden. So lesen wir bei Johann Jodocus Beck Mitte des 19. Jahrhunderts: „Der Bräutigam wirft das Glas wieder die Wand, oder wann es eine Witib, auf die Erde, daß es zerbricht, zum Gedächtniß-Zeichen, des zerstörten Tempels zu Jerusalem“, und unter Berufung auf Schudt: „An etlichen Orten, machen die Juden über die Thür der Synagoge, oder sonst an eine

Wand, einen Stern, und nach diesem wirft der Bräutigam das Glaß, und giebt man insgemein vor, wann der Bräutigam mit dem Glaß den Stern treffe, dörffte er sofort bey der Braut schlaffen, treffe er ihn aber nicht, müsse er 14 Tage sich ihrer enthalten.“<sup>18)</sup> Noch im Jahr 1914 berichtete Joseph B. Levy: „Welch frohe Vorbedeutung, wenn der junge Gatte gut das Ziel traf; welche Bestürzung, wenn der Wurf nicht gelang, denn mit dem im Sinnbild des Glücks, dem Stern, zerschellten Glases war alles etwa sonst bevorstehende Unheil von dem jungen Paare abgewandt!“<sup>19)</sup>

Von einem weiteren christlichen Hebraisten, dem bereits erwähnten Johann Christoph Georg Bodenschatz, wurde die Abbildung des Frankfurter Steins aus Schudt übernommen und ein weiterer in Form eines Blüten-



Abb. 18: Frankfurt am Main (1711), aus: Schudt, Jüdische Merckwürdigkeiten, 1714.



Abb. 19: Darstellung von Hochzeitssteinen, aus: Bodenschatz, Kirchliche Verfassung der heutigen Juden, 1748.

sterns hinzugefügt (Abb. 19). Dieser Blütenstern ähnelt stark der Darstellung auf dem Stein von Höchberg in Unterfranken von 1721. Bodenschatz schreibt über die „deutschen Judensynagogen“: „Von außen an der Mauer ohnweit von dem Eingange, ist entweder ein in Stein gehauener oder sonst angemachter Stern, an welchen der Bräutigam nach geschehener Copulation allezeit ein Glas Wein werfen muß.“<sup>20)</sup> Wir haben also davon auszugehen, daß es auch noch andere Arten von „Hochzeits-Sternen“ existierten, die möglicherweise direkt auf die Mauer aufgemalt waren oder auf einer Tafel dargestellt waren, die ihrerseits an der Mauer fixiert wurde.

In Bodenschatz' Werk „Kirchliche Verfassung der Juden“ von 1748/49 lehnen sich die illustrierenden Kupferstiche eng an jene in Kirchners „Jüdischem Ceremoniel“ an. Abermals ist die Fürther „Alte Schul“ wiedergegeben. Bodenschatz wird sie selbst gut gekannt haben, wirkte er doch als Pfarrer in einem kleinen, nur wenige Kilometer von Fürth entfernten Ort. Auch die das Glas werfende Figur in Bodenschatz' Kupferstich „Nach geschehener Copulation“ scheint direkt aus dem korrespondierenden Kupferstich von Kirchners Buch übernommen worden zu sein (Abb. 20). In Bodenschatz' zweitem großen Werk über die jüdischen Zustände „Aufrichtig teutsch render Hebräer“ von 1756 haben sich die Illustratoren zwar vom konkreten Fürther Vorbild entfernt, das Motiv des achtstrahligen Sterns aber wurde beibehalten.<sup>21)</sup>

Von den Chuppasteinen, die entweder original erhalten geblieben oder zumindest durch moderne Abbildungen belegt sind, ist der äl-



Abb. 20 Kupferstich „Nach geschehener Copulation“, aus: Bodenschatz, Kirchliche Verfassung der heutigen Juden, 1748.

teste als Schlüßstein über dem Eingang der Synagoge in Mainz-Weisenau angebracht (Abb. 21). Er ist durch eine Inschrift auf dem Portalbogen auf das Jahr 1691 datiert und zeigt einen Stern mit sechs schlanken Strahlen. Auch die nächsten acht Steine – sie stammen aus den Jahren zwischen 1700 und 1736 – gehören dem Darstellungstyp des Sterns mit sechs bzw. acht Strahlen oder schlanken Blü-



Abb. 21-22: Mainz-Weisenau, 1691; Jochsberg, 1804.



Abb. 23-24: Ansbach 1744; Niederstetten (1751), Aufnahme um 1930.

tenblättern an. Der späteste Stern dieses Typs ist der Stein von Jochsberg in Mittelfranken aus dem Jahr 1804 (Abb. 22). Der Davidstern tritt erst relativ spät als Motiv auf den Chuppasteinen auf – zuerst 1744 an der Synagoge der barocken Residenzstadt Ansbach (Abb. 23), vier Jahre später in dem unterfränkischen Dorf Obernreit am Main, sodann in drei Orten im deutschen Südwesten: 1751 in Niederstetten (Württemberg)<sup>22</sup> (Abb. 24), 1757 in Michelbach a.d.L. (Württemberg) und 1769 in Dittigheim (Baden). Schließlich gibt es den Davidstern auf weiteren Steinen, die ziemlich gleichmäßig auf die Zeitspanne zwischen 1776 und 1836 verteilt sind. Daraus ergibt sich, daß nach 1772 nur mehr der Davidstern als Motiv auf Chuppasteinen zu finden ist – lediglich mit den beiden Ausnahmen Jochsberg und Köln-Mülheim.

Trotz der beträchtlichen Lücken in der Überlieferung der Steine kann anhand der Datierungen auf einen vollständigen Wandel des Stern-Motivs geschlossen werden: vom Motiv des persönlichen Glückssterns in Form des Himmels- bzw. Blütensterns hin zu dem jüdischen Zeichen des Davidsterns, wobei die Übergangsphase zwischen den 1740er und 1770er Jahren anzunehmen ist. Weiter scheint die Annahme gerechtfertigt zu sein, daß die

Gemeinden damals begannen, sich mit dem Davidstern intensiver zu identifizieren – einem an der Außenseite ihres Gotteshauses für jedermann sichtbaren Symbol –, das die Juden zunehmend in Anspruch nahmen, um sich nun – im Sinne der Begrifflichkeit der Aufklärung – als „Nation“, als „jüdische Nation“ zu präsentieren.

Weshalb aber wurden, soweit wir wissen, nach 1836 keine Chuppasteine mehr an den seither gebauten Synagogen angebracht? Der letzte datierte Stein (Sinsheim-Ehrstädt in Baden) trägt diese Jahreszahl. Die jüdischen Aufklärer und Religionsreformer lehnten zahlreiche alte Gebräuche als abergläubisch und unzeitgemäß ab und kritisierten das öffentliche Erscheinungsbild vieler religiöser Praktiken der Juden als „unwürdig“ und „unziemlich“. Dabei geriet auch die Trauungszeremonie in den religiösen Meinungsstreit. Nach Auffassung der Reformer sollte sie nicht weiter zum „Gassenspektakel“ verkommen und keinen „Anlaß zum Gespött“ mehr bieten. Bereits 1806 hatte der Berliner Rabbiner David Fränkel die Trauung im Freien kritisiert. In seiner Zeitschrift „Sulamith“ schrieb er: „Aber wohin führt man ihn [den Bräutigam] denn? etwa in die Synagoge? O bewahre der Himmel! Entweder in

den Vorhof derselben, oder in einen anderen Privathof. Wie höchst unanständig und die heilige Ceremonie herabwürdigend, ist es, in einem Hofe, wo es gewöhnlich nicht am reinlichsten aussieht, eine solche Handlung vor sich gehen zu lassen! Aus welcher Ursache muß denn dieß überhaupt unter dem freien Himmel geschehen? Etwa darum, daß sich die Kinderzahl des einstigen Ehepaars wie die Sterne am Himmel vermehren möchten?“<sup>23)</sup> Traditionalistische Rabbiner hielten hingegen am Hergebrachten fest und schritten mancherorts sogar zum Verbot der Trauung im Inneren der Synagoge. Dennoch setzte sich die reformerische Auffassung innerhalb weniger Jahrzehnte durch. Dazu meinte der mährische Reformrabbiner Hirsch Bär Fassel: „Die Frage: Sind Trauungen nach rabbinischen Grundsätzen im Innern der Synagoge zulässig? wird gewiß manchem Leser auffallen; besonders in dem gebildeten Deutschland, wo unsere Glaubensbrüder mit Riesenschritten im Reiche der Cultur und der Wissenschaften fortschreiten, ist man gewiß schon längst zu der Erkenntniß gelangt: daß dieser heilige Religionsact, der

dem Ehestande die göttliche Weihe giebt, auf offener Straße, unter dem Zulaufe eines losen Pöbels verrichtet, zu einer lächerlich läppischen Handlung herabgewürdigt wird; und gewiß wird daselbst kein Ort zu finden sein, der diesen Mißbrauch noch länger bestehen ließe.“<sup>24)</sup>

Die jüdische Hochzeit fand nun immer seltener im Freien statt und wurde statt dessen ins Innere der Synagoge verlegt, wo sie – angelehnt an die christliche Trauung vor dem Altar – vor dem Thoraschrein (aron hakodesch) stattfand. Reformerisch geprägte Synagogenordnungen bestimmten ausdrücklich, daß Trauungen nur noch im Synagogeninnenraum, und zwar vor dem Thoraschrein vorgenommen werden durften. In manchen Synagogenordnungen – so in denen von Württemberg 1838, Mecklenburg-Schwerin 1843 und Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 1844 – wurde sogar der Brauch des Glaszerbrechens untersagt.<sup>25)</sup> Durch das Verbot der Trauung im Freien waren fortan die Chuppasteine funktionslos geworden.



Abb. 25: Bingen (Rheinland-Pfalz) 1700.

In Bingen am Rhein hatte man beim Abriß der alten Synagoge im Jahr 1905 den Chuppastein (Abb. 25) nicht zerstört, sondern als Erinnerungsstück im Keller der neuen Synagoge angebracht. Als ihn dort in den der Endphase der Weimarer Republik ein jüdischer Reisender betrachtete, wunderte er sich über die darauf gemeißelten „einzelnen hebräischen Buchstaben (mit vielleicht kabbalistischer Bedeutung)“. Der wahre Sinn des alten Brauchs war ihm schon nicht mehr vertraut.<sup>26)</sup>

Bereits in den 1860er Jahren wird in einem Gemälde des deutsch-jüdischen Malers Moritz Oppenheim die einstige Bedeutung des Chuppasteins nur mehr nostalgisch zitiert. Man sieht eine Hochzeitsszene im Hof der alten Synagoge in Frankfurt am Main (Abb. 26). Hinter dem Brautpaar hängt an der Wand eine Tafel mit dem Davidstern und der traditionellen Inschrift: „kol sasson we kol simcha, kol chatan we kol kala.“<sup>27)</sup>



Abb. 26: Moritz Oppenheim, „Die Hochzeit“, Lichtdruck um 1900.

Aus der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung, die ursprüngliche Funktion der Steine war längst in Vergessenheit geraten, stammt ein Gedicht,<sup>28)</sup> das in einem wehmütigen Abgesang die alten Formen jüdischen Lebens anhand des Chuppastein-Motivs beschwört. Das hebräische „masal tow“ („Viel Glück“, in aschkenasischer Aussprache: „masol tauw“) des „Trostesschild“ des „magen david“, gilt nun nicht mehr den Frischvermählten, sondern denen, „die da fahren“ und ihre Heimat verlassen müssen, in der sie über Jahrhunderte mit der christlichen Umgebung durch Handel und ein Nebeneinander verknüpft, nach innen aber durch die Gemeinsamkeit von Ritus und Gebräuchen miteinander verbunden waren.

### Der Chuppa-Stein

Der du manchem trauten Bunde  
Deinen Gruß hinabgeschickt,  
In der stumm ergriffnen Runde  
Braut und Bräutigam beglückt,  
Holder Stein, in Witwentrauer  
Lehnst Du jetzt mit Kranz und Knauf,  
Ach, nur eisige Beschauer  
streifen kurz dein Masol tauw.

Ja, das waren schöne Zeiten  
Als die Schar im Sabbatstaat  
Still in feierlichem Schreiten  
Diesem Hause sich genaht.  
Wie so oft bei froher Wende  
Staut' sich hier der Menschenhauf,  
Und man drückte sich die Hände,  
Sprach dir nach dein Masol tauw.

Hat auch oft nicht Recht behalten  
Dein Verheißen, Trostesschild,  
Schien es den bescheidenen Alten,  
Schien den Enkeln es erfüllt.  
Eines Tags galt kurz Entschließen  
– Übermächt'gen Schicksals Lauf! –  
Und wie wehes Abschiedsgrüßen  
Winkt es weithin Masol tauw.

Sag, wer wird dir jetzt erstatten  
Deine Liebe, da's gebracht?  
Bröckelnd scheinst du, halb im Schatten,  
Mir ein tränendes Gesicht.  
Wird der letzte Jude bieten

*Wohl das Bethaus bald zum Kauf?  
Möcht's der gute G't verhüten,  
Halt, behalt dein Masol tauw.*

*Einen Segen laß mich sprechen,  
Gib den deinen mir dafür!  
Möge nie in Erz zerbrechen  
Lieblos deine reine Zier.  
Möchte noch ob jungen Paaren  
Einmal geh'n dein Leuchten auf.  
Mir und allen, die da fahren,  
Schenk dafür dein Masol tauw.*

### Anmerkungen:

Sämtliche Photographien stammen, sofern nicht anders vermerkt, vom Verfasser.

- 1) Jüdisches Lexikon Bd. II. Berlin 1927 (Nachdruck Frankfurt am Main 1982), Sp. 1641f.
- 2) Lauter, Werner: Der Traustein von der Binger Synagoge, in: Binger Geschichtsblätter 9 (1983), S. 46–52; Motschmann, Josef: „Masel Tow“. Zur Bedeutung des Hochzeitssteins an der Synagoge von Altenkunstadt, in: Vom Main zum Jura 3 (1986), S. 51–57; Röder, Ernst: Der Chuppa- oder Hochzeitsstern an der Synagoge in Alsenz, in: Donnersberg-Jahrbuch. Heimatbuch für den Kreis um den Donnersberg 9 (1986), S. 121–122.
- 3) Lauterbach, Jacob Z.: The ceremony of breaking a glass at weddings, in: Hebrew Union College Annual 2 (1925), S. 351–380; Gutmann, Joseph: Wedding customs and ceremonies in art, in: ders. (Hg.): Beauty in holiness. Studies in Jewish customs and ceremonial art New York 1970, S. 313–339; Davidovitch, David: Jewish marriage customs. Ketubot, sivlonot and „marriage stones“, in: Ariel (Jerusalem), Nr. 30 (1972), S. 70–89; Davidovitch, David: Breaking a glass on the wedding stone – Jewish matrimonial customs which have disappeared in recent generations, in: Israel – People and Land. Haaretz Museum Yearbook (Tel Aviv) N.S. 4 (1986/87), S. 253–268 (hebr.).
- 4) Feuchtwanger-Sarig, Naomi: Der Traustein an der Urspringer Synagoge – Beispiel für einen weitverbreiteten Brauch, in: Das Projekt Synagoge Urspringen, hg. im Auftrag des Landkreises Main-Spessart und des Förderkreises Synagoge Urspringen von Herbert Bald. Würzburg 1993, S. 53–57; Wiesemann, Falk : „Masal tow“ für Braut und Bräutigam. Der Davidstern auf Hochzeitssteinen, in: Stegemann, Wolf/Eichmann, Johanna (Hg.): Der Davidstern. Zeichen der Schmach – Symbol der Hoffnung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden. Dorsten 1991, S. 86–91; Groiss-Lau, Eva: Jüdisches Kulturgut auf dem Land. Synagogen, Realien und Tauchbäder in Oberfranken. München – Berlin 1995, S. 62–65.
- 5) „Aschkenasisch“ meint hier das Verbreitungsgebiet der Juden im deutschsprachigen Raum.
- 6) Bodenschatz, Johann Christoph Georg: Kirchliche Verfassung der heutigen Juden. Erlangen 1748, Teil 4, Cap. IV, 2. Sect., S. 126.
- 7) Weber, Annette/Friedlander, Evelyn/Armbuster, Fritz (Hg.): Mappot ... gesegnet, der da kommt. Das Band der jüdischen Tradition. Osnaabrück 1997.
- 8) Im Zusammenhang mit der Beschreibung des Hochzeitssteins von Bingen wird berichtet: „*Solche Steinrosetten sind fast in allen Vorhöfen kleinerer Gotteshäuser in Rheinhessen vorhanden*“; Grünfeld, Richard (Hg.): Zur Geschichte der Juden in Bingen am Rhein. Festschrift zur Einweihung der neuen Synagoge in Bingen (21. September 1905). Bingen 1905, S. 44.
- 9) Abb. 13 aus: Ophir, Baruch Zwi: Pinkas hakehillot Germany-Bavaria. Jerusalem 1972, S. 460 (hebr.).
- 10) Abb. 15 aus: Grotte, Alfred: Deutsche, böhmische und polnische Synagogentypen. Vom XI. bis zum Anfang des XIX. Jahrhundert. Berlin 1915 (Schwabach: Tafel 20).
- 11) Minhagot Wormaisa. Customs and rites collected and composed by Juda Löw Kirchum (Kirchheim). Publ. for the first time according to a unique ms. in the Library of Menasheh Rafael Lehman. Jerusalem 1987 (hebr.). Für diesen Hinweis sei Naomi Feuchtwanger-Sarig (Jerusalem) herzlich gedankt. Im „Sefer Ma-haril“ findet sich eine ähnliche Schilderung, Feuchtwanger-Sarig (wie Anm. 4), S. 53.
- 12) Holzer, Isaak: Aus dem Leben der alten Jüdengemeinde zu Worms. Nach dem „Minhagbuch“ des Juspa Schammes, in: Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland 5 (1935), S. 169–181 (Zitat: S. 178).
- 13) Zu den Synagogen in Fürth siehe: Berthold-Hilpert, Monika: „Ihnen fernerweit gönnen ihre Synagogen und andere Nebenschulen, so viel selbige benötiget“. Synagogen in Fürth (17. bis 20. Jh.), in: nurinst 2002. Beiträge zur

- deutschen und jüdischen Geschichte. Jahrbuch des Nürnberger Instituts für NS-Forschung und jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 1. Nürnberg 2002, S. 97–112.
- 14) Hier nach der Abbildung in: The Jewish encyclopedia, Bd. 5, New York 1901, S. 537.
  - 15) Kirchner, Paul Christian: Jüdisches Ceremoniel. Nürnberg 1726 (Nachdruck Hildesheim 1974), 21.–23. Kupfer.
  - 16) Ebd., S. 184f.
  - 17) Schudt, Johann Jakob: Jüdische Merkwürdigkeiten. Frankfurt am Main – Leipzig 1714–1718, S. 119.
  - 18) Beck, Johann Jodocus: Tractatus de iuribus iudaeorum, 2. Aufl. Nürnberg 1741 (1. Aufl. Nürnberg 1731), cap. II: Von Heyrathen derer Juden (Zitat: S. 115; § 18–19).
  - 19) Levy, J[oseph] B.: Jüdische Hochzeitsgebräuche im alten Frankfurt, in: Ost und West 1914, Sp. 427–434 (Zitat: Sp. 432).
  - 20) Bodenschatz, Johann Christoph Georg: Kirchliche Verfassung der heutigen Juden. Erlangen 1748, Teil II, I. Cap., S. 35. – Abb. 20: „Nach geschehener Copulation“, Fig. XII.
  - 21) Bodenschatz, Johann Christoph Georg: Aufrichtig teutsch redender Hebräer, I–IV, Frankfurt – Leipzig 1756.
  - 22) Abb. 24 aus: Rieger, Paul: Jüdische Gotteshäuser und Friedhöfe in Württemberg. Frankfurt am Main 1932 (Nachdruck Haigerloch 2002), S. 109.
  - 23) Fränkel, David: Über die jüdischen Heurathsstiftungen und Hochzeitsfeste, in: Sulamith 1806, S. 165–183 u. S. 222–244 (Zitat: S. 432 = recte: 234).
  - 24) Fassel, [Hirsch Bär]: Über Trauungen in der Synagoge, in: Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie 4 (1839), S. 36–39.
  - 25) Lowenstein, Stephen M.: The 1840's and the creation of the German-Jewish religious Reform Movement, in: Mosse, Werner/Paucker, Arnold/Rürup, Reinhard (Hg.): Revolution and evolution 1848 in German Jewish history. Tübingen 1981, S. 255–297; hier: S. 289.
  - 26) Lilienthal, S[aul]: Mit jüdischen Augen durch deutsche Lande, in: Israelitisches Familienblatt (Hamburg), 22.5.1930, [S. 10]. – Abb. 25 nach einer Photographie des Israel Museum, Jerusalem.
  - 27) Abb. 26 aus: Bilder aus dem altjüdischen Familienleben. Nach Original-Gemälden von Professor Moritz Oppenheim, Berlin: Verlag von Louis Lamm o.J. (um 1900); vgl. auch die Abbildungen in: Moritz Daniel Oppenheim. Die Entdeckung des jüdischen Selbstbewußtseins in der Kunst. Hg. von Georg Heuberger und Anton Merk. Jüdisches Museum der Stadt Frankfurt am Main, 16. Dezember 1999 – 2. April 2000, o.O. 1999, Tafeln VI.17 u. VI.18.
  - 28) Der Chuppa-Stein [von M.K.B.], in: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung 1935, S. 365.

## Die Synagoge in Reckendorf/Oberfranken. Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung<sup>1)</sup>

von

Hans-Christof Haas

Wie nahezu alle jüdischen Gebetshäuser wurde auch die Synagoge in Reckendorf in der sogenannten Reichskristallnacht vom 9. auf den 10. November 1938 geschändet. Ein SS-Kommando aus Bamberg erreichte am frühen Morgen des 10. Novembers 1938 das Dorf. Da sich der Bürgermeister und die Anwohner gegen ein Niederbrennen des Gebäudes wehr-

ten, brachen die SS-Leute das Gebäude auf und verwüsteten die Ausstattung. Gegen 9.00 h kam ein SA-Trupp aus Ebern hinzu, der die in Reckendorf verbliebenen Juden zwang, selbst mit Hand an die Zerstörung zu legen.<sup>2)</sup>

Im Zuge der Enteignung jüdischen Besitzes verkaufte die Israelitische Kultusgemeinde



Abb. 1: Ansicht der ehemaligen Synagoge in Rekendorf/Ofr. von Süd-West; Zustand 2001.

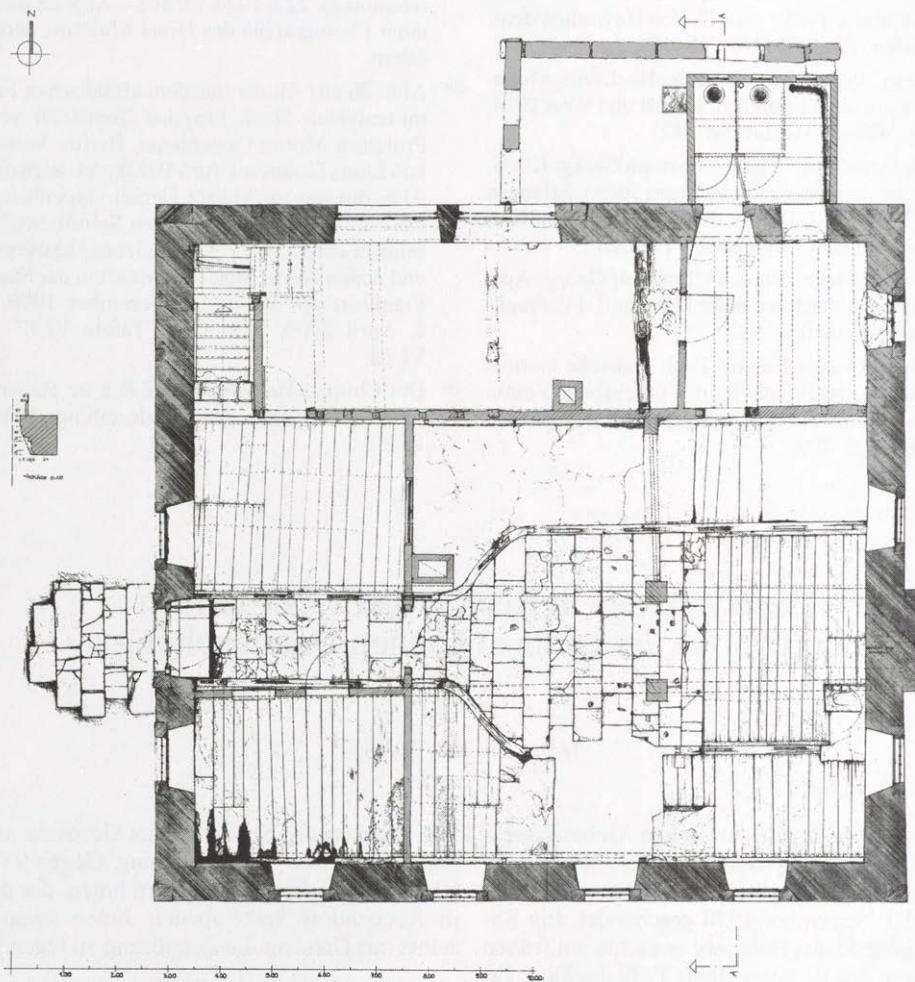


Abb. 2: Grundriß Erdgeschoß, Zustand 2001.  
Verformungsgetreues Aufmaß, Haas, Lemmert, Kienzle.

Reckendorf mit Vertrag vom 21. Juli 1939 die Synagoge an die Gemeinde Reckendorf, die sie noch im selben Jahr umbauen ließ.<sup>3)</sup> Die so geschaffenen Räumlichkeiten wurden in den Kriegs- und Nachkriegsjahren immer wieder anderweitig verpachtet und genutzt: Von November 1940 bis Dezember 1941 diente das Gebäude als Kriegsgefangenlager.<sup>4)</sup> 1942 bis 1946 stellten hier die Inhaber der Elektrotechnischen Fabrik Mainfranken GmbH, Heinrich Bachmann und Hans Ullmann, Zündkerzen und medizinische Apparaturen her.<sup>5)</sup> Nach dem Krieg etablierten zwei Flüchtlinge von 1946 bis 1950 die Herdfabrik van Esdonk & Silinsch in der ehemaligen Synagoge.<sup>6)</sup> In Folge der Entschädigungsleistung wurde das Bethaus 1950 der Jewish Restitution Successor Organisation (IRSO) übereignet.<sup>7)</sup> Diese verkaufte zwei Jahre später das Gebäude an den Besitzer der Schloßbrauerei Reckendorf, Georg Dirauf.<sup>8)</sup> In den Jahren 1953 bis 1957 bezog die Schuhfabrik Kilian übergangsweise die Synagoge, da die eigene Manufaktur 1953 ausgebrannt war. Anschließend nutzte die Schloßbrauerei den Bau bis 2001 als Lagerhalle.

In diesem Jahr erwarb wiederum die Gemeinde Reckendorf die ehemalige Synagoge, um in ihr ein Haus für kulturelle Veranstaltungen einzurichten.<sup>9)</sup> Dies war der Anstoß für die vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege geforderte bauhistorische Untersuchung, deren Ergebnisse im folgenden zusammengefaßt werden.<sup>10)</sup>

## *Der Zustand der Synagoge im Jahr 2001*

Die Synagoge befindet sich nördlich des historischen Ortskerns in einer hofartigen Situation am Ahornweg, der ehemaligen Judengasse Reckendorfs.<sup>11)</sup> Der frei stehende, stattliche Baukörper ist nach Osten orientiert und mit einem Halbwalmdach gedeckt. Die Gebäudecken des zweigeschossigen, verputzten Massivbaus werden durch Sandsteinlisenen betont (Abb. 1). Die Grundfläche der Synagoge ist mit 13 m auf 14,50 m Außenmaß annähernd quadratisch. Der Grundriß ist in Nord-Süd-Richtung im Verhältnis zwei zu

eins geteilt. Im Süden lag die ursprünglich über zwei Geschosse reichende Männersynagoge, während sich im Norden im Erdgeschoß Nebenräume und im Obergeschoß die Frauenempore befanden (Abb. 2).

An den Öffnungen der Giebelfassaden zeichnet sich deutlich diese asymmetrische Grundrißeinteilung ab. Um den außermittigen Eingang zur MännerSynagoge ließen sich 2001 noch an den Sandsteinplatten im Boden sowie an Farb- und Putzresten auf der Wand die Spuren eines ehemals hier bestehenden Vorbaus ablesen, der nach 1947 abgetragen wurde (Abb. 3).<sup>12)</sup>

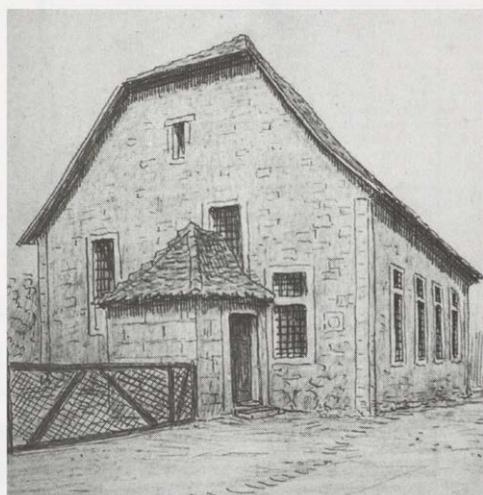


Abb. 3: Zeichnung der Synagoge von Süd-West, Zustand 1947.

Rechts und links des Eingangs befinden sich zwei symmetrisch angeordnete, vergitterte Fensteröffnungen, die ein Zwischensturz im oberen Drittel gliedert. Das Fenster über dem Eingang wurde nach 1938 in die Giebelwand eingebrochen.<sup>13)</sup> Im nördlichen Fassadendrittel befindet sich eine Fensterachse zur Belichtung der Nebenräume und der Frauenabteilung. In der Südecke der Westfassade ist neben dem Eingang ein stark verwitterter Chuppastein zu sehen.<sup>14)</sup> Eine in Größe und Höhe äquivalente Störung des Mauerwerks zwischen den nördlichen Fenstern läßt vermuten, daß der Hochzeitsstein ehemals an dieser Stelle eingelassen war.

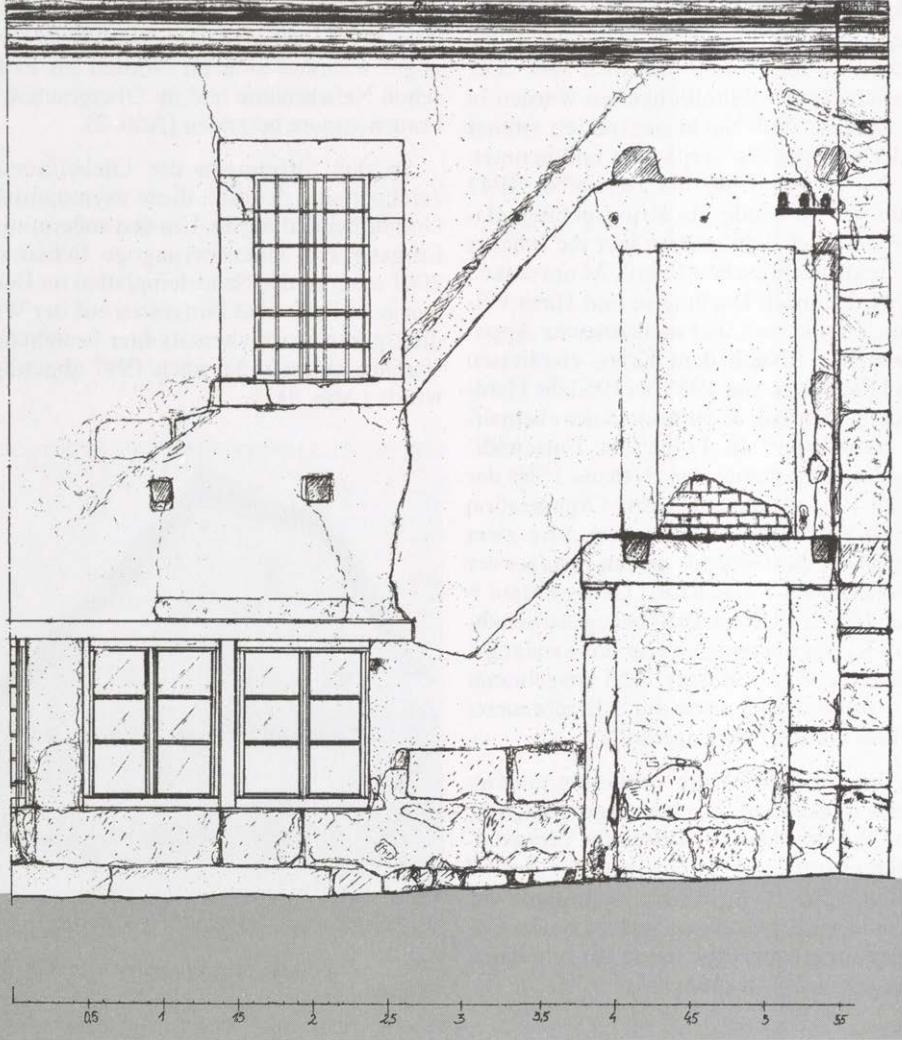


Abb. 4: Teilansicht der Nordfassade, Zustand 2001. Verformungsgerechtes Maßstab M. 1:25, Haas, Lemmert, Kienzle. An der nordwestlichen Ecke des Gebäudes befinden sich übereinander zwei zugesetzte Türgewände und Spuren der überdachten, einläufigen Außentreppe die ab 1738 zur Frauenempore führte.

Die Ostfassade ist entsprechend der Westfassade gestaltet, wobei sich gegenüber dem Eingang die Thoranische als Standerker in der Außenwand abzeichnet. Das Fenster über dem Erker wurde in dieser Form erst nach 1938 hergestellt. Vorher befand sich hier das von Harburger beschriebene Misrachfenster.<sup>15)</sup> Die Südfassade bestimmen vier symmetrisch angeordnete Fenster, die denen der Westfassade gleichen und den dahinter liegenden, zweigeschossigen Betsaal belichteten.

An der Nordfassade zeichnet sich deutlich die Zweigeschossigkeit der ehemaligen Synagoge ab. Drei Fensterachsen in beiden Geschossen und die ehemals die Frauenschule erschließende überdachte Außentreppe prägten die weniger repräsentative Rückansicht des Gebäudes. Unter dem Türgewände im Obergeschoß befindet sich ein weiterer, zugesetzter Eingang im Erdgeschoß (Abb. 4). Zwischen den östlichen Fenstern stand auf Konsolsteinen, die durch geschmiedete Eisen

abgestützt wurden, ein verputzter Kaminzug vor der Wand, der auf Traufhöhe gekappt war. Die Nordfassade wurde nach 1938 durch vergrößerte Fenster- und Türdurchbrüche im Erdgeschoß weitgehend verändert. Aus den Steinen des nach 1947 abgerissenen, oben bereits erwähnten Vorbaus errichtete man einen provisorischen Anbau an der Nordseite.

Mit dem Umbau 1939 war im Betsaal eine Zwischendecke eingezogen worden. Sie spannte sich über vier längs laufende Holzunterzüge, die auf zwei gemauerten Pfeilern, Holzständern und den eingezogenen Zwischenwänden lagerten. Diese teilten den Grundriß der Männersynagoge in einen Eingangsbereich, ein Büro sowie eine Werkstatt (siehe Abb. 1). Die ursprüngliche Ausstattung

der Synagoge, Sitzbänke und der Almemor<sup>16)</sup> waren bereits in Folge der Pogromnacht zerstört worden. Im Zuge des Umbaus 1939 wurde auch der Thoraschrein herausgebrochen, die Thoranische mit seinem Abbruchmaterial vermauert und die Wandflächen geschlämmt und mehrfach gekalkt.

Eine Fachwerkwand trennt die Nebenräume im Erdgeschoß ab. Eine zweiläufige Treppe in der Nordwestecke des Gebäudes erschloß nach 1938 die darüber liegende Frauenempore. Die Öffnungen zum Betsaal wurden vermauert und zwei Trennwände eingezogen, um hier eine Wohnung einzurichten. Ein Türdurchbruch ermöglichte den Zugang zu dem 1939 eingezogenen Obergeschoß über der ehemaligen Männersynagoge.

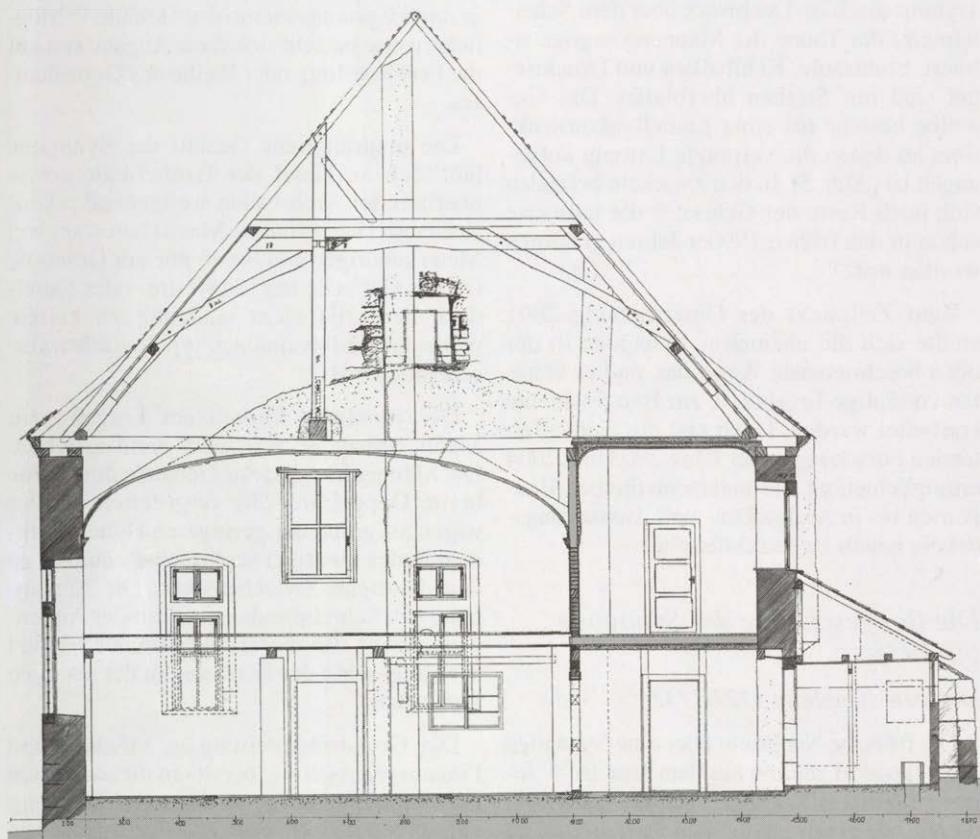


Abb. 5: Querschnitt, Zustand 2001. Verformungsgetreues Aufmaß M. 1:25, Haas, Lemmert, Kienzle. An der Giebelwand und dem Dachstuhl zeichnet sich das erste Tonnengewölbe von 1727 ab. In den Saal der Männerabteilung wurde 1939 ein Zwischengeschoß eingezogen.

Das in West-Ost Richtung verlaufende Tonengewölbe schließt den großen Betsaal ab. Drei Reihen mit jeweils vier stuckierten Dekkenspiegeln schmücken den korbbogenförmigen Himmel. Die Spiegel der mittleren Reihe sind größer, wobei der größte zentral ein Loch enthält. Im Dachraum darüber befindet sich die entsprechende Vorrichtung zum Aufhängen eines schweren Leuchters. Harburger beschreibt insgesamt zwölf Hängeleuchter, so daß in jedem der Spiegel einer befestigt war, um die Synagoge ausreichend beleuchten zu können.<sup>17)</sup>

Eine weitere, sekundär verwendete Treppe führt von der Frauenempore auf den Dachboden. Das Dachwerk wird aus einem zweifach liegenden Stuhl gebildet, der durch zwei Hängesäulen mit Überzug ergänzt wird. Sie sind asymmetrisch im Dachwerk über dem Scheitelpunkt der Tonne der Männersynagoge situiert. Stuhlsäule, Kehlbalken und Druckriegel sind mit Streben überblattet. Das Gewölbe besteht aus einer Lamellenkonstruktion, an denen die verputzte Lattung aufgenagelt ist (Abb. 5). In den Zwickeln befanden sich noch Reste der Genisa,<sup>18)</sup> die teilweise schon in den frühen 1990er Jahren geborgen worden war.<sup>19)</sup>

Zum Zeitpunkt der Untersuchung 2001 stellte sich die ehemalige Synagoge in der oben beschriebenen Weise dar, und es konnten vorläufige Ergebnisse zur Baugeschichte erarbeitet werden. Doch erst die baubegleitenden Forschungen der Jahre 2003 und 2004 ermöglichen es, die unterschiedlichen Bauphasen bis in Architektur- und Ausstattungsdetails hinein zu entschlüsseln.

### *Die Baugeschichte der Synagoge bis 1938*

#### *Die erste Bauphase 1727/1732*

Die früheste Nachricht über eine Synagoge in Reckendorf stammt aus dem Jahr 1676. Johann Matthäus Lechner überläßt am 30.11. dieses Jahres der „gesamten Judenschaft zu Reckendorf ein Hauß gegen den Neuen Bau über bei Hötzlein Juden und an des Schlosses Hopfengarten gelegen uff ewig vererbt

und erblich eingeraumt, auch zugelassen habe, Ihr Schul und jüdischen Zeremonien [...] darinnen zu halten, oder sonst zu besitzen, zu Nutzen und zugewissen, wie solches daß hergekommene Landübliche Erbrecht vermag, und aus weisset.“<sup>20)</sup> 1705 bestätigt seine Witwe Anna Catharina Lechnerin von Lechfeld, geborene von Schnappauf, diese Urkunde.<sup>21)</sup> Hierbei müßte es sich um den heutigen Standort der Synagoge handeln. Es ist anzunehmen, daß in dem bestehenden Gebäude ein Betsaal eingerichtet und Unterricht gehalten wurde. Wahrscheinlich aus Platzmangel wurde zwanzig Jahre später der Neubau einer Synagoge projektiert. Die dendrochronologische Untersuchung ergab für den Abbund der ersten Bauphase des neu erbauten Gotteshauses das Jahr 1727,<sup>22)</sup> wogegen nach Pfeifer „erst im Jahr 1732 [...] der Bau in Angriff genommen werden“ konnte.<sup>23)</sup> Möglicherweise bezieht sich diese Angabe erst auf die Fertigstellung oder Weihe des Gotteshauses.

Die ursprüngliche Gestalt der Synagoge läßt sich an Hand der Baubefunde sowie überliefelter Archivalien weitgehend rekonstruieren. Der verputzte Massivbau war zwei Meter niedriger und besaß nur ein Geschoß. Ob das Gebäude ein Halbwalm- oder Satteldach hatte, ist nicht eindeutig zu klären, wobei ein Halbwalm dach typologisch wahrscheinlicher ist.<sup>24)</sup>

Der westliche Vorbau am Eingang zur Männersynagoge war noch nicht errichtet. Die Männer betraten das Gebäude durch eine breite Doppeltüre. Die vergitterten Fenster waren aufgrund der geringeren Höhe des Innenraumes niedriger und reichten nur bis zu dem heutigen Zwischensturz. Die Verzahnung des Schreinfundaments mit der Außenmauer zeigt, daß dieser schon immer versetzt zur Längsachse des Betsaals an der heutigen Stelle stand.

Die Grundrißeinteilung in Männer- und Frauensynagoge war bereits in diesem ersten Bau angelegt, da die in West-Ost Richtung verlaufende Fachwerkwand im Erdgeschoß ebenfalls auf 1727 datiert werden konnte.<sup>25)</sup> Sie enthält jedoch keinerlei Hinweise auf Öffnungen für Fenster oder ähnliches, die den

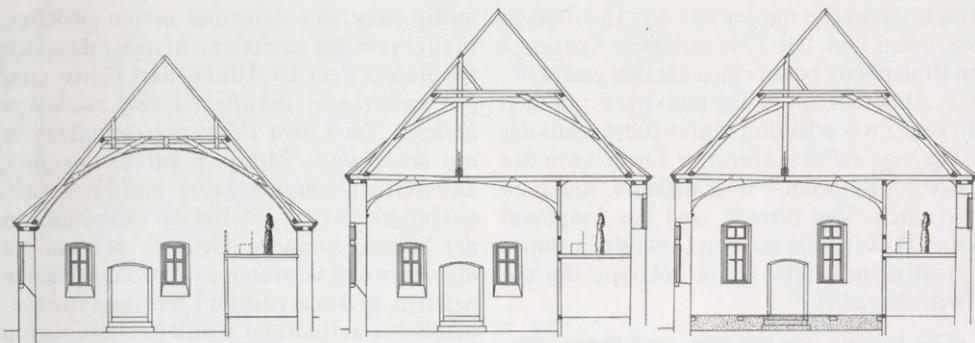


Abb. 6: Die Bauphasen von 1727, 1738 und 1851 im Systemquerschnitt. Während die Sanierung 1738 durch statische Mängel begründet war, ist der Umbau von 1851 eine Folge des liturgischen Wandels und der Reform in Reckendorf.

Blick von der Frauenabteilung in die Männersynagoge ermöglicht hätten. Im Gegenteil, Reste von Schwellhölzern und entsprechende Zapfenlöcher in den Ständern belegen eine Dreiteilung der Nebenraumspange. Die Frauensynagoge befand sich folglich im Dachraum darüber. Als Eingang diente die ebenerdige, später zugesetzte Tür in der westlichen Ecke der Nordfassade. Eine interne Treppe muß die darüber liegende Empore erschlossen haben (Abb. 4, 6).

Während der baubegleitenden Untersuchung konnte festgestellt werden, daß der Boden der Männersynagoge ursprünglich 70 cm unter dem späteren Niveau lag. Drei Stufen führten direkt nach der Eingangstüre in den Gebetsraum hinunter. Für Synagogen im 18. Jahrhundert war es typisch, daß die Männer in die Synagoge hinabstiegen. Dies wird einerseits mit Psalm 130 begründet,<sup>26)</sup> andererseits ermöglichte diese Bauweise bei den restriktiven Bauauflagen einen höheren Saal für die Männersynagoge. Den Boden rahmte ein umlaufendes Sandsteinband mit Feldern aus roten Backsteinen. Auch in den Binnenflächen konnten Sandsteinplatten nachgewiesen, jedoch kein schlüssiges Muster des Belags rekonstruiert werden.

In der Mitte stand der steinerne Almemor, der einen in barocker Zeit üblichen achteckigen Grundriss mit Zugang auf der Nord- und der Südseite besaß (Abb. 7). Alle sechs Felder lassen sich anhand der bei der Sanierung auf-

gefunden Fragmente rekonstruieren. Sie bilden zwei gleichartige Halbschalen aus je drei Steinen. Das Element links des Eingangs besaß jeweils ein mit einem Kranzmotiv geschmücktes Feld. Eines zeigt ein Medaillon, das andere läßt in dem Kranz ein Fruchtgehänge erkennen. Ein Wandpaneel der ehemaligen Synagoge in Unterlimpurg bei Schwäbisch Hall, die 1738/39 von Elieser Sussmann ausgestaltet wurde, weist ein verblüffend ähnliches Motiv auf. Es ist anzunehmen, daß auf den Eckpfählen Holzkugeln standen, da hier



Abb. 7: Schnittmodell (Maßstab 1:25) der Synagoge mit dem rekonstruierten Almemor in der Ausstattungsphase von 1727 bis 1851.

runde Abdrücke mit jeweils drei Holzdübeln zu finden sind. Die 1741 errichtete Synagoge in Buttenheim besaß einen ähnlich gearbeiteten Almemor mit Kugelaufsätzen auf den Ecken. Zwei oder drei Stufen führten aus der Synagoge auf den Almemor. Ebenso war der Aron ha-Kodesch<sup>27)</sup> über mehrere Stufen zu erreichen. Von diesem sind das Fragment einer Basis sowie mehrere Abschlußgesimse erhalten; möglicherweise bekrohte ihn ein Dreiecksgiebel.<sup>28)</sup>

Die Räume der Männer- und Frauensynagoge waren gemeinsam von einer Holztonne überdeckt, die an dem Dachwerk befestigt war. Die Säulen des liegenden Stuhles, die Kopfstreben und Druckriegel sind entsprechend dem Gewölbe gearbeitet, so daß die Lattung direkt auf ihnen aufgenagelt werden konnte. Dadurch kann die Form der ursprünglichen, segmentbogenförmigen Holztonne genau rekonstruiert werden. Sie zeichnet sich auch in den verputzten Flächen an den Giebelwänden ab (Abb. 8). Die Ostwand war in Kämpferhöhe abgesetzt und sprang 15 cm zurück.



Abb. 8: Östliche Giebelwand, Zustand 2001. Die segmentbogenförmig verputzte Fläche zeigt die Ausmaße des ersten Tonnengewölbes. Rechts im Bild der asymmetrisch eingesetzte Überzug mit einer Hängesäule.

Die Synagoge besaß somit in der ersten Bauphase eine vollständig andere Innenraumkonzeption. Der übergreifende Himmel der Holztonne verband Männer- und Frauensynagoge stärker miteinander und ließ den annähernd quadratischen Gesamtgrundriss des Gebäudes an der Decke ablesen. Zudem war die MännerSynagoge als Zentralraum um den

mittig stehenden Almemor herum gestaltet. Pfeifer erwähnt in einer nicht näher datierten Quelle aus dem 18. Jahrhundert Plätze „auf der westlichen, nördlichen und südlichen Seite.“<sup>29)</sup> Nach dem Plätzeverzeichnisbuch aus dem Jahre 1740, [...], gab es ungefähr 140 Plätze (wohl in Männer- und Frauenabteilung zusammen).“<sup>30)</sup> Bei der Bestuhlung in der MännerSynagoge dürfte es sich um die üblicherweise verwendeten Sitze und Stände handeln, in denen rituelle Utensilien wie Gebetbücher aufbewahrt wurden. Diese waren lose aufgestellt und konnten verschoben werden, was wohl immer wieder zu Zwistigkeiten führte.<sup>31)</sup> Ob darüber hinaus an den Wänden entlang Bänke oder Stühle fest eingebaut waren, konnte nicht geklärt werden.

Die Raumschale in der ersten Ausstattungsphase war kontrastreich in Weiß- und dunklen Rottönen gefaßt. Die Fragmente von Almemor und Aron ha-Kodesch zeigen als erste Fassung eine hellrote Schicht, die über einer weißen Grundierung aufgebracht wurde. Der Einbau um die Thoranische wurde ebenfalls farblich hervorgehoben, wie entsprechende Fassungsreste zeigen. Die Wände waren weiß gekalkt. Der Fußbodenbelag aus Sandsteinen und Backsteinen ergab ein lebendiges Wechselspiel der Materialfarben und korrespondierte mit der Gestaltung der Wandfassung und der Ausstattung in Weiß- und Rottönen.

An der Fassade konnte nur an einer Stelle der Rest eines rotbraunen Anstrichs festgestellt werden. Möglicherweise war die gesamte Fassade in diesem Ton gefaßt, jedoch ist wegen des isolierten Befundes eine zeitliche Einordnung der Fassung nicht möglich.

#### Die Sanierung des Dachwerks 1738 – Folgen eines Baufehler

Die Rekonstruktion der ersten Bauphase zeigt deutlich die Ursache für den unmittelbar nach der Errichtung ausgeführten Umbau von 1738. Durch die Nutzung des Obergeschosses als Frauenempore war es nicht möglich, entsprechende Ankerbalken oder Zugeisen einzubauen, die den Druck des Dachwerkes hätten aufnehmen können. Es existierte wohl

nur eine Stummelbalkenlage. Man versuchte die Schubkräfte durch Verblattung der Kehlbalken, Druckriegel und Stuhlsäulen mit diagonal verlaufenden Streben aufzufangen, da diese Verbindungsart Druck- und Zugkräfte übertragen kann. Verblattungen sind im Barock in der Holzkonstruktion in Franken unüblich, wurden jedoch bei entsprechenden Anforderungen an den Knotenpunkt gezielt verwendet. Es gibt jedoch keine Hinweise, daß die beiden Streben als Schere ausgebildet und mit den gegenüberliegenden Sparren überblattet gewesen wären. Gleichzeitig läßt sich an Hand von übereinanderliegenden Blattssassen rekonstruieren, daß man versuchte, die Binderebenen durch kurze Säulen zu verstiften. Neben dem Rähm wurden sie über Druckriegel, Kehlbalken und Sparren mit Schwabenschwänzen geblattet, und in der Bindermitte verklammerten sie Druckriegel und Kehlbalken miteinander. Der Baumeister scheint jedoch die Schubkräfte des über 13 m spannenden Dachwerkes unterschätzt zu haben, so daß eine Sanierung bald unabdingbar wurde. Übereinstimmend mit dem dendrochronologisch ermittelten Zeitpunkt des Umbaus schreibt Pfeifer:<sup>32)</sup> „1738. Unser Schul erst wiederum gemacht worden und hat das ganz Dachwerk runterkummen und das ganz Gewölb runter kummen und ist auf 2 Säul gemacht worden, das Gewölb in der Männerschul allein und in der Weiberschul allein und die 2 Mauern, welche in der Höch sein angelegt worden und die Fenster auf der Seit sein ein Zwischenscheid gemacht worden, daß sie net so gross sein in ein Stück hat 500 Thaler gekostet.“<sup>33)</sup>

Aus dem Aufmaß, den Befunden und der archivalischen Quelle ergibt sich folgender Ablauf der Sanierung von 1738: Das ursprüngliche Dachwerk mit der Tonne wurde abgenommen und die Giebelwände bis zur Oberkante der verputzten Tonne abgetragen. Anschließend wurden die Sargmauern der Traufseiten um zwei Meter erhöht, wobei die Fenster der Südfassade durch den Einbau von Oberlichtern vergrößert wurden. Die Frauenempore wurde als Vollgeschoß mit Fenstern errichtet und durch eine außenliegende Treppe erschlossen. Hierfür wurde direkt über dem ehemaligen Eingang im Erdge-

schoß ein entsprechendes Türgewände eingesetzt. Die Abgrenzung der Empore zur Männersynagoge erfolgte über eine 80 cm hohe Brüstung mit gerundeten Ständern, so daß die Frauen sitzend bequem in den Sakralraum blicken konnten. Die Fenster besaßen einen Sichtschutz, der wahrscheinlich aus einem hölzernen Gitter bestand, wie kleine Zapfenlöcher in den Ständern vermuten lassen. Die Raumkanten der Frauenempore zur Decke wurden durchweg mit einer Voute gerundet (Abb. 6).

Auf die traufseitigen Mauerkrone wurden jeweils zwei Mauerlatten aufgelegt und mit einer konventionellen Zerrbalkenlage verkämmt. Um jedoch wieder einen gewölbten Sakralraum zu erhalten, wurde anstatt der ursprünglichen, segmentbogenförmigen unter die Zerrbalken eine korbbogenförmige Holztonne eingebaut. Hierzu brachte man an den Zerrbalken, der Außenwand und dem Zwischenriegel der Binnenwand 5 cm starke Lamellen an, auf die eine Lattenschalung genagelt wurde. Diese wurde anschließend mit einem mit Tierhaar armierten Putz verkleidet.

Die Zerrbalken wurden im Scheitel der Tonne an einem mächtigen Überzug aufgehängt und durch Flacheisen und Splinte gesichert, um die durch die Tonne entstehenden Lasten abzutragen und Schwingungen auf der stuckierten Fläche zu vermeiden. Um diesen Träger in das Dachwerk einzupassen, mußten in die Giebelwände Löcher geschlagen werden. Der Überzug wiederum trägt seine Last über zwei Flacheisen, die durch gegenläufige Eisenkeile gesichert sind, in zwei Hängesäulen ab. Diese sind durch eine Zangenkonstruktion am Kehlbalken gehalten und in den Sparren geblattet. Eine weitere Strebe stützt die Säule zum Kehlbalken ab (Abb. 5).

Die Analyse des Umbaus bestätigt die zu Beginn aufgestellte Theorie, daß das ursprüngliche Dachwerk mit der eingezogenen Tonne keine ausreichende Zugverankerung besaß und folglich gravierende statische Mängel aufwies. Der Umbau von 1738 führte zu keiner Vergrößerung oder Umorganisation der Synagoge, sondern war eine zwangsläufig erforderliche Reparaturmaßnahme, um

den Fehler im ersten Tragwerksystem zu korrigieren.

Mit der Sanierung des Dachwerkes wurde auch eine neue Fassung des Innenraumes notwendig. Bei der Ausstattung können zwei Rottöne separiert werden: zum einen ein warmes Rot, zum anderen ein leicht violettes Rot. Die Fragmente des Almemors weisen Ausbruchstellen auf, die in dem zweiten Rotten überfaßt wurden. Möglicherweise handelt es sich hierbei um Beschädigungen durch die Sanierung. Die Wände wurden wiederum gekalkt, jedoch lief nun ein rotes, ca. 5 cm breites Band in Höhe der Fenstersohlbänke der Ostwand entlang und zog auch in die Fensterlaibung hinein. Ein entsprechendes Band begleitete ebenfalls das neue Holzgesims unterhalb der Tonne. An den Ständern der Frauenempore ist als Erstfassung ein helles Rot festzustellen. Die Farbkonzeption wurde beibehalten und lediglich aufgefrischt.

Die Vergitterung der Oberlichter in der Männersynagoge und der Fenster in der FrauenSynagoge erfolgte erst nach dem Umbau, wie in die Seitengewände geschlagene breite Kehlen belegen. Gestützt wird diese Theorie durch eine Anmerkung Pfeifers, welche die nachträgliche Vergitterung der Synagoge als Schutz vor christlichen Randalierern belegt.<sup>34)</sup>

#### *Die Renovierung von 1752*

Die Umbauten des Jahres 1752 sind einerseits durch die Nachricht dokumentiert, daß eine Wohnung für den Vorsänger eingerichtet wurde,<sup>35)</sup> andererseits durch den bei Harburger erwähnten „kleinern Vorbau mit steinernem Lavabo. Der Türsturz nennt in einem Feld die Jahreszahl: 513 [=1752/53].“<sup>36)</sup> Dieser wurde also sicherlich erst im Rahmen der im Jahr 1752 erneut einsetzenden Baumaßnahmen errichtet. Historische Abbildungen zeigen ihn als einen kleinen, an der West- und Südseite fensterlosen Sandsteinquaderbau, dessen Dach nach Westen hin abgewalmt ist (Abb. 9, 10). Die Türgewände weisen die für Synagogen und Kirchen typischen länglichen Ausschabungen auf.<sup>37)</sup> Über zwei Stufen und eine einflügelige Tür betrat man den Vorbau, das steinerne Lavabo diente vor dem Betreten des Betraales dem Reinigen der Hände.<sup>38)</sup>



Abb. 9: Ansicht der Synagoge von Westen, Zustand 1911. Der Vorbau steht noch, links ist schemenhaft der Treppenaufgang zur Frauenempore erkennbar.

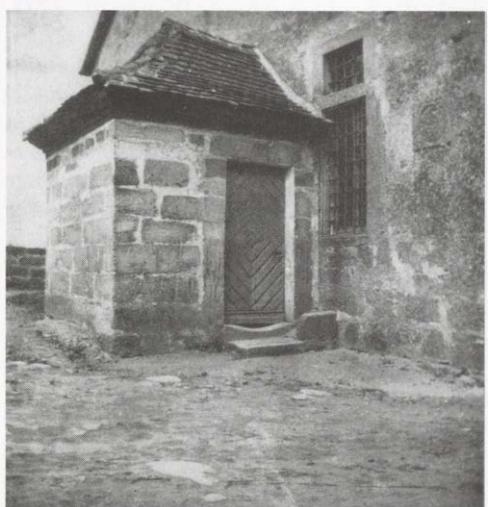


Abb. 10: Der Vorbau zur MännerSynagoge, Zustand 1911. Die Türgewände tragen die typischen Ausschabungen; recht im Bild der schon zu diesem Zeitpunkt stark verwitterte Hochzeitsstein.

Die oben erwähnte Wohnung für den Vorsänger kann nur in der Nebenraumspange im

Erdgeschoß gelegen haben. Baulicher Befund hierfür ist der nachträglich angesetzte Kaminzug an der Nordwand. Da die Fachwerkwand im Inneren Frauen- und Männersynagoge voneinander trennte, war es nicht möglich ihn hier zu plazieren, so daß er in die Außenwand geschlagen werden mußte.

In Zuge dieser Umbauten wurde auch die Raumschale neu gefaßt. An den prägenden Architekturelementen sind farbliche Veränderungen feststellbar. Die Umrahmung der Thoranische wurde in der alten Form nun ockerfarben ausgeführt. Die entsprechende Schicht ist sehr dick und steht schollig auf. Möglicherweise handelt es sich um eine ölbundene Fassung, die auch Vergoldungen trug. Die Ständer der Frauenempore wurden ebenfalls ockergrundig mit schwarzen Ornamenten und einem schwarzen Begleitstrich auf Brüstungshöhe gefaßt. Auch das Gesims war ockerfarben. Eine korrespondierende Musterung wäre zu erwarten, ist jedoch aufgrund des schlechten Zustandes nicht mehr erhalten.

#### *Die Renovierung von 1851 – Zeugnis der Assimilierung*

Diese große Renovierung der Synagoge im 19. Jahrhundert ist durch die Inventarisierung von Harburger in einer Widmung auf dem Mittellüster belegt und wird auch durch die restauratorische Befunduntersuchung bestätigt.<sup>39)</sup> Sicherlich war die liturgische Entwicklung ausschlaggebend für diese Maßnahme. Im Jahre 1810 wurde in der jüdischen Kultusgemeinde Reckendorf eine neue Synagogenverordnung eingeführt.<sup>40)</sup> Dies könnte das erste Anzeichen für eine Reform der Gemeinde bedeuten, die sich auch in der Umgestaltung der Innenarchitektur der Synagoge niedergeschlagen hat. Sie entwickelte sich von einem um den mittig situierten Almemor ausgerichteten Zentralraum zu einem – christlichen Kirchen ähnlichen – auf die Thoranische longitudinal ausgerichteten Raum, wobei der Standpunkt des Almemors dorthin verlagert wurde. Die davor bestehende lose Bestuhlung wurde in diesem Zusammenhang oft durch fest eingebaute Sitzbänke ersetzt (Abb. 2).<sup>41)</sup>

Erst mit diesem Umbau wurde das Bodenniveau der Männersynagoge um 70 cm angehoben. Der ursprüngliche Almemor und Aron ha-Kodesch wurden abgeschlagen und ausgebaut, ebenso viele Sandsteinplatten des Bodenbelags. Diese und die Fragmente der Ausstattung wurden am Rand zu punktuellen Fundamenten und in der Raummitte zu Streifenfundamenten aufgestapelt, um für einen Eichenfries das Auflager zu bilden. Der übrige Raum wurde mit Bauschutt und vor dem Gebäude anstehender Erde verfüllt, so daß die Männersynagoge seitdem ebenerdig betreten werden konnte (Abb. 6). Der sich flaschenförmig weitende Mittelgang erschloß den Raum vom Eingang der Männersynagoge in Richtung des Aron ha-Kodesch. Er wurde mit unterschiedlich breiten Reihen Sandsteinen in einem Mörtelbett ausgelegt. Gestalterisch wurde der Gang durch die umlaufenden Eichenbohlen gefaßt, die mit einem breiten Falz profiliert waren, der das Auflager für die Weichholzdielen des übrigen Saalbereiches bildete. In die Eichenbohlen waren paarweise Zapfenlöcher mit zwischenliegenden Nuten eingearbeitet, in welchen sich ursprünglich Sitzbänke befanden. Die Bänke waren parallel zu den Giebelwänden ausgerichtet. Auf jeder Seite lassen sich neun Reihen mit insgesamt 120 Sitzplätzen – bei einer angenommenen Breite von 40 cm pro Platz – anhand der vorhandenen Zapfenlöcher rekonstruieren. Über die Bestuhlung der ehemaligen Frauenempore kann keine Aussage getroffen werden, da hier nach 1938 ein neuer Bretterboden eingebaut worden war.

Die Veränderungen der Innenraumkonzeption lassen sich an weiteren, zahlreichen Befunden nachweisen. In den Eingang der Männersynagoge wurde ein schmales Türgewände in Zweitverwendung eingesetzt. Das aufwendig gestaltete Gewände besitzt gestelztes Profil, bestehend aus Stab, Absatz, Kehle, und einem nach innen abschließenden Falz. Die Türlaibung wurde durch eine Ziegelvormauerung um 20 cm auf der südlichen Seite verkleinert. In der Vormauerung wurde eine Öffnung für einen Opferstock ausgespart. Der bis dahin in der nördlichen Laibung eingelassene Opferstock wurde in diesem Zusammenhang zugesetzt. Die Fenstersohl-

bänke waren ursprünglich innen schräg angeschnitten, um eine bessere Lichtführung in den tiefen Innenraum zu erhalten und die Fenster größer wirken zu lassen. Durch die Anhebung des Bodenniveaus war es notwendig geworden diese zu begradigen. Gleichzeitig wurden in dem Männerbetssaal die Fenster der West- und Ostfassade mit einem Zwischensturz nach oben um ein Drittel vergrößert und denen der Südfassade angepaßt. Ferner wurde das Fenster nördlich des Thoraschreins um 40 cm nach Norden versetzt, um es auf die neu gestaltete Symmetrieachse des Innenraumes auszurichten.

Schließlich mußten neue Ausstattungselemente wie der Almemor und der Aron ha-Kodesch eingebaut werden.<sup>42)</sup> Geborgene Fragmente des Aron ha-Kodesch von 1851 zeigen neobarocke Formen. Eine geschwungen gearbeitete Sandsteinplatte, die möglicherweise den Abschluß einer Säulenordnung bildete, kann anhand der Fassungen dieser Ausstattungsphase zugeordnet werden. Offensichtlich schlug man einen Großteil des alten Schreingewändes heraus, um einer sich nach oben verbreiternden Architektur Platz zu bieten. Da die dahinter befindliche Thoranische nun ebenfalls höher lag, mußte der Standker außen um 70 cm erhöht werden. Der Standort und die Beschaffenheit der Bima konnte nicht nachgewiesen werden, da der Boden vor dem Thoraschrein später vollständig ausgetauscht wurde. Es ist jedoch eine Holzkonstruktion zu vermuten, da Harburger die Materialität des Aron ha-Kodesch aus Stein besonders hervorhebt.

Mit der Renovierung von 1851 wurde das farbliche Konzept des Innenraums grundlegend geändert, was sich deutlich in den vorhandenen Fassungsbefunden abzeichnet. Tonangebend war ein leuchtendes Blau, bei dem es sich vermutlich um Ultramarinblau handelt.<sup>43)</sup> Die Thoranische wurde sehr großzügig mit Blau umrahmt. Auf der Höhe des Gesimses verlief an Ost- und Westwand ein gleich breites, blaues Band mit weißer und ockerfarbener Marmorierung. Auf dem Gesims selbst lassen sich Reste von Graublau feststellen, ebenso auf den Emporenständern. Die geborgene Platte des Aron ha-Kodesch

zeigt in seiner ersten Fassung ein gebrochenes Weiß mit goldenen Höhungen, später wurde der Schrein mit einer graublauen Marmorierung überzogen.

Das Tonnengewölbe war 1851 weiß gefaßt. Die stuckierten runden Deckenspiegel waren mit einer Schablonenmalerei in Ocker und Blau umrahmt; der zentrale Spiegel erhielt zusätzlich einen blauen Ring. Die Rahmen selbst sowie die Blattrosetten besaßen ebenfalls eine weiße Fassung. Die Innenflächen der kleinen Spiegel waren grau, die des großen hatte einen blauen Begleitstrich entlang des Rahmens.

Die Allgemeine Zeitung des Judentums berichtete in der Ausgabe vom 13. Oktober 1851 über die Einweihungsfeier der renovierten Synagoge, so daß wir sogar über das genau Datum unterrichtet sind: „Am 8. August d.J. feierte die [...] Gemeinde die Wiedereröffnung ihrer neu restaurirten Synagoge, wol eine der schönsten Unterfrankens, auf eine ebenso schöne als würdevolle Weise. Unter dem Andrange einer zahlreichen Volksmenge und vieler Notabilitäten der Umgegend begann Freitag Abends in geregelter Ordnung der Einzug in die Synagoge, an dessen Spitze der Lehrer mit seinem aus der Schuljugend neu gebildeten Chor, hierauf der hierzu berufene Rabbiner Herr Adler aus Burgpreppach, nebst dem Vorsänger, welchen sich sodann sämmtliche Kultusmitglieder paarweise anschlossen. Nachdem das Gebet beim Eintritte in die Synagoge, so wie mehrere dem Feste anpassende Psalmen rezitativweise vom Vorsänger und dem Chor an dachtvoll vorgetragen worden waren, folgte der vom Lehrer Schwed zu diesem Zwecke abgefaßte sinnreiche Einleitungsgesang, hierauf die Festpredigt des Rabbinen, endlich wurden noch einige deutsche Gesänge mehrstimmig abgesungen. [...] Nun begann der Abendgottesdienst, und mit diesem ein siegreicher Schritt unserer Liturgie. So gern man hier bei der Festhaltung der hergebrachten Vätersitte verweilt, und die im Kultus bestehenden Formen und Gebräuche im Hause wie in der Synagoge treulich übt, so begrüßte man dennoch mit Freuden den vom Lehrer und Vorsänger gebildeten Chor, welcher von

nun an beim feiertäglichen Gottesdienste eingeführt wurde.“<sup>44)</sup>

Deutlich ist aus der Betonung des Chorgesangs in der Synagoge zu erkennen, daß sich in Reckendorf zu diesem Zeitpunkt längst die Anhänger des Reformjudentums durchgesetzt hatten, da die Traditionalisten diesen weitgehend ablehnten.<sup>45)</sup> Die Reckendorfer Kultusgemeinde darf somit zur Mitte des 19. Jahrhunderts sicherlich als aufgeschlossen und reformiert angesehen werden.

## Resümee

Die Auseinandersetzung mit der wechselseitigen Geschichte der Synagoge in Reckendorf rückt ins Bewußtsein, wie vielschichtig die Bedeutungsebenen dieses Denkmals sind. Es wurde Opfer der Barbarei der nationalsozialistischen Diktatur, welche die Zerstörung und Vernichtung der Juden und ihrer Kultur bis in die Provinz hinein organisierte. Nach seiner Schändung erlebte das Gebäude mehrere Umnutzungen, von der Produktion kriegswichtiger Zündkerzen bis hin zur Herstellung von Schuhen. Doch daneben legt das Gebäude beredtes Zeugnis einer Jahrhunderte dauernden jüdisch-deutschen Geschichte ab, die vor allem auf dem Lande in einem engen Neben- und Miteinander gelebt wurde. Während des jüngst abgeschlossenen Umbaus der Synagoge zu einem Haus der kulturellen Begegnung wurden die meisten Veränderungen der Zeit nach 1938 entfernt. Somit sind die räumliche Wirkung und Bezüge der Männer- und Frauenempore wieder nachvollziehbar, wie sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bestanden hatten. Die Frauenempore steht als Präsentations- und Vortragssaal zur Verfügung. Zur Zeit wird an Hand der historisch aufschlußreichen Dachbodenfunde eine Dauerausstellung erarbeitet. Diese arbeitet die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Reckendorf und das wechselvolle Schicksal der Synagoge bis in die jüngste Gegenwart auf. So wird es in Zukunft möglich sein, Schulklassen, interessierten Laien und Besuchern die Vergangenheit nahe zu bringen, um für die Zukunft zu lernen.

## Abbildungsnachweis

- Abb. 1, 6, 7, 8: Autor.  
Abb. 2, 4, 5: Haas, Lemmert, Kienzle.  
Abb. 3: Noll: Bilder aus Reckendorf und Umgebung. 1946/47 (unveröffentlicht), S. 138.  
Abb. 9, 10: Privatbesitz Familie Haas, USA.

## Abkürzungen und Siglen

- CAHJP: Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem.  
GAR: Gemeindearchiv Reckendorf.  
StABA: Staatsarchiv Bamberg.  
StadtABA: Stadtarchiv Bamberg.  
StAW: Staatsarchiv Würzburg.

## Anmerkungen:

- 1) Dieser Aufsatz wurde bereits in dem Heft Heimat Bamberger Land, 1/2005 gedruckt. Der Text wurde für die vorliegende Publikation aktualisiert und veröffentlicht vorab Teile der zur Zeit bearbeiteten Dissertation des Autors „Landsynagogen des 18. Jahrhunderts in Franken.“
- 2) Zu den Vorkommissen des 9. und 10. November 1938 siehe: StadtABA, HV Rep 3 Nr. 1600. Für diesen Hinweis und der Bereitstellung der Akten des Gemeindearchivs Reckendorf danke ich Frau Adelheid Waschka, M.A.
- 3) GAR, Rdf. Urk. I Nr. 11. Im Grundbuch wurde dieser Verkauf nicht aufgeführt, so daß hier erst der Übertrag an die IRSO 1950 wieder nachvollziehbar ist.
- 4) GAR, Gemeinderechnung, Belegband 1941/1942.
- 5) GAR, Gemeinderechnung, Belegbände 1941/42, 1942/43, 1943/44, 1944/45, 1945/46.
- 6) GAR, Gemeinderechnung, Belegbände 1945/46, 1946/47.
- 7) Grundbuchamt Bamberg, Bd. 19, Bl. 929.
- 8) Grundbuchamt Bamberg, Bd. 16, Bl. 814.
- 9) Grundbuchamt Bamberg, Bd. 19, Bl. 929. Ich danke der Gemeinde Reckendorf, die mir jederzeit das Gebäude zu Forschungszwecken zugänglich machte.
- 10) 2001 fertigten Dipl.-Ing. (FH) Sandy Lemmert, Dipl.-Ing. Edgar Kienzle und der Autor ein verformungsgetreues Aufmaß des Gebäudes im Maßstab 1:25 an. Es wurden Erd- und Obergeschoßgrundrisse, Längs- und Quer-

schnitte, sowie ein Detail der Nordfassade aufgenommen. Im Sommersemester 2001 untersuchte die Arbeitsgemeinschaft zusammen mit Dipl.-Ing. (FH) Thomas Amm und Dipl.-Rest. (FH) Andrea Zurl die ehemalige Synagoge im Rahmen des Aufbaustudiums Denkmalpflege der Universität Bamberg. Baubegleitend nahm der Autor in den folgenden Jahren weitere Befunde auf. Für die engagierte Unterstützung der Arbeit danke ich Professor Dr.-Ing. Manfred Schuller.

- 11) Zum Forschungstand der jüdischen Gemeinde in Reckendorf siehe: Weiß, Petra: Reckendorf, in: Guth, Klaus (Hrsg.): Jüdische Landgemeinden in Oberfranken. Bamberg 1988, S. 282–289; Groiss-Lau, Eva: Jüdisches Kulturgut auf dem Land. München-Berlin 1995; sowie Haas, Hans-Christof/Angela Hager: Reckendorf, in: Kraus, Wolfgang/Berndt Hamm/Meier Schwarz: Mehr als Steine ... Synagogen-Gedenkband Bayern, Bd. 1, Lindenbergs Allgäu 2007, S. 201–208.
- 12) Vgl. Noll, Ludwig: Bilder aus Reckendorf und Umgebung 1946/47 (unveröffentlicht), Abbildung S. 138: Reckendorf, Synagoge, 07.05. 1947.
- 13) Harburger notierte 1929 „im Westen 2 Fenster“; CAHJP, Inv. 486/3,155. Die Skizze von 1947 zeigt jedoch die Öffnung schon; vgl. Noll, 1947. Harburger, Theodor: Die Inventarisierung jüdischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Bayern. Fürth 1998. Von der Inventarisierung Harburgers sind bisher lediglich seine Photographien veröffentlicht. Die sie ergänzenden Notizen, Skizzen und Maße befinden sich im CAHJP und sind im Jüdischen Museum Franken in Fürth zugänglich, dem ich für die Zusammenarbeit danke.
- 14) Auch Hochzeitsstein genannt; bei Hochzeiten wurde am Ende der Zeremonie ein Glas gegen den Stein geworfen, um an die Zerbrechlichkeit allen Glücks zu erinnern sowie an die Zerstörung des Tempels in Jerusalem.
- 15) Das Misrachfenster ist ein meist rundes oder ovales Fenster, das sich in der Ostwand über dem Thoraschrein befindet. Harburger beschreibt „im Osten 2 Fenster, in der Mitte oben Okulus“. CAHJP, Inv. 486/3,155.
- 16) Auch Bima bezeichnet: meist erhöhter Platz, ähnlich einer Kanzel, von dem aus der Thora vorgelesen wird.
- 17) CAHJP, Inv. 486/3,155.
- 18) Aufbewahrungsort und Versteck für ausgediente liturgische Gegenstände, die aus religiösen Gründen nicht weggeworfen werden durften.
- 19) Während der Sanierungsmaßnahmen mußten die Gewölbezwikel systematisch beräumt werden, so daß die verbliebene Genisa und Spuren nachfolgender Nutzungen vollständig geborgen werden konnten. Zur Zeit wird eine Ausstellung erarbeitet, die auf der ehemaligen Frauenempore eingerichtet werden soll und die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Reckendorf dokumentiert.
- 20) StAW, Reg. Abgabe 1943/45, Akt Nr. 8647.
- 21) Pfeifer, Seligmann: Kulturgeschichtliche Bilder aus dem jüdischen Gemeindeleben zu Reckendorf. Bamberg o.J. (um 1897), o.S., Anhang V.
- 22) Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Institut für Archäologie, Bauforschung und Denkmalpflege, Dipl. Holzwirt Thomas Eißing: Dendrochronologischer Bericht Reckendorf Synagoge, 26.06.2001.
- 23) Pfeifer, wie Anm. 21, S. 4.
- 24) Ein Halbwalmdach findet sich an zahlreichen Synagogen dieser Zeit in Franken. Ein Vollwalmdach wie in der nahe gelegenen, 1728 errichteten Synagoge in Memmelsdorf/Ufr. ist auszuschließen, da das Gewölbe sonst nicht ausreichend Raum gehabt hätte.
- 25) Eißing, wie Anm. 22.
- 26) Psalm 130, Altes Testament: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir.“
- 27) Schrein, in dem die Thorarollen aufbewahrt werden. Seine Architektur ähnelt meist der von Portalen und Altären.
- 28) Für eine vollständige Rekonstruktion der Schreinarchitektur reichen die Funde jedoch nicht aus.
- 29) Pfeifer, wie Anm. 21, S. 29.
- 30) Ebd., S. 18.
- 31) Ebd., S. 29.
- 32) Ebd., S. 16.
- 33) Vgl. Groiss-Lau, wie Anm. 11, S. 62, nach: Mitwitz, Schloßarchiv von Würzburg, H II 13159: „...bede Beamten dennoch Bedacht nehmen, daß die Fenster [der Synagoge in Mitwitz] nicht so groß ... aufgeführt werden, damit es keinem Kirchengebäude gleicht. Würzburg 2. März 1788. Karl Philipp von Würzburg“. Es ist anzunehmen, daß der jüdi-

- schen Gemeinde in Reckendorf bei dem Umbau 1738 aus demselben Grund ähnliche Auflagen bezüglich der Fenstergröße gemacht wurden wie der Gemeinde in Mitwitz.
- <sup>34)</sup> Pfeifer, wie Anm. 21, S. 108: „...ich und Parness Reb Jokef die 50 fl. genommen und hem die eisere Gitter an Schulfenster lassen machen wo alle Jahr die Fenster 5 fl. gekostet hem“. Eine Datierung dieser Maßnahme ist jedoch zur Zeit nicht möglich.
- <sup>35)</sup> StABA, B 67 VII Bd. 4, Vorsinger zu Reckendorf.
- <sup>36)</sup> Der jüdische Kalender beginnt das Jahr in den Monaten September/Oktober, so daß die Jahresangabe zwischen zwei Jahren nach christlicher Zeitrechnung schwanken kann. Harburger bemerkte diesen Türsturz an dem Vorbau im Westen. CAHJP, Inv. 486/3, 155.
- <sup>37)</sup> An der Synagoge sind sie ebenfalls an den Ecklisenen und einem Türgewände an der Nordseite festzustellen. Ähnliche Ausschabungen gibt es an der Synagoge in Memmelsdorf/Ufr., wobei unterschiedliche Theorien über deren Zustandekommen existieren.
- <sup>38)</sup> CAHJP, Inv. 486/3, 155; sowie Guth, wie Anm. 11, S. 285.
- <sup>39)</sup> CAHJP, Inv. 486/3, 155.
- <sup>40)</sup> Pfeifer, wie Anm. 21, S. 32.
- <sup>41)</sup> Vgl. Groiss-Lau, wie Anm. 11, S. 99–101.
- <sup>42)</sup> CAHJP, Inv. 486/3, 155: Harburger notierte „Steinerner Aron-ha-Kodesch, gleichzeitig mit dem erneuerten Almemor.“ Mühlingshaus, Gerhard: Der Synagogengebau des 17. und 18. Jahrhunderts im aschkenasischen Raum. 2 Bde. Diss. Universität Marburg 1986 (masch.), Bd. II, S. 289, bezieht sich in seinen Angaben wohl auf Harburgers Notizen, vermerkt jedoch seine Quelle nicht und gibt die falsche Einbauzeit von 1751 für den Aron ha-Kodesch an.
- <sup>43)</sup> Die industrielle Herstellung für Ultramarinblau ist für das Jahr 1829 belegt.
- <sup>44)</sup> Allgemeine Zeitung des Judentums, Ausgabe vom 13. Oktober 1851, S. 499f.
- <sup>45)</sup> Für diesen Hinweis danke ich Prof. Dr. Falk Wiesemann, Heinrich Heine Universität Düsseldorf.

## „Und dieses Haus, geweiht dem Ewigen, / Der Andacht Stätte durch Gebet und Lehre“ – Zur Geschichte der Kissinger Synagogen

*von*

*Hans-Jürgen Beck*

Am 14. Juni 2007 hätte die „Neue Synagoge“ in Bad Kissingen ihren 105. Geburtstag feiern können, wenn sie nicht in der Pogromnacht 1938 von örtlichen SA- und SS-Leuten verwüstet, in Brand gesetzt und Ende April 1939 auf Beschuß des Kissinger Stadtrates abgerissen worden wäre. Das Gotteshaus der jüdischen Gemeinde von Bad Kissingen gehörte fraglos zu den größten und bedeutendsten Synagogen in Bayern. Die monumentale „Neue Synagoge“ war dabei Ausdruck der gelungenen Integration, der Heimatverbundenheit und des Glaubens der Kissinger Juden. Ihre Zerstörung markiert

den Untergang einer jahrhundertealten jüdischen Gemeinde, deren Wurzeln sich bis ins Hochmittelalter zurückverfolgen lassen.

### *Die Anfänge*

Als Kissingen im 13. Jahrhundert von den Hennebergern zur Stadt ausgebaut wurde, lebten hier bereits nachweislich Juden. Es könnte sich bei ihnen um jüdische Kaufleute und Händler gehandelt haben, die mithelfen sollten, die wirtschaftliche Infrastruktur der jungen Stadt aufzubauen. Wie groß ihre An-

zahl gewesen ist und ob sie bereits eine Synagoge gehabt haben, läßt sich nicht sicher sagen. Doch spricht vieles dafür, daß schon diese erste jüdische Gemeinde einen eigenen, wenn auch bescheidenen Betsaal besessen hat. Als dann im 17. Jahrhundert nachweislich weit über hundert „Schutzjuden“ in Kissingen ansässig waren, haben diese mit Sicherheit ihre Gottesdienste in einer Synagoge gefeiert. Urkundlich greifbar wird eine Synagoge in der Saalestadt erstmals im Jahr 1705. Sie befand sich in unmittelbarer Nähe des Erthalschen „Judenhofs“ in der Bachgasse.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es dann Pläne der Kultusgemeinde, dieses Gebäude durch einen einfachen Neubau zu ersetzen. Der erste Kostenvoranschlag vom 8. März 1842 in Höhe von 11000 Gulden überstieg aber offenbar noch die finanziellen Möglichkeiten der Gemeinde. Als die Kosten auf fast die Hälfte gesenkt werden konnten (der Voranschlag vom 9.12.1847 nennt die Summe von 6500 Gulden) konnten die Bau-

pläne im Laufe der nächsten Jahre umgesetzt werden. Am 23. März 1854 fand die feierliche Einweihung der sog. „Alten Synagoge“ statt, an der neben Kantor Berg und dem Distriktsrabbiner auch der Vorstand des königlichen Landgerichts, die katholische und protestantische Geistlichkeit, der „Herr Stadtvorstand und die Herrn Bevollmächtigten“, also der Bürgermeister und die Stadträte, als Vertreter der Stadt Kissingen teilnahmen.<sup>1)</sup>

Photos und Zeichnungen der „Alten Synagoge“ zeigen uns ein kleines, schlichtes Bauwerk mit einer umlaufenden Frauenempore im Inneren. In den ursprünglichen, nicht verwirklichten Entwürfen verliehen reich dekorierte Portale dem Bau ein etwas glanzvoller, aber auch fremdländischeres Erscheinungsbild. Im rechten Winkel schloß sich die Mikwe, das rituelle Tauchbad der Gemeinde, an.

Den Besuch der „Alten Synagoge“ regelte die „Synagogen-Ordnung“ aus dem Jahre 1875: „Es wird von den Besuchern der Synagoge erwartet“, so die Synagogen-Ordnung,

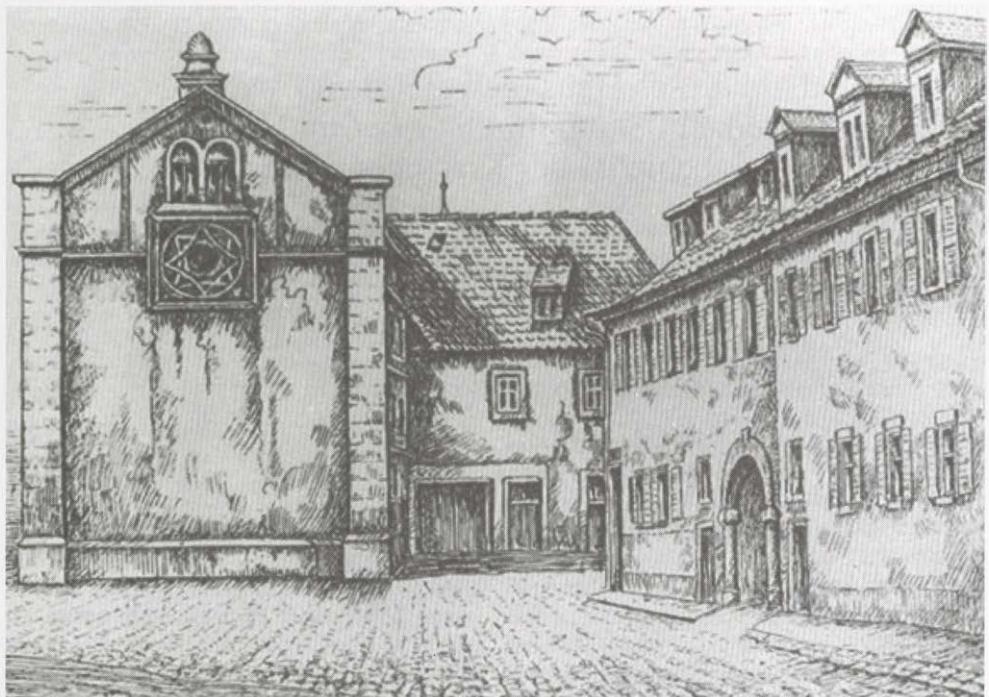


Abb. 1: Fritz Kreiner, Zeichnung der „Alten Synagoge“ in der Bachgasse.

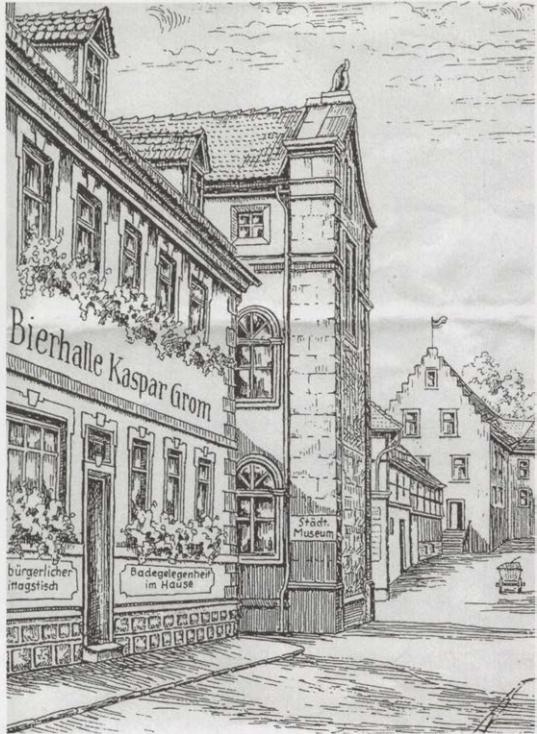
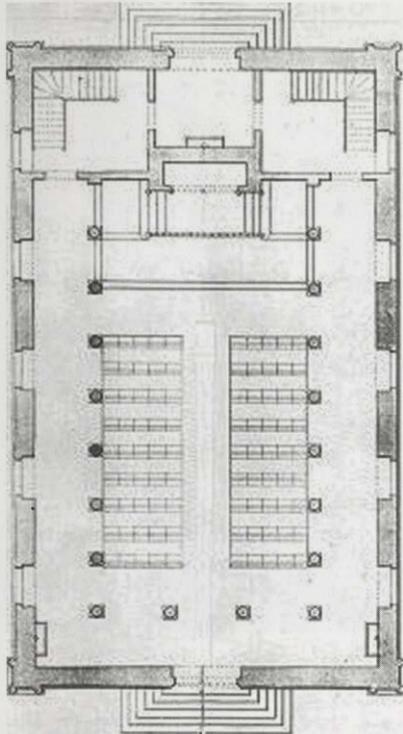


Abb. 2: Grundriß der „Alten Synagoge“ (links). Abb. 3: Zeichnung der „Alten Synagoge“ (rechts).

„daß sie, eingedenk des heiligen Ortes, Anstand und Würde bewahren, sich beim Eintritte ohne Geräusch auf ihre Plätze begeben, und die Synagoge erst nach Beendigung des Gottesdienstes – geräuschlos und würdevoll verlassen. [...] Jedes Gespräch in der Synagoge, sowie alles Gruppieren in derselben, selbst vor Beginn und nach Beendigung des Gottesdienstes, ist durchaus unstatthaft ... Wenn Trauungen in der Synagoge stattfinden, haben die Eigentümer ihre Plätze zunächst den Hochzeitsgästen zu überlassen. – Allen Frauenspersonen außer der Braut und den Brautführerinnen ist der Zutritt in den für die Männer bestimmten Synagogenraum untersagt. Dieselben haben sich vielmehr gleich beim Eintritt in die Synagoge in den für die Frauen bestimmten Raum zu begeben, und möglichst geräuschlos auf den Frauengalerien Platz zu nehmen.“<sup>2)</sup> Die Synagogenordnung wurde an jedes Gemeindemitglied ausgeteilt. Zu widerhandlungen gegen die in ihr getroffenen Anordnungen wurden von der

Kultusverwaltung mit einer Geldstrafe von 1–3 Mark geahndet.

Der Gottesdienst der jüdischen Gemeinde sollte sich – wie die Synagogenordnung von 1875 belegt – in fast protestantischer Strenge und Nüchternheit vollziehen. Damit erfolgte eine gewisse Abgrenzung gegenüber dem ostjüdischen Gottesdienst, der aufgrund seiner starken Emotionalität und Spontaneität auf die deutschen Juden eher „ungeordnet“ wirkte. Zudem näherte man sich etwas an die christliche, vor allem protestantische Gottesdienstpraxis an, der man etwas Vergleichbares entgegenhalten wollte. Der spezifisch jüdische Charakter des Gottesdienstes blieb dabei aber trotz einer verstärkten Hinwendung zur Andacht erhalten.

Ihre Aufgabe als Gotteshaus erfüllte die „Alte Synagoge“ nur 50 Jahre lang. Schon bald wurde sie nämlich für die rasch wachsende Gemeinde und die steigende Anzahl der jüdischen Kurgäste zu klein. Deshalb ent-



Abb. 4: Inneres der „Alten Synagoge“ als Städtisches Museum.

schloß sich die Gemeinde bereits 1894 zum Bau einer neuen Synagoge in der Maxstraße. Zum Motor des Neubauprojekts wurde dabei der Kissinger Rabbiner Moses Löb Bamberger, ein Sohn des berühmten Würzburger Raws, Seligmann Bär Bamberger.

Um Geld für den kostspieligen Neubau zu gewinnen, verkaufte die jüdische Gemeinde nach dem Bezug der „Neuen Synagoge“ die „Alte Synagoge“ an die Stadt Bad Kissingen. Das Gebäude diente noch eine Zeit lang als Städtisches Museum, in dem vor allem die Werke des Bildhauers Michael Arnold ausgestellt wurden. 1927/28 ließ die Stadt das Gebäude leider abreißen, da es mitten in die Bachgasse hineingebaut war und einen direkten Zugang zur Theresienstraße verhinderte. So wurde die „Alte Synagoge“ eines der ersten Opfer des aufkommenden Straßenverkehrs in Bad Kissingen.

### *Der Bau der „Neuen Synagoge“*

Mit der Planung der „Neuen Synagoge“ beauftragte die Kultusverwaltung 1894 den Kis-

singer Architekten Carl Krampf. Dieser sah sich zusammen mit der Kultusgemeinde vor die Frage gestellt, welcher der beiden damals herrschenden Stilrichtungen im Synagogengebau sie folgen sollten. Dabei war die Entscheidung für einen bestimmten Baustil eng verbunden mit dem Selbstverständnis der jüdischen Gemeinde. Die byzantinisch-maurische Gestaltung der großen Synagogenneubauten in Berlin, Wien und Budapest betonte vor allem die orientalische Herkunft und Eigenständigkeit des Judentums, während Architekten wie Edwin Oppler einen romanisch-gotischen Mischstil bevorzugten, der als typisch deutsch galt und die Zugehörigkeit der deutschen Juden zur deutschen Kultur und Gesellschaft sichtbar zum Ausdruck bringen sollte. Wie die jüdische Gemeinde im Konkurrenzbad Baden-Baden, deren Synagoge im August 1899 eingeweiht wurde, entschied sich die Kissinger Gemeinde für die Gestaltung ihres neuen Gotteshauses im „deutschen“ Stil. Anders als in Baden-Baden lehnte man aber eine zu starke Annäherung an die Bauformen christlicher Kirchen ab. Das Gotteshaus der Kissinger Juden sollte

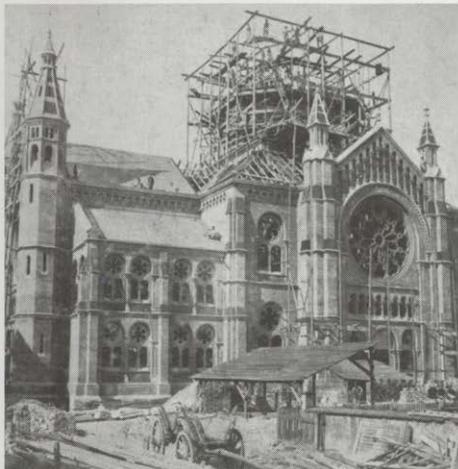


Abb. 5/6: Die Synagogen von Hannover (links) und Dresden (rechts).

eindeutig als Synagoge erkennbar sein, zu gleich aber die tiefe Verwurzelung in der deutschen Gesellschaft und Kultur zum Ausdruck bringen.

Für den Braunschweiger Architekturhistoriker Ulrich Knufinke stellt die „Neue Synagoge“ in Bad Kissingen ein typisches Beispiel für die synagogale Architektur der Jahrhundertwende dar. In dieser Zeit des Umbruchs zeichnete sich im Synagogenbau „mit eklektizistischen Entwürfen der Übergang vom späten Historismus zur frühen Moderne“<sup>3</sup> ab. So weist die Kissinger Synagoge einerseits zurück auf die großen Bauten Gottfried Sempers und Edwin Opplers, andererseits kündigt sich in ihr der vor der Tür stehende Neuanfang im Synagogenbau an, wie er etwa in den Synagogen von Darmstadt, Essen und Augsburg verwirklicht wurde. Für Ulrich Knufinke steht die „Neue Synagoge“ in Bad Kissingen „an der Schwelle zu dieser allmählichen Abkehr von der Architektur des 19. Jahrhunderts.“<sup>4</sup>

Ihre Verwurzelung in der Tradition von Semper und Oppler zeigt sich bereits im Grundriß: Wie bei Sempers Dresdner und Opplers hannoveraner Synagoge liegt der Kissinger Synagoge ein quadratischer Grundriß mit eingeschriebenem griechischen Kreuz zugrunde, das im Osten um eine Apsis verlängert ist. Die Treppentürmchen wandern in

Kissingen auf die Ostseite, so daß – nach Ulrich Knufinke – „die Eingangsfront im Vergleich mit dem hohen, achtseitigen Vierungsturm recht niedrig erscheint“<sup>5</sup> und dadurch besser zum benachbarten Jüdischen Gemeindehaus überleitet. Die für Oppler typische Mischung romanischer und gotischer Formelemente findet sich auch in der „Neuen Synagoge“ wieder: An die Zeit der Romanik erinnern neben dem wuchtigen Gesamteindruck romanisierende Rundbögen, Kanten säulen mit Würfelkapitellen sowie die spätromanischen Fensterrosen, während die Strebepfeiler und Kelchnospenkapitelle auf die Gotik verweisen. Carl Krampf fügte zu diesen mittelalterlichen Stilelementen aber ganz im Sinne des Stileklektizismus‘ der Jahrhundertwende auch noch Elemente der Renaissance hinzu, wie etwa das große halbkreisförmige Fenster über dem Eingang, die kugeligen Eckaufsätze der Eingangsfront und die das gesamte Gebäude horizontal umlaufenden Gesimse belegen. Mit dieser Stilmischung bewegten sich für Ulrich Knufinke die „jüdische Gemeinde des internationalen Kurorts Bad Kissingen und ihr Architekt ... ,auf der Höhe der Zeit‘, wenn sie als angemessenen Ausdruck jüdischen Selbstbewußtseins ein Bauwerk errichteten, das in – relativer – Freiheit historische Stile zusammenführte, um sakrale Würde und ein gewisses Repräsentationsbedürfnis im Gleichklang

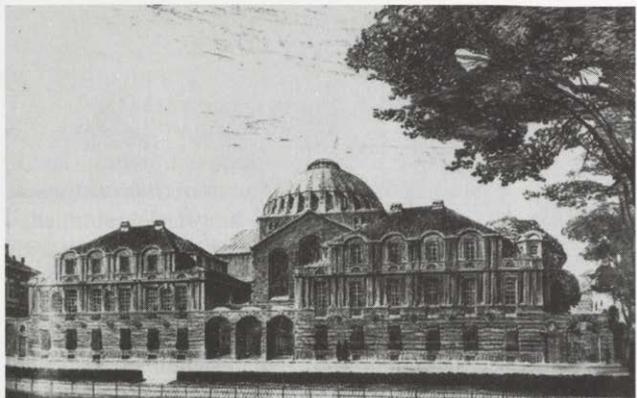


Abb. 7/8: Die Synagogen von Augsburg (links) und Essen (rechts).

mit den christlichen Gotteshäusern der Stadt zu vereinen.“<sup>6)</sup>

Der Entschluß zum Neubau einer repräsentativen Synagoge und die Wahl des betont nationalen, deutschen Baustils waren somit sichtbarer Ausdruck der gelungenen Emanzipation und Integration der Kissinger Juden sowie des gewachsenen Selbstbewußtseins

und Ansehens der Gemeinde. Die jüdische Gemeinde in Bad Kissingen sollte eine Synagoge erhalten, die einem Weltbad gemäß war, den Erwartungen der zahlreichen jüdischen Kurgäste und der Kissinger Öffentlichkeit entsprach und die gewachsene Bedeutung der Gemeinde sichtbar dokumentierte. Ebenbürtig sollte der monumentale Neubau der Synagoge neben den christlichen Kirchen und

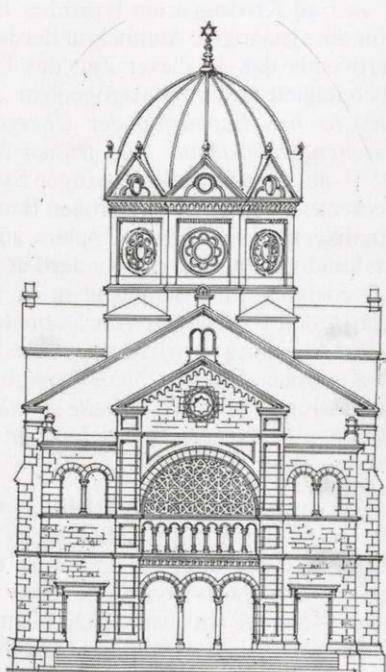
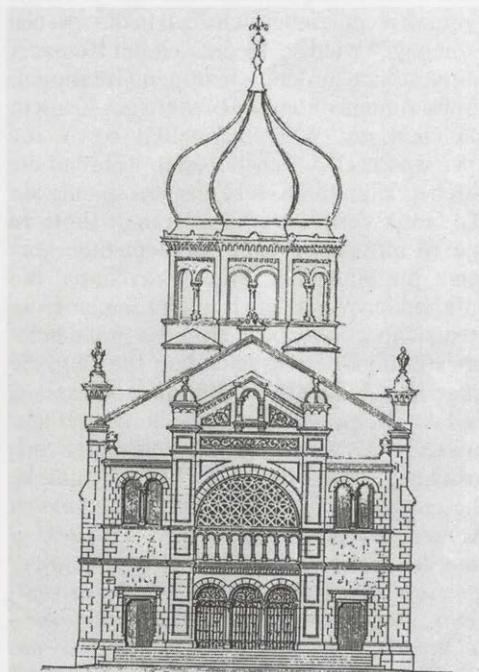


Abb. 9/10: Erster und zweiter Entwurf Carl Krampfs für die Hauptfassade der „Neuen Synagoge“.

repräsentativen Kurbauten der Stadt bestehen und die Gemeinde nach außen hin würdig repräsentieren. Durch die Entscheidung für einen betont nationalen Baustil wollten die Kissinger Juden ihre Staatsverbundenheit und Heimatliebe zum Ausdruck bringen, ohne dabei ihre jüdische Identität aufzugeben: Sie fühlten sich als deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Mit Krampfs ersten Entwürfen vom Januar 1898 scheint die Kultusgemeinde noch nicht zufrieden gewesen zu sein. Mit ihren zahlreichen Zwiebelhauben, die eher dem maurischen Baustil bzw. dem Stil orthodoxer Kirchen verpflichtet waren, wirkte die Synagoge überladen und etwas fremdländisch. Die endgültigen Pläne vom Dezember 1898 zeigen einen Bau im Stil des eklektizistischen Historismus mit Elementen der Neoromanik, der Neugotik und der Neorenaissance, der gerade durch seine Schlichtheit Würde und Größe ausstrahlt und den Integrationswillen der Gemeinde stärker verkörpert. Nachdem

die überarbeiteten Pläne die Zustimmung der jüdischen Gemeinde fanden, wurde der Bau von 1899 bis 1902 an der Stelle errichtet, wo zuvor das von Königin Therese 1833 gestiftete Theresienspital gestanden hatte, das zu klein geworden war. Der vollendete Bau der „Neuen Synagoge“ war sicher eine der bedeutendsten Synagogen in Bayern. Mit einer Länge und Höhe von 33 Metern und einer Breite von 18 Metern gehörte sie auf alle Fälle zu den größten, monumentalsten jüdischen Gotteshäusern im Lande.

In ihrer Ausgabe vom 13. Juni 1902 beschreibt die Kissinger Saale-Zeitung ausführlich die Neue Synagoge in der Maxstraße: „Die Kuppelkrönung erhebt sich 33 Mtr. über dem Boden. Das Äußere zeigt die einfachen Formen des romanischen Stils, unter Verwendung unseres einheimischen Steinmaterials. Durch 3 Portale gelangt man zur Vorhalle mit anschließenden Garderobenräumen und zum Männerraum mit 200 Sitzplätzen. Gegen Osten erhebt sich, um mehrere Stufen

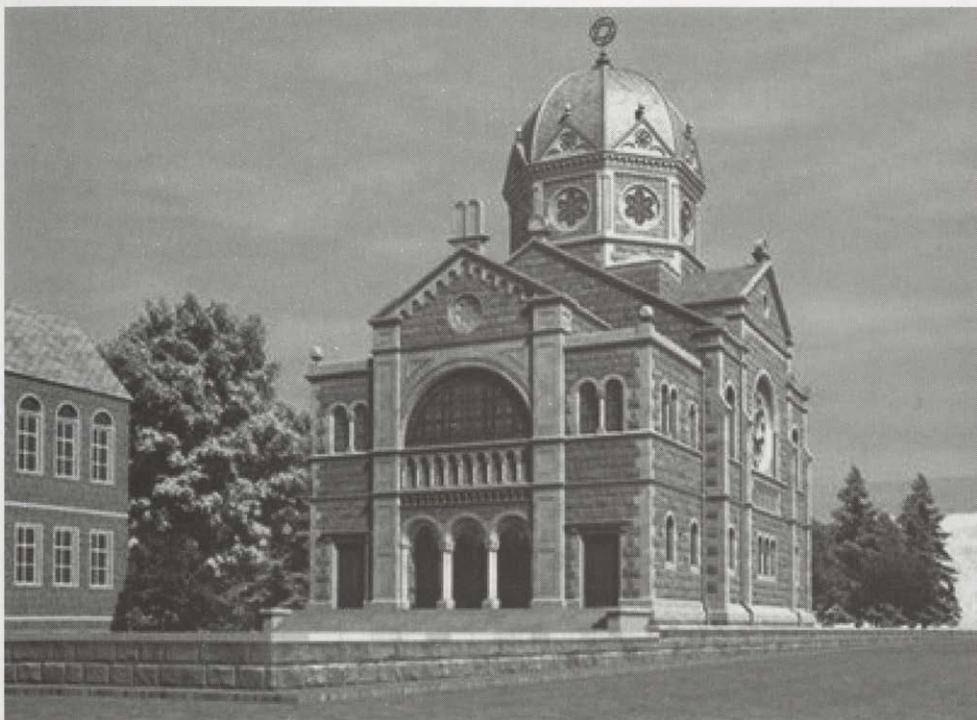


Abb. 11: Virtuelle Rekonstruktion des Äußeren der „Neuen Synagoge“.

*erhöht, die Estrade mit der Allerheiligsten-Anlage. Beiderseits befinden sich Garderoberräume für den Rabbiner und den Vorsänger. Zwei große und zwei kleinere Treppenhäuser vermitteln den Verkehr zur Frauenempore, die zunächst 120 Sitze erhalten hat, deren Zahl aber bedeutend erhöht werden kann. Das Innere ist einfach gehalten, von eigentlichen Malereien wurde zunächst Abstand genommen, nur das Allerheiligste erhielt theilweise Vergoldung. Die Raumwirkung ist trotzdem eine fertige und gute.“<sup>7</sup>*

Der Innenraum der Synagoge war relativ schlicht, aber doch eindrucksvoll gestaltet: Er wurde beherrscht vom hohen Raum der Vie rung. Die Blicke des Betrachters wurden geschickt auf die daran anschließende Apsis mit dem Thoraschrein gelenkt.<sup>8)</sup> Die Balustraden, Säulen und Verzierungen waren aus weißem Stein gearbeitet. Leitmotivisch durchzog ein Rosettenmotiv Brüstung, Bima und Thoraschreinaufbau. Von der inneren Kuppel herab hing ein großer runder Leuchter, der Zeitzeugen an den berühmten Radleuchter im Aa-

chener Dom erinnerte. In der Anordnung des Lesepults, der Bima, die unmittelbar vor dem eindrucksvollen Thoraschrein stand, folgte man (entgegen den ursprünglichen Entwürfen) nicht der Tradition der orthodoxen, sondern der liberalen Synagogen. Hier hatte sich offenbar die liberale Kultusverwaltung gegenüber dem streng orthodoxen Rabbiner Dr. Seckel Bambergers durchsetzen können.

Der mächtige Bau kostete 150 000 Reichsmark, die von der jüdischen Gemeinde unter großen Opfern zum Großteil selbst aufgebracht werden mußten. Finanzielle Unterstützung fand sie durch Spenden von Juden aus dem In- und Ausland sowie Geldern aus einer öffentlichen Lotterie. Das fertige Ergebnis dieser großen Kraftanstrengung beeindruckte nicht nur die jüdischen Gemeindemitglieder und Kurgäste. Der eindrucksvolle Bau der Neuen Synagoge stieß auch außerhalb der jüdischen Gemeinde auf Anerkennung, wie die Kissinger Saale-Zeitung am 13. Juni 1902 ausdrücklich feststellte: „Würdig reiht sich die neue Synagoge mit ihrer freundlichen

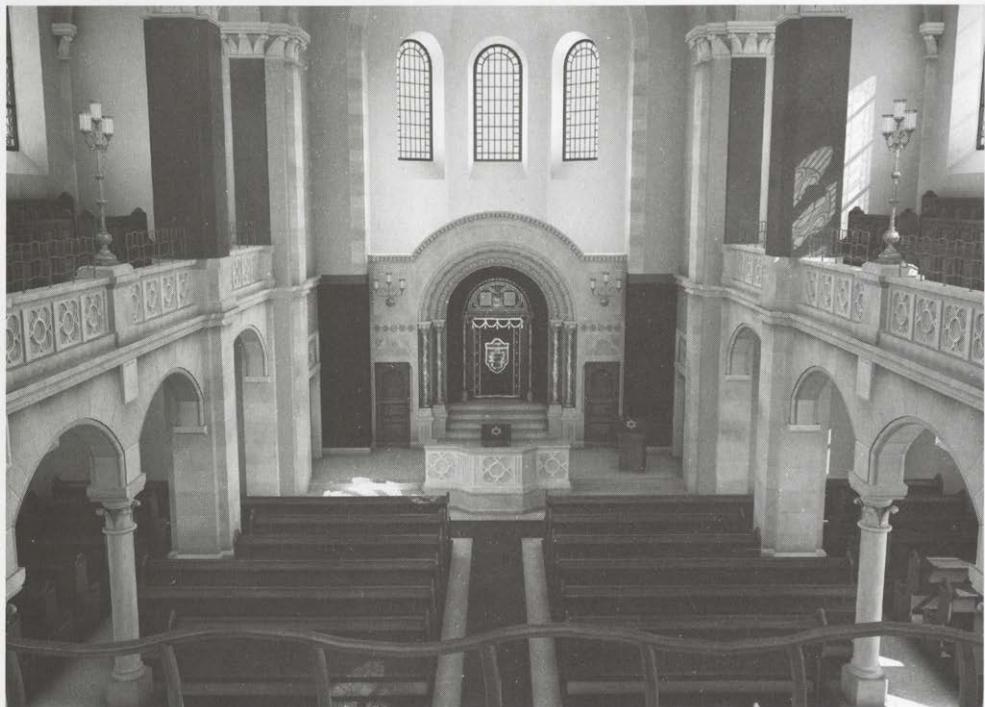


Abb. 12: Virtuelle Rekonstruktion des Innenraums.

*Umgebung den in den beiden letzten Jahrzehnten entstandenen Kirchen dahier an und es nimmt deshalb auch die ganze Stadt regen Antheil an dem Feste der israel. Gemeinde, der wir unsren herzlichen Glückwunsch hie-mit aussprechen.“<sup>9)</sup>*

Am 14. Juni 1902 fand dann in der Tat unter großer Beteiligung der Kissinger Öffentlichkeit die feierliche Einweihung statt. Bereits am Vortag waren die Thorarollen von der „Alten Synagoge“ in den Betsaal des jüdischen Gemeindehauses überführt worden. Nach der Abschieds predigt in der „Alten Synagoge“ wurden am Morgen des 14. Juni die Thorarollen aus dem Betsaal zum Eingang der „Neuen Synagoge“ gebracht. Dort sprach Irma Rosenau den von Leopold Anfänger, einem jüdischen Lehrer aus Memmelsdorf, verfaßten Prolog:

*„Drei Jahrtausende sind nun vorüber.  
Da stieg herab der Herr,  
wie uns die Bibel kündet,*

*Auf Horeb's Höh', und mit Posaunentönen  
Und Donnerdröhnen, letztem Blitzeszucken  
Erscholl sein Wort, gab er dem Sterblichen  
Gesetz und Recht, es treulich auszuüben.*

*Das Gotteswort, es soll ja einigen  
Die Menschen all in heil' gem Gottesdienste!  
Nicht trennen soll's, in Lieb soll's verbinden!  
Die Herzen Aller wie ein Schlüssel öffnen,  
Auf daß darin die Liebe Einzug halte  
Zu Gott, zur Menschheit,  
wie der Herr geboten.*

*Und dieses Haus, geweiht dem Ewigen,  
Der Andacht Stätte durch Gebet und Lehre,  
Das ehrfurchtsvoll, die Gottesnähe fühlend,  
Voll heil'gen Schauers wir betreten werden,  
Es mög uns stets vergegenwärtigen:*

*Lieb' deinen Gott,  
lieb' deinen Nebenmenschen!*

*Die Pforten auf; den Schlüssel reich ich dar:  
So mögen auch sich alle Herzen öffnen  
Dem Glaubenswort,  
dem Wort der ew'gen Wahrheit  
Das fortan hier zum Gottesthron  
sich schwinget  
Und mächtig wirkt, einpflanzend Tugenden,  
Zur Menschenlieb' und Menschlichkeit  
die Menschen einend.“<sup>10)</sup>*

Der Prolog Anfängers verdeutlicht anschaulich das Selbstverständnis der Kissinger Juden: Ihnen ging es darum, ihr Judentum nach den überkommenen Traditionen zu leben, diese aber auch mit den religiösen, kulturellen, gesellschaftlichen und ethischen Vorstellungen der Zeit in Einklang zu bringen. Und so vermeint man in dem Prolog neben der Stimme der Rabbinen auch die des deutschen Bildungsbürgertums zu vernehmen, das die Humanitätsgedanken von Kant, Mendelssohn, Lessing, Goethe und Schiller auf seine Fahnen geschrieben hatte. Orthodoxie und Aufklärung, Thoraobservanz und Humanitätsglaube verschmolzen zu einer für das deutsche Judentum typischen fruchtbaren Symbiose.

Nach dem Prolog hielt Regierungsrat Baron Bechtolsheim eine kurze Ansprache, bevor er das neue Gotteshaus symbolisch öffnete. Unter feierlichem Chorgesang wurden die Thorarollen in den Thoraschrein eingesetzt, Distriktsrabbiner Dr. Adolph Eckstein aus Bamberg hielt die einstündige Festpredigt. Eckstein ging darin zunächst auf die Entstehungsgeschichte der Neuen Synagoge ein, wobei er auch des verstorbenen Rabbiners Moses Löb Bamberger gedachte, der den Anstoß zum Neubau gegeben hatte. Gegen Ende seiner Predigt kam Eckstein auf die allgemeine Bedeutung einer Synagoge zu sprechen: In ihr solle – so Eckstein – „neben dem positiv Mosaischen die wahre Menschenliebe“ gelehrt und „Vaterlandsliebe gepflegt“ werden, so daß die jüdische Gemeinde nur durch „die Mauern des Gotteshauses von der Welt“ getrennt würde.<sup>11)</sup> Der Bamberger Distriktsrabbiner führte damit den Kerngedanken des Prologs fort und bekräftigte erneut die enge, untrennbare Verbindung von jüdischem Glauben und deutscher Kultur und Gesellschaft, von Orthodoxie und Bildungsbürgertum, die im Bau der Neuen Synagoge ihren sinnfälligen Ausdruck fand. Mit einer ausgelassenen „Tanzunterhaltung“ im Hotel Herzfeld am Abend und einem Festdiner im Hotel Ehrenreich am nächsten Tag feierte die jüdische Gemeinde zusammen mit Kurgästen und Vertretern der Stadt ihr neues Gotteshaus.



Abb. 13/14: Die „Neue Synagoge“ in der Maxstraße in historischen Aufnahmen.

### Die am Bau beteiligten Künstler

Einen Tag vor der feierlichen Einweihung der Neuen Synagoge würdigte die Kissinger Saale-Zeitung ausführlich die Verdienste der am Bau beteiligten Künstler und Handwerker: „*Die Ausführung des Rohbaues war dem Baumeister Michael Renninger übertragen, die Spenglerarbeiten wurden von Wilhelm Kraft, die Dachdeckerarbeiten von Fr. Ad. Bömmel ausgeführt. Die Bildhauerarbeiten und das Allerheiligste stammen aus dem Atelier des Bildhauers Val. Weidner, die Schreinerarbeiten fertigte Hans Lippert, die Schlosserarbeiten Adam Schmittutz. Die Anstreicher- und Tünchnerarbeiten einschließlich der Gewölbeausführungen [...] Carl Helm, die einfarbigen Verglasungen Georg Krebs, sämtliche hiesige Meister. Die wirkungsvollen farbigen Verglasungen sind aus der Glasmalereianstalt von Gustav van Treeck in München hervorgegangen.*“<sup>12)</sup> Am Artikel der Saale-Zeitung fällt besonders die Hervorhebung der zahlreichen ortsansässigen Handwerker und Künstler auf. Die Neue Synagoge der jüdischen Gemeinde erscheint so

als Gemeinschaftswerk Kissinger Bürger- und Handwerkerfleißes, der Hand in Hand geht mit dem Engagement der Kissinger Juden. Über ihre neue Synagoge war die jüdische Gemeinde nun auch sichtbar in der Kissinger Gesellschaft, in ihrem kulturellen und religiösen Leben angekommen. Von den zahlreichen am Bau beteiligten Persönlichkeiten, sollen im Folgenden stellvertretend Carl Krampf, Valentin Weidner und Gustav van Treeck näher vorgestellt werden.

### Carl Krampf – Der Architekt

Um die Jahrhundertwende war der gebürtige Kissinger Carl Krampf einer der gefragtesten und meistbeschäftigen Architekten in der Saaletalstadt. Die etwa 50 Bauwerke, die von ihm entworfen wurden, weisen ihn als einen lokalen Star- und Modearchitekten der Zeit aus. Neben Privathäusern in der Hartmann-, Salinen- und Ludwigstraße sowie am Marktplatz gehen die Laurentiuskirche in Reiterswiesen, der Wittelsbacher Jubiläumsturm, das Theresienspital und das Kurmittelhaus auf ihn zurück.

Geboren wurde Krampf am 23. August 1863 als drittes von sieben Kindern der Eheleute Wilhelm und Barbara Krampf. Sein Vater, 1831 in Kissingen geboren und 1917 dort gestorben, betrieb zunächst eine Gastwirtschaft, dann ein Hotel am Marktplatz. Seine Mutter Barbara Graser (1836–1908) stammte aus Untersteinbach. Nach dem Studium wirkte Carl Krampf seit etwa 1890 in Bad Kissingen als Architekt. Dieselbe Berufswahl hatte sein jüngster Bruder Franz (1875–1945) getroffen. Dessen bedeutendstes Bauwerk in der Badestadt ist sicherlich der Tattersall.

Carl Krampf war in verschiedenen Gremien und Vereinen der Stadt aktiv. So setzte er sich seit dem 30. Dezember 1905 im Kissinger Magistratsrat für die Belange der Kurstadt ein. Außerdem war er Gemeindebevollmächtigter, Oberleutnant der Landwehr, Mitglied der freiwilligen Feuerwehr und Gründungsmitglied der Sektion Bad Kissingen des Deutschen Alpenvereins. Mit seiner Frau Olivia Streit, die 1874 in Oakland geboren worden war, hatte Carl Krampf zwei Kinder:

Anna und Willi. Als er am 16. Juni 1910 nach kurzer, schwerer Krankheit starb, hatte er sich in Bad Kissingen großes Ansehen erworben. Die Saale-Zeitung attestierte ihm in ihrem Nachruf jedenfalls, daß er es in Bad Kissingen als Architekt dahin gebracht habe, „daß mit der einfachen Bauweise gebrochen wurde und künstlerisch und ästhetisch befriedigende Bauten geschaffen wurden.“<sup>13)</sup>

Die 1899–1900 von Krampf erbaute Laurentiuskirche in Reiterswiesen erweist sich in einigen Details als kleinere Schwester der etwa zeitgleich entstandenen „Neuen Synagoge“, die ohne Zweifel das bedeutendste Bauwerk Kramps in Bad Kissingen gewesen ist. Wie die Synagoge weist die Reiterswiesener Kirche neoromanische Stilelemente auf. Das Äußere wird wie bei der Neuen Synagoge vor allem durch den Kontrast zwischen dem ausgeprägten Bossenwerk des Mauerwerks und der farblich gefaßten Hausteinarbeit der Architekturteile geprägt. Einzelne Elemente wie die Fensterrosetten und die zahlreichen Rundbögen finden sich bei beiden Sakralbauten. Während aber die Kirche

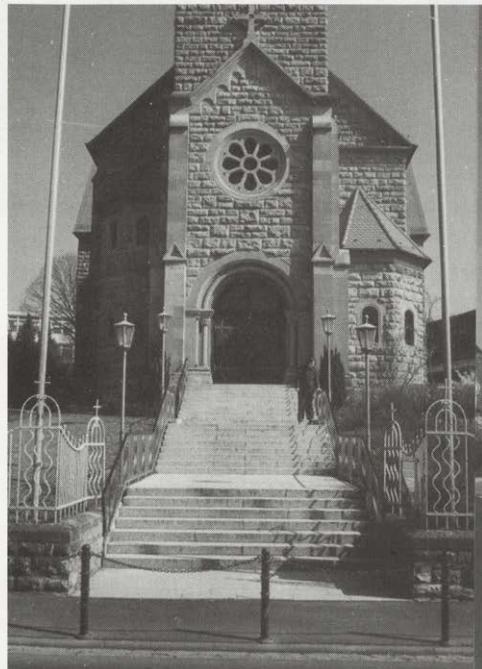


Abb. 15/16: Laurentiuskirche in Reiterswiesen.

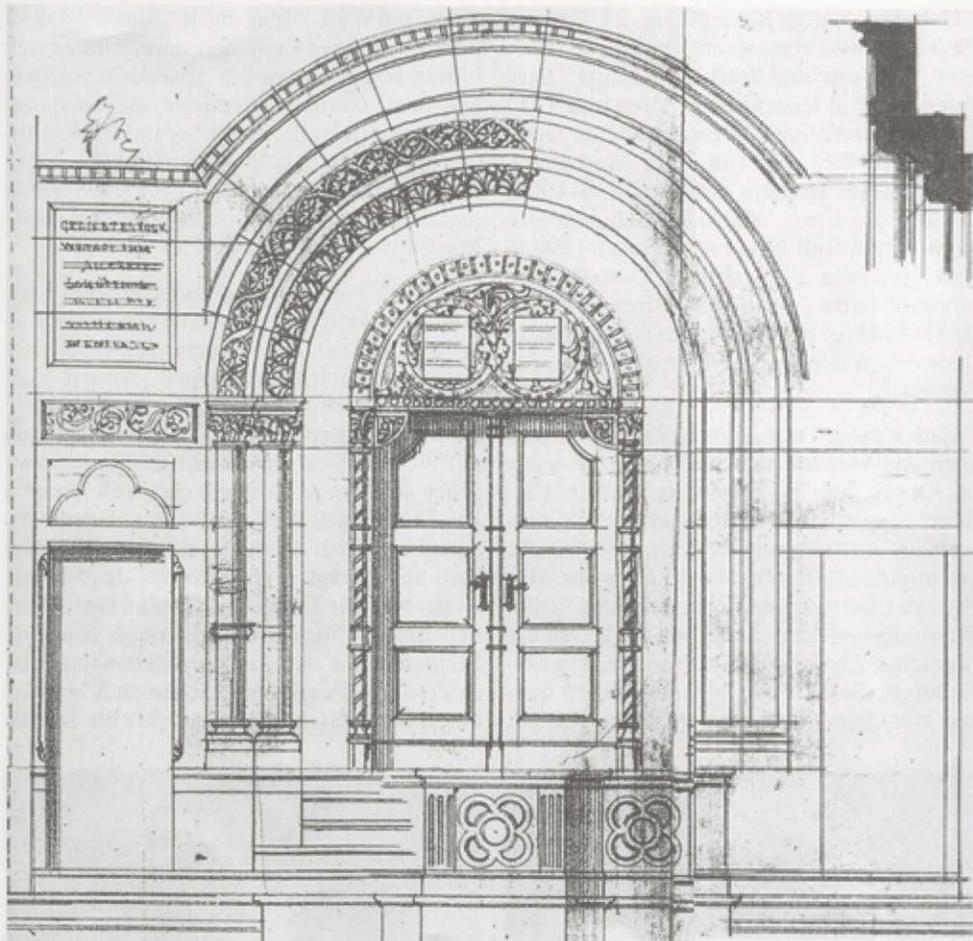


Abb. 17: Entwurf des Thoraschreins von Carl Krampf.

in Reiterwiesen etwas landschaftsfremd und unproportioniert erscheint, erwies sich die Synagoge als ein formvollendetes, harmonischer Bau mit großer Ausstrahlung, der in der kurzen Zeit seines Bestehens eine der herausragenden Dominanten im Stadtbild darstellte.

#### *Valentin Weidner – Der Bildhauer*

Valentin Weidner, aus dessen Atelier die Bildhauerarbeiten und der Thoraschrein in der „Neuen Synagoge“ stammten, wurde am 12. Januar 1848 in Würzburg als Sohn des Landgerichtsdieners Karl Weidner und seiner Ehefrau Margaretha geboren. Als bayerischer

Justizbeamter scheint der aus Eisingen stammende Karl Weidner mehrfach versetzt worden zu sein. In Kissingen lebte die Familie seit mindestens 1858. In diesem Jahr erblickte hier nämlich ihr neuntes Kind Max-Josef das Licht der Welt.

Valentin Weidner entschloß sich früh für die künstlerische Laufbahn. Nach seinem Bildhauerstudium bei Ferdinand von Miller d.Ä. in München holte der Kissinger Bildhauer Michael Arnold den jungen Weidner in die Saalestadt zurück. Er arbeitete hier zunächst als Schüler bei Arnold, bevor er dessen Atelier samt Werkstatt übernahm. Rasch brachte er es zu einem gewissen Wohlstand,

der es ihm ermöglichte, 1903 ein eigenes Haus mit Atelier am Maxplatz nach seinen Wünschen bauen zu lassen. Der Architekt war Carl Krampf, mit dem er bereits beim Bau der „Neuen Synagoge“ zusammengearbeitet hatte.

Weidner galt in Kissingen als besonders angesehener Bürger. Über viele Jahre hinweg war er im Gemeindepark und im Stadtmagistrat tätig. Wegen dieser kommunalen Verdienste wurde ihm 1919 die Ehrenbürger-

schaft zugesprochen. Jedoch starb der Bildhauer noch vor der Aushändigung der Ehrenbürgerurkunde am 1. April 1919 im Alter von 71 Jahren.

Neben seinen Krieger- und Grabdenkmälern machte sich Weidner in der Region Bad Kissingen vor allem durch seine Kirchenausstattungen im neoromanischen und neugotischen Stil einen Namen. So wurden etwa die Hochaltäre der Stadtpfarrkirchen in Bad Kissingen und Hammelburg sowie die Kanzel

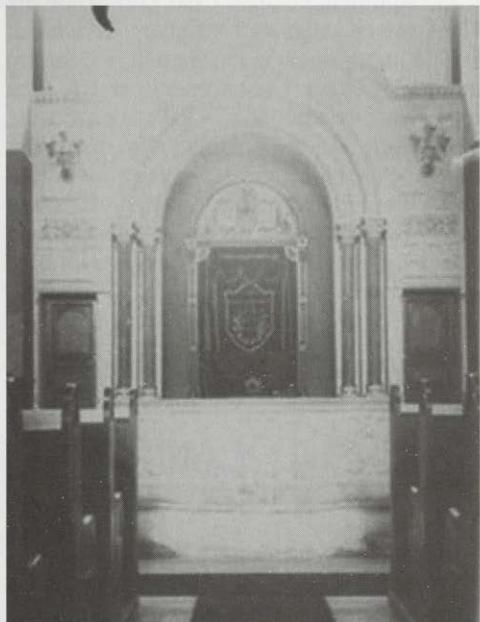


Abb. 18/19: Historische Photos von Thoraschrein und Bima Valentin Weidners.

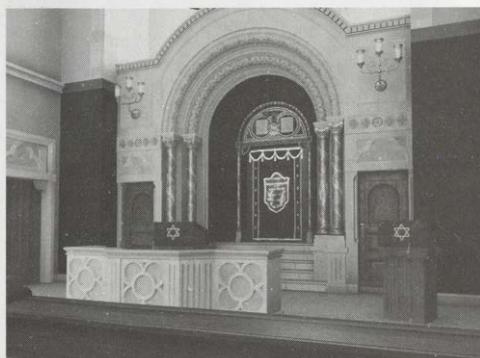


Abb. 20/21: Virtuelle Rekonstruktion des Thoraschreins und der Bima.

der evangelischen Kirche in Bad Kissingen von ihm gefertigt. Trotz der Hochschätzung vor Ort blieb Weidner nicht von Kritik verschont. So wollte der Regensburger Domvikar Dengler, der die Inneneinrichtung der Herz-Jesu-Pfarrkirche konzipierte, die Ausführung seiner Entwürfe nicht von Weidner verwirklicht sehen, da er ihn für „*styllos, schlappig und gänzlich modern*“<sup>14)</sup> hielt. Seine Figuren seien „*kalt und langweilig*“.<sup>15)</sup> Sie erinnerten ihn an „*Mehlsäcke*“.<sup>16)</sup> Auch von Ornamenten verstehe er gar nichts. Daß die Kirchenverwaltung den lukrativen und prestigeträchtigen Auftrag dennoch an Weidner erteilte, zeigt, wie gefestigt dessen Position in der Badestadt zu diesem Zeitpunkt war.

### *Gustav van Treeck – Der Glasmaler*

Bei der Innengestaltung ihrer Synagoge mußte die jüdische Gemeinde aus finanziellen Gründen gewisse Abstriche machen. So fiel der Innenraum etwas schlichter und einfacher aus, als dies das imposante Äußere

hätte vermuten lassen. Aber trotzdem verzichtete die Kultusgemeinde nicht auf Qualität. Neben dem Engagement des Kissinger Starbildhauers Valentin Weidner kommt dies vor allem darin zum Ausdruck, daß sie die international renommierte Glasmalereifirma Gustav van Treeck mit der Gestaltung der großen farbigen Fenster beauftragte, die im Innenraum besondere Akzente setzten.

Gustav van Treeck hatte bereits bei seinem Vater Peter Mathias van Treeck am Niederrhein erste berufliche Erfahrungen als Glasmaler sammeln können. Über Zürich und die Kunstgewerbeschule in Nürnberg erreichte er schließlich München, das damalige Zentrum der Glasmalerei. Hier gründete er 1887 die noch heute existierenden Werkstätten Gustav van Treeck. Für seine Arbeiten im historisierenden Stil erhielt er viele Preise auf Weltausstellungen und internationalen Gewerbeausstellungen. 1903 wurde er in Anerkennung seiner Leistungen zum kgl. Bayer. Hofglasmauer ernannt.



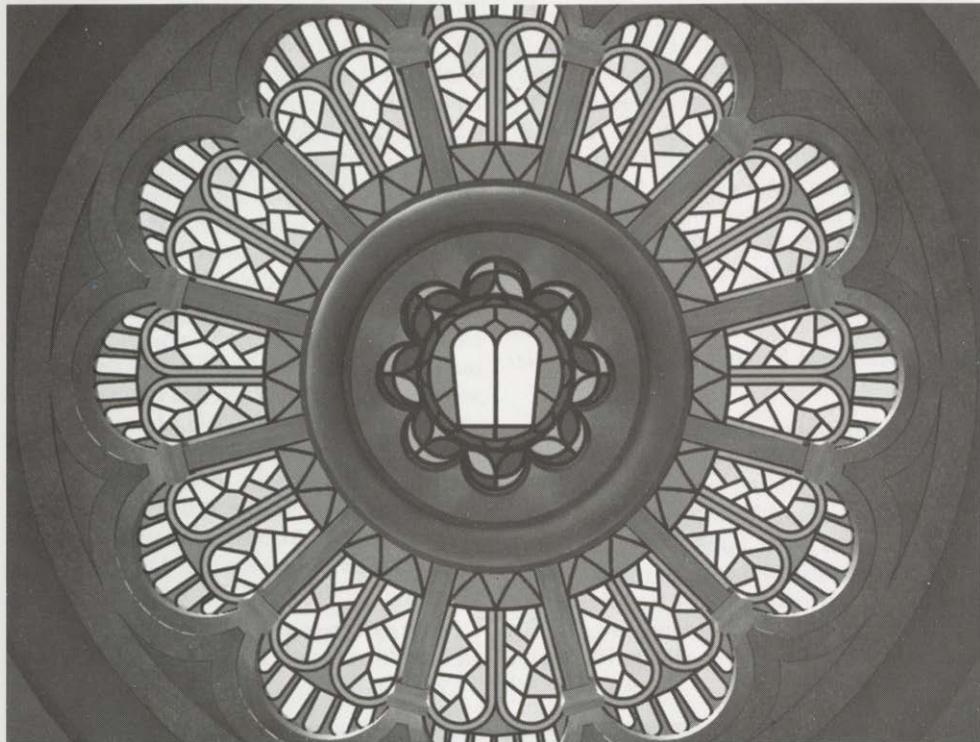


Abb. 22/23: Virtuelle Rekonstruktion der Glasfenster der „Neuen Synagoge“.

Neben zahlreichen kirchlichen Aufträgen führte er viele Projekte für Repräsentationsbauten aus. So war die Firma van Treeck etwa in den Rathäusern von München, Hamburg, Ulm und Leipzig tätig. In Bad Kissingen schuf sie nicht nur die Glasfenster für die „Neue Synagoge“, sie war auch für die aufwendigen Verglasungen im alten Kurhaus, der Militärkuranstalt am Altenberg, im Chor der Marienkapelle, dem Hotel Viktoria und mehreren Sanatorien zuständig. Aus der Werkstatt van Treecks stammen auch die eindrucksvollen Glasmalereien des Kurhaustheaters in Göggingen bei Augsburg, das von dem Kissinger Badpächter Friedrich von Hessing betrieben wurde.

### *Das jüdische Gemeindehaus*

Zusammen mit der „Neuen Synagoge“ wurde 1902 das benachbarte Jüdische Gemeindehaus eingeweiht. Architekt war wie bei der Synagoge Carl Krampf. Das Gemein-

dehaus diente als Zentrum der jüdischen Gemeinde. Es war Wohn-, Lehr- und Bethaus in einem.

Über das Leben im Jüdischen Gemeindehaus berichtet der Nobelpreisträger Jack Steinberger: „Wir waren drei Familien in einem Haus, dem sogenannten ‚Gemeindehaus‘, das zur jüdischen Kultusgemeinde gehörte und auf demselben, ausgesprochen schönen Areal wie die Synagoge stand. Das Ehepaar Neustädter wohnte mit seinen drei Jungs, der älteste war genauso alt wie ich, im Erdgeschöß; unsere Familie, die ebenfalls drei Söhne hatte, war auf der nächsten Etage zuhause. Und unterm Dach lebte das Ehepaar Albert mit einer Tochter in meinem Alter und zwei jüngeren Brüdern. [...] Um ganz oben im Haus anzufangen: Herr Albert war kein Jude. Seine Aufgabe bestand darin, das Außengelände und das Innere der Synagoge in Ordnung zu halten. Während der Gottesdienste trug er als Ordner eine blaue Uni-

form. Er hatte große Schwierigkeiten mit den Nazis, verbrachte eine Zeit in Schutzhaft, wurde als Soldat im Krieg eingezogen, aber überlebte. Bei Gustav Neustädter erinnere ich mich sofort an seine Tätigkeit als Schochet. [...] Auch erinnere ich mich, daß Gustav Neustädter das Schofarhorn an den Festtagen geblasen hat und die Beschneidung durchgeführt hat. Ich glaube, daß er auch unterrichtet hat. Jedenfalls waren die Jungs der beiden Familien eng miteinander befreundet, aber als ich 1934 Kissingen verließ, habe ich den Kontakt zur Familie Neustädter leider verloren.“<sup>17)</sup>

Jack (Hans Jakob) Steinberger wurde am 25. Mai 1921 im Jüdischen Gemeindehaus in Bad Kissingen geboren, wo er auch seine Jugend verlebte. Sein Vater Ludwig Steinberger, eines von zwölf Kindern eines kleinen Viehhändlers aus Schonungen, war in der Badestadt seit 1896 als Kantor und Religionslehrer in der jüdischen Gemeinde tätig. Bis zur Flucht vor den Nationalsozialisten lebte

die Familie im Jüdischen Gemeindehaus. Von 1931 bis 1934 besuchte Jack Steinberger die Kissinger Realschule, das heutige Jack-Steinberger-Gymnasium.

Angesichts der bedrohlichen Situation in Deutschland schickten die Eltern im Dezember 1934 den damals Dreizehnjährigen und seinen älteren Bruder Herbert Lazarus mit Hilfe einer karitativen jüdischen Organisation nach Amerika. Dort wurden die Kinder von Barnett Faroll, einem Kornhändler aus Chicago, aufgenommen. Er kümmerte sich nicht nur um eine gute Schulausbildung der beiden, sondern ermöglichte auch den Eltern und dem jüngeren Sohn Rudolf 1937 bzw. 1938 die Übersiedlung in die USA. Seinen alten Beruf als Kantor übte Ludwig Steinberger dort nicht mehr aus. Die Familie erwarb in Chicago einen kleinen Delikatessenladen, dessen Einkünfte nur ein sehr einfaches Leben gestatteten.

Nach Kriegsende studierte Jack Steinberger an der Universität Chicago bei so berühmten



Abb. 24/25: Jack Steinberger vor der Synagoge (links) und mit seinem Bruder Herbert Lazarus (rechts).

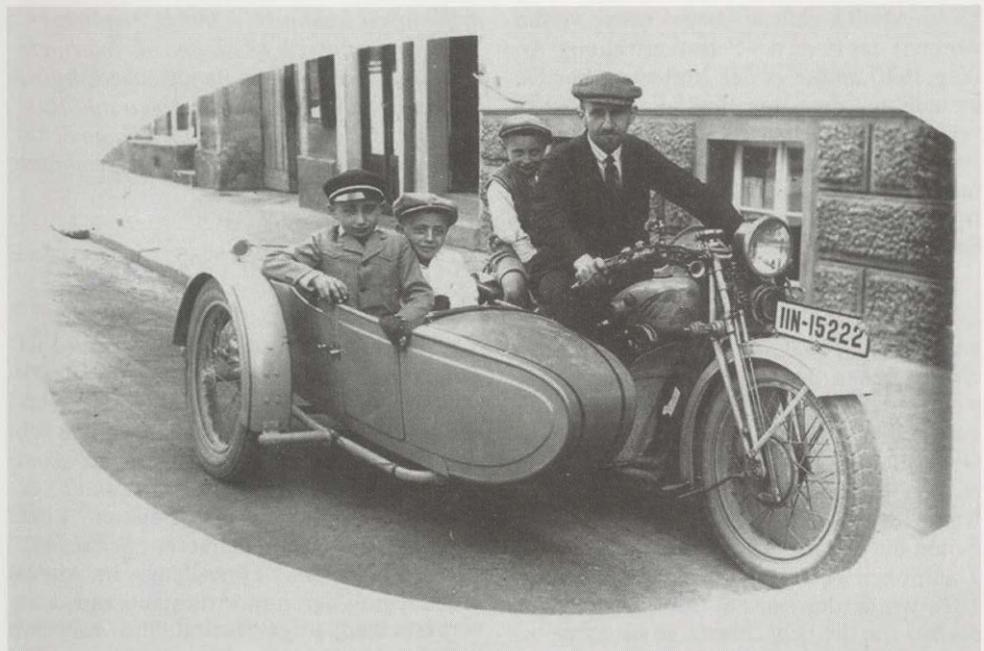


Abb. 26: Gustav Neustädter mit seinen drei Söhnen.

Professoren wie Zachariesen, Teller und Fermi Physik. 1962 entdeckte er am „Brookhaven National Laboratory“ zusammen mit Leon M. Ledermann und Melvin Schwartz zwei Arten von Neutrinos. Für dieses Bahn brechende Experiment erhielt er 1988 aus der Hand des schwedischen Königs Carl Gustaf den Nobelpreis für Physik. Bereits im folgenden Jahr besuchte Jack Steinberger auf Einladung von Gotthilf Riedel, dem Direktor des Bad Kissinger Gymnasiums, und des damaligen Oberbürgermeisters Georg Straus erstmals wieder seine Geburtsstadt. Seitdem pflegen er und seine Frau Cynthia intensive Kontakte zu Bad Kissingen. Anlässlich seines 80. Geburtstags im Jahre 2001 wurde das Kissinger Gymnasium nach seinem bedeutendsten Schüler benannt, fünf Jahre später wurde ihm die Ehrenbürgerschaft der Stadt Bad Kissingen verliehen.

Gustav Neustädter wurde 1892 als Sohn des Viehhändlerehepaars Jakob und Jette Neustädter in Sulzburg geboren. Er besuchte dort die Volksschule und ging dann für zwei Jahre an die Präparandenschule nach Höch-

berg. 1912 legte er das Lehrerexamen in Regensburg ab und arbeitete danach als Kultusbeamter und jüdischer Religionslehrer in Cham. Nach seiner Heirat mit Paula Bacharach war Gustav Neustädter in Adelsdorf, Maßbach und seit 1924 in Bad Kissingen als Schächter, Hilfskantor und Lehrer tätig. Nach der Auswanderung Ludwig Steinbergers übernahm Gustav Neustädter dessen Amt als erster Kantor und Lehrer. In der Pogromnacht 1938 wurde er für einige Tage verhaftet. Seine anschließenden Bemühungen um Ausreise zerschlugen sich, während seine Söhne Jakob und Siegfried 1938 nach Amerika bzw. 1939 in die Schweiz emigrieren konnten.

Als Anfang 1939 Nathan Bretzfelder, der langjährige Vorstand der Kultusgemeinde, verstarb, trat Gustav Neustädter dessen Nachfolge an. Gleich zu Beginn seiner neuen Tätigkeit mußte er darum kämpfen, von den NS-Behörden Genehmigungen für die Abhaltung von Gottesdiensten in seiner Wohnung zu erhalten. Am 26. April 1939 sah er sich gezwungen, die ausgebrannte Synagoge an die Stadt Bad Kissingen zu „verkaufen“.

Deren Abriß konnte er ebenso wenig verhindern wie das Ende der Selbstverwaltung. Anfang 1940 mußte er der Auflösung der Gemeinde und dem Anschluß an die „Reichsvereinigung der Juden“ zustimmen. Am 24. April 1942 wurde Gustav Neustädter zusammen mit seiner Frau Paula und seinem 16-jährigen Sohn Ernst David nach Izbica bei Lublin deportiert, wo sie den Tod fanden.

Bis zur Pogromnacht 1938 befand sich im ersten Stock des Jüdischen Gemeindehauses ein kleiner Betsaal, der nicht nur für die wochentäglichen Gottesdienste genutzt wurde, sondern vor allem als Betsaal für die zahlreichen ostjüdischen Kurgäste diente, deren Art, Gottesdienst zu feiern, den deutschen Juden zu laut und zu wenig andächtig erschien. Durch die räumliche Trennung wurde beiden Seiten die Möglichkeit geboten, nach ihren Traditionen zu beten. In der Pogromnacht 1938 wurde der Betsaal im Gemeindehaus ebenso wie die benachbarte große Synagoge verwüstet und zerstört. Nach dem Novemberpogrom wurde hier ein Klassenzimmer für die benachbarte Realschule eingerichtet, im Erdgeschoß fanden in der Wohnung der Neustädters und dem benachbarten Unterrichtsraum für die religiöse Unterweisung Diensträume der Kissinger SS ihren Platz.

Über das religiöse Leben in der jüdischen Gemeinde berichtet Ernst Kissinger, dessen Vater viele Jahre lang als Kassierer der Kultusgemeinde tätig gewesen war: „*In meiner Jugend, als die Gemeinde noch vollzählig war, dürfte wohl ein Drittel als sehr religiös bezeichnet werden, Rabbiner Dr. Bamberger war einer der orthodoxesten und gelehrttesten seiner Epoche. Die Gottesdienste [...] waren täglich dreimal. Die anderen Gemeindemitglieder kamen meist nur an den hohen Feiertagen in die Synagoge. Die ostjüdischen Kurgäste hatten ihren eigenen Betsaal, der heute an den Feiertagen benutzt wird.*“<sup>18)</sup>

Ergänzt werden die Ausführungen Ernst Kissingers durch Hartwig Heymann, der am Marktplatz ein Konfektionsgeschäft betrieb: „*Unsere Gemeinde war in der Mehrheit liberal; es waren nur ein paar orthodoxe Familien dabei. Jedoch wurde die gesamte Synagogengührung sehr orthodox von einem streng*

*orthodoxen Rabbiner – Seckel Bamberger – geleitet, weil wir in Kissingen als internationaler Badeplatz sehr viele jüdische Kurgäste jeder Art hatten, auch aus Polen und Russland, für die sogar ein extra Raum im Schulhaus im Synagogengarten zur Verfügung gestellt wurde.*“<sup>19)</sup>

### *Die Zerstörung der Gemeinde in der NS-Zeit*

Während der NS-Zeit kam es zu einer Vielzahl von Ausgrenzungs- und Verfolgungsaktionen gegen jüdische Einwohner und Kurgäste. Bereits im März 1933 wurden acht Kissinger Juden unter dem Vorwand „komunistischer Umtriebe“ in „Schutzhaft“ genommen. Der jüdische Bankier Louis Hofmann starb während dieser „Schutzhaft“ an den Folgen eines Hirnschlags. Im August 1933 beging der zum Protestantismus konvertierte langjährige Stadtrat Otto Goldstein Selbstmord, weil er die Ausgrenzung und Bedrohung durch die Nazis nicht länger ertragen konnte. In den folgenden Jahren kam es zu Verhaftungen jüdischer Geschäftsleute, nächtlichen Terrorakten gegen jüdische Geschäfte und Privatpersonen, einer antisemitischen Demonstration im Kurgarten, Ausschreitungen auf dem Kissinger Markt gegen jüdische Kaufleute und zu einer erneuteten Schändung des jüdischen Friedhofs. Durch Anordnungen des Oberbürgermeisters und des Badkommissariats wurden im April und Mai 1938 jüdische Einwohner und Kurgäste aus dem öffentlichen Leben der Stadt systematisch ausgegrenzt, 1938/39 kam es zum völligen Ausschluß jüdischer Kurgäste aus Bad Kissingen.

### *Die Pogromnacht 1938*

Mitte Oktober 1938 besichtigte der NSDAP-Kreisleiter Willy Heimbach zusammen mit zwei Parteimitgliedern die Synagoge. Als der christliche Hausmeister Hugo Albert nach dem Grund für den Besuch fragte, erhielt er zur Antwort, daß „*die Existenz der Synagoge nur eine Frage der Zeit*“<sup>20)</sup> sei. Das Verhalten und die Äußerung von Kreisleiter Heimbach weisen darauf hin,

daß man in Parteikreisen bereits Mitte Oktober 1938 an eine größere antisemitische Aktion gedacht haben muß. Vorbild dafür könnten etwa die Zerstörungen der Münchner und Nürnberger Hauptsynagogen einige Wochen zuvor gewesen sein. Für den heutigen Betrachter erscheinen die Äußerungen Heimbachs geradezu als Vorboten des Novemberpogroms: Hier wurde Bestandsaufnahme dessen gemacht, was man später zerstören wollte.

Das Attentat des 17jährigen Herschel Grynszpan auf den Pariser Gesandtschaftsrat Ernst vom Rath am 7. November 1938 nahm die NS-Führung zum Vorwand, in der Nacht des 9. auf den 10. November reichsweite Pogromaktionen gegen die jüdische Bevölkerung zu inszenieren. In Kissingen erhielt SA-Obersturmbannführer Emil Otto Walter gegen 0.30 Uhr die telefonische Weisung, „Gewaltmaßnahmen gegen die jüdische Bevölkerung in Bad Kissingen“<sup>21)</sup> zu veranlassen. Insbesondere solle er Wohnungseinrichtungen zerstören und die Synagoge in Brand setzen lassen, jedoch so, daß die Ausführenden nicht als Angehörige der SA erkannt würden. Etwa zwischen ein und zwei Uhr

begannen die ortssässigen SA-Männer, unterstützt von einheimischen SS-Leuten, mit den ihnen aufgetragenen Ausschreitungen und Verwüstungen in der Stadt.

In die Synagoge drangen die ortssässigen Brandstifter durch die Hintertür ein, die sie mit Gewalt aufbrachen. Sie rollten die Kokosläufer zusammen, legten mitgebrachtes Stroh darauf, türmten die Bänke aufeinander, übergossen alles mit Petroleum und zündeten es an. Die Feuerwehr, die sofort von der Polizeiwache aus alarmiert wurde, durfte – vermutlich auf Befehl Walters hin – den Brand in der Synagoge zunächst nicht löschen, sondern nur den Übergriff des Feuers auf die umliegenden Häuser verhindern, bis ein an der Brandstelle anwesender Stadtbaurat den Befehl gab, auch in die Synagoge Wasser zu geben. Gegen 4.00 Uhr war der Brand in der Synagoge unter einer ständig anwachsenden Zuschauermenge gelöscht.

Aber nicht nur die Synagoge wurde Opfer der Gewalt. Die Autohalle des Autovermieters Hermann Holländer in der Maxstraße ging in Flammen auf, zahlreiche Wohnungen, Geschäfte und Pensionen wurden verwüstet.

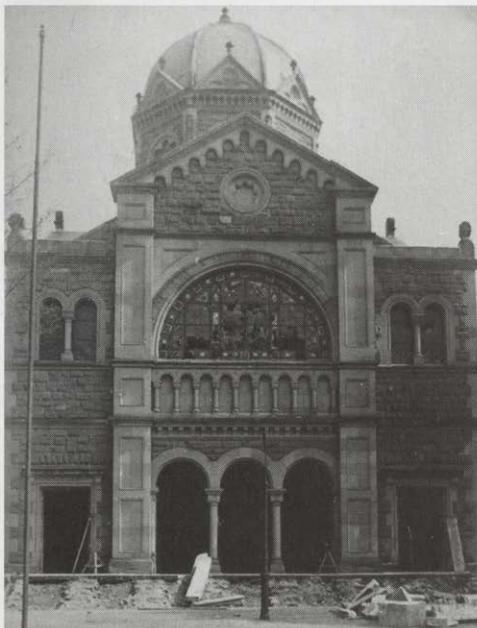


Abb. 27/28: Die Synagoge nach der Pogromnacht (links) und während des Abrisses (rechts).

Besonders schlimm wüteten die SS-Männer in der israelitischen Kinderheilstätte und dem Hotel der Geschwister Selig. Die Polizei schätzte den hier angerichteten Sachschaden auf je 20.000 Reichsmark. 28 Kissinger Juden wurden noch in der Nacht verhaftet, die Hälfte von ihnen später in das KZ Dachau deportiert. Hermann Holländer, der bei dem Versuch, seine brennende Garage zu löschen, einen schweren Zusammenbruch erlitten hatte, verstarb einige Tage später in der Privatklinik Dr. Katzenbergers.

Die Thorarollen, die noch vor dem Brand aus der Synagoge in das Gemeindehaus gebracht worden waren, wurden dort unter amtlichem Verschluß gehalten. Sie konnten jedoch von Gemeindemitgliedern durch Besteckung des Pförtners gegen unbrauchbar gewordene Rollen ausgetauscht werden. Im Betsaal des Gemeindehauses wurden die gesamte Inneneinrichtung und die dort aufbewahrten Ritualien zerstört. Ein Teil der beschlagnahmten Kultgegenstände wurde 1941

dem Luitoldmuseum in Würzburg übergeben, ein anderer Teil wurde versteigert, der Gesamterlös von 1547 Reichsmark bei der Gestapo hinterlegt. Zu den geretteten Judaica gehören neben den beiden in Bad Kissingen verbliebenen Thoravorhängen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert und der Bimadecke von 1886 ein Thoravorhang und eine Thorarolle aus dem 18. Jahrhundert.

Der Thoravorhang, der sich heute in einer Synagoge in Chicago befindet, stammt aus dem Jahr 1745. Er wurde von dem Kissinger Juden Jehuda Mosche, dem Sohn des Josef, und dessen Frau Esther gestiftet. In der Mitte des wertvollen Thoravorhangs halten zwei Greifen eine Krone, Symbol der Thora, rechts und links davon sind zwei Säulen mit Blumenvasen zu sehen. Auf dem Kaporet, der Schabracke des Thoravorhangs, erkennt man von rechts nach links einen goldenen Leuchter, ein Wassergefäß, die Bundeslade mit Lade, Räucheraltar und Schaubrot, darüber zwei Flügel mit einer Krone.



Abb. 29/30: Thoravorhang von 1745 (links), Rabbiner Michael A. Oppenheimer mit der Kissinger Thorarolle aus dem 18. Jh. (rechts).

Die Thorarolle wurde um 1700 in Kissingen geschrieben und 1882 restauriert. Da zur Entstehungszeit das Schächten in Kissingen verboten war, mußten die Kissinger Juden die Kühe heimlich schlachten und deren Häute gemäß den strengen Bestimmungen für die Herstellung von Thora-Pergamenten bearbeiten. So wurde die Thorarolle Sinnbild für die Unterdrückung durch die nichtjüdische Umwelt und zugleich sichtbarer Ausdruck des Überlebenswillens und des Traditionsbewußtseins der Kissinger Juden. Einige Zeit vor der Pogromnacht 1938 wurde die Thorarolle, die gut 250 Jahre in der Kissinger Gemeinde im Gebrauch war, Manfred Holländer übergeben, damit er sie in Sicherheit brächte. Heute befindet sie sich in der Synagoge an Bord des Flugzeugträgers USS Ronald Reagan, dem größten Schiff der Welt. Die Nachkommen Manfred Holländers hatten im Jahre 2002 dem Flugzeugträger die barocke Thorarolle für 50 Jahre zur Verfügung gestellt.

### *Der Abriß der Synagoge*

Anfang 1939 stellte sich den Kissinger Behörden und Parteistellen die Frage, was mit dem ausgebrannten Gotteshaus geschehen sollte. Landrat Dr. Conrath sprach sich gegenüber der Würzburger Gestapo für eine Ausbesserung der beschädigten Synagoge und gegen ihren Abbruch aus, da sie „*nicht ohne erhebliche Kosten abgerissen werden*“<sup>22</sup>)

könne. Auf ihren Abriß drängte hingegen der zweite Bürgermeister der Stadt, Willy Messerschmidt, der zugleich auch Kreisamtsleiter und SA-Hauptsturmführer war. Wohl nicht zuletzt seinem Einfluß zufolge durfte am 17. März 1939 der Baubeirat den Beschuß zum Abriß der Synagoge gefaßt haben. Als Vorwand muß dabei „*Baufälligkeit*“ vorgeschoben worden sein, wie dies aus dem Monatsbericht des Bezirksamtes hervorgeht.

Die angebliche „*Baufälligkeit*“ der Synagoge traf jedoch zu keinem Zeitpunkt zu. Nach Feststellung der Brandversicherung hätte der am 10. November angerichtete Brandschaden lediglich eine Ausbesserung der Synagoge nötig gemacht. Die Kosten für eine Wiederherstellung wurden von ihr mit 8.900 RM angegeben. Ein Abbruch mußte aber deutlich darüber zu liegen kommen. So war der Abbruch der Synagoge weder aus bautechnischen noch aus wirtschaftlichen Gründen zu rechtfertigen gewesen. Was hier geplant und dann auch in die Tat umgesetzt wurde, war mehr als die bloße Zerstörung eines Gebäudes. Der Abbruch des Gotteshauses der israelitischen Kultusgemeinde zielt in letzter Konsequenz auf die vollkommene Beseitigung der markantesten Spuren jüdischen Lebens in Bad Kissingen. Mit ihrer Synagoge sollten auch die Kissinger Juden aus dem Bewußtsein der Bevölkerung entfernt werden.



Abb. 31/32: Photos vom Abriß der „Neuen Synagoge“.



Abb. 33/34: Photos vom Abriß der Synagoge 1939.

Am 12. bzw. 13. April 1939 stimmte der Kissinger Stadtrat der Abrißempfehlung des Baubeirates vom 17. März zu. Die Stadt – so das Sitzungsprotokoll – werde das Gebäude „*käuflich erwerben*“<sup>23)</sup> und bis Ende April abreißen lassen. Die dadurch hervorgerufenen Unkosten wollte der Stadtrat durch den Verkauf des Abbruchmaterials zum Teil decken. Nach erfolgtem Abriß sollte der Synagogenplatz planiert und vorläufig als Parkplatz oder Grünfläche genutzt werden. Am 26. April 1939 wurde der „*Kaufvertrag*“ von Gustav Neustädter als Vertreter der jüdischen Gemeinde und dem zweiten Bürgermeister Willy Messerschmidt unterzeichnet. Für ganze 16.500 RM „*erwarb*“ die Stadt das gesamte Anwesen in der Maxstraße mit Synagoge und Gemeindehaus, eine Summe, die deutlich unter den Baukosten von 1902 lag. Der für die Genehmigung des Verkaufs zuständige Sachbearbeiter im Regierungspräsidium meinte jedoch, daß der „*angesetzte Betrag [...] dem volkswirtschaftlich gerechtfertigten Preis*“<sup>24)</sup> entspräche.

Schon kurze Zeit nach Abschluß des „*Kaufvertrags*“ begann man mit dem Abriß der Synagoge. Der Abriß der Neuen Synagoge wurde dabei von dem zwanzigjährigen Kunststudenten Otto Kraus in einem Ölgemälde festgehalten. Nach eigener Aussage hatte er sich während der Abbrucharbeiten im Frühjahr 1939 heimlich in einem Gebüsch versteckt, um die Ruine der Synagoge zu

malen. Er wurde jedoch von der Polizei dabei erwischt. Mit viel Glück und guten Beziehungen gelang es ihm, persönlich nicht belangt zu werden, sein Bild wurde jedoch beschlagnahmt. Nach dem Krieg erfuhr er über eine Bekannte, daß sich das Bild inzwischen im Besitz eines der Polizeibeamten befand. Der Polizist leugnete zunächst und gab vor, daß das Bild noch in der NS-Zeit verbrannt wäre. Nach Intervention von Oberbürgermeister Dr. Hans Weiß erhielt Otto Kraus sein Bild schließlich zurück. Heute ist es fester Bestandteil der Dauerausstellung „*Jüdisches Leben in Bad Kissingen*“ im jüdischen Gemeindehaus.

Der Großteil des Abbruchmaterials wurde 1939 zum Bau des Bürgermeister- und des Kreisleiterhauses am Staffels verwandt. Mit einem anderen Teil wurden Behelfsheime gebaut. Die Fundamente der Synagoge blieben stehen und wurden später zum Ausbau eines Luftschutzkellers benutzt. Der beim Abbruch angefallene Bauschutt wurde auf die Felder eines Landwirtes aus Arnshausen gebracht und dort mehrere Jahre gelagert. 1942 zahlte ihm die Stadt für seinen „*Entgang an Anbaufläche von 1939 bis 1942*“<sup>25)</sup> 105 RM. Ein Teil der nicht verwertbaren Sandsteinquader wurde nach dem Abbruch lange Zeit bei der heutigen Südbrücke gelagert. Die Kosten der Abbrucharbeiten selbst beliefen sich auf insgesamt 29.841,04 RM.

## Die Nachkriegszeit

Nach dem Krieg tat sich der Stadtrat zunächst schwer mit den Rückerstattungsansprüchen der Jewish Restitution Successor Organisation (JRSO), die die Rechte der Shoah-Überlebenden wahrnahm. Nach langen Verhandlungen kam der Stadtrat im Juni 1951 aber doch seinen Verpflichtungen nach und zahlte 165.000 Mark an die JRSO in Frankfurt. Gegen den Vergleich mit der JRSO sprachen sich neun Stadträte aus. Sie wollten es auf einen Prozeß ankommen lassen. „Regresspflichtig“ – so ihre befremdliche Argumentation – könnte niemand für die „Sünden der Vorgänger“ gemacht werden.<sup>26</sup> Außerdem würde die Entschädigungssumme nicht den damals geschädigten Juden zufallen.

Bereits Anfang 1949 war vor dem Landgericht Schweinfurt der Prozeß gegen 14 Männer eröffnet worden, die beschuldigt worden

waren, an den Ausschreitungen des Novemberpogroms in Bad Kissingen beteiligt gewesen zu sein. Die Angeklagten gehörten den verschiedensten sozialen Schichten an, vom Hilfsarbeiter bis zum Justizsekretär. Zehn Angeklagte stammten unmittelbar aus Bad Kissingen, je einer aus Lohr, Stadtsteinach, Hilpoltstein und Buxtehude. Am 21. Dezember 1949 verkündete das Schweinfurter Landgericht das beschämende Urteil: Der Hauptangeklagte Emil Otto Walter wurde wegen Anstiftung zur Brandstiftung lediglich zu einer Gefängnisstrafe von zweieinhalb Jahren und wegen seiner „niedrigen Gesinnung“ zu zwei Jahren Ehrenrechtsverlust verurteilt, wobei auf die ihm zuerkannte Strafe noch ein Jahr seiner zwanzigmonatigen Internierungshaft angerechnet wurde. Zwölf Angeklagte – unter ihnen der ehemalige Kreisleiter, der Kreispropagandaleiter sowie der zweite Bürgermeister der Stadt Bad Kissingen – wurden



Abb. 35: Neubau an der Stelle der „Neuen Synagoge“ in der Maxstraße.

„mangels Schuld“ oder „mangels Beweises“ freigesprochen, das Verfahren gegen einen Angeklagten ganz eingestellt.

Auf dem Platz der ehemaligen Synagoge errichtete man einen typischen Nachkriegszweckbau, in dem lange Zeit das Kissinger Arbeitsamt untergebracht war, bevor das Kulturamt der Stadt Bad Kissingen und der „Kissinger Sommer“ hier Büroräume fanden. Heute werden die unteren Räume vom Bauamt der Stadt Bad Kissingen genutzt. An der Hauswand zur Promenadestraße wurde in den 50er Jahren eine Gedenktafel angebracht, die an die Zerstörung der Synagoge erinnert, dafür aber nicht ortsansässige SA- und SS-Leute, sondern beschönigend die „damaligen Machthaber“ verantwortlich macht. Anlässlich des 100. Gedenktages der Synagogeneinweihung wurde 2002 eine schöne neue Gedenktafel in der Maxstraße in Form einer aufgerollten Thorarolle aufgestellt, die auf würdige Art und Weise an das zerstörte jüdische Gotteshaus erinnert. Aber auch auf dieser Tafel konnte man sich leider nicht durchringen, von ortsansässigen Brandstiftern zu sprechen. Im selben Jahr 2002 wurde das nunmehr abgeschlossene Projekt der virtuellen Rekonstruktion der „Neuen Synagoge“ in Angriff genommen.

Der Betsaal im jüdischen Gemeindehaus, der nach der Pogromnacht als Klassenzimmer der Oberrealschule gedient hatte, wurde nach

dem Krieg dank der Initiative von Kantor Josef Weissler wieder seiner ursprünglichen Bestimmung übergeben. Es bildete sich zwar keine eigene jüdische Gemeinde mehr, doch zogen nach 1945 wieder einige Juden nach Bad Kissingen. Sie lebten zunächst in einem Lager für Displaced Persons, das unmittelbar nach Kriegsende in Bad Kissingen eingerichtet worden war. Die meisten Bewohner dieses Lagers wanderten jedoch in den Jahren 1948 bis 1950 nach Israel aus. Zur Gründung einer selbständigen jüdischen Gemeinde kam es auch in der Folgezeit aufgrund der zu geringen Zahl nicht mehr. Allerdings besuchten zahlreiche jüdische Kurgäste die Saalestadt, so daß sich die Stadt Bad Kissingen zusammen mit der Jüdischen Gemeinde Würzburg zu einer Umgestaltung des alten Nachkriegsbetsaals entschloß. Im August 1996 konnte man nach dem Abschluß des Umbaus die Wiedereinweihung feierlich begehen. In Würdigung der Verdienste von Josef Weissler, dem langjährigen Nachkriegskantor, erhielt der Betsaal den Namen „Josef-Weissler-Synagoge“. Heute sind dort und im Betsaal des jüdischen Hotels Eden-Park in der Rosenstraße, dem einzigen koscher geführten Kurhotel in Deutschland, wieder regelmäßig Gottesdienste zu erleben. Wenn die große alte jüdische Gemeinde mit ihrer Synagoge auch untergegangen ist, so hat somit doch erfreulicherweise neues jüdisches Leben in Bad Kissingen eine Heimstatt gefunden.



Abb. 36/37: Josef Weissler (rechts) und der nach ihm benannte Betsaal im Jüdischen Gemeindehaus (links).

## Anmerkungen:

- 1) Stadtarchiv Bad Kissingen: B 143 Erbauung einer Synagoge 1841–1898.
- 2) Jüdisches Leben in Bad Kissingen (Dauerausstellung im Jüdischen Gemeindehaus Bad Kissingen): Synagogen-Ordnung für die israelitische Cultusgemeinde Kissingen 1875.
- 3) Knufinke, Ulrich: Die Neue Synagoge in Bad Kissingen – ein Bauwerk des eklektizistischen Historismus der Zeit um 1900. Pers. Mitt. (E-Mail vom 29. 03. 2007). Im folgenden wird der sehr informative, erhellende Aufsatz Ulrich Knufinkes, für dessen Überlassung dem Autor besonders gedankt sei, komplett wiedergegeben: „Als die jüdische Gemeinde des Kurorts Bad Kissingen um 1900 Überlegungen konkret werden ließ, ein neues, größeres und repräsentativeres Gotteshaus zu errichten, stand die Synagogengenauigkeit in Deutschland in einer Phase des Umbruchs. Der schließlich 1902 fertig gestellte Bau des Kissinger Architekten Carl Krampf, der in der Stadt bereits einige andere prägende Bauten realisiert hatte, zeigt sich in seiner Konzeption und seinen Details als ein typischer Vertreter der Architektur dieser Zeit, in der sich mit eklektizistischen Entwürfen der Übergang vom späten Historismus zur ‚frühen Moderne‘ der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg abzeichnet.“

Zur Errichtung der Synagoge, die von einem separaten Gemeindehaus mit Wochentagsbesaal, Mikwe sowie Wohn- und Verwaltungsräumen begleitet werden sollte, stand der Gemeinde ein großes Eckgrundstück am Rand der Kissinger Altstadt zur Verfügung. Dies erlaubte es, das Gotteshaus als allseitig freigestelltes Bauwerk zu errichten. Erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es jüdischen Gemeinden häufiger möglich, ihre Bauten wie Kirchen als freistehende Solitäre zu erbauen, nachdem Synagogen über lange Jahrhunderte zumeist in Hinterhöfen versteckt oder sonst unkenntlich bleiben mussten. Auch um 1900 war es durchaus üblich, daß ihre Straßenfronten in die fortlaufende Bebauung eingebunden waren.

Für freistehende Synagogen hatte sich mit dem Bau Gottfried Sempers in Dresden (1838–40, 1938 zerstört) ein Anlagetypus etabliert, der bis zur Neuen Synagoge in Kissingen und darüber hinaus wirksam bleiben sollte: Semper entwarf seinen Bau über einem quadratischen Grundriss, dem mit vier Pfeilern ein griechisches Kreuz eingeschrieben ist. Das Zentrum,

die Vierung, konnte er mit einem Vierungsturm überhöhen. Im östlichen Kreuzarm ordnete er den Toraschrein und die Bima als eine Estradenanlage an. Frauenemporen in zwei Geschossen umliefen die übrigen drei Seiten des Saals. Auf der Westseite ergänzte Semper den großen Kubus der eigentlichen Synagoge um einen Vorbau mit zwei Türmen, die niedriger waren als der achteckige Vierungsturm.

Sempers Typus konnte fortan in verschiedenen stilistischen Einkleidungen realisiert werden. Entlang der allgemeinen Leitfrage des Historismus, ‚In Welchem Style sollen wir bauen?‘ (Heinrich Hübsch, 1828), kam man für jüdische Bauwerke zu verschiedenen Antworten. Als Hinweis auf die orientalische Herkunft des Judentums propagierten einige Architekten eine maurische Gestaltung jüdischer Bauwerke, realisiert in einigen pfälzischen Kleinstadtsynagogen und später in vielen großen Bauten der Metropolen (Berlin, Oranienburger Straße, Wien, Budapest). Doch schon Sempers und Hübschs Zeitgenosse, der jüdische Architekt Albert Rosengarten, lehnte 1840 den maurischen Stil für Synagogen ab und bevorzugte eine Gestaltung im sogenannten ‚klassizistischen Rundbogenstil‘, der mittelalterliche und klassizistische Elemente verschmolz. Eine Generation später wurde der Architekt Edwin Oppler, Mitglied der jüdischen Gemeinde Hannovers, zu einem entschiedenen Gegner maurischer Synagogen. Er schlug einen romanisch-gotischen Mischstil vor, den er als ‚deutschen‘ Stil mit dem Hinweis darauf propagierte, daß Juden bereits im Mittelalter ganz selbstverständlich Synagogen im romanischen Stil errichtet hätten. Der deutsche Stil sollte vor allem die Zugehörigkeit der Juden zum deutschen Staat demonstrieren, wenn Oppler um 1870 fordert, der deutsche Jude solle ‚im deutschen Staate im deutschen Style‘ bauen. Die Stilwahl war für den jüdischen Architekten also zum Ausweis der Zugehörigkeit des emanzipierten, akkulturierten, assimilierten Judentums geworden.

Opplers Synagoge in Hannover (1864–70, 1938 zerstört) folgt konzeptionell dem Anlagetypus Gottfried Sempers: Sie ist beherrscht von einem gewaltigen, achteckigen Vierungsturm mit einer hohen Kuppel, die sich über dem zentralen Vierungsquadrat erhebt. Drei der Kreuzarme sind mit Emporenanlagen ausgefüllt, an den östlichen Kreuzarm ist eine polygonale Apsis mit der Toraschreinestraße angefügt. Der westliche Arm ist um ein weiteres Joch und um eine Vorhalle verlängert, die

seitlich von recht niedrigen Türmen begleitet wird.

Für die stilistische Ausgestaltung des Bauwerks lehnte sich Oppler an Bauten der rheinischen Romanik an, die in Teilen schon einen Übergang zur Gotik zeigen: Zwar beherrschten rundbogige (romanische) Formen den Bau, doch in der starken Durchgliederung der Wände, den Strebepfeilern und vielen anderen Details zeigten sich schon gotische Entwurfsprinzipien.

Opplers Synagogen (weitere entstanden u.a. in Breslau, Schweidnitz oder Hameln) wurden früh publiziert und überall in Deutschland rezipiert, während maurische Synagogen gegen Ende des 19. Jahrhunderts hier nur noch selten realisiert wurden.

Carl Kramps Kissinger Synagoge steht eindeutig in der Tradition der Semper-Opplerschen Synagogen: Auch hier liegt dem Bau ein quadratischer Grundriß mit eingeschriebenem griechischen Kreuz zugrunde, das im Osten um eine Apsis verlängert ist. Die Treppentürmchen wandern in Kissingen auf diese Ostseite, so daß die Eingangsseite im Vergleich mit dem hohen, achtseitigen Vierungsturm recht niedrig erscheint – sie leitet so besser zum Gemeindehaus über, das den an einer Straßenecke gelegenen Vorplatz der Synagoge zur Nachbarbebauung abschließt. Der Innenraum ist beherrscht vom hohen Raum der Vierung, alle Blicke richten sich auf die daran anschließende Apsis mit dem Toraschreinaufbau. In den drei übrigen Kreuzarmen sind Emporen für die Frauen eingebaut.

Auch die stilistische Durchbildung hält sich in großen Teilen an das seit dem Bau in Hannover für Synagoge des ‚deutschen‘ Stils Geläufige: Romanisierende Rundbögen prägen den Eindruck, Rundbogenfriese und Kantensäulen mit Würfelkapitellen sowie spätromanische Fensterrosen und ein im ganzen wuchtiger Charakter lassen den Bau neoromanisch erscheinen. In Details zeigten sich viele gotische Elemente, wie es bei Oppler ähnlich zu beobachten ist: Die Fassaden gliedern Strebepfeiler mit Kaffgesimsen, und eindeutig frühgotisch inspiriert sind die Kelchknospenkapitelle, wie sie zum Beispiel die Pfeilervorlagen des Vierungsbereichs und die Pfeiler unter den Emporen im Innenraum zeigen.

Wäre eine solche Mischung romanischer und gotischer Formen historisch in Deutschland noch durchaus mit Bauten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts begründbar (Limburger Dom, Marienkirche Gelnhausen), so geht Carl

Krampf bei seinem Entwurf noch einen bedeutenden Schritt weiter. Einen ersten Hinweis auf vollkommen ‚unmittelalterliche‘ Elemente gibt das große halbkreisförmige Fenster über den Eingangsportalen, das in den Zeiten von Romanik und Gotik in Deutschland nicht realisiert worden wäre.

Hat man dieses ‚unpassende‘, aber die Eingangsseite ja beherrschende Detail entdeckt, so kann man viele weitere Entwurfsentscheidungen finden, die nicht zum geschilderten Rückgriff auf das Mittelalter passen. So fallen zum Beispiel die kugeligen Eckaufsätze der Eingangsseite auf, die horizontal das gesamte Gebäude umlaufenden Gesimse, die sich mit den vertikalen Wandvorlagen an den Ecken sogar verkröpfen, oder die zu flachen Giebel. Auf diese Weise „grundiert“ der Architekt seine Synagoge mit Gestaltungsprinzipien der neuzeitlichen Architektur, wie sie seit der Renaissance geläufig sind.

Die Kissinger Synagoge steht in dieser Stildurchmischung, die ja der einheitlichen Erscheinung des Bauwerks keinen Abbruch tut, in ihrer Zeit nicht allein: Elemente der Renaissance wurden auch in Dortmund 1900 mit mittelalterlichen Zitaten vermengt. Das Berliner Architekturbüro Cremer & Wolffenstein zum Beispiel reduzierte das neoromanische Formenrepertoire bei seiner Synagoge in Posen (1907) auf einen monumentalen Gesamteinindruck, ähnliches versuchte Ludwig Levy 1905 in Bingen. Die jüdische Gemeinde des internationalen Kurorts Bad Kissingen und ihr Architekt bewegten sich also ‚auf der Höhe der Zeit‘, wenn sie als angemessenen Ausdruck jüdischen Selbstbewußtseins ein Bauwerk errichteten, das in – relativer – Freiheit historische Stile zusammenführte, um sakrale Würde und ein gewisses Repräsentationsbedürfnis im Gleichklang mit den christlichen Gotteshäusern der Stadt zu vereinen.

Gerade Synagogenbauten scheinen aber ein geeignetes Experimentierfeld für die Suche nach neuen Formen eklektizistischer Stil-Amalgame gewesen zu sein, bestimmte die Bauaufgabe doch weniger eindeutig den zu wähelnden Baustil als bei den zeitgenössischen Kirchen. Nur wenige Jahre nach der Kissinger Synagoge wurden manche jüdische Gotteshäuser zu Vorreitern der ‚frühen Moderne‘ (Darmstadt, 1906, Frankfurt-Westendsynagoge, 1910, Essen, 1913, Augsburg, 1918). Sie ließen historistische Entwurfsprinzipien und Begründungen hinter sich, um durch Abstraktion und Reduktion die Tore für eine neue Ent-

- wicklung nicht nur der jüdischen, sondern der allgemeinen Sakralarchitektur zu öffnen. Die Neue Synagoge in Bad Kissingen steht an der Schwelle zu dieser allmählichen Abkehr von der Architektur des 19. Jahrhunderts.“
- 4) Ebd.
  - 5) Ebd.
  - 6) Ebd.
  - 7) Saale-Zeitung, 13.6.1902.
  - 8) Vgl. Knufinke.
  - 9) Ebd.
  - 10) Saale-Zeitung, 16.6.1902.
  - 11) Ebd.
  - 12) Saale-Zeitung, 13.6.1902.
  - 13) Saale-Zeitung, 17.6.1910.
  - 14) Warmuth, Franz: 100 Jahre Herz-Jesu-Kirche Bad Kissingen. Beitrag zur Geschichte der Pfarrei Bad Kissingen. Bad Kissingen 1984, S. 62.
  - 15) Ebd.
  - 16) Ebd.
  - 17) Pers. Mitt. Jack Steinberger (Brief an D. Neu-städter vom 15.8.2000).
  - 18) Pers. Mitt. Ernst Kissinger (Brief an H. Beck vom 15.2.1986).
  - 19) Pers. Mitt. Hartwig Heymann (Brief an H. Beck vom 22.9.1985).
  - 20) Baruch Zvi Ophir: Pinkas Hakehillot Encyclopedia of Jewish Communities from their Foundation till after the Holocaust, Germany – Bavaria. In Collaboration with Shlomo Schmiedt and Chasia Turtel Aberzhanska. Jerusalem 1972, S. 423.
  - 21) Staatsarchiv Würzburg: Staatsanwaltschaft Schweinfurt 702. Urteil des Landgerichts Schweinfurt gegen 14 Beschuldigte wegen Anstiftung zur Brandstiftung der Synagoge Bad Kissingen während der sog. Reichskristallnacht [Alte Signatur: Staatsanwaltschaft Schweinfurt: Strafverfahren Kl. 43/49].
  - 22) Staatsarchiv Würzburg: Landratsamt Bad Kissingen. 1121 Protestaktion gegen die Juden am 9. und 10. November 1938.
  - 23) Stadt Bad Kissingen: Stadtratsprotokoll vom 13.4.1939.
  - 24) Stadtarchiv Bad Kissingen: C 58 Bauakt – Israelitische Kultbauten, Promenadestraße 2.
  - 25) Ebd.
  - 26) Ebd.

## Der Schloßpark Schwanberg – Ein Gartendenkmal muß vor dem Verfall bewahrt werden

*von*

*Bärbel Faschingbauer*

Wer je an heißen Tagen unter dem kühlen, schattigen Dach der Lindenallee im Schloßpark Schwanberg gestanden ist, betört vom süßen Duft der blühenden Winterlinden und verzaubert von der Stimmung, die die großen Gehölze, die schnurgeraden und dann wieder gewundenen Wege, die hoch aufragenden Baumgruppen und die sonnenbeschienenen Plätze verbreiten, der war dem Park wahrscheinlich schnell verfallen. Der Schwanberg selbst ist ja für die nähere Umgebung des Landkreises Kitzingen und auch für die ganze

Region das Naherholungsziel schlechthin. Generationen von Schulklassen haben ihn kennen gelernt, in einigen umliegenden Ortschaften ist es Tradition, an bestimmten Feiertagen hinaufzuwandern und viele Familientreffen haben einen Ausflug auf den Schwanberg im Programm.

Fast immer streift man dabei den Schloßpark – ein bis vor wenigen Jahren kaum erforschtes Gartendenkmal auf der Hochfläche des Schwanbergs. Viele verbinden mit dem

Park den Neptunbrunnen, die Putten und das Mausoleum. Auch heute noch verlockt der bronzenen Hubertushirsch die Kinder genauso wie früher dazu, ihn zu erklimmen.

Dabei handelt es sich beim Schloßpark Schwanberg in der Tat um ein nicht alltägliches Zeugnis der Gartenkunst aus den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts. 1919 bis 1921 errichtet von Alexander Graf zu Castell-Rüdenhausen, der 1911 das Schloß und die dazu gehörigen Ländereien gekauft hatte, war die Anlage als solches eher außergewöhnlich für die damalige Zeit. In Großstädten wie Köln, Hamburg und Berlin entstanden Volksparks, und man machte sich Gedanken um die Selbstversorgerfunktion der Siedlungsgärten. Dort wo noch große, aufwendige private Anlagen gebaut wurden, handelte es sich meist um repräsentative Villengärten. Einen Schloßpark ganz neu auf einer unrentablen Ackerfläche anzulegen, gehörte sicher zu den Ausnahmen.

Alexander Graf zu Castell-Rüdenhausen betraute mit dieser herausfordernden Aufgabe auch nicht irgendjemanden, sondern mit dem Büro Möhl & Schnizlein renommierte Gartenarchitekten, die Dependancen in München und Nürnberg unterhielten. Jakob Möhl war als Münchner Stadtgartendirektor der Nachfolger Carl von Effners, und Ludwig Schnizlein war sein Obergärtner. 1896 gründeten die beiden eine eigene Firma, die nicht nur Pläne erstellte, sondern diese auch ausführte.

Die Handschrift eines versierten Gartenarchitekten ist im Schloßpark Schwanberg deutlich erkennbar. Auch wenn der acht Hektar große Park derzeit bedenkliche Spuren des Verfalls zeigt, so sind das Grundgerüst und die ursprünglichen Gestaltungsabsichten noch immer ablesbar.

Dem Geist der Zeit entsprechend wurden verschiedene Stilrichtungen miteinander kombiniert. Das Innere des Parks ist streng

formal gestaltet. Raumbildend durchzieht eine große Lindenallee den Schloßpark in seiner gesamten Ausdehnung von Westen nach Osten. Doch so romantisch und malerisch die Stimmung unter dem Dach der Linden ist, so dringend verlangt der Zustand der Allee einen pflegenden Eingriff.

In den Anfangsjahren des Parks verfolgte man offenbar eine bestimmte Erziehungsform der Kronen. Allerdings wurde dieser Ansatz in den letzten Jahrzehnten nicht mehr entsprechend weiter geführt, so daß sich die Baumkronen eher unkontrolliert weiter entwickelten. Die dabei entstandenen Wuchsformen verlangen nun Korrekturen, um die Vitalität und besonders die Standsicherheit der Bäume zu erhalten.



Abb. 1: Putto im  
Schloßpark Schwanberg.

Ganz in Anlehnung an barocke Gärten weitet sich die Allee zu unterschiedlich großen Plätzen auf, die sich in ihrer Form und Ausstattung voneinander unterscheiden. Das Rondell im Osten ist die erste größere Ausformung der Allee. Ein steinerner Tisch und ein

Obelisk, der eine Inschrift zum Andenken an den Erbauer trägt, sind mittig in der Achse plaziert. Von den ehemals geometrisch geformten Pflanzbeeten und den exakt ausgerichteten Wegen innerhalb des Rondells ist heute allerdings kaum mehr etwas zu sehen und die nur mühsam gezügelte Vegetation hat die Wegekanten bereits verschoben.

Alte Bandstahlreste, die einst die Wege begrenzt haben, geben aber Aufschluß darüber, mit welcher Sorgfalt die axiale Ausrichtung der Einzelemente ausgeführt und auf die Proportionen der Flächen geachtet wurde. Unter dem Blätterdach der Linden stehen vier kleine Putten, jede symbolisiert eine Jahreszeit. Diese und einige andere Figuren wurden von dem Würzburger Bildhauer Carlo Müller, einem gebürtigen Hoheimer, aus dem Sandstein des Schwanbergs geschaffen.

In der Mitte des Parks weitet sich die Allee zum größten Platz auf. Die Wichtigkeit als Mittelpunkt des Parks wird von einer kreis-



Abb. 2: So romantisch wie der steinerne Tisch sich präsentiert, ist der Zustand dieses ehemals geometrisch geformten Platzes leider nicht.



Abb. 3: Die ehemalige Brunnenanlage mit Neptunfigur.

runden Brunnenanlage markiert. Die Neptunfigur aus Sandstein sitzt heute allerdings darin auf dem Trockenen, der dazugehörige Dreizack ist nicht mehr vorhanden, das Becken ist schadhaft, und im jetzigen Zustand ist der gesamte Brunnen weit davon entfernt, als gestalterisch wichtige Wasseranlage zu wirken.

Beachtung verdienen auch die tiefer liegenden rechteckigen Wiesenflächen, die den Brunnen beiderseits flankieren. Möglicherweise liegen die Vorbilder dafür in den aus England stammenden ‚bowling greens‘. Dies waren vertiefte Rasenstücke, die für Kugelspiele genutzt wurden. Auch in den Gärten des beginnenden 20. Jahrhunderts wurde die Idee zu solchen abgesenkten Flächen gerne aufgenommen. Der gesamte Platz ist als rechteckige Fläche angelegt, die zu beiden Seiten von genau inszenierten Kulissen begrenzt wird.

Im Norden bildet eine Pergola aus Sandsteinquadern den Abschluß. Sie entspricht in der Gestaltung ganz dem Stil der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Das Material

für die Sandsteinsäulen konnte auf kürzestem Wege zur Bearbeitung vor Ort gebracht werden, stammt es doch aus einem Steinbruch auf dem Schwanberg. Allerdings bedarf die Pergola einer statischen Überprüfung und der Bewuchs, der einst ein malerisches Licht- und Schattenspiel in das Innere gezaubert hat, ist mittlerweile zu mächtig geworden und fordert dringende Pflegemaßnahmen.

Direkt vor der Pergola steht ein bronzer Hubertushirsch, ein Werk des Nürnberger Bildhauers Hans Göschel. Das Hubertuskreuz, das ursprünglich auf dem Kopf des Hirsches befestigt war, fehlt allerdings, doch viele ältere Besucher können sich noch gut daran erinnern. Glücklicherweise erfreut sich der Hirsch seit Jahrzehnten großer Beliebtheit als Photomotiv, und so hat ein Besucher alte Familienaufnahmen mit dem „vollständigen“ Hubertushirsch gefunden, so daß man zumindest nachvollziehen kann, wie der ursprüngliche Zustand ausgesehen hat.

Im Süden ist der rechteckige Platz zu einem Aussichtsbalkon geformt. Von hier aus hatte man vor Jahrzehnten einen phantasti-



Abb. 4: Von der Pergola ist im Sommer unter dem üppigen Bewuchs kaum mehr etwas zu sehen.



Abb. 5: Das östliche Ende der großen Achse markiert das Mausoleum.

schen Blick in das Tal mit den umliegenden Ortschaften. Davon ist heute kaum mehr etwas zu sehen, denn mächtige Buchen des umgebenden Waldes haben diese wichtige Blickachse im Laufe der Jahrzehnte forstlicher Bewirtschaftung verstellt.

Am östlichen Ende des Platzes schließt sich die Allee und lädt wieder unter das schattige Blätterdach der Linden ein. Vor hier aus sieht man bereits das Ende des Parks, das durch das Mausoleum markiert wird. Dieses wurde 1930 nach einem Entwurf von Hans Göschel gestaltet und ist die Grabstätte von Alexander Graf zu Castell-Rüdenhausen, seiner Frau Margaretha Gräfin von Zedtwitz-Morávan und Duppau und des letzten Besitzers, deren 2004 verstorbenem Sohn Radulf Graf zu Castell-Rüdenhausen.

Auf dem Weg dorthin teilt sich Allee und flankiert eine große rechteckige Wiesenfläche. Heute liegt der Weg mitten in dieser Fläche, die ursprüngliche Anlage führte den Spaziergänger jedoch an den äußeren Kanten, direkt unter den Linden entlang.

So konsequent die formale Gestaltung das Innere des Parks beherrscht, so sorgfältig ist auch der äußere Bereich gestaltet, der sich ganz an der Schule des klassischen Landschaftsgartens orientiert. Gewundene Pfade führen durch den waldartigen Bereich und, wo es sich anbot, wurden kleine Unterbrechungen eingebaut, die zum Verweilen einladen und den Gang durch den Wald noch attraktiver machen sollten. So gibt es zum Beispiel einen kleinen See, eine Aussichtskanzel, ein Alpinum – und immer wieder beeindruckende Gehölzgruppen und Solitärgehölze, die so plaziert wurden, daß sie entweder den Blick begrenzen oder eine beabsichtigte Durchsicht erlaubten. Denn im gesamten Park wurden viele, für die damalige Zeit ungewöhnliche Gehölze gepflanzt. Eßkastanien, verschiedene Koniferenarten, Tulpenbaum, Baumhasel, Trompetenbaum, sogar ein Mammutbaum und viele andere fanden ihren Platz auf der Hochfläche des Schwambergs.

Allerdings sind gerade in diesem Teil des Parks einige der ursprünglich beabsichtigten



Abb. 6: Im gesamten Park sind malerische Baumformen, wie diese Hängebirke, erst auf den zweiten Blick erkennbar.

Blickbeziehungen und –achsen nicht mehr erlebbar, weil der Gehölzbestand unter dem jahrzehntelangen Pflegerückstand leidet. Einige dieser besonderen Gehölze sind heute zu markanten Bäumen herangewachsen. Doch leider stehen viele von ihnen verborgen zwischen wild aufgegangenen Sträuchern, so daß sie ihren inzwischen prächtigen Habitus kaum zur Geltung bringen können.

Der Schloßpark Schwanberg ist heute im Besitz des Geistlichen Zentrums Schwanberg e.V., das den Park nach dem Tod von Radulf Graf zu Castell-Rüdenhausen, dem Sohn des Erbauers, gekauft hat. Seither werden große Anstrengungen unternommen, den Schloßpark Schwanberg als bedeutendes Gartenedenkmal zu erhalten.

Der Zustand des Parks fordert allerdings rasches Eingreifen, um diese so genau geplante und ausgeführte Gestaltungsabsicht zu erhalten. Dies bedeutet einen beträchtlichen finanziellen Aufwand, denn die Lindenallee bedarf dringender Pflegemaßnahmen, das Neptun-

bassin muß als Mittelpunkt des Parks saniert werden, die alten Wegeverläufe müssen gesichert und die Wege selbst zum Teil neu aufgebaut werden. Doch neben der baulichen Instandsetzung braucht der gesamte Park eine regelmäßige leitende Hand, die den Gehölzbestand so lenkt, daß einerseits den erforderlichen Sicherheitsaspekten Genüge getan wird und andererseits die beabsichtigten Inszenierungen der Blickachsen erhalten bleiben. Denn die Gehölze, die ein wichtiges und strukturbildendes Gestaltungselement sind, können derzeit ihre von den Planern gewünschte Raum- und Bildwirkung kaum mehr entfalten.

Derzeit wird ein von der Denkmalpflege gefördertes, umfassendes Parkpflegewerk erstellt, das die Geschichte des Parks, seine Gestaltung und seinen derzeitigen Zustand erfaßt, und in dem Konzeptionen für die Sanierung und Pflege erarbeitet werden. Um die Zukunft dieses außergewöhnlichen Gartenedenkmals zu sichern, sind also größere Investitionen notwendig, die das Geistliche

Zentrum Schwanberg e.V. als Besitzer nicht alleine bewältigen kann.

Über Veranstaltungen, Führungen und Informationstafeln rund um den Schloßpark wird seit einigen Jahren auf die Bedeutung dieser Anlage aufmerksam gemacht. Seit kurzem gibt es auch eine ausführliche Broschüre zum Schloßpark, in dem die Geschichte und die Gestaltung beschrieben sind. Mit der Aktion „Werden Sie Pate einer Putte“ gelang es dem Geistlichen Zentrum Schwanberg e.V.

Spenden für die dringend notwendig gewordene Restaurierung eines Großteils der Putten und Bänke, die zur Ausstattung des Schloßparks gehören, zu sammeln.

Damit sind zunächst einmal einige Teile vor dem Verfall bewahrt. Doch alle anderen Maßnahmen dürfen nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen. Nur so kann verhindert werden, daß aus dem Dornröschenschlaf des Parks ein schleichendes Sterben eines bedeutenden fränkischen Gartendenkmals wird.

## Grußwort der Priorin der Communität Casteller Ring zur Bundesbeiratstagung am 13. September 2008

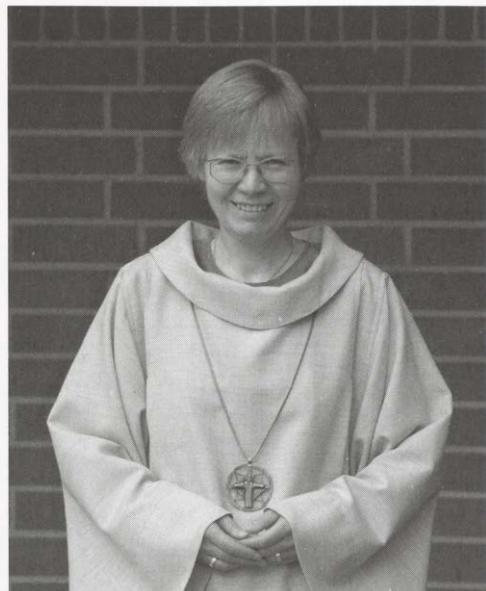
Werte Mitglieder des Frankenbundes,  
sehr geehrte Delegierte,

Ganz herzlich grüße ich Sie vom Schwanberg und freue mich auf die Begegnungen bei der Bundesbeiratstagung am 13. September 2008.

Wir wissen es sehr zu schätzen, daß die Verantwortlichen im Frankenbund den Schwanberg als diesjährigen Tagungsort gewählt haben. Sie denken an Dr. Peter Schneider und bedenken sein nachhaltiges Lebenswerk. Das stille Denkmal auf dem Kappelrangen weist an dezzenter Stelle auf einen weitsichtigen Menschen hin. Dr. Peter Schneider hat Menschen um sich gesammelt, die die Schönheit des Landes sehen, in dem sie zu Hause sind, und die weitergeben möchten, was ihnen geschenkt ist. Es ist eine schöne und mühsame Aufgabe, das Erbe einer reichen Kultur und alten Geschichte heute sichtbar und fruchtbar zu machen. Liebevoll und unverdrossen sind dafür zwei wesentliche Eigenschaften.

Möge Ihnen der Gedenktag dafür wieder Kraft und Ideen geben.

Neben Ihrem reichhaltigen Programm möchten wir Sie auch ein wenig in den Schwanberg heute einführen. Es ist uns ein Anliegen, diesen Ort zu pflegen und doch weiterzuentwickeln. Dr. Andreas Pampuch nannte den Schwanberg „Flieburg, Kultur-



zentrum und heiliger Berg“. In diesem Sinn ist der Schwanberg ein Rückzugsort für Bebung und Erholung, ein anregender Ort für Leib und Geist und ein geheimnisvoller Ort, an dem sich Himmel und Erde berühren.

Ich wünsche Ihnen einen erbaulichen Gedenk- und Feiertag.

Ihre

*Sr. Ursula Teresa Buske CCR, Priorin  
Communität Casteller Ring Schwanberg*

## Grußwort der Landrätin des Kreises Kitzingen zur 61. Bundesbeiratstagung

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

zur Bundesbeiratstagung des Frankenbundes auf dem Schwanberg heiße ich Sie in unserem Weinlandkreis herzlich willkommen.

Bei immer mehr Menschen findet die Zielsetzung des Frankenbundes, nämlich das geschichtliche und kulturelle Erbe in seiner Vielfalt zu erhalten, zu pflegen und zu entwickeln, Gehör und läßt das Bewußtsein für die Erhaltung dieser Werte wachsen.

Der Heimatgedanke, zentraler Punkt der Arbeit des Frankenbundes, ist eine wichtige Voraussetzung dafür, auch künftigen Generationen „die Kenntnis der Fränkischen Vergangenheit“, aber auch das lebendige Volkstum der Gegenwart näher zu bringen und zu erhalten.

In dieser Situation kommt den Heimat- und Geschichtsvereinen eine nie da gewesene Verantwortung und ein hoher kulturpolitischer Auftrag zu. Denn es ist ja so, daß viele Menschen zwar auf der Suche nach einem kulturellen Eigenbewußtsein, nach Werten und kultureller Beständigkeit sind, jedoch nicht wie frühere Generationen über ein fundiertes geschichtliches und kulturelles Wissen verfügen. Diesen Menschen eine kulturelle Heimat zu bieten, sie in ihrem Streben zu unterstützen und für die Bewahrung und Fortentwicklung unseres kulturellen Erbes zu gewinnen, ist eine einmalige Chance und Herausforderung, gerade für den Frankenbund.

Möge das Bundestreffen vielfältige und wertvolle Anregungen für die weitere Arbeit des Frankenbundes vermitteln.



In diesem Sinn grüße ich alle Teilnehmer der Bundesbeiratstagung nochmals recht herzlich und wünsche der Tagung einen guten Verlauf.

*Tamara Bischof*  
Tamara Bischof  
Landrätin

## Herzliche Einladung zur 61. Bundesbeiratstagung am 13. September 2008!

Bereits am **13. September** findet in diesem Jahr die Bundesbeiratstagung statt, zu der wir Sie schon jetzt herzlich einladen möchten!

Tagungsort ist in diesem Jahr Schloß Schwanberg auf dem Schwanberg in der Nähe von Kitzingen/Unterfranken. Bei dieser Tagung möchten wir besonders des Gründers des **FRANKENBUNDES**, Herrn Dr. Peter Schneider, gedenken, der vor 50 Jahren am 19. Januar 1958 gestorben ist. Auf dem Schwanberg steht ein Gedenkstein, den der **FRANKENBUND** damals zu Ehren seines Gründers errichten ließ; am 13. September 1959 wurde dieser Stein feierlich enthüllt. Auch an dieses Ereignis soll auf der diesjährigen Bundesbeiratstagung erinnert werden.

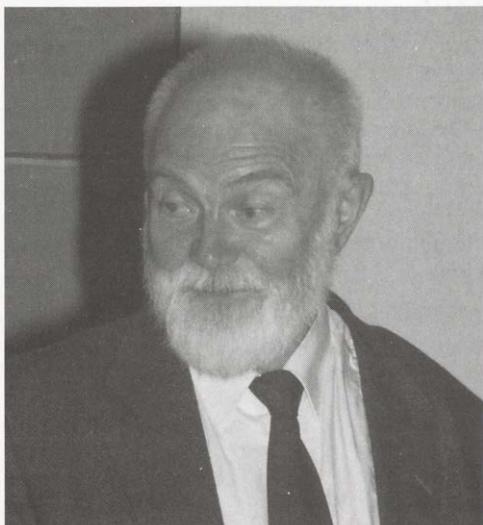
Die Tagung – ausgerichtet von den **FRANKENBUND**-Gruppen Marktbreit/Ochsenfurt und Kitzingen – fängt mit einem Begrüßungskaffee im Schloßhof an. Um 10.30 Uhr beginnt der Festakt im Festsaal von Schloß Schwanberg, anschließend gibt es Mittagessen in der ehemaligen Schloßgaststätte. Gegen 13.30 Uhr führt uns eine Schwester der Communität Casteller Ring durch die St. Michaelskirche und berichtet uns über Geschichte und Aufgaben ihres protestantischen Frauenordens. Anschließend versammeln wir uns am Gedenkstein auf dem Kapellrangen. Nach dieser Gedenkfeier treffen sich die Delegierten zur Arbeitssitzung im Schloß, für die Nichtdelegierten gibt es ein interessantes Nachmittagsprogramm auf dem Schwanberg.

Auf Ihr Kommen freut sich die Bundesleitung!

## Zum Tode von Rudolf Erben M.A.

Völlig überraschend verstarb am 20. Juli 2008 Sonderschulrektor i.R. Rudolf Erben M.A. im Alter von 75 Jahren. Noch wenige Tage vor seinem Tod war Herr Erben engagiert für seine geliebte Stadt Würzburg im Einsatz, als er bei der Jahresversammlung des Verschönerungsvereines Pflegemaßnahmen im Ringpark einforderte. Für seine vielfältigen Bemühungen um die Erhaltung des Würzburger Stadtbildes zeichnete ihn die Stadt Würzburg im Jahr 2006 durch die Verleihung der Kulturmedaille aus.

Bundesfreund Rudolf Erben wird den Lesern der Zeitschrift „**FRANKENLAND**“ in bester Erinnerung bleiben, hat er doch unsere Verbandszeitschrift von Mai 1993 bis Mai 2005 als Schriftleiter betreut und das Blatt durch seinen Stil nachhaltig geprägt. Die



Qualität und Mischung der Artikel ließen aus dem „FRANKENLAND“ ein in weiten Kreisen beliebtes Publikationsorgan werden, zu dem viele an fränkischer Geschichte und Kultur Interessierte gerne und häufig greifen. Seine Leistungen im Frankenbund ehrte die Bundesleitung bereits 2001, als ihm zum Zeichen der Dankbarkeit das große Goldene Bundesabzeichen überreicht wurde.

Rudolf Erben wurde am 14. Januar 1933 in Engelhaus im Egerland geboren und lebte nach der Vertreibung mit seiner Familie in Bad Kissingen. Ab 1952 studierte er in Würzburg Pädagogik und kam schließlich 1961 zunächst an die Leo-Deeg-Sonderschule. Über 20 Jahre lang lehrte er anschließend von 1966 an in Höchberg an der damaligen Schule für Lernbehinderte. In Dillingen an der Donau zwischenzeitlich als Institutedirektor an der Akademie für Lehrerbildung wirkend, leitete er anschließend ab 1985 bis zu seinem Ruhestand die Würzburger Schule für Kranke, die erkrankte Kinder und Jugendliche während des Krankenhausaufenthaltes betreut. Zusammen mit seiner geschätzten Gemahlin Marianne, einer ebenso begeisterten Grundschullehrerin und Museumspädagogin, baute Rudolf Erben für den Bezirk Unterfranken das beispielhafte Schulmuseum in Schloß Aschach auf, was ihm im Jahr 2002 auch die Verdienstmedaille des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege eintrug.

Vielelleicht weil Erben als Knabe die Heimat verloren hatte, setzte er sich um so nachhaltiger für seine Wahlheimat Würzburg und dessen Stadtbild ein. Er liebte Franken und seine Landschaft, die er auf ausgedehnten Wanderungen kennengelernt hat. So verwundert es nicht, daß er neben dem Frankenbund, dem er seit 1992 angehörte, auch bei den Freunden Mainfränkischen Kunst und Geschichte, beim Würzburger Verschönerungsverein und im Initiativkreis zur Erhaltung Würzburger

Denkmäler – meist in verantwortungsvoller Position – aktiv war. Mit zu seinen Leistungen gehört es, daß heute keine vierspurige Straße den Ringpark an der Ottostraße durchschneidet, daß das Falkenhaus nicht an eine Kaufhauskette kam, sondern Stadtbücherei bleiben durfte, daß das Käppele nicht durch einen Moloch von Fernsehturm verschandelt wurde und daß wenigstens die Frontseite des Kilianshauses am Dom in seiner qualitätvollen Nachkriegsarchitektur erhalten blieb.

Als gläubiger und aktiver Christ war er Mitglied in der Würzburger Kreuzbruderschaft, mit der er über viele Jahre im August auf den Kreuzberg in der Rhön pilgerte. Die Wallfahrt, die ihn aber wohl am meisten bewegt und auch geprägt hat, dürfte jene nach Santiago de Compostella gewesen sein, die er als Fußpilger auf sich nahm. Seine christliche Gesinnung prägte sein ganzes Leben, vor allem seinen Familiensinn, aber auch den Umgang mit seinen Freunden und Wegbegleitern, seinen Kollegen und Schülern. Er wußte seine Kritik deutlich zu äußern, blieb dabei aber immer freundlich und verbindlich in der Art. Ein versöhnlicher Grundton war ihm wichtig, selbst wenn es um kämpferischen Einsatz für den Erhalt des wenigen Historischen ging, das Würzburg heute noch besitzt. Sein Elan, seine Klarheit und seine Einsatzbereitschaft werden den in Würzburg gerne als „ewig Gestrigé“ verunglimpften Denkmalschützern stets ein leuchtendes Vorbild bleiben. Unsere Stadt und unser Land haben mit seinem Tod einen wichtigen Mann verloren.

Seiner Witwe und der ganzen Familie gilt unser tiefempfundenes Mitgefühl über den so unvorhergesehenen Verlust. Der Frankenbund wird Bundesfreund Rudolf Erben stets ein ehrendes Gedächtnis bewahren.

Peter A. Süß

## Jahre der Reife Lebensskizze meines Vaters, des Kunstmalers Josef Versl (1901–1993)

von

Bernhard Versl

Unbestritten bleibt, daß mein Vater sich in den Jahren seiner Glanzzeit mit den künstlerischen und persönlichen Erfolgen zu manchen Übermutsäußerungen verleiten ließ. Wer ihn damals gekannt hat – und das waren einige – könnte das bestätigen, wenn er noch lebte. Wie souverän er aber seine spätere Lebenszeit meisterte, wissen nur wenige. Davon will ich kurz berichten.

Bis zuletzt war er sich der Verantwortung seines Malertalentes bewußt, ja er fühlte sich zum Maler berufen. Bewußt wurde er sich mehr und mehr der Verantwortlichkeit für sein Leben überhaupt, bis er endlich ganz diesen Lebensinhalt lebte.

Er pflegte die Treue, die Treue zu sich selbst, seinem Beruf und zu seinen Freunden. Treue hatte ihn sehr bald ausgezeichnet. Schon mit der Flucht nach Stuttgart in jungen Jahren folgte er dem Drang, „hinter die Geheimnisse der großen Malerei zu kommen“. Und konsequent folgten die Stationen München, Berlin, wo er Luigi Malipiero (1901–1975) kennenlernte, und Hamburg – Stationen seiner Weiterbildung und der Ausbildung der ihm eigenen Malweise. Er blieb zudem stets seinen Maler-Vorbildern treu. Einer der ersten war Hans von Marées (1837–1887). Er vermehrte zwar die Zahl der Vorbilder ein Malerleben lang von Paul Cézanne (1839–1906), über die Impressionisten und die Expressionisten bis hin zu den großen Malern der jeweiligen Gegenwart. Trotzdem blieben Marées und Cézanne gewissermaßen seine bevorzugten Vorbilder.

Seinen Freunden hielt er wie seinen Künstler-Vorbildern die Treue. Sie formten zwei-

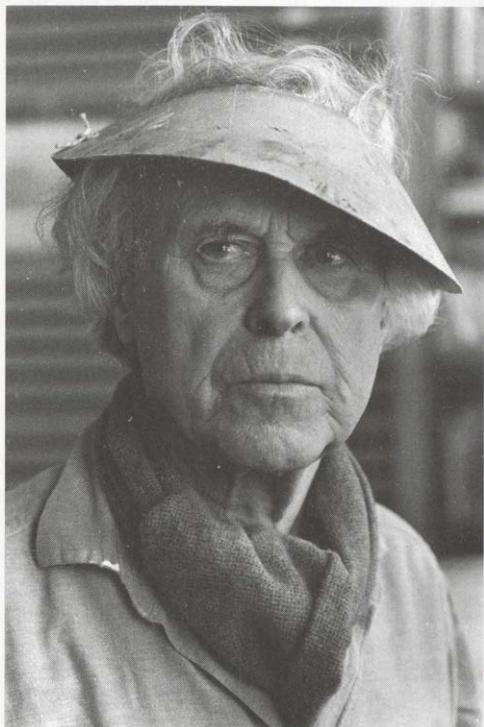


Abb.: Josef Versl (1901–1993) in hohem Alter in seinem Atelier.

felos seine Persönlichkeit mit. Er eignete sich seinerseits einen Großteil der Weltliteratur selbst an. Und wie lebendig konnte er, nicht ohne einen kleinen Schuß Eigenlob, von den Lebensumständen der großen Künstler erzählen! Auch die Freunde wurden im Laufe seines Lebens zahlreich. Sie waren Förderer seiner kreativen Entfaltung oder solche für die Vermehrung der Versl-Liebhaber.

Seinem Dorle (Dorothee Versl, geborene Gerhardt) blieb er ein Leben lang treu. Er hatte instinktiv bei den ersten Begegnungen ihre Vorzüge erkannt. Sie ihrerseits erkannte sehr bald seine künstlerische Begabung und seine Entschlossenheit an, sie auch zu entfalten. Obwohl sie ihm zuliebe oftmals zurückstehen mußte, gelang es ihr, sich auf ihre Weise zu verwirklichen: So fertigte sie die Zeichnungen zu den Kindergeschichten im Würzburger Generalanzeiger während des II. Weltkrieges, schrieb die Geschichten nach dem Krieg selbst, zeichnete und malte immer wieder bis zu ihrem Tod, abgesehen von ihrer Lehrertätigkeit in Zeichnen und Handarbeiten, abgesehen von den Verpflichtungen und Sorgen um ihre sechs Kinder.

Mein Vater sparte nie mit passenden Geschenken für Söhne und Töchter zu den Geburtstagen. Auch meine Mutter bedachte er mit einem noblen Geburtstagsgeschenk, wie er sich selbst an seinem Geburtstag ein Buch – meist aus dem Bereich der Kunst – nicht versagen konnte. Eine ganze Bibliothek von hauptsächlich Kunstbänden bewahrten seine Nachkommen bis heute auf.

Nach dem plötzlichen Hinscheiden meiner Mutter 1985 konnte mein Vater in der Klinik, in der er zur Behandlung lag, zunächst außer meiner ältesten Schwester niemanden ertragen, so sehr hatte ihn die Nachricht vom Tod seines Dorle getroffen. Andererseits wußte er

sie durch den unerwarteten Verlust noch einmal neu zu schätzen. Ich bin gewiß: Er wird sie bis zu seinem irdischen Ende nie vergessen haben.

Und nun geschieht das Erstaunliche: Mein Vater übersteht eine komplizierte Operation, kommt in sein Haus am Würzburger Dallenberg zurück und malt in knapp fünf Jahren die Ölstillebenbilder für die große Ausstellung zu seinem 90. Geburtstag.

Nach diesem Ehrentag entstand immer noch fast täglich ein Blumenstillleben, während der Sommerzeit mit Rosen aus dem Garten. Sonst waren gekaufte oder geschenkte Blumen Vorlagen für die Bilder. Übrigens hatte mein jüngerer Bruder ihn in früheren Jahren manches Mal beim Bildpräparieren unterstützt. – Den Blumenstrauß, den er zu malen beabsichtigte, stellte er stets in eine edle Vase. Gemalt hat Josef Versl beinahe bis zu seinem Tod.

Bis zuletzt hatte mein Vater den vollen versteckenden Blick für die Menschen seiner Umgebung, darüber hinaus für alle, mit denen er zusammentraf. In den letzten Tagen sah er sich selbst so. Gefaßt und ruhig entschließt er am Morgen des 28. August 1993, dem Tag, an dem die Kirche des Kirchenlehrers Augustinus gedenkt, dessen „Bekenntnisse“ meinen Vater seit seiner Münchener Akademiezeit begleitet hatten.

**Das kurze Leben der Zofia Malczyk**, hrsg. von der Initiative gegen das Vergessen – Zwangarbeit in Schweinfurt. Ebertshausen (Verlag Rudolph & Enke) 2007, ISBN 978-3-9311909-09-3, 52 S., zahlr. Abb., 5,- !.

Die Broschüre wurde anlässlich der Aufstellung eines Gedenksteins für Zofia Malczyk in Schweinfurt am 21. März 2007 aufgelegt. An der Aufstellungszeremonie nahm auch der Botschafter der Republik Polen teil, dessen Dankesschreiben auf der vorletzten Seite des Bändchens – gewissermaßen als Nachwort – abgedruckt ist. Die Todesurkunde setzt den Schlußpunkt der Veröffentlichung.

Zofia Malczyk war polnische Zwangsarbeiterin und kam im Alter von 13 oder 14 Jahren nach Deutschland, um zunächst in der Landwirtschaft zu arbeiten. Sie kam ihren eigenen Angaben nach „freiwillig“, herrschte doch bereits Krieg und die Bedingungen in Polen werden nicht einfach gewesen sein. Dort hatte sie bereits mehrere Jahre in der Landwirtschaft gearbeitet, so daß ihre Schulbildung dürftig gewesen sein muß. Sie wurde nur 18 Jahre alt.

Die Broschüre enthält zwei eigenständige Beiträge: Von Christine Weisner „Zofia Malczyk – ein Leben“ und von Kurt Petzold „Die Ermordung der polnischen Fremdarbeiterin Zofia Malczyk am 21. März 1945 und die juristische Aufarbeitung des Falles in den Jahren 1951 bis 1955.“ „Polnische Zwangsarbeiter – Ergänzende Materialien“ bilden das Glossar. Mit Christine Weisner kommt eine Historikerin zu Wort, die bereits an Publikationen zur Stadtgeschichte Würzburgs und Schweinfurts mitgewirkt hat. Kurt Petzold ist Rechtsanwalt und ehemaliger Oberbürgermeister von Schweinfurt. Sein Beitrag war vorab in der *Schweinfurter Mainleite*, der Zeitschrift des Historischen Vereins Schweinfurt e. V., zu finden.

In diesem kleinen Bändchen ist exemplarisch das Unglück und Elend der Menschen dieser Zeit dargestellt, die nur als Wirtschaftsgut galten. Es wird schnell klar, daß dieser

junge Mensch wenig Möglichkeiten hatte sich zu entfalten. Am Ende des Krieges und nach entsprechenden „Stationen“ einer entflohenen Fremdarbeiterin, wird sie – Gerüchte sprechen von einem Befehl von oben – von zwei Polizisten ermordet. Möglicherweise, weil die Polizeiführung für in den Augen der Zeit minderwertige Menschen keine Gefängniszelle bereitstellen wollte oder wegen der Kriegslage konnte. Zofia war schwanger. Mit ihr starb ihr Kind. Der Prozeß fand erst zehn Jahre nach dem Verbrechen statt. Die beiden Polizisten, die diese Tat verübten, gingen bei der gerichtlichen Aufarbeitung straffrei aus. Zwar wurden sie zunächst verurteilt, dann aber auf Grund eines Amnestiegesetzes auf freien Fuß gesetzt.

Welchen Sinn hat die Erinnerung an ein so lange zurückliegendes Ereignis? Kurt Petzold schreibt: „Was bleibt, ist Trauer um eine junge Frau, deren Schicksal nicht dadurch leichter wird, daß es sich seither viertausendfach wiederholt hat und in vielen Ländern der Erde so oder so ähnlich ständig aufs neue wiederholt. Und Mitleid mit ihren Henkern, „einfache Polizeibeamte, die sich hier eine Entscheidung über Leben und Tod anmaßten.“ Der Schweinfurter Initiative gegen das Vergessen kommt das Verdienst zu, in einer bewegenden Feierstunde am 21. März 2005, also auf den Tag genau sechzig Jahre danach, des schlimmen Ereignisses gedacht zu haben.“ Nun wird mit dem Gedenkstein an Ort und Stelle auf die Tat aufmerksam gemacht. Der Stein fordert am Ende seiner Inschrift zum Nachdenken und Widerstand mit den Worten auf: „Solches geschieht heute noch an vielen Orten der Welt. Laß dich anrühren! Nimm es nicht hin!“ Sich dieser Tat sache immer wieder zu vergegenwärtigen, ist für uns Mitteleuropäer nach über sechzig Jahren Frieden und Wohlstand, ein Anspruch, der zu Recht gestellt wird. Dieses Büchlein über den Gedenkstein und den Grund seiner Aufstellung trägt das Seine dazu bei.

Thomas Voit

## Von den Rhönbewohnern – nach Peter Back.

Hg. v. d. Regierung von Unterfranken in Zusammenarbeit mit Wolfgang Brückner, Siegfried Wenisch und Erich Wimmer. Regensburg (Schnell & Steiner) 2007. ISBN 978-3-7954-1839-7, 64 S., 35 Farabb., geb., 9,90 Euro.

Seit dem Jahr 2006 zeigt die bayerische Staatsregierung in verschiedenen bayerischen Städten anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der Konstituierung des „Königreiches Bayern“ die Wanderausstellung „Vom neuen zum modernen Bayern“. An jedem Standort erhält die Schau einen zusätzlichen regionalpolitischen Akzent in Form eines Leittextes und spezieller Objekte. So wurde im Sommer 2007 in Würzburg auch ein besonderes Kleinod präsentiert: Das „Rhöner Trachtenbüchlein“ des katholischen Geistlichen Peter Back (1784–1850), das er als Kaplan von Oberelsbach 1817 verfaßte und teilweise selbst illustrierte. Parallel zur Ausstellung wurde das Heft vom Regensburger Schnell und Steiner Verlag in einer wissenschaftlichen Edition vorgelegt.

Das Dokument wird in einem einleitenden Beitrag von Wolfgang Brückner als „historische Quelle zur regionalen Bevölkerungsgeschichte“ in ihrem zeit- und geistesgeschichtlichen Kontext vorgestellt. Danach sind das sechsseitige Manuskript sowie die 19 Aquarelle und aquarellierten Federzeichnungen jeweils ganzseitig abgebildet. Anschließend folgt Siegfried Wenischs Transkription der Handschrift. Lenken die 19 Abbildungen in Peter Backs „Darstellung einiger Portraits von den Rhönbewohnern“ zuerst den Blick auf die Kleidung der einzelnen Personen, so verdeutlicht der Text, daß es dem Autor nicht nur um physiognomische Merkmale der Menschen und deren Trachten ging, sondern um die Schilderung der realen Lebensbedingungen in einigen Dörfern jener Region. Er schreibt z.B. auf Blatt 3v: „Wir befinden uns jetzt in einer Gegend, die zur Winterszeit furchtbarlich dem tobenden Winde, Schnee und Eise ausgesetzt ist, ich meine Frankenheim und Birx auf der Rhön. ... Die Bewohner beider Dörfer sehen sich oft in ihren Strohhütten vom Schnee ganz eingehüllt, aus denen

sie sich, von den Dächern aus, manchmal eine Bahn zu ihrer Scheune brechen müssen. ... Oft kommen deßhalb die K[in]d[e]r erst nach einem viertel Jahre zur Taufe. ... Sorgfältig werden die Gebirgsfelder zum Anbaue von Kartoffeln, Haber, Kohlraben unter der Erde und Kraute benützt. Edlere Früchte können hier nicht gedeihen.“

Im Anschluß daran beschreiben Siegfried Wenisch und Erich Wimmer das Zustandekommen und die Zusammensetzung der Quelle, deren Illustrationen offenbar nicht ausschließlich aus Peter Backs Hand stammen. Offensichtlich hat Back in erster Linie Arbeits- und Werktagskleidung dargestellt. Die restlichen, von einem oder mehreren bisher unbekannten Zeichnern angefertigten und dem Back'schen Heft – wohl von ihm selbst – hinzugefügten Blätter zeigen Fest-, Sonntags- und kleinstädtische Kleidung.

Am Ende kommentiert Erich Wimmer ausführlich jene Textstellen des Büchleins, die „eine allgemeine Charakterisierung“ mancher „Rhönbewohner“ liefern und vergleicht sie mit der zu Peter Backs Zeit vorhanden gewesenen Rhön-Literatur. Dabei werden einerseits „stereotype Vorstellungen und Urteile“, andererseits „Originalität und Eigenständigkeit von Backs Schrift“ erkennbar. Somit ist diese Edition, die auch in punkto Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt, eine wertvolle Ergänzung zu den bereits veröffentlichten unterfränkischen Physikatsberichten, zum 1982 erschienenen Band über die „Unterfränkische Trachtengrafik“ von Angelika Müllner sowie den 2004 vorgelegten Forschungen Birgit Jauernigs über „Trachtengraphiken aus Südhüringen“ und dem „Kleidungsverhalten im fränkisch-thüringischen Raum im 19. Jahrhundert“.

Inge Weid

Eugen Schöler (Hrsg.): **Historisches Stadtlexikon Schwabach.** Schwabach 2008. 43 Euro.

Das großformatige (ca. 21x30 cm) und 891 Seiten starke Lexikon ist sicher die wichtigste Veröffentlichung zur Geschichte der Stadt Schwabach seit langem. In jahrelanger Arbeit

haben die drei Autoren, Eugen Schöler, Dr. Sabine Weigand und Wolfgang Dippert, ein äußerst informatives, detailliertes und reich bebildertes Werk geschaffen, das in alphabatischer Reihenfolge Einblicke in die Vergangenheit und Gegenwart Schwabachs eröffnet.

Das Buch, das von der Aufmachung und der Konzeption her dem 1999 erschienenen *Stadtlexikon Nürnberg* ähnelt, ist für Fachleute und Laien gleichermaßen interessant: Neben schneller Erstinformation bieten alle Lexikoneinträge immer mindestens einen weiterführenden Literaturhinweis. Das gut 50-seitige Literaturverzeichnis verdeutlicht, welch ungeheure Datenmengen die drei Autoren verarbeitet haben, und eröffnet unzählige Möglichkeiten der vertiefenden Beschäftigung mit den jeweiligen Themen.

Da auch überregional bedeutsame Ereignisse in ihren Auswirkungen auf Schwabach dargestellt werden, bleiben die Betrachtungen der Autoren nicht auf Schwabach beschränkt. Leistungen, die Schwabacher fern der Heimat vollbracht haben, finden ebenfalls Erwähnung. Die erste Auflage des Lexikons von 1.000 Exemplaren dürfte schnell vergriffen sein, weshalb Interessenten den Kauf nicht auf die lange Bank schieben sollten.

Bernhard Wickl

**Franz X. Bogner: Rednitz und Regnitz – Eine Luftbildreise von Weißenburg bis Bamberg.** Bamberg (Fränkischer Tag) 2007, ISBN: 978-3-936897-47-0, 128 S., 22,50 Euro.

Der vorliegende Bildband ist bereits der neunte in der Reihe Kultur & Natur, in der süddeutsche Flusslandschaften zwischen Regen und Neckar sowie Altmühl und Obermain vorgestellt werden. Der besondere Reiz des Buches liegt darin, daß der Autor überwiegend mit Luftaufnahmen arbeitet, was auch denjenigen Lesern, welche diese Flusstäler gut kennen, viele neue und ungewohnte Einblicke ermöglicht. Das mit nahezu hundert Aufnahmen reich bebilderte Werk liefert neben Ansichten von fast allen Städten und Gemeinden entlang der Schwäbischen Rezat,

Rednitz und Regnitz auch zahlreiche reizvolle Naturaufnahmen.

Zielsetzung des Buches ist es, „dem Leser die ‚Kultur und Natur‘ entlang der Rednitz und der Regnitz nahezubringen“, wie es im Vorwort heißt. Die ersten beiden Kapitel liefern grundsätzliche Erläuterungen zu den Flussnamen, zur Geschichte und zu geologischen Vorgängen, die für Rednitz und Regnitz von Bedeutung sind. Im folgenden gibt der Autor hauptsächlich (kultur-)historische Informationen über die Städte, Ortschaften und Ansiedlungen an den beiden Flüssen, wobei auch Sehenswürdigkeiten oder Besonderheiten aus dem Bereich der zahlreichen Nebenflüsse Berücksichtigung finden. Ein besonderes Anliegen des Autors sind Aspekte des Natur- und Umweltschutzes, womit er sich vor allem in den abschließenden Kapiteln beschäftigt.

Leider weist das Buch auch einige Ungenauigkeiten und Fehler auf, die auf mangelnde Sorgfalt oder auch auf eine gewisse Hast bei der Herstellung schließen lassen. Als Beispiele dafür seien genannt: die Fotos auf den Seiten 36 und 37, die nicht, wie im Buch angegeben, „die Mühle in der Penzendorfer Straße“ am Rande von Schwabach darstellen, oder die Straßenbezeichnung „Schalkhausener Straße bei Reichelsdorf“ (S. 107). Hier müßte es richtig heißen: Schalkhaußerstraße, die im südlichen Nürnberger Vorort Reichelsdorf verläuft.

Zum Teil ein wenig knapp ist der Text des Buches ausgefallen. So dürften Laien ihre Schwierigkeiten damit haben, die Ausführungen zur Geologie des Rednitz-/Regnitztales nachzuvollziehen. Jedoch verweist der Autor bereits im Vorwort darauf, daß er aufgrund des begrenzten Buchumfangs keine erschöpfenden Auskünfte geben könne, und regt zum „vertiefenden Weiterlesen“ mit Hilfe des zweiseitigen Literaturverzeichnisses an. Mit einem Preis von 22,50 ist das Buch nicht gerade billig. Wegen der vielen wirklich gelungenen Luftaufnahmen, die weitgehend unbekannten Perspektive zeigen, lohnt sich die Anschaffung dennoch.

Bernhard Wickl

**Werner Eberth mit Beiträgen von Alfred Wendehorst und Alois Schmid: P. Ignaz Gropp und andere große Benediktiner aus Bad Kissingen.** Bad Kissingen (Theresienbrunnen-Verlag) 2007, 148 S., zahlreiche, darunter farbige Abb.

Der Sammelband widmet sich der überaus engen Verflechtung des benediktinischen Mönchtums mit dem fränkischen Kulturraum am Beispiel der ehemals würzburgischen Amtsstadt Kissingen. Der rührige Herausgeber Werner Eberth vereint dazu zwei Biographien von der Hand ausgewiesener Autoren, erstpubliziert in der anerkannten Reihe „Fränkische Lebensbilder“ (1975/2002): Der Abt von Banz und St. Stephan in Würzburg, *Eucharius Weiner*, kann als führender Klosterneuerer in der frühen Barockzeit gelten (A. Wendehorst, S. 14–26). *Ignatius Gropp* stellt einen der wichtigsten fränkischen Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts dar (A. Schmid, S. 36–59). Mit eigenen kommentierenden Anmerkungen spürt Eberth im Nachgang überaus minutios deren heimatlichen Verwurzelungen von Familiengenealogien bis hin zur Hausgeschichte nach und steuert so Bausteine vor allem zu den frühen Lebenswegen bei (S. 27–35/S. 60). Sein weiterer Schwerpunkt liegt auf einer nicht minder detailfreudigen Lebensskizze des letzten Abtes von St. Stephan, *Gerardus Winterstein* (S. 61–87).

Im folgenden Auftakt wendet sich Eberth der geschichtlichen Erinnerung an Ignaz Gropp vor Ort bis in die Gegenwart zu. Dabei entspinnst sich oftmals kontrovers der schon über ein Jahrhundert währende Widerstreit von historischem Sinn einerseits versus provinzlerischer Selbstgenügsamkeit, Kleinlichkeit und Unverständnis in kulturellen Belangen sowie kompromithaften Dedi kationsgesten andererseits (S. 88–106, auch S. 134–143). In symptomatischer Weise wird mehr als deutlich, daß ein geschichtloses Heimatbild die Geschichtsbetrachtung selbst der Heimatlosigkeit preisgibt und sie im besonderen Fall dergestalt ortlos vagabundierendem Akademikertum überantwortet (S. 9). Die Unumwundenheit des vorgetragenen Standpunktes bestimmt hier geradezu die eigentliche Aus-

sage des Bandes – eine Stimme in der definitären Debatte um gesellschaftsweites Geschichtsbewußtsein und Erinnerungskultur.

Einen stadtgeschichtlichen Zugang zum Hauptthema unternimmt wiederum die Rück erinnerung auf den Klosterhof von St. Stephan in Kissingen, wobei die personen- und besitzgeschichtlichen Wandlungen ebenfalls sehr ausführlich rekapituliert werden (S. 107–133). Das abschließende Literaturverzeichnis führt auch das entlegene Schrifttum auf; die spezielle Literatur ist dankenswerterweise bei den beiden Fachbeiträgen auf den neuesten Stand gebracht. Die Vorliebe und Sorgfalt für Heraldik und die reichhaltige Illustration mit Abbildungen ist eigens hervorzuheben, so vor allem die Wiedergabe des nur als Kopie erhaltenen Portraits Ignatius Gropps oder des Klosterplans von St. Stephan.

So weist dieser Band, der sich an eine breitere Leserschaft wenden möchte, auf das angesprochene sozial- und kulturgeschichtliche Phänomen hin wie gleichermaßen durchaus hell sichtig auf einen bedeutsamen Exponenten der – bislang viel zu kurz abgehandelten – fränkischen Historiographie des 18. Jahrhunderts.

Winfried Romberg

**Hans-Joachim Vollrath (Hrsg.):** wunderbar berechenbar. **Die Welt des Mathematikers Kaspar Schott 1608–1666. Katalog zur Ausstellung in der Universitätsbibliothek Würzburg.** Würzburg (Echter Verlag) 2007. ISBN 978-3-429-02961-6, 140 S. mit zahlreichen s/w Abb., 14,80 Euro.

Als 1655 Kaspar Schott als Professor der Mathematik nach Würzburg berufen wurde, brachte er ein Mauskript mit, das er am Jesuitenkolleg in Rom verfaßt hatte. Er beschrieb darin Wunderwerke der Mechanik und Wasserkunst. In den neun Jahren, die ihm noch verblieben, verfaßte Schott elf weitere umfangreiche Werke. Sein besonderes Interesse galt all dem, was in Natur und Technik für seine Zeitgenossen wunderbar oder rätselhaft war, Neugier und auch Furcht auslöste. Mit Hilfe der Mathematik wurde bei Schott vieles berechenbar, begründbar, erkläbar und somit verstehbar. Kasper Schott

erfand eine Rechenmaschine und bereicherte unsere Sprache um das Wort „Technik“. Das vorliegende Buch führt in Leben und Werk dieses großen akademischen Lehrers ein. Mit seinen zahlreichen Bildern lässt es die Welt des Kaspar Schott vor unseren Augen ersteren.

Klaus Reder

**Sabine Henze-Döhring: Adel mit Bürgersinn – vom Fürstbistum Bamberg ins Königreich Bayern. Sechs oberfränkische Lebensläufe nebst Spurensuche mit Seitenblicken, mit dem Beitrag „Franz Friedrich Carl von Giech“ von Uta von Pezold.** Bamberg (Heinrichs-Verlag) 2007, 160 Seiten.

Um 1800 wurde plötzlich alles anders: das Alte Reich zerbrach, das Fürstbistum Bamberg wurde aufgelöst, das Königreich Bayern entwickelte sich. Auch die überkommene Ordnung des Adels stand zur Disposition. Aus Reichsgrafen mit unabhängigen Territorien wurden Bürger unter einem König. Für den oberfränkischen Adel bedeutete das einen massiven Strukturwandel, kleinstaatliche Elemente verschwanden, Landschlösser wurden zugunsten der Städte aufgegeben. Mit dieser Neuordnung und den Reaktionen darauf beschäftigt sich Sabine Henze-Döhring in ihrer Schrift am Beispiel von sechs ausgewählten Einzelbeispielen.

Julius Reichsgraf von Soden, Philipp Anton Freiherr von und zu Guttenberg, Franz Konrad Reichsfreiherr von Schrottenberg, Anselm Freiherr Groß von Trockau, Karl Theodor Freiherr von Buseck und Franz Friedrich Carl von Giech sind die klangvollen Namen der Protagonisten. Die sechs Lebensläufe drehen sich um die Frage, wie man als Adeliger den Verlust von territorialen Gebieten und Privilegien „anständig über die Bühne“ bringt. Die von diesen Herren gewählte Methode ist die Zuwendung zur Kultur und zu den Anliegen der bürgerlichen Bevölkerung. Soden gründete das Bamberger Theater und versuchte sich – mit mäßigem Erfolg – als Sozialautopist, Guttenberg machte sich im Gesellschaftsverein „Harmonie“ als Lehrmeister für

Tanz und gute Manieren einen Namen, Schrottenberg förderte die Porzellanindustrie in Reichmannsdorf, Trockau wurde zum politisch unbequemen Schriftsteller, Buseck brachte den Bürgern die Kunst der Landschafts- und Genremalerei näher und zu guter Letzt wandelte sich Giech vom Landadeligen zum Parlamentarier.

Sabine Henze-Döhring zeichnet nicht nur gut lesbare Lebensbilder, sondern ergänzt diese mit vielerlei Informationen zu den Personen, ihren Aufenthaltsorten und macht sich auf die Suche nach der heutigen Nutzung der Schlösser ihrer Forschungsgegenstände – bis hin zu Ansprechpartnern und Internetadressen. Herausgekommen ist ein reich bebildertes und schön zu lesendes Buch aus dem Bamberger Heinrichs-Verlag, das einen anschaulichen Beitrag zu den großen historischen und gesellschaftlichen Umwälzungen der spannenden Zeit um 1800 leistet.

Annette Schäfer

**Bernd Arnal: Fotogeräte und -zubehör aus Oberfranken – eine Spurensuche. Teil 1: Das Franka-Kamerawerk. Teil 2 in 2 Heften: Die anderen Namen,** in: Heimatbeilage zum Oberfränkischen Schulanzeiger Nrn. 326, 334 u. 335. Bayreuth 2006/2008, zus. 200 S., zahlreiche s/w u. einige Farabb., 2,50 Euro pro Heft.

Gleich zu Beginn sei gesagt, daß der Verf. mit den vorliegenden drei Heften nichts weniger geleistet hat, als eine Geschichte der oberfränkischen photographischen Industrie zu schreiben. In vielen Details und gut bebildert wird vor dem Auge des interessierten Lesers ein bedeutendes Stück der regionalen Wirtschaftsgeschichte lebendig, das durch die zahlreich vorhandenen Querverweise und Implikationen auch ein gerüttelt Maß an Technikinformationen, stadтgeschichtlichen Kenntnissen bis hin zu Einblicken in die Vergangenheit der Betreiberfamilien oder der örtlichen Kulturgeschichte generell liefert. Von den Anfängen der optischen Geräteherstellung Ende des 19. Jahrhunderts im Bayreuther Raum schweift der Blick über zahlreiche Unternehmen der photographischen Industrie

bis in die jüngste Vergangenheit, wobei der deutliche Schwerpunkt auf der Geschichte des Kamerawerks Franka liegt, das seit 1909 in Bayreuth-St. Georgen betrieben wurde. Da auch das gesamte Umfeld der Photographie wie Projektoren, Linsen oder Bilderalben - um nur drei Beispiele zu nennen - mit erfaßt wird, gelingt es dem Verf. ein rundes Bild dieser Industriesparte in Oberfranken zu entwickeln, das so manche erstaunlichen Erkenntnisse zu bieten vermag. So können Arnals Hefte einerseits verhindern, daß ein einst bedeutsamer oberfränkischer Wirtschaftszweig in Vergessenheit gerät, und andererseits für Freunde der Historie der Lichtbildkunst eine wahre Fundgrube bieten.

Peter A. Süß

**Tillman Kohnert: Die Forchheimer Burg, genannt „Pfalz“. Geschichte und Baugeschichte einer fürstbischöflich-bambergerischen Stadtburg.** Petersberg (Michael Imhof-Verlag) 2008 (= Schriften des Deutschen Burgenmuseums, Band 4). 208 Seiten.

Pfalz, Burg oder Schloß? Die unter dem Namen „Kaiserpfalz“ weithin bekannte Anlage im Forchheimer Stadtzentrum steht im Mittelpunkt einer ausführlichen baugeschichtlichen Untersuchung, die Tillman Kohnert jüngst vorgelegt hat. Der Titel „Pfalz“ ist längst passé, die Forschung spricht von einer fürstbischöflichen Stadtburg, und daher nimmt die Namensfrage auch nur kurzen Raum zu Beginn der Dissertation Kohnerts ein.

Die umfassende Sanierung des Bauwerks durch die Stadt Forchheim, die 2004 zum Abschluß kam, war der passende Anlaß für detaillierte Voruntersuchungen ab 1996 und sanierungsbegleitende Bauforschung. Die so gewonnenen Erkenntnisse machen die Geschichte des Baues von den Anfängen in einer Kemenate des Jahres 1339 bis hin zur heutigen Nutzung als „Pfalzmuseum“ plastisch

sichtbar. Schon was den Ursprungsbau angeht, kann die Bauforschung mit neuen Erkenntnissen aufwarten: nicht etwa um einen ruinösen Vorgängerbau der großen Kemenate im Ostflügel handelt es sich bei dem „Haus auf dem Burgstall“, von der die als erste Erwähnung geltende Kaufkunde Bischof Lamprechts von Brunn aus dem Jahr 1377 spricht, sondern um ein erst 1339 (dendrodatiert) entstandenes Gebäude des Schultheißenten Volland IV. von Wiesenthau, von dem sich gar Keller, Erdgeschoss und Teile des 1. Obergeschosses erhalten haben.

Bischof Lamprecht ließ nach dem Kauf eine weitgehend neue Burgenanlage errichten, die er nach seinem Rückzug aus dem Bischofsamt zu privaten Wohnzwecken nutzte. Aus einer weiteren Ausbauphase um 1397/98 stammen die meisten der heute so bekannten Wandmalereien des Hauptbaues. Rund 200 Jahre später ließ Bischof Johann Philipp von Gebsattel die Anlage erneut umfassend umbauen; so entstanden der Neubau des Treppenturms oder der Ausbruch der Gewölbe im 1. Obergeschoß. Viele Bauherren und ihre zeitspezifischen Vorstellungen haben ein Bauwerk geschaffen, dem man bis heute seine Geschichte zwar ansieht, dessen Details jedoch bislang viele Rätsel aufgaben.

Hier schließt Tillman Kohnert eine große Lücke. Die exakte Rekonstruktion der einzelnen Bauabschnitte mit farbigen Isometrien, die zahlreichen Schema- und Rekonstruktionszeichnungen, Aufmaße als größerformatige Pläne zum Aufklappen und dazu eine Vielzahl von Photographien aus der Sanierungsphase – all diese handwerklichen Extras der Bauforschung machen die Arbeit Kohnerts zu einem unverzichtbaren Basiswerk für die Bau- und Burgenforschung in Franken. Der Imhof-Verlag hat mit der Unterstützung mehrerer Geldgeber daraus ein aufwendiges und qualitätvolles Druckwerk gemacht, das in seiner Komplexität zweifellos die nächsten Jahrzehnte Bestand haben wird.

Annette Schäfer

## Flachsfest am restaurierten Brechhaus in Göhren bei Pappenheim

von

Evelyn Gillmeister-Geisenhof



Abb.: Das frisch restaurierte Flachsbrechhaus in Göhren bei Pappenheim.

Am Sonntag, den 31. August 2008, stellt die Frankenbund-Gruppe Weißenburg im Rahmen eines Fests für die ganze Familie das wiederhergestellte Flachsbrechhaus in Göhren der Öffentlichkeit vor. Das denkmalgeschützte Gebäude am westlichen Ortsrand der ehemals gräflich-pappenheimschen Plansiedlung stammt aus der Zeit zwischen 1820 und 1838.

In der Blütezeit des Flachsbaus und der Flachsverarbeitung diente das Brechhaus nicht nur als Arbeitsraum zur mechanischen Weiterverarbeitung der Pflanze, sondern be-

herbergte auch einen Trockenofen. Aus Gründen des Brandschutzes wurde das Bauwerk deshalb, wie damals allgemein üblich, am äußersten Rand der Gemarkung errichtet. Mit dem Ende der Flachsära in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts verfiel der schmale Steinbau zunehmend. Auf Initiative des damaligen Kreisheimatpflegers und Gründers der Ortsgruppe Weißenburg, Herrn Gustav Mödl, wurde das inzwischen stark baufällige Gebäude mit großem persönlichem Engagement ab 1995 instand gesetzt. Neben einer komplett neuen Dachkonstruktion wurde das

Haus mit einem Kalkplattendach aus dem in der unmittelbaren Umgebung anstehenden Juramarmor versehen.

2006, nach dem Tod des bisherigen Motors des Flachshausprojektes Gustav Mödl, beschloß die neuformierte Gruppe unter ihrer jetzigen Vorsitzenden Evelyn Gillmeister-Geisenhof das Vermächtnis ihres Vorgängers weiterzuführen und den bereits seit längerem geplanten Einbau einer Flachsdarre zu realisieren. Nachdem für das Göhrener Brechhaus keine Originalpläne eines entsprechenden Dörrofens existierten, mußte der Architekt Prof. Johannes Geisenhof für die weiteren Maßnahmen mit Hilfe von historischen Bauplänen aus Dörfern der Umgebung sowie den Ergebnissen eines Grabungsfundes aus Göhren einen möglichst authentischen Trockenofen rekonstruieren. Aus den Ergebnissen entstanden die Pläne für den jetzt fertiggestellten Ziegelofen, der von einer ortsansässigen Firma erstellt wurde.

Zusammen mit dem Obst- und Gartenbauverein Göhren lädt die Gruppe Weißenburg jetzt alle Frankenbundmitglieder zur feierlichen Wiedereröffnung des restaurierten Gebäudes ein. Nach einem festlichen Gottesdienst um 10.00 Uhr werden im Umfeld des Brechhauses alte Techniken und Werkzeuge der Flachsbearbeitung vorgestellt. Nachdem die eigens für diese Veranstaltung kultivierten

Pflanzen im Herbst des Vorjahrs bereits „geröstet“, also in kontrolliertem Fäulnisprozeß vom Pflanzenleim befreit wurden, werden die Stengel jetzt im neuen Ofen durch die Hitze mürbe gemacht. Nach dem Knicken der hölzernen Anteile auf verschiedenen historischen Brechen folgen die Arbeitsgänge „Schwingen“ (Ausschlagen der hölzernen Anteile) und „Hecheln“ (Ausrichten der Pflanzenfasern auf Nagelbrettern). All diese mühsamen Arbeiten, die früher traditionell gemeinschaftlich im Brechhaus ausgeführt wurden, können während des Festes besichtigt oder unter Anleitung auch selbst durchgeführt werden. Zur Abrundung des Themas werden Techniken der Weiterbearbeitung wie Flachsspinnen und –weben dargestellt. In einer kleinen Ausstellung werden hierzu auch historische Stoffe und Gewänder aus Flachs präsentiert. In einer weiteren Abteilung wird anhand von Abbildungen aus historischen Arzneibüchern sowie heute noch erhältlichen Produkten die Bedeutung von Leinsamen und Leinöl im medizinischen Bereich dargestellt. Besonderer Höhepunkt soll die Verkostung von selbstgebackenem Brot aus dem Flachsofen sein. Für das Leibliche Wohl sorgen darüber hinaus neben der ortsansässigen Gastronomie die Mitglieder des Obst und Gartenbauvereins. Ein spezielles Kinderprogramm wird dafür sorgen, daß auch die Kleinen das Flachsfest in Göhren in guter Erinnerung behalten.

## Broschüre der Frankenbund-Gruppe Bamberg aus Anlaß des 50. Todesstages von Dr. Peter Schneider

Die rührige stellvertretende Vorsitzende der Bamberger Gruppe des Frankenbundes Martina M. Schramm, die auch für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Gruppe verantwortlich zeichnet, hat zum 50. Todesstag unseres Gründers Dr. Peter Schneider (1882–1958) eine umfangreiche Broschüre zusammengestellt, die jedes Frankenbund-Mitglied interessieren dürfte. Zahlreiche historische und aktuelle Abbildungen sowie einige Facsimila der Handschrift Peter Schneiders ergänzen die Textteile.

Im ersten Teil findet man unter dem Titel „Wissenswertes in Wort und Bild“ zahlreiche Beiträge und Artikel aus dem Archiv von Frau Schramm. Grundlage für diese Sammlung, die auch Programmfolgen, Lieder und Gedichte enthält, waren hauptsächlich Veröffentlichungen des Frankenbundes selbst und diejenigen aus fränkischen Zeitungen, die die Person von Dr. Peter Schneider betreffen. Die an vielen verschiedenen Orten verstreuten Hinweise zusammengetragen zu haben, stellt die eigentliche Leistung der nun vorgelegten Schrift dar,

wird so der interessierte Leser doch der Schwierigkeit enthoben, diese Informationen mühsam selbst zusammensuchen zu müssen. Auf diese Weise entsteht ein facettenreiches Bild unseres Gründers, das sich mit seiner Herkunft, seinem Leben und Wirken beschäftigt. Dabei ist die Chronologie verständlicherweise der Leitfaden: so werden beginnend mit dem 60. Geburtstag über den 70. und 75. bis hin zum Todestag die Texte geordnet. Auch die Äußerungen zum 100. Wiegenvfest sowie zum 50. Todestag werden genauso präsentiert wie Schneider betreffenden Passagen aus Anlaß der Feier des 75. Bestehens der Bamberger Gruppe 1995.

Den zweiten Teil der Schrift bildet der Wiederabdruck der 1978 als Zulassungsarbeit an der Universität Würzburg entstandenen grundlegenden Studie von Richard Wagner „Peter Schneider – ein Leben für Franken – 1882–1982“. Dieses Werk ist seit langem vergriffen,

stellt aber bis heute den mit wichtigsten Beitrag zur Biographie des Frankenbund-Gründers dar. Viele Aspekte seines Lebens und Wirkens werden in diesem vom Gesamtbund zur Hundertjahrfeier seiner Geburt herausgebrachten Heft beleuchtet. Ergänzt durch ein Verzeichnis der Veröffentlichungen Peter Schneiders und einige Hinweise zur Bamberger Gruppe rundet sich die Broschüre zu einer brauchbaren Arbeitshilfe und recht anregenden Lektüre.

Die etwa 150 Seiten starke und in Ringbindung vorgelegte Broschüre ist über Frau Martina M. Schramm, Kunigundendamm 24, 96050 Bamberg, zu beziehen. Ihr Preis liegt bei 10,- Euro zuzügl. 5,- Euro Versandkosten. Der Erwerb dieser Materialsammlung wäre jedem, der sich für den Frankenbund und seinen Gründer interessiert, nur wärmstens zu empfehlen.

PAS

**Aufsätze***Monika Conrad*

- Dem Schwanberg verbunden –  
Sagen, Geschichten, Persönlichkeiten, Ereignisse im Bannkreis des „Heiligen Berges“ ..... 316

*Günter Dippold*

- Gebrauchsmusik in der frühneuzeitlichen Stadt: die Türmer ..... 325

*Armin Griebel*

- Zur Geschichte der Volksmusikpflege in Franken ..... 332

*Birgit Speckle*

- Volksmusik und Gebrauchsmusik in der Kultararbeit und Heimatpflege ..... 337

*Jürgen Gahn*

- Volksmusik heute – eine Bestandsaufnahme ..... 346

*Heidi Christ*

- Geistliche Lieder aus Franken – Gott auf fränkisch loben ..... 352

**Frankenbund intern***Alois Hornung*

- Bericht über die 61. Bundesbeiratstagung am 13. September 2008 auf Schloß Schwanberg ..... 359

*Thomas Wachter*

- Kulturpreis des Frankenbundes 2008 für Thomas Hildenbrand und Thomas Reuter ..... 364

**Mundart in Franken***Christian Schmidt*

- Zum Festakt des Frankenbundes auf Schloß Schwanberg am 13. September 2008 ..... 369

**Kunst und Kultur***Oskar Klemmert*

- Oskar Kloeffel – Erinnerungen an einen fränkischen Dichter und Kunstkritiker  
zu seinem 115. Geburtstag und 55. Todestag ..... 373

*Alexander von Papp*

- Erika Groth-Schmachtenberger im Porträt –  
ein neues Buch analysiert und würdigt ihr Lebenswerk ..... 379

**Aktuelles**

- Die neue Schmucknadel des Frankenbundes ..... 383

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

## Mitarbeiterverzeichnis

---

Heidi Christ M.A.	Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik Schloßstraße 3, 97215 Uffenheim
Monika Conrad	Im Bühl 34, 97355 Kleinlangheim
Prof. Dr. Günter Dippold	Bezirksheimatpfleger von Oberfranken Ludwigstraße 20, 95444 Bayreuth
Jürgen Gahn	Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft fränkische Volksmusik, Bezirk Oberfranken Ackermannshof 22, 95482 Gefrees
Dr. Armin Griebel	Leiter der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik Schloßstraße 3, 97215 Uffenheim
Alois Hornung	3. Vorsitzender der Gruppe Würzburg des Frankenbunds Birkenstraße 6, 97076 Würzburg
Dr. Oskar Klemmert M.A.	Oberbürgermeister a.D., Ministerialdirektor a.D. Schellingstraße 26 a, 97074 Würzburg
Dr. Alexander von Papp.	Euweg 8, 97236 Randersacker
Christian Schmidt	Pfarrer am Gottesdienstinstitut der Evang.-Luth. Kirche in Bayern Sperberstr. 70, 90461 Nürnberg
Dr. Birgit Speckle	Bezirksheimatpflege Unterfranken Silcherstraße 5, 97074 Würzburg
Thomas Wachter	1. Vorsitzender der Vereinigung der Kunstschaaffenden Unterfrankens (VKU) Bismarckstraße 5, 97080 Würzburg

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Liebe Leser des FRANKENLANDES!

Das vor Ihnen liegende Oktoberheft der Zeitschrift FRANKENLAND wendet sich diesmal zwei Themenkreisen zu: zum einen möchten wir Ihnen die Beiträge des 48. Fränkischen Seminars vom Frühjahr 2008 zum Thema „Volksmusik? Gebrauchsmusik? – Eine fränkische Standortbestimmung“ präsentieren; zum anderen steht die vorliegende Ausgabe unter dem Eindruck der 61. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES, die am 13. September 2008 auf dem Schwanberg bei Kitzingen stattfand. Daher ziehen sich Ort und Ereignis wie ein roter Faden durch unsere Zeitschrift.

Berichtet zunächst Monika Conrad unter dem Motto „Dem Schwanberg verbunden“ über Sagen, Geschichten, Persönlichkeiten und Ereignisse im Bannkreis dieses „Heiligen Berges“, so möchten wir Sie unter der Überschrift „Frankenbund intern“ dann über die vielfältigen Veranstaltungen aus Anlaß unserer 61. Bundesbeiratstagung und deren Ergebnisse informieren. Besonders die Vorstellung der beiden diesjährigen FRANKENBUND-Kulturpreisträger, der Bildhauer Thomas Hildenbrand und Thomas Reuter, aus der Feder des Vorsitzenden der Vereinigung der Kunstschaffenden Unterfrankens Thomas Wachter dürfte Sie interessieren. Darüber hinaus findet sich auch das launige Gedicht Pfarrer Christian Schmidts – von ihm eigens zur Schwanbergtagung verfaßt – in der Abteilung „Mundart in Franken“ zur schmunzelnden Lektüre.

Mit Hilfe der in dieser Ausgabe veröffentlichten Vorträge des vergangenen Fränkischen Seminars wollen wir Sie schon auf das Jahresthema des FRANKENBUNDES für 2009 einstimmen. Wie immer verbindet die Bun-

desleitung und die Redaktion der Zeitschrift damit die Hoffnung, auf diese Weise den einzelnen Gruppen vor Ort möglichst vielfältige Anregungen für Vorträge, musikalische Abende oder Studienfahrten im kommenden Jahr geben zu können.

Während Günter Dippold mit den Türmern von den Vorläufern der heutigen Gebrauchsmusik erzählt, wendet sich Armin Griebel der Geschichte der Volksmusikpflege in Franken zu, wohingegen Birgit Speckle versucht, den Stellenwert von Volksmusik und Gebrauchsmusik in der derzeitigen Kulturarbeit und Heimatpflege der fränkischen Bezirke herauszuarbeiten. Schließlich bemüht sich Jürgen Gahn um eine Bestandsaufnahme der Situation der „Volksmusiker“ heute, und Heidi Christ beleuchtet die Frage, wie man mit heimischen geistlichen Liedern Gott auf fränkisch loben kann.

In der Rubrik „Kunst und Kultur“ beschäftigt sich zunächst Oskar Klemmert mit dem heute fast vergessenen fränkischen Dichter und Kunstkritiker Oskar Kloeffel, woran Alexander von Papp dann die Vorstellung einer wichtigen neuen Veröffentlichung über die bekannte Photoberichterstellerin Erika Groth-Schmachtenberger anschließt. Zu guter Letzt weisen wir Sie noch auf die neue Schmucknadel des Frankenbundes hin und hoffen auf eine baldige weite Verbreitung dieses schönen Erkennungszeichens unserer FRANKENBUND-Zugehörigkeit.

Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen wie immer viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

Ihr

Dr. Peter A. Süß

## Dem Schwanberg verbunden – Sagen, Geschichten, Persönlichkeiten, Ereignisse im Bannkreis des HEILIGEN BERGES

*von*

*Monika Conrad*

Unzählige Sagen ranken sich um den Schwanberg. In unserer nüchternen, vom Materialismus geprägten Zeit fließen romantische und poetische Formulierungen nicht so leicht aus der Feder. Dennoch gefallen sie uns nach wie vor, werden gerne gelesen und deshalb zitiert:

### *Auch der Steigerwald hat seinen Untersberg, seinen Kyffhäuser*

*„Einem seiner schönsten Berge, dem Schwanberg, hat die deutsche Sage einen König gegeben, der darin „schläft“: Pipin, der Vater Karl des Großen, der erste Herrscher im vereinigten Frankenreiche ist der Erkorene. Pipin, der oben in dem Bergschlosse des öfteren gewohnt und Hof gehalten haben soll, ihn läßt die Sage unter dem Schlosse in einem silbernen Sarge mit reichen Schätzen begraben sein.“* Diese märchenhafte Beschreibung ist in „Sagen und Skizzen aus dem Steigerwald“<sup>(1)</sup> zu finden und wird fortgesetzt: „Heute noch hält der Schwanberg die Blicke des Wanderers gefangen und die Menschen schauen hinüber zu seiner ruhigen Größe, die Jahrhunderte nicht altern lassen. Es ist darum nicht wunderzunehmen, daß sich von alten Zeiten her Sagen an ihn knüpften und er für eine heilige Götterstätte gehalten wurde.“ Die Sagen erzählen von Reitern ohne Kopf, die in den Dörfern rund um den Schwanberg ihr Unwesen trieben und in den Wäldern des Berges verschwanden. Einem meineidigen Waldhüter, der zur Strafe auf dem Schwanberg „spuken“ muß, ist ein Denkmal am Aufstieg von Iphofen gewidmet. Höhlen und unterirdische Fluchtgänge zum Schloß will

man bei Pflaster- und Grabungsarbeiten in den Dörfern am Fuße des Berges gefunden haben. Nach im Berg versteckten Schätzen wurde gesucht. Immer wieder wurden Waffen, Schmuckstücke und Münzen gefunden. Durch zahlreiche archäologische Forschungen in der Region und auf dem Schwanberg konnte die Besiedlungsgeschichte unserer Heimat durch alle Zeitepochen hindurch wissenschaftlich dokumentiert werden. Dabei ist auch in den phantasievollsten Sagen zumeist ein wahrer Kern zu entdecken.

### *,Im Bannkreis des Schwanbergs“*

Unter diesem sehr treffenden Namen erschienen die von Landrat Oskar Schad und Kreisheimatpfleger Fritz Mägerlein ins Leben gerufenen Jahrbücher für den Landkreis Kitzingen. Insgesamt waren es 18 Ausgaben in den Jahren 1959 bis 1972 und 1979 bis 1982. Bereits der Titel verrät die Bedeutung des Schwanberges für die ganze Region. Sehr poetisch schreibt hierzu der Journalist Kurt Höcht im Jahrbuch 1972: „Wie eine Landzunge ragt der Schwanberg hinaus in die Mainebene. An seine Flanken lecken die Rebzeilen wie verebbende Wellen. (...) Er ist wie ein Elternhaus, zu dem man immer wieder heimkehrt, um neue Kräfte zu schöpfen.“<sup>(2)</sup> Die Verbundenheit von Historikern, Schriftstellern, Heimatpflegern, Archivaren und Heimatfreunden mit dem Schwanberg zeigt sich wieder verstärkt mit der Gründung eines neuen Initiativkreises „Im Bannkreis des Schwanbergs“. Unter diesem bewährten Titel ist das Jahrbuch für 2009 in Vorbereitung und soll zu Weihnachten 2008 erscheinen.

## *Der Schwanberg war und ist Wallfahrtsort*

Der Schwanberg ist Ziel für Menschen, die aus den Tiefen des Alltags ein wenig dem Himmel näher kommen möchten. Blickt man heute in die Höhe, ist wie seit Jahrhunderten das altehrwürdige Schloß sichtbar. Daneben ist zwischen den Bäumen die Kirche Sankt Michael zu erkennen bzw. zu erahnen. Ihre Vorgängerkirchen standen auf vormals heiligen Plätzen der Kelten und Germanen unterhalb des Schlosses auf dem Bergvorsprung „Katzenstein“ bzw. „Alte Katzenstirn“ und waren weit ins Land sichtbar. Archäologische Grabungen belegen dort für das späte Mittelalter eine Wallfahrtskirche St. Walburgen. Seither wird der schönste Aussichtspunkt des Schwanberges – von dem aus bei guter Sicht nahezu 50 Orte zu sehen sind – „Kappelrangen“ oder auch „Kapellrangen“ genannt. Beim alljährlichen Schwanbergtag im Juni wird an dieser uralten heiligen Stätte auf den Fundamenten der früheren Kirche wie in Vorzeiten bei freiem Blick ins Frankenland Gottesdienst gefeiert.

Die bis zur Christianisierung zurückgehenden Vorgängerkirchen der Wallfahrtskirche St. Walburgis dürften dem Erzengel Michael geweiht gewesen sein. Der letzte Herr auf Schloß Schwanberg – Radulf Graf zu Castell-Rüdenhausen<sup>3)</sup> schrieb hierzu, daß Kirchen zu Ehren des streitbaren Erzengels Michael auf alte Kultstätten des ebenfalls streitbaren Wotan gesetzt wurden, was half, den neuen Glauben den genauso streitbaren Germanen näherzubringen. Dies dürfte nach den archäologischen Befunden auf dem Berg und im Umland bereits im frühen 7. Jahrhundert gewesen sein. Eine Holzkirche dieser Zeit wurde in Kleinlangheim unter der heutigen Pfarrkirche St. Georg und Maria ausgegraben und auf vor 650 datiert.<sup>4)</sup> Radulf Graf zu Castell-Rüdenhausen zitiert Papst Gregor I., der seiner Geistlichkeit bereits im Jahre 601 empfohlen habe, an der Stelle heidnischer Tempel auf den Bergen christliche Gotteshäuser zu erbauen.

Für die Zeit nach dem 30jährigen Krieg beschreibt Sebastian Zeißner in seiner „Geschichte für Rödelsee und Umgebung“<sup>5)</sup> die

besonders heftigen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten während der Gegenreformation. Für den Bau der letztlich notwendig gewordenen katholischen Kirche in Rödelsee (Weihe im Herbst 1783) fanden die Steine der Wallfahrtskirche Walburgis und des baufälligen „Schwanberger Turmes“ (Bergfried im Schloßhof) Verwendung.

Herausragende Plätze wie der Schwanberg wurden auch gerne als nationale Kultstätten „genutzt“. So läßt Michael Georg Conrad in seinem 1904 auf dem Schwanberg geschriebenen Roman „Der Herrgott am Grenzstein“<sup>6)</sup> den Lehrer Reinhart von einer Bismarcksäule träumen, die vom Aussichtsgarten des Schlosses in die Triasformation des Maingebiets hinabgrüßt. Glücklicherweise ist dieser (Alp-) Traum des Lehrers, der unter dem schlimmen Verdacht stand, ein Sozialdemokrat zu sein, nicht in Erfüllung gegangen und dem Schwanberg ein dauerhafter, im wahrsten Sinne des Wortes kolossaler Ausdruck des ausufernden „Bismarck-Kultes“ und nationalen Größenwahns erspart geblieben. Conrad selbst wird aus einer Rede von 1895 zitiert: „Es dünkt uns – alles in allem gerechnet – keine gar so fidele Geschichte, was uns da in den Jahren 1870 und 1871 aufgetischt worden ist“ und spricht die Folgen für die Mehrheit der Bevölkerung an, „die am Reich zu verarmen droht, während einige Wenige, die oben auf sitzen, immer reicher werden.“<sup>7)</sup>

Mit angenehmer Zurückhaltung werden auf dem Schwanberg herausragende Persönlichkeiten unserer näheren Heimat geehrt, die zu Ihrer Zeit und nachhaltig Gutes für die Menschen bewirkt haben. Diese Denkmäler prahlen nicht. Sie sollen in positivem Sinne erinnern, würdigen und mahnen. Wohl aufgrund ihrer Bescheidenheit gehen oder fahren wir oft an ihnen vorbei und wissen wenig oder nichts von den Persönlichkeiten und Ereignissen an die sie erinnern sollen. Dies zu ändern war und ist Anlaß für die Veranstaltungs- und Veröffentlichungsreihe „Dem Schwanberg verbunden“. Im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe fand im Jahre 2007 eine „denk-mal-Wanderung“ über den Schwanberg nach Castell statt. Für das Begleitheft zu dieser Wanderung schrieb dankenswerter-

weise Frau Dr. Christina Bergerhausen<sup>8)</sup> einen Beitrag zum Denkmal für Dr. Peter Schneider, den Gründer des Frankenbundes:

### *Der Gedenkstein für Dr. Peter Schneider auf dem Schwanberg*

*„Am Kapellrangen des Schwanberges, von wo aus der Blick weit in die unterfränkische Landschaft schweifen kann, steht ein Steinblock aus Muschelkalk. Auf ihm steht in großen Lettern geschrieben:*

DEM KÜNDER DER FRÄNKISCHEN HEIMAT,  
SEINEM GRÜNDER DR. PETER SCHNEIDER  
GEB. 1882, GEST. 1958  
DER FRANKENBUND

*Dieser Gedenkstein wurde von dem unterfränkischen Bildhauer und Holzschnieder Richard Rother (1890-1980) gestaltet und am 13. September 1959 in einer Feierstunde in Anwesenheit zahlreicher Prominenz vom 1. Vorsitzenden des Frankenbundes und damaligen Oberbürgermeister von Würzburg Dr. Helmut Zimmerer enthüllt. (...) Schon in jungen Jahren trat Schneider mit (kunst-)historischen und volkskundlichen Themen an die Öffentlichkeit. Zunehmend wurde die Beschäftigung mit Franken, seiner Geschichte und Kultur, seiner Landschaft, Sprache und seinen Bewohnern zu seiner Lebensaufgabe. (...) Die in Franken lebenden Menschen wollte er anregen, sich stärker ihrer geschichtlichen und kulturellen Wurzeln bewußt zu werden und dieses Erbe auch tatkräftig zu pflegen. Hierzu gehörte für ihn auch die Bewahrung der Mundart. Nicht zuletzt auf diesem Wege sollte einer von ihm beobachteten „schleichenden Bajuwarisierung Frankens“<sup>9)</sup> entgegengewirkt werden.“ Diese Zielsetzung ist nach wie vor sehr aktuell, und wir Franken müssen sie uns immer wieder in Erinnerung rufen. Aus der Geschichte zu lernen, bedeutet auch die eigene Identität zu achten und zu bewahren.*

### *Ein kurzer Überblick über die Geschichte des Schwanbergs*

Bereits in frühester Zeit war der Schwanberg besiedelt. Der älteste Lesefund von Schulrat Spath aus Großlangheim, ein Bogen-

schaber aus Kieselschiefer, dürfte noch die Anwesenheit eines Neandertalers bezeugen. Archäologische Funde aus fast allen Siedlungsepochen folgen. Das eindrucksvollste Boden-Denkmal der Besiedlungsgeschichte ist der heute noch in beachtlicher Höhe vorhandene sogenannte „Keltenwall“.

*„Eine besonders wertvolle Entdeckung waren bronzen Lappenbeile unter dem Vorgängerbau des Hauptwalles aus der Zeit um 3000 v. Chr. Aus der Urnenfelderzeit (1200-700 v. Chr.) stammt das Fragment einer tönernen Sonnenscheibe, ein Zeichen religiöser Verehrung. Sogar ein Regenbogenschüsselchen (eine keltische Goldmünze) wurde auf dem Plateau gefunden. Am Ostrand des Schwanbergs hat man Trichtergruben entdeckt. Wahrscheinlich wurde hier Eisenerz verarbeitet. 51 keltische Eisenbarren brachte ein Fund zutage.<sup>10)</sup> Noch im 30jährigen Krieg flüchteten die Menschen aus den Dörfern der Umgebung aus Furcht vor den Schweden auf den Schwanberg und suchten Schutz hinter den Wällen, die seither im Volksmund auch „Schwedenschanzen“ genannt wurden.*

Sagen und Funde aus der Zeit der Kolonisation des Maingebietes durch die Franken berichten vom Schloß auf dem Schwanberg, in welchem der erste Frankenkönig Pippin (714–768) residierte und dessen Schwester Hadeloga nach einer legendarischen Vita ihren Schleier oder Handschuh dem Wind anvertraute, um den Platz für ein von ihr gewünschtes Kloster zu bestimmen. So wurden nach der Legende Kloster und Stadt Kitzingen gegründet. Dort soll Hadeloga auch um 750 n.Chr. gestorben sein.

Eine Befestigung (oder Burg) aus karolingischer oder wahrscheinlich schon aus spätermerowingerischer Zeit wird auf dem so genannten „Iphöfer Knuck“ vermutet. „Der relativ hohe Anteil qualitätvoller Fundstücke läßt“ laut Ludwig Wamser<sup>11)</sup> „dort auf einen besonders gut geschützten Aufenthaltsort relativ mobiler ranghoher Adelsfamilien schließen. Sie hatten allem Anschein nach administrative und militärische Aufgaben im Namen der fränkischen Reichsgewalt bzw. des königlichen Landesherrn wahrzunehmen.“ Vom „Iphöfer Knuck“ aus konnte die „Iphöfer Pforte“

(das landschaftliche „Eingangstor“ zwischen Main und Steigerwald aus Richtung Südwesten) und der Königshof Iphofen gut bewacht werden.

Die erste urkundliche Erwähnung datiert auf den 18. Januar 1230 und spricht von einem schon lange andauernden Grenzstreit zwischen „*Kastel, Yppehofen et Swaneberk*“. Eine Burg bestand zu dieser Zeit bereits an heutiger Stelle, und archäologische Befunde lassen eine frühmittelalterliche, wahrscheinlich karolingische, Vorgängerburg oder burgähnliche Befestigung auch auf dem Bergvorsprung „Alte Katzenstirn“ vermuten.

Seit der Zeit der sogenannten „Landnahme“ war der Schwanberg würzburgisch und diente als Schutz für das ebenfalls würzburgische Iphofen. 1324 war das „*castrum*“ Schwanberg im Besitz des Burggrafen Friedrich von Nürnberg. 1344 gelangte dieses durch die Auslösung alter Pfandschaften wieder an das Hochstift Würzburg zurück. Von 1438 bis 1605 erhielten die Herren von Wenckheim den Schwanberg als erbliches Lehen. Im Bauern-

krieg wurde das Schloß in Mitleidenschaft gezogen, doch bald wieder aufgebaut. Die Jahreszahl über dem großen Eingangs-Tor zeigt das Jahr 1527. Im Jahr 1605 kaufte der Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn die Burg, die bis zur Säkularisation im Besitz des Hochstifts Würzburg verblieb.

Nach der Säkularisation wechselte das Schloß innerhalb weniger Jahre zehnmal die privaten Besitzer, und im Volksmund entstand wegen der dort Pleite gegangenen Pächter das Sprichwort: „Achtspännig fahren sie hinauf und barfüßig kommen sie wieder herunter“. Die 1894 angetroffene Mißwirtschaft beschreibt Michael Georg Conrad in seinem schon erwähnten Roman und stellt dieser zehn Jahre später den bei seinem Aufenthalt 1904 vorgefundenen Musterbetrieb des Gießener Ökonomen und Kaufmanns Jean Dern gegenüber. Dessen Verdienste um den Schwanberg finden allenthalben lobende Erwähnung.

Jean Dern wird nach vielen Besitzwechseln als „Wieder-Hersteller“ des Schwanberges

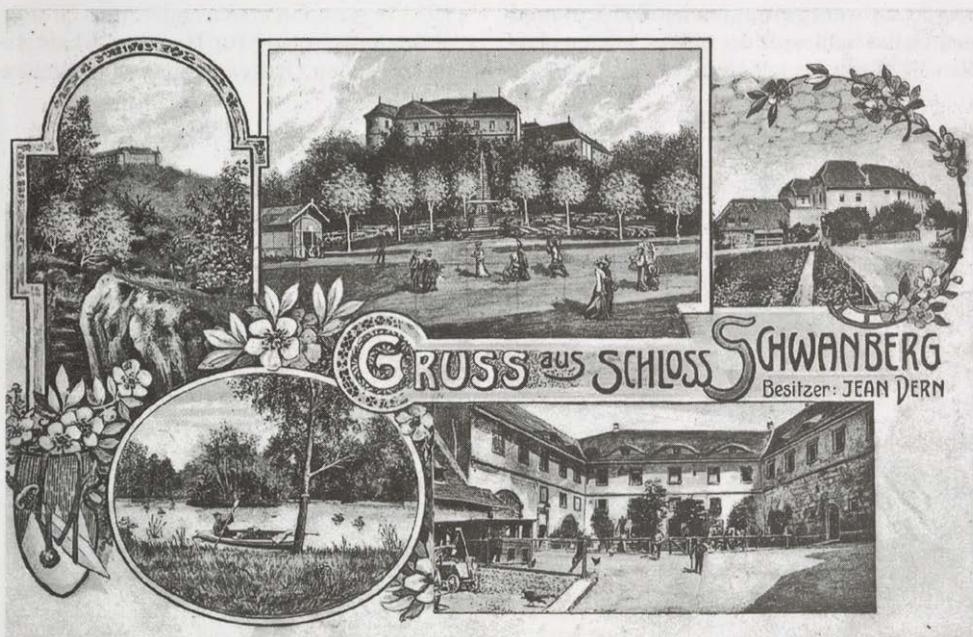


Abb. 1: „Dernzeit“ im Schloß auf dem Schwanberg 1897-1911. Die Ökonomie ist noch im Schloß. An der Stelle des späteren „Rittersaales“ erhob sich eine Scheune. Die Hofkapelle war Pferdestall und in der Frankenstube standen die Rindviecher. Davor der zur Dernzeit aufgeräumte und mit einem Handwagen dekorierte Mistplatz. Sammlung Altbürgermeister Friedrich Amberger, Rödelsee.

gewürdigt und war Ehrenbürger der Gemeinde Rödelsee. Er vergrößerte durch Zukauf den Waldbesitz, die Gebäude wurden saniert, das Forsthaus gebaut, die alte Straße nördlich des Schlosses angelegt. Das Schloß Schwanberg wurde wieder – wie schon zur Zeit des ersten privaten Besitzers (des Hofkonditors Georg Bevern) – zum viel besuchten Gasthaus und zur beliebten Sommerfrische. Der Rödelseer Altbürgermeister Friedrich Amberger stellte eine ganze Reihe Photos aus dieser Zeit zur Verfügung, die einen großartigen Eindruck der „Dern-Zeit“ auf dem Schwanberg vermittelten. Besonders interessant ist eine vom Ehepaar Dern geschriebene Postkarte aus dem Jahr 1899 auf der von 4000 bis 5000 Gästen an einem Himmelfahrtstag berichtet wird.

Den gesamten Dernschen Besitz erwarb 1911 Alexander Graf von Faber-Castell. Die Straße wurde erneut ausgebaut und bekam eine teilweise völlig andere Trassenführung. Eine Brunnenstube wurde gebaut und ein Windmotor, der Strom für die Pumpe erzeugte, auf das Plateau gestellt. 1919 bis 1921 wurde auf wenig ertragreichen Feldern nordöstlich des Schlosses der große Park angelegt. Seit 1928 war Radulf Graf zu Castell-Rüden-

hausen bis zu seinem Tod im Jahre 2004 Eigentümer des Schlosses Schwanberg.

Noch 1944 sollte auf dem Schwanberg eine HJ-Führerschule im Schloß eingerichtet werden, und von 1945 bis 1949 quartierten sich die US-Streitkräfte dort ein. Von 1949 bis 1957 dienten die Gebäude dem Landkreis Kitzingen als Altenheim.

### *Die Communität Casteller Ring*

1957 wurde der „Heilige Berg“ in ganz besonderer Weise seinem Titel gerecht. Sein „Bannkreis“ erreichte junge Frauen im „Schlössle“ von Castell, die sich und Jesus Christus in der Oster nacht 1942 unter dem Kreuz auf dem Fürstenfriedhof von Castell die Treue geschworen hatten. Sie kamen alle aus der Pfadfinderinnen-Bewegung und hatten unter der Naziherrschaft unter Bespitzelung zu leiden. Nach dem Krieg kümmerten sie sich um Mädchen, die aus den ostdeutschen Gebieten geflüchtet und in Flüchtlingslagern untergebracht waren.

1953 begann ein erster einjähriger Grundausbildungslehrgang für Hauswirtschaft. In den folgenden Jahren konnten Mädchen



Abb. 2: Kirche St. Michael auf dem Schwanberg. „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen. Und er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein“ (Offb.21). Zeichnung: Irene Dilling entnommen aus der Schrift: Jerusalem du hochgebaute Stadt – Communität Casteller Ring (CCR).

Kurse für sozialpflegerische und sozialpädagogische Berufe und auch für Hauswirtschaft besuchen. Für die steigende Zahl der Kursteilnehmerinnen wurden Schul- und Internatsräume nötig. 1956 wurde eine Erweiterung geplant und ein geeignetes Grundstück gesucht. Fast zeitgleich wurden im Schloß auf dem Schwanberg Räume frei. Seine Erlaucht Graf Radulf suchte neue Mieter!

Am 1. April 1957 wurde ein Pachtvertrag zwischen Graf Radulf von Castell-Rüdenhausen und dem Pfadfinderinnendienst e.V. geschlossen. Castell blieb zunächst Standort für den schulischen Bereich, der Schwanberg wurde zur Tagungsstätte ausgebaut. Schritt für Schritt erfolgte der Umzug der Community Casteller Ring und der Schule auf den Schwanberg. Durch die veränderte Schulpolitik fand 1987 die Arbeit im schulischen Bereich nach 34 Jahren ein Ende. Das Internat wurde zum „Haus der Begegnung“ und damit das zweite Tagungshaus auf dem Schwanberg. 2002 entstand schließlich dort das „Haus St. Michael“ – ein Haus der Stille. In Kooperation mit dem Schullandheimwerk Unterfranken bietet seit Mai 2003 der neu erbaute Jugendhof mit vier Bungalows, Außenanlagen zum Spielen und Sitzen und dem sanierten Schulhaus Raum für Kinder, Jugendliche und Familien. Aus dem sozialen und diakonischen Einsatz der Schwestern ist seit 1957 das Geistliche Zentrum Schwanberg und die „Stadt auf dem Berg“ erwachsen, in deren Mittelpunkt die 1987 eingeweihte Kirche St. Michael steht.

Mit der notariellen Beurkundung ging am 14. Dezember 2005 das Schloß Schwanberg in den Besitz des Geistlichen Zentrums über. Neben dem Schloß übernimmt der Trägerverein auch den historischen Aussichtspunkt Kappelrangen, den Puttengarten und den zwölf Hektar großen Schloßpark.<sup>12)</sup>

Spätestens im Jahre 1965 waren die Wasserversorgung und der Zustand der Straße den Anforderungen des zunehmenden Betriebes auf dem Schwanberg nicht mehr gewachsen. Christel Schmid, die Gründerin der Community Casteller Ring, beschreibt u.a. diese mangelhaften Zustände unter „Neues vom alten Schwanberg“ im Jahrbuch 1966

„Im Bannkreis des Schwanbergs“<sup>13)</sup> und dankt sehr eindrücklich dem damaligen Landrat Oskar Schad für dessen Einsatz. Dessen sehr engagierter und unermüdlicher Einsatz führte zum Neubau der Straße und zur Übernahme der Folgekosten durch den Landkreis. Gleichzeitig beseitigte der Landkreis mit dem Bau einer Wasserleitung den Wassernotstand auf dem Berg. Damit wurde und wird nicht nur mit Worten, sondern durch Handeln die Bedeutung des Schwanberges für die ganze Region gewürdigt.

### *Ehre wem Ehre gebührt – Landrat Oskar Schad*

Leider werden oft erst Verstorbene durch ehrendes Gedenken und Anerkennung herausragender Leistungen geehrt. Herrn Landrat Oskar Schad, der von 1948 bis 1970 im Amt war, wurde verdienterweise bereits zu seinen Lebzeiten ein Denkmal auf dem Schwanberg gesetzt, das bei der Einweihung der Schwanbergstraße am 30. November 1966 feierlich enthüllt wurde. Im Beschluß des Kreistages ist allerdings für diesen Tag nur die Enthüllung eines Gedenksteines am Aussichtsplatz vor der letzten Kurve der Straße für Michael Georg Conrad vermerkt. Landrat Schad wurde von seinem Stellvertreter und den Kreisräten mit der großen Ehrung überrascht.

Größte und bis heute nicht genug zu würdigende Verdienste erwarb sich Landrat Schad beim endlosen und oft aussichtslos erscheinenden Kampf um die Befreiung des Schwanbergs von seiner Nutzung als uneingeschränktes Truppenübungsgelände für die amerikanischen Streitkräfte. Dieser Kampf dauerte bis in die 1970er Jahre, und man mag sich die Folgen bei negativem Ausgang gar nicht vorstellen. Wir erinnern uns dankbar, wenn wir auf der „Landrat Schad Straße“ bequem auf den Berg fahren und am Busparkplatz kurz vor dem Denkmal innehalten. Ob die vom Kreistag erfolgte gleichzeitige Würdigung von Michael Georg Conrad mit der himmelschreienden Klage seines Romanhelden über die mörderische Beschaffenheit der Fuß- und Fahrwege im Zusammenhang steht, ist nicht bekannt.

Am Ende des Parkplatzes informieren große Tafeln über die Wanderwege und Sehenswürdigkeiten auf dem Schwanberg. Gleich rechts abbiegend kommt man zum Jugendhof, zum Spielplatz und zum Gutshof. Die Landrat-Schad-Straße führt weiter zum Schwanberg-Café mit darunter liegendem Empfang des Geistlichen Zentrums und dem Schwanbergladen. Auf der gegenüberliegenden Seite befindet sich der neue Weingarten am ehemaligen Forsthaus. An der Kirche vorbei führt der Weg geradeaus zum Schloß. Der Zugang ist in der Regel nur für Tagungs- und Urlaubsgäste geöffnet. Im Sommer sind an jedem ersten Sonntag im Monat Führungen für die Öffentlichkeit. Nach rechts führt der direkte Weg zum Schloßpark und zum Friedwald.

Zum Aussichtspunkt Kappelrangen geht man der Kirche St. Michael gegenüber einige Stufen abwärts und wieder hinauf zu einem schmalen Weg. Er führt direkt an den Außenmauern des Schlosses vorbei. Die wuchtigen Buckelquader der Schloßmauer sind aus dem harten Blasensandstein des Schwanbergs. Diese harte Deckschicht hat die Erosion des Berges verhindert.

Auf dem Aussichtspunkt Kappelrangen findet sich im Hintergrund der schon beschriebene Gedenkstein für Dr. Peter Schneider, den Gründer des Frankenbundes. Auf einer Bronzetafel im Vordergrund wird an Kreisheimatpfleger Dr. Andreas Pampuch erinnert, der Blick über das bis in weite Ferne mit dem Schwanberg verbundene Land gelenkt und die Aussicht beschrieben.

Dieser freie Blick in die Weite erinnert auch an die Sehnsucht der Menschen nach Freiheit und Gerechtigkeit während der Feudalzeit. Unsere Vorfahren erkämpften unter großen Verlusten durch Einsatz von Leib und Leben sowie Hab und Gut bürgerliche Freiheiten. Wir, die wir heute viele dieser erkämpften Freiheiten genießen, sollten uns an herausragenden Plätzen wie auf dem Schwanberg auch dankbar an die prägenden Ereignisse der bayerischen und deutschen Demokratiegeschichte erinnern.

Der Historiker Wilhelm Zimmermann<sup>14)</sup> aus dem Schwäbischen schreibt 1841 u.a.: „Der Schwanberg liegt in Franken bei Iphofen, unweit Nürnberg und Würzburg, also im Herzen von Deutschland. Es war eine alte Prophezeiung, es solle einst eine Kuh auf dem Schwanberg stehen und plärren, daß man's inmitten der Schweiz höre.“ Zimmermann deutet in der Zeit des „Vormärz“ diese Sage dahingehend, daß ganz Deutschland – vom Schwanberg ausgehend – einst frei wie die Schweiz sein werde. Daß diese Auslegung nicht unbegründet ist, findet sich in den Chroniken der umliegenden Ortschaften belegt. Nachweislich kamen herausragende führende „Revolutionäre“ aus der direkten Umgebung des Schwanbergs. Namentlich zu nennen wären hier Wolfgang Ackermann und Konsorten aus Wiesenbronn,<sup>15)</sup> August Friedrich Crämer aus Kleinlangheim,<sup>16)</sup> „der Gastwirt Schmitt zu Rüdenhausen und der Schreiber des dortigen Herrschaftsgericht namens Stöcker.“<sup>17)</sup> Es ist sehr gut vorstellbar, wie sie mit hunderten (oder tausenden) von unzufriedenen und enttäuschten Untertanen auf dem Kappelrangen standen und zur „Konstitutionssäule“ am gegenüberliegenden Sonnenhügel bei Gaibach blickten, sich mit den liberalen Kräften am Main und aus anderen Regionen verbündeten und gemeinsame Aktionen planten. Bei diesen Vorstellungen wird die historische Verbundenheit des Schwanbergs mit dem gesamten Umland ganz besonders deutlich.

1828 war die Konstitutionssäule von Franz Erwein Graf von Schönborn zum 10. Jahrestag der ersten bayerischen Verfassung in Anwesenheit des Königs eingeweiht worden. Große Hoffnungen hatten sich an diese Verfassung geknüpft und blieben zunächst unerfüllt. Ganz sicher erinnerte man sich bei den großen Protestversammlungen auf dem Schwanberg (nach 1830) auch an die Hoffnungen, die beispielsweise schon 1820 durch den Besuch der späteren Königin Theresia von Bayern auf dem Schwanberg geweckt worden waren. „Sie speiste in einem Zelt auf dem Kappelrangen“, schreibt Radulf Graf zu Castell-Rüdenhausen und berichtet von wah-

ren Volksfesten, insbesondere zu Christi Himmelfahrt, ab 1831. Diese Volksfeste dienten damals den Menschen als Tarnung, da politische Versammlungen strengstens verboten waren. Allerdings hielt sich die Tradition „Zu Himmelfahrt auf den Schwanberg“ bis in die heutige Zeit – wenn auch der politische Hintergrund nicht in Erinnerung geblieben ist.

Höhepunkte der Proteste waren das am 27. Mai 1832 zeitgleich in der bayerischen Pfalz stattfindende „Hambacher Fest“ und das „Gaibacher Fest“ im erst kurz zu Bayern gehörenden Franken sowie 1833 der Sturm auf die Konstablerwache in Frankfurt am Main. Der in Kleinlangheim gebürtige August Friedrich Crämer war an diesem Umsturzversuch in Frankfurt beteiligt und wurde zu schwerem Kerker verurteilt. Nachdem er freigekauft werden konnte, wanderte er nach Studien in England als Anführer der ersten Auswanderergruppe 1845 im Auftrag Wilhelm Löhes nach Michigan aus und gründete dort die fränkische Kolonie Frankenmuth. Nur ganz wenige Freiheitskämpfer wurden bis heute rehabilitiert. Wir Deutschen feiern unsere Freiheitskämpfer nicht und erfahren von ihnen meist nur sehr wenig.

### *Der Schloßpark auf dem Schwanberg*

Unter der Überschrift „Als der Park unter den Hammer sollte“ veröffentlichte Siegfried Sebelka in der beliebten Mainpost-Serie „Burgen und Schlösser in Unterfranken“ vor kurzem einen Artikel: „Das war knapp im Sommer 2005: Ein Jahr nach dem Tod von Radulf Graf zu Castell-Rüdenhausen sollte der Nachlaß des letzten Schloßherren unter den Hammer kommen. Die Steinfiguren aus dem viel besuchten Schwanbergpark waren unter den 2828 Einzelstücken für die Versteigerung. Sie wären in alle Winde verstreut worden – der Park nicht mehr das, was er war. Die Rettung kam in letzter Sekunde. Denkmalschützer wurden aktiv, die Öffentlichkeit aufmerksam (Anm.: Es war umgekehrt!) und die Figuren wurden aus dem Katalog genommen. Inzwischen haben Paten für die Restaurierung gesorgt.“<sup>18)</sup>

Bis der Schwanbergpark seinen ursprünglichen Charakter wieder erhält, bedarf es al-

lerdings noch eines sehr großen Aufwandes und vieler Spenden. Saniert sind bisher die Figuren, Vasen, Steinbänke und Tische etc. im Schloßpark, im Schloßhof und im Puttengarten. Der Park selbst wartet noch auf Gelder und grünes Licht seitens des Landesamtes für Denkmalpflege und auf viele freiwillige Spenden aus der Bevölkerung, damit Neptun nicht auf dem Trockenen sitzen bleibt.

### *Die Verbundenheit mit dem Schwanberg war und ist groß*

Es gab und gibt wohl kaum eine Schulklasse, einen Freundeskreis, eine Familie im „Bannkreis des Schwanbergs“ ohne Wintertag „naufn Schwambarch“ mit Erinnerungsphoto auf und um den Hubertushirsch im Schloßpark. Aus Großlangheim wird berichtet, daß traditionell Kindergartenkinder ihren Abschied aus der Kindergartenzeit bis heute mit einem Übernachtungsaufenthalt auf dem Schwanberg feiern. Ob es wohl ein Liebespaar in der Umgebung gibt, das die seit alter Zeit bekannte „besondere Ausstrahlung“ des Schwanbergs noch nicht genossen hat?

Die Nummernschilder der Autos auf dem Parkplatz zeugen von Besuchern aus allen Regionen Deutschlands und auch aus dem Ausland. Durch das umfangreiche und sehr ansprechende Kurs- und Tagungsangebot in den verschiedenen Häusern des Geistlichen Zentrums Schwanberg sowie durch Veranstaltungen wie Konzerte, Gottesdienste, Wallfahrten und geistliche Angebote hat sich die Verbundenheit mit dem Schwanberg Schritt für Schritt bzw. Kilometer um Kilometer erfreulich weit ausgetragen.

Eine neue, ganz besondere Verbundenheit ergibt sich durch die Möglichkeit der letzten Ruhe im christlichen Friedwald. Dieser schließt sich an den Schloßpark auf dem Weg zum Keltenwall an und bietet hinter dem Mausoleum Urnenbestattungen unter ausgewählten Bäumen als Alternative zur konventionellen Grabstätte. Für den lebendigen und einen gesunden Körper empfehlen sich ausgedehnte Wanderungen und eine anschließende Labung bei Kaffee und Kuchen oder einer deftigen Brotzeit und Frankenwein im

„Schwanberg — Café und Wein“ oder im neuen „Weingarten am Forsthaus“.

Ruhe für Geist und Seele ist in der St. Michaelskirche zu finden. Dort lässt sich in einer evangelischen Kirche mit allen Sinnen Gottesdienst feiern. Auch dies ist etwas besonderes, das viele Menschen mit dem Schwanberg verbindet und sie in seinem Bannkreis hält.

verbunden. Denk-mal-Wanderung über den Schwanberg nach Castell. Kleinlangheim 2007, S. 17–18.

- 9) Süß, Peter A. (Hg.): Frankenbund Gruppe Würzburg. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum. Würzburg 1995, S. 21.
- 10) Landschaftspflegeverband Kitzingen: Von Kelten und anderen Vorfahren. Schwanbergkonzept im Naturpark Steigerwald. Der Schwanberg. Natur und Geschichte des „Heiligen Berges“.
- 11) Wamser, Ludwig: Archäologische Zeugnisse des Christentums auf dem Schwanberg: religions-, orts- und landesgeschichtliche Aspekte, in: Communität Casteller Ring (Hg.): Kirche bauen – an der Kirche bauen. Festschrift zur Weihe der St. Michaelskirche auf dem Schwanberg am 24.5.1987, S. 84 u. S. 86.
- 12) Buske, Priorin Sr. Ursula (CCR)/Hausknecht, Hartmut: Geistliches Zentrum Schwanberg. Menschen zu Christus führen. 50 Jahre soziale Arbeit auf dem Schwanberg und Prospekt des Geistlichen Zentrums auf dem Schwanberg „Stadt auf dem Berg“.
- 13) Schmid, Christel: Neues vom alten Schwanberg, in: Im Bannkreis des Schwanbergs. Jahrbuch des Landkreises Kitzingen 1966, S. 44 ff.
- 14) Zimmermann, Wilhelm: Geschichte des großen Bauernkrieges. Stuttgart 1841, zit. nach: Klarmann-Spiegel: Der Schwanberg und die Schweiz. Sagen und Skizzen aus dem Steigerwald, S. 257.
- 15) Hofmann, Rosmarie: Grundhöhlen und Hintersassen zu Wiesenbronn verweigern die Baufron. Vortrag in Wiesenbronn 2006 anlässlich: 200 Jahre Franken in Bayern.
- 16) Neussner, Robert: August Friedrich Crämer 1812–1891. Biographie 2006; Rössler, Hans/Honold, Matthias: August Friedrich Crämer. Vom Revolutionär zum konservativen Lutheraner, in: Neuendettelsauer Hefte Nr. 5, S. 18 (erschienen anlässlich der Sonderausstellung vom 23.7.2008–26.10.2008: Wilhelm Löhe und die Amerikaauswanderung 1841–1872. Löhe Zeit Museum Neuendettelsau).
- 17) Feuerbach, Ute: Der Gasthof zur Schwane in Sommerach 1832/1833 – Ein Treffpunkt unterfränkischer Revolutionäre?, in: Frankenland. Sonderdruck des Frankenbundes e.V. zum Jubiläum: 175 Jahre Gaibacher Fest am 27.5.2007, S. 11.
- 18) Sebelka, Siegfried: Burgen und Schlösser in Unterfranken, in: Main-Post vom 17. Juli 2008.

## Anmerkungen:

- 1) Klarmann, Johann Ludwig/Spiegel, Karl: Sagen und Skizzen aus dem Steigerwald, S. 253.
- 2) Höcht, Kurt: Der Schwanberg, in: Jahrbuch des Landkreises Kitzingen 1972, Im Bannkreis des Schwanbergs, S. 32.
- 3) Graf zu Castell-Rüdenhausen, Radulf: Geschichte und Geschichten über den Schwanberg. Festschrift 25 Jahre Communität Casteller Ring auf dem Schwanberg. Rödelsee 21 Oktober 1982, veröffentlicht in: Jugendsünden des Fludar Llestac, S. 80ff.
- 4) Pfäfgen, Bernd/Ristow, Sebastian: Christentum, Kirchenbau und Sakralkunst im östlichen Frankenreich, in: Die Franken – Wegbereiter Europas. Ausstellungskatalog. Mannheim 1996, S. 410 und Faltblatt des ev.-luth. Pfarramts Kleinlangheim.
- 5) Zeißner, Sebastian: Geschichte von Rödelsee und Umgebung. Rödelsee 1935.
- 6) Conrad, Michael Georg: Der Herrgott am Grenzstein. Ein Stück fränkisches Leben aus der Vorkriegszeit, geschrieben im Frühjahr 1904 in der Turmstube Schloß Schwanberg, S. 325.
- 7) Mahr, Johannes: Michael Georg Conrad. Ein Gesellschaftskritiker des deutschen Naturalismus. Biographie (= Beiträge zu Kultur, Geschichte und Wirtschaft der Stadt Marktbreit und ihrer Nachbarschaft, Heft 13), S. 25.
- 8) Bergerhausen, Christina: Der Gedenkstein für Dr. Peter Schneider auf dem Schwanberg, in: Conrad, Monika (Hg.): Dem Schwanberg

# Gebrauchsmusik in der frühneuzeitlichen Stadt: die Türmer

von

Günter Dippold

Die frühneuzeitliche Stadt brauchte für das Funktionieren des Gemeinwesens Spezialisten, die auf ihrer Lohnliste standen: die Hebamme, die Lehrkräfte, die Torwächter, die Nachtwächter, die Flurwächter. Die Bierproduktion der Bürger im Kommunbrauhaus betreute ein Braumeister. Solange das Vieh auf die Weide getrieben wurde, war der Hirte unentbehrlich.<sup>1)</sup> Nicht zuletzt gehörte der Stadttürmer zur personellen „Grundausstattung“.<sup>2)</sup> Nur wenige fränkische Städte hatten keinen Türmer in ihrem Dienst. Der Türmer wohnte in den meisten Fällen auf einem Torturm, der an der höchsten Stelle der Stadt stand, seltener auf einem Kirchturm wie in der Oberen Pfarre zu Bamberg,<sup>3)</sup> in Hollfeld<sup>4)</sup> oder in Weismain.<sup>5)</sup>

## *Wachdienst und Musikpflege*

Der frühneuzeitliche Türmer hatte im wesentlichen zwei Aufgaben, die hin und wieder kollidierten und nicht wenige Vertreter des Berufs überforderten: den Wachdienst und die Musikpflege. Als im 16. Jahrhundert die Pflichten des Lichtenfelser Türmers niedergeschrieben wurden, war fast durchweg vom Wachdienst die Rede. Der Türmer durfte wegen dieser Verpflichtung nur alle 14 Tage seinen Turm verlassen – wenn er nämlich seinen Badetag hatte.<sup>6)</sup> Im Wachdienst wird man überhaupt den Ursprung der Institution „Stadttürmer“ zu suchen haben: Im Mittelalter, als die Fehde ein legitimes Mittel war, sein Recht durchzusetzen, mußte ein Mann vom höchsten Punkt der Stadt Tag und Nacht nach Feinden der Stadt Ausschau halten. Denn Feinde, die Feuer in die Stadt warfen, konnten leicht eine Katastrophe auslösen, wie 1473 in Staffelstein geschehen. Selbst eine bloße Unachtsamkeit konnte schlimme Folgen haben: Ein kleiner Brand, nicht zügig bekämpft, konnte angesichts der dichten Bebauung die gesamte Stadt in Schutt und Asche legen, so daß eine rasche Warnung unver-

zichtbar war. Je nach Vorfall hatte der Türmer die Bürgerschaft durch bestimmte Signale zu alarmieren; überdies hatte er zwischen Mitternacht und Tagesanbruch jede volle Stunde mit dem Horn anzusegnen – ein Zeichen, das den Bürgern in der stockdunklen Stadt die Sicherheit geben sollte, daß er wache und sie vor Feuer und Feinden behüte.

Nach und nach gewannen freilich andere Aufgaben des Türmers an Gewicht. Aus dem Wächter, der Blasinstrumente zu beherrschen hatte, wurde ein Vollmusiker – ein Bläser und Streicher –, der nebenbei Wachdienste zu leisten hatte. Er gestaltete das musikalische Leben in der Stadt und ihrem Umland.

Im Oktober 1626 erhielt „Sebastian Beheimb, gewesen Thürner zu Staffelstein“, aus der fürstbischöflichen Hofkammer zu Bamberg eine Spende, weil er „den Bläßen nicht mehr vorstehen kann“<sup>7)</sup> – ein Hinweis auf die noch herrschende Dominanz der Blasinstrumente. Die Dienstunfähigkeit Beheimbs war offenbar vorübergehend, denn im Januar 1627 empfing er, ausdrücklich als Staffelsteiner Türmer bezeichnet, erneut eine Gabe, als er „bey Hoff“, also am fürstbischöflichen Hof zu Bamberg, „umb ein new Jahr geblaßen“ hatte.<sup>8)</sup> Eine dichte Überlieferung über die Türmer setzt in den meisten Städten freilich erst im ausgehenden 17. Jahrhundert ein, in einer Phase, als sich das neue, bipolare Berufsbild des Türmers ausgebildet und das musikalische Wirkungsfeld verbreitert hatte.

## *Der Türmer als zentrale Gestalt des städtischen Musiklebens im 18. Jahrhundert*

Als die musikalischen Aufgaben des Türmers wuchsen, stiegen seine Bezüge. Der 1691 berufene Staffelsteiner Türmer erhielt bloß 3 Gulden im Quartal,<sup>9)</sup> so daß der Rat nach kurzer Zeit die Besoldung aufstocken

mußte.<sup>10)</sup> In Staffelstein war, wie überall, die Stadtkasse leer, so daß man sich das Geld dort holte, wo noch am ehesten Mittel vorhanden waren: bei den städtischen Stiftungen, die ohnehin von Ratsmitgliedern verwaltet wurden. Im konkreten Fall mußte das Spital aushelfen, ebenso bei einer weiteren Erhöhung im Jahr 1700.<sup>11)</sup>

Eine Übersicht aus dem Jahr 1705 macht deutlich, wie stark die Stiftungen beansprucht wurden: Von den 54 Gulden, die der Türmer nunmehr im Jahr bezog, kamen lediglich 11 vom Bürgermeisteramt. Dagegen steuerten das Spital und das Siechamt je 13 Gulden bei, die Pfarrkirchenstiftung und die Kirchenstiftung der Staffelbergkapelle je 8, und 1 Gulden kam von einer örtlichen Bruderschaft.<sup>12)</sup>

Um die gleiche Zeit, nämlich 1700, stellte auch die Stadt Scheßlitz die Besoldung für ihren Türmer auf neue Füße. Vorher hatte es offenbar einen bloßen Wächter gegeben; der Musiker war teurer. Ihm sollte zusätzlich zur hergebrachten Zahlung der Stadt die Kirchenstiftung jeder auswärtigen Filialkirche im Pfarrsprengel von Scheßlitz 2 Gulden pro Jahr zahlen. Vom Frühmeßopfer, den Spenden der Gläubigen während der morgendlichen Messe, sollten 17 Gulden an den Türmer gegeben werden. Ferner sollte eine nicht näher spezifizierte Summe („etwas“) von einer Spitalstiftung kommen. Der Geistliche Rat in Bamberg stimmte grundsätzlich zu – schließlich diene der Plan „zu Beförderung der Ehr Gottes und Haltung einer beständigen Music in der Kirchen.“<sup>13)</sup>

Solche Türmer bedurften einer ordentlichen Ausbildung. Pankraz Muntsch (1662–1707)<sup>14)</sup> aus Staffelstein erlitt eine Verletzung, die schwere körperliche Arbeit dauerhaft verbot. Daraufhin ließ ihn der Stadtrat „die Stappfiefferskunst uff allerhand Instrumenten drey Jahr lang lehrnen.“<sup>15)</sup> Überdies empfing er 1685 eine Zahlung aus drei Staffelsteiner Stiftungen, damit er obendrein ein Vierteljahr lang in Kulmbach als „musicus instrumentalis seine fundamenta besser [...] setzen und [...] begreiffen“ könne. Wie Muntsch in seiner Bitschrift erläuterte, wolle ihn der Kulmbacher Stadttürmer, „gar ein lieber guthertziger

erfahrner Man“, in der „Instrumentalmusic [...] perfectionirn.“<sup>16)</sup>

Je mehr sich das neue Berufsbild des Türmers verfestigte, desto üblicher wurde eine förmliche Lehrzeit; man sprach – in Analogie zu Handwerken – von „Türmergesellen“. Ein Lehrbrief für einen solchen Türmergesellen, der nach sage und schreibe zwölf Jahren ausgelernt hatte, ist erhalten:<sup>17)</sup> Er wurde 1782 ausgestellt für Wolfgang Adam Reinhard (1762–1807),<sup>18)</sup> in Lichtenfels als Sohn eines Türmers geboren und ab 1794 selbst Türmer seiner Heimatstadt. Zwei benachbarte Türmer und mehrere Musikantengesellen haben die Urkunde besiegt.

Mißstände, wie sie im „normalen“ Handwerk vorkamen, begegnen uns auch bei Türmern. So bemühte sich der Staffelsteiner Türmer 1712, die Lehrzeit seines Lehrjungen entgegen dem geschlossenen Vertrag hinauszögern, denn als Geselle hätte dieser Anspruch auf Bezahlung gehabt. Der Stadtrat mußte einschreiten und trug dem Türmer ultimativ auf, den Lehrling zum Gesellen freizusprechen und für seine anschließende Arbeit zu entlohen.<sup>19)</sup>

Welche Instrumente ein Türmer des 18. Jahrhunderts zu beherrschen hatte, wird aus Staffelsteiner Quellen deutlich. Hier lesen wir 1739, der Türmer habe nachts zur vollen Stunde ein Hornsignal zu geben, zum Gebetläuten mittags und abends auf dem Zink und der Posaune zu blasen und in der Fasten- und Adventszeit zu bestimmten Anlässen auf der Trompete und dem Waldhorn zu spielen.<sup>20)</sup> Daneben nahm die Geige, zumal in der Kirchen- und der Unterhaltungsmusik, breiten Raum ein.

Als 1811 das Erbe des Staffelsteiner Türmers Johann Fröba aufzuteilen war, versteigerte das Landgericht Lichtenfels seinen beweglichen Besitz – Immobilien hatte er ohnehin nicht sein Eigen genannt –, und diese Auktion macht deutlich, welche Musikinstrumente man in einem Türmerhaushalt erwarten konnte: fünf Waldhörner, vier Trompeten, eine Posaune, drei Geigen und eine Viola. Dabei erbrachte eine Violine aus Cremona

mit über 10 Gulden bei weitem mehr als die übrigen 13 Stücke zusammen.<sup>21)</sup>

Die Zahl der Instrumente zeigt, daß der Türmer nicht allein musizierte, sondern ein Orchester leitete. Dazu gehörten seine Gesellen und Lehrlinge, vielleicht seine Söhne, gelegentlich wohl auch musikalisch begabte Bürger der Stadt. Mit solchen Kapellen bereicherte der Türmer nicht nur die Gottesdienste, sondern auch private Feste und öffentliche Ereignisse. Das bildete zusammen mit der städtischen Besoldung das wirtschaftliche Rückgrat für den Türmer samt Familie. Folglich stürzte es ihn in Not, wenn die Einnahmen aus der Umrahmung von Festen wegfielen. 1711 etwa klagte der Staffelsteiner Türmer, er habe wegen der Trauerzeit nach dem Tod von Kaiser Joseph I. „eine zeithero nicht auf denen Danzpläzen [...] uffwarten dörfern.“ „Mit wehemütigen Bitten“ suchte er um eine Sonderzahlung aus öffentlichen Mitteln nach, die ihm auch gewährt wurde.<sup>22)</sup> 1782 bewilligte der Staffelsteiner Stadtrat dem Türmer ein Almosen, „weilen er mit vielen Kinderen bey der mahlinger h[eiliger] Faistenzeit ganz keinen Verdienst habe.“<sup>23)</sup>

Obendrein machten dem Türmer auswärtige Spielleute und Bürger Konkurrenz. Entsprechende Klagen der Türmer sind Legion. Um andere Musiker auszuschalten, versuchten sie, ein Monopol zu erlangen. Eine Stadt und die Dörfer in ihrem Umkreis unterlagen dem Bierbann; hier durfte nur das von den Bürgern gebraute Bier ausgeschenkt werden. Entsprechend führte die Bamberger Regierung während des 18. Jahrhunderts in manchen Amtssprengeln einen Musikbann ein. Einzig der Türmer der Amtsstadt mit seinen Gesellen, Lehrlingen und von ihm bezahlten Musikanten durfte bei bestimmten Anlässen, namentlich bei Hochzeiten und Kirchweihen, musizieren.

1736 beschwerte sich der Türmer von Ebermannstadt zum wiederholten Mal, der Vogt schütze ihn nicht „gegen die außländische [...] Spiehlleuthe“; gemeint waren wohl Musikanten aus ritterschaftlichen Orten wie Pretzfeld oder aus dem bayreuthischen Amt Streitberg. Dies verursache „grösten Abbruch seiner Nahrung“, zumal er umgekehrt weder

in anderen bambergischen Ämtern noch in „ausländischen“ Orten auftreten dürfe. Die fürstbischofliche Regierung befand, es sei „allerdings billig“, daß der Türmer „gegen die Ausländische geschützt werde.“ Der Vogt habe also zu verhindern, daß „sich frembe Spiehlleuthe zu des Ebermannstatter Stattthürners mercklichen Schaden in dem ihm anvertrauten Ambt einfinden.“<sup>24)</sup>

Nicht überall wurde es so gehandhabt. Der Scheßlitzer Türmer Johann Adam Bäumel, aus Wondreb in der Oberpfalz zugewandert, bewegte die örtlichen Beamten 1735 dazu, daß sie alle Dorfschultheißen und Wirte des ausgedehnten Amtesprenzels, der Pflege Giech, anwiesen, „zu ihren öffentlich Tanz, Kirchweyen und Hochzeiten keine andere Spiel-Leuth alß den Thürner zu Scheßlitz zu gebrauchen.“ Die Betroffenen riefen jedoch die vorgesetzte Behörde, die fürstbischofliche Regierung in Bamberg, an. Sie, die Wirte und die Bewohner der amtsangehörigen Dörfer, würden hierdurch „nicht nur an ihren öffentlichen Lustbarkeiten, sondern auch zum öfftern an ihrer Nahrung und Kundschaft gehinderet“, und das Gebot verursache zusätzliche Kosten – denn die Kapelle des Stadttürmers kostete offenbar mehr als andere Musikanten. Die Regierung entschied zugunsten der Kläger. Zwar komme dem Türmer das Recht zu, „mit Aufschliesung aller anderen in dem Stättlein allein zu spielen“; die Untertanen auf dem Land aber sollten weiterhin die Möglichkeit haben, „Spieleuth zu nehmen, wo sie wollen.“<sup>25)</sup>

Konnte sich Bäumel schon im Amtsbezirk nicht durchsetzen, so wollte er wenigstens in Scheßlitz zu seinem althergebrachten Recht kommen. 1736 beklagte er sich über den Organisten und einen der beiden Lehrer in Scheßlitz, und der Stadtrat schuf durch ein klares Gebot sogleich Abhilfe: Er wies die beiden an, „mit Spillen und Musiciren in Wirths- und Burgerhäußern keinen Eintrag mehr zu thuen, dessen müssig zu stehen und bey ihren officiis zu verbleiben.“<sup>26)</sup>

Erst 1747, unter dem nächsten Fürstbischof, unternahm Johann Adam Bäumel einen neuerlichen Anlauf für eine große Lösung. Die Regierung verwies in ihrem Gutachten darauf,

daß manche Türmer den Musikbann im ganzen Amt hätten, andere nicht; der Bischof könnte also nach Belieben entscheiden.<sup>27)</sup> Daraufhin traf dieser eine Anordnung, die im Sinne Bäumels war. Der Türmer habe die Aufgabe, „*den öffentlichen Gottesdienst mit einer guten Music [...] feylerig zu machen*“, deshalb solle er nicht nur in der Stadt, „*sondern auch in dem ganzen Amt*“ befugt sein, „*die öffentliche Kirchweihen und Hochzeiten alleine zu bestellen.*“ Auf sonstige „*Lustbahrkeiten*“ freilich hatte er keinen Anspruch; hier blieb es den Untertanen unbenommen, „*sich anderer Musicanten nach Willkür und Gefallen zu bedienen.*“<sup>28)</sup>

Bäumel machte Schule: 1748 erlangte der Lichtenfelser Türmer unter Verweis auf das Scheblitzer und auch auf das Kronacher Vorbild ein entsprechendes Privileg,<sup>29)</sup> und 1779 gelang dies ebenso dem Pottensteiner Stadttürmer. Wer Musik wünschte, der hatte sich zuerst an den Türmer zu wenden. Nur wenn er den Auftrag nicht ausführen konnte oder wollte, kam ein anderer Musikant zum Zug.<sup>30)</sup> In Staffelstein durften bei Jahrmärkten zwar fremde Gruppen spielen, aber 1790 bestimmte das Bamberger Domkapitel als Stadtherr, dem Türmer stehe eine Zahlung zu „*von jeder Troupe fremder Musicanten, welche an denen 8 Jahr-Märckchen oder auch an anderen zu spielen erlaubten Tagen in Staffelstein aufspielen thuen.*“<sup>31)</sup>

Gerade die Chance, sich durch private Aufträge zusätzliche Einnahmen zu verschaffen, verführte manchen Türmer dazu, seine Wächterpflicht zu vernachlässigen. Das Dilemma zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Türmerwesens im 18. Jahrhundert.<sup>32)</sup> So wurde 1698 der Staffelsteiner Türmer „*alles Ernsts admoniret, das er seine Nachtwacht uff dem Statturn mit besseren Fleis, als bishero geschehen, versehen sollte, oder in Ermanglung dessen mann, sich umb einen andern Turner zu bewerben, gemüssigt würde.*“<sup>33)</sup>

Zahlreiche Zitate ließen sich anreihen. 1734 ermahnte der Staffelsteiner Stadtrat den Türmer wegen seiner nachlässigen Nachtwache und legte fest, künftig habe er für jedes unterlassene stündliche Blasen eine Strafe zu

zahlen. Doch selbst diese Maßnahme half wenig. Nach einem halben Jahr stand er erneut vor den Ratsherren, die ihm die altbekannten Versäumnisse vorhielten. Der Türmer aber zeigte nicht Reue, ihm platzte der Kragen. „*Er habe als ein Musicant gelehrt, und nicht als ein Thürner oder Nachtwächter, darauf habe er nicht gelehrt, er wolte sein Music versehen als Stattmusicus, die Nachtwacht könnte er nicht versehen.*“ Gern verzichtete er auf das – mit 4 Gulden in der Tat bescheidene – Entgelt für seine Nachtwache.<sup>34)</sup>

Das Zitat zeigt, daß sich innerhalb einiger Jahrzehnte, vom späten 17. Jahrhundert bis in die 1730er Jahre, das Berufsbild des Türmers gewandelt hatte. Aus dem Wächter, der auch musizierte, war ein Berufsmusiker geworden, der nebenbei und eher ungern wachte, aber dazu verpflichtet war. Ebenso war in den Augen der städtischen Vorgesetzten die Kirchenmusik in den Mittelpunkt der Dienstaufgaben gerückt. Als 1750 der Rat von Lichtenfels der fürstbischoflich-bambergischen Regierung einen neuen Türmer präsentierte, begründete er seine Personalentscheidung damit, der Betreffende habe „*zur Prob seine Erfahrenheit in der Music sattsamb in der hiesigen Pfarrkirchen erwiesen.*“<sup>35)</sup> Ausdrücklich bemerkte der Rat, man habe „*nicht vor sich umb einen wohlerfahrenen Thürner*“ gesorgt, „*sondern vor die Kirchen zur Ehr Gottes und damit mann auch einen erfahrenen Musicanten darstellen könne.*“<sup>36)</sup>

## Wandlungen im frühen 19. Jahrhundert

Die staatlichen Umwälzungen des frühen 19. Jahrhunderts und die staatsaufklärerische Politik des Montgelas'schen Bayern blieben nicht ohne Folgen für die Türmer. In dieser Zeit veräußerte der Staat Immobilien und Rechtstitel, die er nicht brauchte, an den Meistbietenden.

So stand auch das Monopol, Musikveranstaltungen auszurichten, mancherorts zum Verkauf, das Recht also, das bis dahin ein Stadttürmer genutzt hatte. 1808 beispielsweise setzte das Rentamt Weismain „*die Musikhaltung in denen zum hiesigen Rentamte*

gehörigen vermischten Ortschaften Wohnsig, Altenkundstadt, Mainklein, Kirchlein, und Maineck zur öffentlichen Verpachtung“ aus.<sup>37</sup>

Als ein Verstrich auch in Lichtenfels drohte, wandte sich der Türmer Sigmund Kerling mit einem Bittschreiben an die Finanzdirektion Bamberg. Dieser Brief gewährt einen Einblick in Alltag und Lebenswirklichkeit eines Türmers.<sup>38</sup>

Kerling hielt die Wache auf dem Turm nicht selbst, sondern beschäftigte dafür auf eigene Kosten zwei Dienstboten. „Die geringe Besoldung von der Stadtgemeinde reicht nicht zu, diese [Hilfskräfte], dann das ganze Jahr über ein Nachtlicht und die wegen der Wache nothwendige ununterbrochene Heizung zu bestreiten.“ Die Musik sei daher seine „einige Nahrungsquelle“.

Zu diesem Zweck habe er ein Orchester aufgebaut, und mit diesem habe er „die alte so häufig bemerkte Rohheit grösttentheils verdrängt.“ Dies sei, so ließ er durchblicken, seiner musikalischen Kunstfertigkeit zu verdanken. Nun habe er mit seiner Kapelle sogar schon Tourneen unternommen. Er sei „von gebildeten Gesellschaften in das Ausland“ berufen worden: nach Coburg, Neustadt bei Coburg und „in das Baad zu Steeben im Bayreuthischen, wo ich überall Verdienst und Beyfall fand.“ In der Stadt erteilte Kerling unentgeltlich Musikunterricht, wohl nicht zuletzt um Kräfte für sein Orchester heranzuziehen. Außerdem hatte er eine Militärkapelle aufgebaut, nämlich ein zwanzigköpfiges Blasorchester für die Landwehr, das Bürgermilitär.

„Und was ist jetzt mein Lohn, meine Aussicht?“, fragte er die Finanzdirektion und antwortete selbst: „Durch einige dreiste, geschmack-, vermögens- und sittenlose Querpfeifer und Possenmacher meinen Erwerb, meinen Nahrungsstand, mein Familienglück bedroht zu sehen.“ Namentlich fürchtete Kerling die Konkurrenz eines „Vagabundenverein[s]“ im benachbarten Schney, der offenbar Interesse habe, das Musikmonopol zu pachten. Diese Gruppe bestehe, so Kerling, aus einem Drehorgelspieler „in Begleitung eines Querpfeifers und eines Tambourinspielers

oder höchstens eines plumpen Zimbalschlägers.“ Was der geschickt komponierte Brief bewirkte, ist unklar. Grundsätzlich bleibt festzuhalten: So wie die Bürger ihren Bierbann verloren, so büßte der Türmer sein Musikmonopol ein, wo es noch bestand. In Scheßlitz war es ohnehin bereits 1799 gelockert worden.<sup>39)</sup>

Die Zeitströmung beeinflußte auch den Dienstsitz. Stadttürme galten der aufgeklärten Obrigkeit als entbehrlich; zumal Tortürme schienen nur Licht und Luft von der Stadt fernzuhalten. So wurde 1812 der Obere Torturm in Scheßlitz abgebrochen; der Landrichter hatte sich entschieden dafür ausgesprochen: „1) er ist nicht zur Feuerwache geeignet, weil er viel zu niedrig ist [...], 2) auch zur Wohnung ist er nicht mehr tauglich, indem er äußerst baufällig ist und [...] sogar den Einsturz drohet [...]. 3) Wollte eine Reparatur hieran vorgenommen werden, so wäre solche zwecklos und würde eine ungeheure, unverhältnismäßige Summe erfordern. 4) Überdies gewährt er einen traurigen Anblick und verdunkelt das Freundliche des hiesigen Flekkens auf eine auffallende Weise.“

Längst hatte der Türmer Franz Bäumel ein Haus erworben. Daher komme er, so der Landrichter, „nicht in Verlegenheit“, und für die durch den Abbruch entzogene freie Wohnung könne die Stadt ihn ja entschädigen. Das komme allemal billiger als der Bauunterhalt des Turmes.

In einem weiteren Schreiben beschäftigte sich der Landrichter mit der Frage, wie sich Arbeit und Besoldung des Türmers durch den Abbruch änderten. Demnach erhielt Bäumel ein festes Gehalt von rund 25 Gulden im Jahr, davon 5 für den nächtlichen Wachdienst, und er durfte eine halbe Wiese nutzen, die ihm eine „Fuhr Heu“ erbrachte. Zum Vergleich: Das Sollgehalt für einen Schullehrer, das allerdings nicht überall erreicht wurde, belief sich auf 300 Gulden im Jahr, und die Mönche der aufgehobenen Klöster Banz, Langheim und Michelsberg erhielten Pensionen zwischen 400 und 600 Gulden.

Doch neben dem Fixgehalt bezog der Türmer noch „Accidenzen“. So erhielt er 6 Kreu-

zer für jeden Todesfall, bei dem das Glöckchen auf dem Turm geläutet wurde, und „*bey Kindstaufen und Hochzeiten wird aus dem Thurm geblaßen, wofür eine willkürliche Gratifikation gereicht wird*“ – es lag also an den Feiernden, wie reichlich die Gabe ausfiel.

Als Entschädigung für den Wegfall der Wohnung forderte Bäumel 25 Gulden – das sei „keineswegs übertrieben und äußerst billig“, meinte der Landrichter, zumal von der Besoldung 5 Gulden wegfielen, da der Türmer ja keinen Wachdienst mehr zu leisten habe. Das Glöckchen könne „auf dem Kirchturm angebracht und von ihm bey jedem Todesfall dort geläutet“ werden, und „*bey Kindstaufen und Hochzeiten müste er seine Musick aus einem Nachbarshause ertönen lassen*.“<sup>40)</sup>

Der Abbruch des Turms führte zum endgültigen Wegfall des Wachdienstes, was der Türmer begrüßt haben dürfte. Die Amtsbezeichnung änderte sich nicht, in Scheßlitz gab es daher – ebenso wie in Weismain, wo der Kirchturm im frühen 19. Jahrhundert nicht mehr als Wohnsitz diente<sup>41)</sup> – künftig einen Türmer ohne Turm.

### Vom Ende der Türmer

Aus dem Wächter des 16. Jahrhunderts war ein Stadtmusiker geworden. Doch auch diese Posten schaffte man nach und nach ab. In Staffelstein zog der Türmer Andreas Bäumel aus der schon erwähnten Scheßlitzer Familie, seit 1810 im Amt, nach dem Abbruch seines Dienst- und Wohnsitzes in den zweiten, den Unteren Stadtturm, der freilich nicht die gleiche Fernsicht bot wie der Obere. Als er am 10. Mai 1843 starb,<sup>42)</sup> wurde seine Stelle offenbar nicht wieder besetzt.

In Kupferberg erklärte 1848 das Landgericht den Posten des Türmers für entbehrlich. Besser sei „*eine geregelte Vertheilung dieses Gehaltes an tüchtige Musiker*“ in der Stadt, damit „*deren Eifer mehr angeregt und so [...] die ohnedem sehr gesunkene Kirchenmusik in Kupferberg gehoben*“ werde.<sup>43)</sup>

In Weismain kämpfte die Stadtgemeinde 1862 gegen die Verfügung des dortigen Landgerichts, es brauche keinen Türmer mehr:

„*Wenn [...] der Stadtthürmer früher ein Bedürfniß für Weismain war, so ist dieß um so mehr jetzt der Fall, da die Musik allenthalben gepflegt wird und ohne gehörige Leitung eine gute Musik nicht möglich ist.*“ Der Pfarrer hatte sich gegen die Wiederbesetzung der Stelle ausgesprochen, denn die Kirchenmusik sei dank des Chorrektors in gutem Stand, und Tanzmusik sei bedenklich. Die Stadtvertreter hielten entgegen, der Chorrektor sei schon betagt, so daß spätestens mit seinem Ausscheiden wieder ein städtischer Musiker nötig werde. Und „*allein abgesehen davon, daß Spiel und Tanz von jeher auf der Welt waren, und bis zum Ende derselben sein werden, wird nicht blos Tanzmusik gemacht. In einer Stadt giebt es eine Menge Gelegenheiten, bey welchen eine gute Musik absolut nothwendig ist. Gesetz z. B. der Herr Pfarrer feierte sein Jubiläum oder einer der Herrn Beamten bekäme einen Orden, was wäre die ganze Feierlichkeit ohne ordentliche Musik?*“ Ein Weiteres komme hinzu: „*dab vertragsmäßig der Stadtthürmer immer zwei Kinder umsonst in der Musik unterrichten muß*“ – was die Lehrer nicht täten.<sup>44)</sup>

Das endgültige Aus für die verbliebenen Türmer brachte im späten 19. Jahrhundert dann ein Wandel in der Kirchenmusik. Instrumentalmusik, abgesehen vom Orgelspiel, trat in den Hintergrund oder verschwand ganz; der Chorgesang hingegen blühte unter dem Einfluß des Cäcilianismus auf. Der Scheßlitzer Stadtpfarrer etwa schrieb 1892 an den Bürgermeister: „*Die Einführung des Choral- u. polyphonen Kirchengesanges statt der bisherigen Kirchenmusik ist entsprechend den Weisungen des hochwürdigsten Oberhaupten nur eine Frage der Zeit. Dadurch fällt die Funktion eines Thürmers in hiesiger Pfarrkirche u. dessen Bezüge aus der Stiftung und den Accidenzien weg.*“<sup>45)</sup>

In Lichtenfels wurde 1896 nach dem Tod des Türmers seine Stelle nicht mehr besetzt.<sup>46)</sup> In Kronach endete die Reihe der Türmer mit dem Tod von Jakob Dippold (1834–1913), als Türmerssohn in Hollfeld geboren und ab 1873 in Kronach auf dem Stadtturm tätig, der nach ihm gelegentlich als Dippolds-Turm bezeichnet wird.<sup>47)</sup> In Scheßlitz gab es einst-

weilen noch einen Türmer, der dazu verpflichtet war, Prozessionen zu begleiten, an Königsfesten zu spielen und „*unbemittelten u. armen Bürgerssöhnen die Musik unentgeldlich [!] zu erlernen.*“<sup>48)</sup> Der letzte Türmer Georg Bäumel (1870–1935), nach dem Ersten Weltkrieg an die Spitze der Stadt gewählt, gab am 2. Juli 1919 vor dem Stadtrat eine denkbar kurze Erklärung ab: „*Herr Bürgermeister Georg Bäumel kündigt heute den innegehabten Stadttürmerposten; vertragsmäßig besteht jährige Kündigung.*“<sup>49)</sup> So endete sang- und klanglos mit dem Jahreswechsel 1919/20 die Geschichte der Scheßlitzer Türmer.

### Resümee

Am Beispiel bambergischer Amtsstädte lässt sich die Geschichte der Türmer wie folgt umreißen: Anfangs mehr Wächter, die dank ihrer berufsbedingten Beherrschung von Blasinstrumenten auch im öffentlichen Raum musizierten, mutierten die Vertreter dieses Berufsstandes im Barock zu den beherrschenden Gestalten im Musikleben der Kleinstadt, gleichermaßen zuständig für Wache und Kirchenmusik, besoldet vornehmlich durch ihre Einnahmen als Musikanten bei öffentlichen und privaten Festen, geschützt durch Vorechte gegenüber anderen Musikern. Sie waren vielseitige Köner ohne musikalische Grenzen. Im 19. Jahrhundert der freien Konkurrenz preisgegeben, wurden sie zu Leitern städtischer Kapellen und zu Musiklehrern der Kleinstadt. Als die kirchlichen Pflichten im ausgehenden Jahrhundert schwanden, endete auch die Tätigkeit des Türmers. Musik wurde Privatsache.

### Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> Diese und weitere städtische Bedienstete beispielhaft bei Kramer, Karl-Sigismund: Fränkisches Alltagsleben um 1500. Eid, Markt und Zoll im Volkacher Salbuch. Würzburg 1985.
- <sup>2)</sup> Allgemeine Übersichten zum Thema bieten Greve, Werner: Stadtpfeifer, in: Musik in Geschichte und Gegenwart Sachteil. Bd. 8, Kassel u.a. 1998, Sp. 1719–1732; ders.: Turmmusik, in: ebd., Sp. 1082–1086. Zu Franken allgemein Steinmetz, Horst/Griebel, Armin: Das große nordbayerische Blasmusikbuch. Oberfranken. Wien-München 1990, S. 11–21. Zur benachbarten Oberpfalz vgl. Polaczek, Barbara/Wax, Johann: Glockenschlag und Hörnerklang. Türmer in der Oberpfalz. Amberg 2002.
- <sup>3)</sup> Bachmann, Siegfried: Über die Stadtpfeifer bei Alt-St.-Martin, in: Fränkische Blätter 6 (1954), S. 99f.; Schnapp, Karl: Stadtgemeinde und Kirchengemeinde in Bamberg vom Spätmittelalter bis zum kirchlichen Absolutismus. Bamberg 1999 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bamberg 5), S. 97–99; Mayer, Petra: Als der Türmer die Feuerglocke schlug, in: Fränkischer Tag (Ausgabe A) vom 1.2.2003, S. 14.
- <sup>4)</sup> Sieghardt, August: Besuch beim Stadttürmer von Hollfeld im Jahre 1937, in: Fränkische Schweiz 2003, Heft 3, S. 4.
- <sup>5)</sup> Ruderich, Peter: Kunst- und Architekturgeschichte Weismains vom 13. bis zum 20. Jahrhundert, in: Dippold, Günter (Hrsg.): Weismain. Eine fränkische Stadt am nördlichen Jura. Bd. 2. Weismain 1996, S. 81–200, hier S. 91.
- <sup>6)</sup> Meyer, Heinrich: Allerlei von den Lichtenfelsener Stadtpfeifern, in: Lichtenfelsener Tagblatt vom 30.8.1958, S. 7.
- <sup>7)</sup> Staatsarchiv Bamberg [künftig: StA Ba], A 231, Nr. 1851/I, fol. 345v.
- <sup>8)</sup> Ebd., fol. 364v.
- <sup>9)</sup> StA Ba, L 47 Staffelstein, Nr. 27, fol. 11v.
- <sup>10)</sup> Ebd., fol. 67v.
- <sup>11)</sup> StA Ba, L 47 Staffelstein, Nr. 28, Prot. vom 12.3.1700.
- <sup>12)</sup> Ebd., Prot. vom 29.5.1705.
- <sup>13)</sup> Stadtarchiv [künftig: StadtA] Scheßlitz, B 5, fol. 170r.
- <sup>14)</sup> Lebensdaten bei Archiv des Erzbistums Bamberg [künftig: A Ebm. Ba], Matrikel Staffelstein, Bd. 1, pag. 1163.
- <sup>15)</sup> StA Ba, L 47 Staffelstein, Nr. 26, fol. 301r-v.
- <sup>16)</sup> Muntschs Bitschreiben ebd., fol. 171r–172r.
- <sup>17)</sup> StadtA Lichtenfels, U 205; Regest bei Meyer, Heinrich: Stadtarchiv Lichtenfels. München 1958 (= Bayerische Archivinventare 12), S. 37.
- <sup>18)</sup> Lebensdaten aus A Ebm. Ba, Matrikel Lichtenfels, Bd. 3, pag. 212; Bd. 19, pag. 13.
- <sup>19)</sup> StA Ba, L 47 Staffelstein, Nr. 29, Prot. vom 18.11.1712.

- <sup>20)</sup> StA Ba, L 47 Staffelstein, Nr. 31, fol. 323r.
- <sup>21)</sup> StA Ba, K 135 NL vor 1863, Nr. 331.
- <sup>22)</sup> StA Ba, L 47 Staffelstein, Nr. 29, Prot. vom 17.7.1711.
- <sup>23)</sup> StA Bamberg, L 47 Staffelstein, Nr. 34, Prot. vom 9.3.1782.
- <sup>24)</sup> StA Ba, B 67/II, Nr. 25, Prod. 30.
- <sup>25)</sup> StA Ba, B 67/II, Nr. 36, Prod. 49.
- <sup>26)</sup> StadtA Scheßlitz, B 9, fol. 48r.
- <sup>27)</sup> StA Ba, B 67/II, Nr. 36, Prod. 49.
- <sup>28)</sup> StA Ba, B 67/II, Nr. 37, Prod. 61.
- <sup>29)</sup> StA Ba, B 67/II, Nr. 38, Prod. 28.
- <sup>30)</sup> StA Ba, B 67/IV, Nr. 12, Prod. 79.
- <sup>31)</sup> StA Ba, L 47 Staffelstein, Nr. 34, Prot. vom 16.4.1790.
- <sup>32)</sup> Beispiele bei Dippold, Günter: Ein aufsässiger Türmer. Zu den Bedingungen kommunalen Musiklebens in fränkischen Kleinstädten der frühen Neuzeit, in: Gruber, Gernot/Lodes, Birgit/Dippold, Günter/Wirz, Ulrich (Hrsg.): *Musik in allen Dingen. Festschrift Günther Weiß zum 70. Geburtstag*. Tutzing 2003, S. 39–48.
- <sup>33)</sup> StA Ba, L 47 Staffelstein, Nr. 27, fol. 283r.
- <sup>34)</sup> StA Ba, L 47 Staffelstein, Nr. 31, fol. 87r-v.
- <sup>35)</sup> StA Ba, B 67/II, Nr. 40 , Prod. 14.
- <sup>36)</sup> Ebd., Prot. 18.
- <sup>37)</sup> Bamberger Intelligenzblatt 55 (1808), S. 701.
- <sup>38)</sup> StA Ba, K 201b, Nr. 867. Ausführlich dazu Dippold, Günter: Leistungen und Nöte des Lichtenfelser Stadttürmers Sigmund Kerling. Zum kleinstädtischen Musikleben im frühen 19. Jahrhundert, in: *Schönere Heimat* 92 (2003), S. 190–192.
- <sup>39)</sup> StA Ba, B 67/V, Nr. 36, Prod. 295 und 665.
- <sup>40)</sup> StadtA Scheßlitz, A 51.
- <sup>41)</sup> Mitteilungen für die Oberfränkischen Familien „Rothlauf“ 1917, Nr. 41, S. 234.
- <sup>42)</sup> A Ebm. Ba, Matrikel Staffelstein, Bd. 11, Aufschlag 17.
- <sup>43)</sup> StA Ba, K 3 G I, Nr. 5817.
- <sup>44)</sup> StA Ba, K 3 G I, Nr. 4391.
- <sup>45)</sup> StadtA Scheßlitz, A 68, Schreiben vom 16.7.1892.
- <sup>46)</sup> Meyer, Heinrich: Was der obere Tor-Turm in Lichtenfels zu erzählen weiß, in: *Heimat-Blätter. Land am Obermain in Vergangenheit und Gegenwart* 1955, Nr. 1.
- <sup>47)</sup> Bauer, Andreas: Wat ne Bärbela. Geschichten und Gedichte aus dem Frankenwald. Kronach 1990, S. 179–186. Ein Sohn führte allerdings die Tradition als Musiklehrer fort. StA Ba, K 121 NL, Nr. 3647.
- <sup>48)</sup> StadtA Scheßlitz, A 68, Prot. vom 2.3.1898.
- <sup>49)</sup> StadtA Scheßlitz, B 32, Prot. vom 2.7.1919.

## Zur Geschichte der Volksmusikpflege in Franken

von

Armin Griebel

### Fund und Erfindung

Zwei Dinge vorweg:

1. Das Alpenländische, als die bayerische Volksmusik schlechthin, wird schon früh Leitbild und Vergleichsmaßstab der Volksmusik in Franken. Ich habe daher das Thema nicht so eng gefaßt, wie es der Titel vorgibt und werde gelegentlich Exkurse ins alpenländische Terrain machen, um dem Phänomen Volksmusikpflege gerecht zu werden.

2. Zur Charakterisierung der Volksmusikpflege ist das Begriffspaar „Fund und Erfindung“ hilfreich. Der Volkskundler und Singforscher Ernst Klusen hat es in den 1960er Jahren in die volkskundliche Diskussion eingebracht und damit den Streit um Folklore und Folklorismus, Tradition und Pflege aus der Sackgasse eines Denkens in Gegensätzen geführt.

Ausgangspunkt der Volksmusikpflege ist Herders seit dem späten 18. Jahrhundert wir-

kender Volksliedbegriff. Herder und in der Folge die Romantik sehen Volksposie kulturtkritisch als Naturpoesie, was im 19. Jahrhundert zu einer Entdeckung und Inszenierung des naiven Tons und zu einer neuen Form populären Singens unter dem Vorzeichen der Volkstümlichkeit führte.

Die Beschäftigung mit dem Volkslied wurde im 19. Jahrhundert eine verbreitete bildungsbürgerliche Übung. Achim von Arnims und Clemens Brentanos grundlegende Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ führt vor, was im Sinne Herders für schön, das heißt wertvoll, für alt und ehemals weit verbreitet gehalten wurde.

In Franken steht dafür die 1855 im Druck erschienene Sammlung „Fränkische Volkslieder“ des kurhessischen Literaten und Liedersammlers Franz Wilhelm von Ditfurth (1801–1880). In den 25 Jahren, die er auf Gut Theres in Unterfranken lebte, kam er mit der singenden Jugend seiner Umgebung in Berührung. Doch weniger das lebendige Liedgut seiner Zeit hat er uns mitgeteilt, als die Liederinntungen hochbetagter Sängerinnen und Sänger der Großelterngeneration. Aus dieser Sammlung, die seit ihrer Wiederentdeckung durch die musikalische Jugendbewegung als authentischer Ausdruck fränkischer Wesensart gilt, hat sich die Vorstellung vom „Fränkischen Volkslied“ bis heute gespeist.

Von Anfang an gab es Spannungen zwischen dem Anspruch, wissenschaftliches Material zu sammeln, und Bedürfnissen der praktischen Verwertbarkeit, wenn das aus der Tradition Aufgezeichnete wieder in Umlauf gebracht werden sollte. Es zeigte sich, daß vieles so schön, so edel und so pflegewürdig nicht war, wie man zunächst glaubte. Die „Schlumperlieder“, die der Coburger Dichter und Autor der „Gartenlaube“, Friedrich Hofmann (1813–1888), beim Landvolk im Coburgischen gehört hatte, waren nach seinem Geschmack plumpe, zottige Gassenhauer und nicht der Mitteilung wert. Wo der Fund ausfällt, liegt die eigene Erfindung nahe. Daher sind die 500 Schlumperliedla, die er in seinem 1857 in Hildburghausen erschienenen Büchlein „Koburger Quackbrünnla“ vorlegte, nicht „Volksdichtungen in nordfränkisch-koburger Mundart“, wie der Untertitel verheiße,

sondern eigene Dichtungen im Schnadahüpfl-Stil. Hofmanns Vorbilder waren Dialekticher wie Franz von Kobell, deren alpenländische Genredichtung er ins fränkische Idiom übertrug. Die Alpenbegeisterung, die er mit Adel und Bildungsbürgertum seiner Zeit teilte, und die Liebe zum Volkslied gingen hier eine fruchtbare Verbindung ein. Hofmanns Vierzeilerfolge „In Franken is schö“, die gängige Frankenstereotype wie „Kulmbacher Bier“ und „Schweinfurter Grün“ aneinander reiht, fällt etwas aus diesem Rahmen. Anregend für die Frankenreime könnte Valentin Rathgebers Rheinlied gewesen sein, mit dem Eingang „Am Rhein und am Main und am Neckar ist's schön, allein auch bei uns hier muß jeder gestehn“, aus dem „Augsburger Tafelkonfekt“.

Hundert Jahre später greift der 1925 in Westböhmien geborene Pädagoge und Musiker Franz Möckl die Verse Hofmanns auf, um daraus ein Frankenlied zu gestalten, das sich gegen den sentimental Heimatton absetzt. 1962 hat er es mit einer von ihm komponierten Melodie im von ihm herausgegebenen „Fränkischen Liederbuch“ abgedruckt. Die Bemühungen um eine zeitgemäße Volksliedpflege nach dem Zweiten Weltkrieg sind darin zusammengefaßt. Das Unternehmen wurde mitgetragen vom Frankenbund, wissenschaftlich begleitet von dem Frankenbundmitglied und Würzburger Volkskundeprofessor Josef Dünninger, und unterstützt durch den unterfränkischen Bezirksheimatpfleger Andreas Pampuch. Von 108 Liedern gehen über 40 auf die Sammlung Ditfurth zurück. Ein weiterer Schwerpunkt sind Kompositionen und Liedfassungen von Protagonisten der seit den 1920er Jahren einflußreichen Jugendmusikbewegung, die nach 1945 auch in die Schulliederbücher Eingang fanden. Fränkischer Dialekt erscheint in Liedern aus jüngeren regionalen Aufzeichnungen (Nützel, Vökel, Frank, Schüll) – dabei handelt es sich oft um Vierzeiler: Tanzlieder und Kirchweihverse. In größerer Zahl sind hier erstmals Lieder auf Grundlage fränkischer Mundartdichtung vereint, die in volkstümlicher Manier vertont, in Singveranstaltungen erprobt und in der Liedblattreihe des unterfränkischen Bezirksheimatpflegers publiziert wurden.

## Jugendmusik- und Singbewegung

Die Jugendmusikbewegung trat vor allem als Singbewegung in Erscheinung. Sie war nach dem Ersten Weltkrieg im Geist der Jugendbewegung entstanden und propagierte ein neues Gemeinschaftsideal, in der das gemeinschaftlich Gefühlte, die „*volksverbundene Emotion*“, mehr zählte als distanzierte kunstästhetische Reflektion. 1921 war unter der Leitung von Fritz Jöde (1887–1970) in Hamburg die „Musikantengilde“ entstanden. Ein zweiter Schwerpunkt bildete sich 1923 mit der „Finkensteiner Bewegung“, benannt nach dem Ort der ersten Singwoche bei Mährisch-Trübau im Schönhengstgau. Bei den „Finkensteinern“ spielte der völkische Nationalismus eine große Rolle, der durch den „Volkstumskampf“ in den von Deutschen besiedelten Gebieten Böhmens und Mährens geprägt war. Kopf der Bewegung war Walther Hensel (1887–1956), ein sudetendeutscher Lehrer und Musiker. Hensels Ziel war das offene Singen, das Abgehen vom vierstimmigen Männergesang, die bewußte Wiedererweckung von Volkslied, Volkstanz und Laienspiel: „*Gebt dem Volke, was des Volkes ist, seine längst verschollenen, alterererbten Weisen, und ihr habt ihm seine eigene Seele wiedergegeben!*“ Das bürgerliche 19. Jahrhundert wurde für Fehlentwicklungen verantwortlich gemacht: „*Mendelssohn und Silcher haben uns mit ihren süßlichen Melodien zwar nicht gerade Schund gebracht, uns aber jedenfalls nicht gegen Schund gewappnet.*“ Hensels Bewegung ist eine völkisch-musikalische. Seine Ideen, nachzulesen in programmatischen Beiträgen für die zwischen 1923 und 1933 erscheinende Zeitschrift „*Die Singgemeinde*“, zielen auf Innerlichkeit, Einfachheit, auf das Organische: „*... Das echte Volkslied hat alle künstlerischen und musikalischen Kräfte, wenn auch oft nur im Keime, in sich verschlossen. Pflanzen wir diesen Keim in die Seele, so wächst und entfaltet er sich mit ihr zugleich.* (...) Das Geheimnis der Volksgemeinschaft liegt tief, sehr tief. Die starken Bindungen, denen sich das einzelne Glied gar nicht entziehen kann, beruhen einerseits auf alter Erb- und Stammesanlage, andererseits auf den geheimnisvollen Kräften, die von Heimaterde und Umwelt ausge-

hen, letzten Endes aber im schöpferischen Urgrund aller Dinge im Göttlichen. (...) Eine singende Gemeinschaft ist daher kein Verein, keine Körperschaft, kein Zweckverband, sondern eine lebendige Zelle werdender Volksgemeinschaft.“

1924 wurde von einigen „Bewegten“ der „Finkensteiner Bund“ gegründet, dem Walther Hensel, die zentrale Figur der Bewegung, bezeichnenderweise nicht angehörte. Harald Lönecker folgend, strahlte sie besonders auf die Deutschen Sängerschaften aus. Richard Poppe (1884–1960), als Hensels Freund und Mitarbeiter der organisatorische Kopf des „Finkensteiner Bundes“, setzte als maßgeblicher Funktionär der Sängerschaften die Singbewegung dort durch. Entsprechend schrieb die Verfassung der Deutschen Sängerschaften von 1929 die Durchführung von „Sing- und Schulungswochen“ vor. Bedeutenden Einfluß gewann die Finkensteiner Singbewegung auf die evangelische Kirchenmusik und das Posauenchorwesen. Hier gehörten die Singwochen (und Abendsingwochen für Berufstätige) zu den wichtigsten Instrumenten der musikalischen Erneuerungspraxis.

Die Singwoche war keine primär musikalische Angelegenheit, es ging um „Volksstumsarbeit“. Das Angebot richtete sich auch an die Landjugend in den Grenzlandbezirken. Den Landjugendbünden versuchte man geistiges Rüstzeug zum Ausgestalten ihrer Geselligkeit zu geben. Im Mittelpunkte der Woche standen Volkslied und Volkstanz. Die zweite deutsche Singwoche hat Karl Vötterle, der Augsburger Buchhändler und Gründer des Bärenreiter-Verlags, in Altdorf bei Nürnberg abgehalten. Von der ersten Singwoche für Erlanger Studenten berichtet 1927 ein Teilnehmer: „*... daß es Pflicht eines volksbewußten Deutschen ist, den Unterschied zu erkennen, zwischen der heute verbreiteten Art zu singen und der Hingabe des ganzen Menschen an das wundersame Schwingen und Klingen der alten Volksweisen (...) es war ein immer stärkeres Ergriffenwerden von dem Schwung und Fluß der deutschen Lieder und ein allmähliches Hineinwachsen in eine Gemeinschaft wahrhaft singender Menschen.*“

Für Außenstehende hatte dieses Ergriffensein etwas Befremdliches. So schreibt der

Komponist Paul Hindemith an Fritz Jöde: „Ein wenig seltsam berührt den Zuschauer die ständige Begeisterung, in der die Gemeinschaft sich befindet.“

Aus der Sicht der Finkensteiner sollten die Teilnehmer nach der Singwoche als Gewandelte nach Hause zurückkommen, denen das Singen Hilfe zu einem erfüllten und sinnvollen Leben geben konnte. Mit „Kulturinseln“ vergleicht Richard Poppe rückblickend solche Teilnehmer: „Es war von Jahr zu Jahr fast mit den Händen zu greifen, wie diese Kulturinseln zunahmen an Zahl und an Größe. In zehn, in zwanzig Jahren, so konnten wir rechnen, wären sie zusammengewachsen zu einer neu beseelten Heimat.“ Die Singbewegungen um Fritz Jöde und Walther Hensel wurden 1934 in den Reichsbund „Volkstum und Heimat“ eingegliedert. Der Finkensteiner Bund setzte 1933 seine Arbeit im „Arbeitskreis für Hausmusik“ fort.

### Wege der Pflege

Inhaltlich meinte man in der Volksmusikpflege nach dem Krieg, bruchlos an die Zeit vor 1933 anknüpfen zu können. Die Auseinandersetzung mit dem Wirken in der NS-Zeit fand zunächst nicht statt. „Völkische“ Diktion wurde durch die weniger korrumptierte Stammmesterterminologie ersetzt, der lebensreformerische Impetus der Jugendbewegung blieb erhalten. Er zielt auf eine ganzheitliche musicale Lebensführung. Vermitteln sollten dies die bewährten Sing- und Schulungswochen. Das Prinzip der Singwoche – für Berufstätige modifiziert als Abend- und Wochenendveranstaltung – wurde von den bayrischen Jugendverbänden aufgegriffen, als es in den 1950er Jahren um Jugendarbeit auf dem Land und die Erneuerung der vermeintlich durch die kulturelle Moderne bedrohten traditionellen Dorfkultur ging. Unter der Ägide von Kurt Becher hat dieses Feld in den 1960er Jahren der Bayerische Landesverein für Heimatpflege besetzt. Becher hatte bis 1963 der Wanderlehrgruppe des Bayerischen Jugendrings angehört, die mit einem Programm aus Liedern, Tänzen und Spielen ländliche Jugendgruppen in den Grenzregionen Bayerns erreichte. Seine Pflegebemü-

hungen um eine ganzheitliche, in die Heimatpflege integrierte Volksmusik geschahen vorzüglich über Veranstaltungen und Wochenlehrgänge, die nach dem Singwochenprinzip funktionierten. Sie wurden für Altbayern, Schwaben und Franken etabliert, gemäß der Vorstellung, daß Unterschiede der regionalen Volkskultur „stammesmäßig“ bedingt seien. Die potentiellen Multiplikatoren aus den bayerischen Bezirken trafen sich seit 1971 zum gesamtbayerischen Singen, Tanzen und Musizieren in der Bildungsstätte des Bauernverbands in Herrsching, seit 1976 unter dem programmativen Lehrgangstitel „Bayerischer Dreiklang“.

Becher gelang über den Bayerischen Musikplan die Institutionalisierung der Volksmusikpflege, angesiedelt beim Landesverein. Für Franken resultiert daraus 1976 die Anstellung eines fränkischen Volksmusikpflegers, dessen Arbeit seit den 1990er Jahren an zwei Beratungsstellen in Uffenheim und Bayreuth weitergeführt wird. 1981 schufen die drei fränkischen Bezirke die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik. Eine ihrer Aufgaben sollte Feldforschung sein. Vorbild war die 1972 durch Bechers Vermittlung beim Münchner Institut für Volkskunde geschaffene Arbeitsstelle Wolfgang Mayers. Seine Einbindung in die Lehrgangstätigkeit des Landesvereins für Heimatpflege nährten Vorstellungen, daß Forschungsergebnisse in Form von Liedern und Tänzen so auf kürzestem Weg die Pflege erreichen und Kriterien der Pflege diskutiert werden könnten.

Das Angebot richtete sich auch an die Musikgruppen der Alpenländischen Volksmusikpflege. Daß regional differenzierte Volksmusikpflege auf regionaler Überlieferung basieren solle, war dort vage auf den Alpenraum bezogen. Wichtig war bei der von dem ehemaligen Münchner Volkssänger Kiem-Pauli (1882–1960) ausgehenden Bewegung vor allem das Kriterium der Echtheit. Die seit den 1930er Jahren für den bayerischen und österreichischen Alpenraum in Anlehnung an regionale Formen innovierte Sparte „Alpenländische Volksmusik“ wurde durch den Rundfunk überregional verbreitet und entwickelte sich in enger Verschränkung mit den Bedürfnissen des neuen Mediums. Die daraus resul-

tierende Klangästhetik mit eng geführter Dreistimmigkeit im Dreigesang hat der Salzburger Tobi Reiser (1907–1974) auf den instrumentalen Bereich übertragen: auf eine Saitenmusikbesetzung aus Hackbrett, Zither, Harfe, Gitarre und Kontrabass, die nicht nur in Oberbayern und Österreich tradierte Musizierpraktiken verdrängte. Folge der medialen Verbreitung war, daß diese Innovation nach dem Zweiten Weltkrieg weit über ihren Gelungsbereich hinaus aufgenommen und nachgeahmt wurde, so im Umkreis der Gebirgsstrachtenvereine auch in Franken.

Die Protagonisten der seit Mitte der 1970er für Mittel-, Ober und Unterfranken gebildeten „Arbeitsgemeinschaften Fränkische Volksmusik“ gehörten einer jüngeren Generation an und kamen meist über die oben genannten Institutionen und ihre Lehrgänge zur Volksmusikpflege. Durch ihr betont fränkisches Eigenbewußtsein waren sie stärker immun gegen Alpenländische Einflüsse auf Repertoire und Besetzung, als die „stammverwandten“ bairischen „Flachlandbewohner“ Ober- und Niederbayerns und der Oberpfalz, die nach 1945 eine an die Kiem-Pauli-Bewegung angelehnte Volksmusikpflege entwickelten. Die Fränkischen Arbeitsgemeinschaften mit ihren Gruppen betreiben seit den 1980er Jahren eine Volksmusikpflege, die sich als Breitenarbeit versteht und als Laienmusik für alle offen ist. In den Veranstaltungsformen der fränkischen Volksmusikpflege gewinnt der Aspekt Kommunikation und Wirtshausgeselligkeit ohne Bühne zunehmend an Bedeutung.

Damit unterscheidet sie sich von der Pflege im Süden, die von professionell ausgebildeten Musikern beherrscht wird. Bezeichnend ist, daß nicht an die relativ jungen Traditionen gerührt werden darf. Die mit Echtheitsanspruch auftretende „moderne“ alpenländische Volksmusik wendet sich nun ihrerseits gegen Modernisierungen, wie sie im Zeitalter der Globalisierung gängige musik-kulturelle Praxis sind.

Der erstarrende Traditionalismus hat spätestens seit den 1980er Jahren Gegenbewegungen hervorgerufen. Aus ihren Reihen kommt, wenn man so will, die bekannteste bayerische

Volksmusikgruppe: die „Biermösl-Blosn“, die sich seit 30 Jahren auf Kosten der staatstragenden Partei über die bayerischen Verhältnisse lustig macht. Dazu bedienen sich die drei Well-Brüder virtuos und stilsicher der ihnen von Kindheit an vertrauten Volksmusik, die sie sich unter anderem auf alpenländischen Singwochen der Volksmusikpflege angeeignet haben. Anders als bei den „staad-ernsten“ Kollegen der Kiem-Pauli-Nachfolge ist hier alpenländische Volksmusik nicht zelebrierter Selbstzweck, sondern kabarettistisches Mittel. Traditionelle Muster – das massentaugliche Bayerngenre der Unterhaltungskultur eingeschlossen – werden mit Ironie und Gesellschaftskritik angereichert und persifliert (Bayernhymne, Defiliermarsch) und erreichen so den in der gepflegten Volksmusikwelt vernissierten Alltags- und Gegenwartsbezug.

In Franken gab es kabarettistische Ansätze vorübergehend in den 1990er Jahren bei den „Fränkischen Straßenmusikanten“ und ausgeprägtes Volksmusikkabarett bei Erwin Lipskys Gruppe „Dreyschlag“, um nur diese zu nennen. Kabarett und Volksmusik verbinden seit einigen Jahren auch David Saam und Mitglieder der Kapelle „Rohrfrei“. Die Mitglieder der Gruppe sind zum Teil mit den Traditionen der Volksmusikpflege aufgewachsen, aber auch mit Punkrock und Popmusik. In vertraut klingender Instrumentalbesetzung: Klarinette, Trompete, Akkordeon und Tuba, ausgehend von fränkischen Tänzen und Themen aus der populären Musik, kreieren sie eine für Stadtfeeste und private Feiern taugliche „Volxmusik“, die Generationen übergreifende Kraft besitzt. In Veranstaltungsformen wie dem alljährlich in Bamberg abgehaltenen „Antistadt“ erreichen sie das junge studentische Club-Publikum. Der kommunikative Aspekt steht im Vordergrund. Ganz diesem Zweck hat sich das „Freie fränkische Bierorchester“ Erwin Lipskys verschrieben. Hier gibt es keine Bühnenpräsentation. Volksmusik umfaßt die mit dem „Publikum“ gesungenen deutschen Volkslieder ebenso wie Songs der Rolling Stones. Die Musik ist damit als unprätentiöses, Geselligkeit und Kommunikation förderndes Mittel in den Raum der Wirtshaus-Kultur zurückgeholt, von der sie einst ihren Ausgang genommen hat.

# Volksmusik und Gebrauchsmusik in der Kulturarbeit und Heimatpflege

von

Birgit Speckle

## *Heimatpflege und Volksmusik*

Heimatpflege und Volksmusik scheinen auf den ersten Blick harmonisch zusammenzugehören. Bei den Begriffen Volksmusik und Heimat stellen sich unwillkürlich innere Bilder ein: Von Zither und Hackbrett, Akkordeon und Dreigesang, von heimelig-traulicher Stimmung. Oder von rauschenden Volksmusikfesten, bei denen Männer mit fränkischem Dreisitz und Frauen in reichen, bunten Trachten Dreher oder Walzer erklingen lassen und dazu tanzen. Die Medien berichten dann von einer typisch fränkischen Veranstaltung, bei der Heimat, Regionalität und Tradition gefeiert würde. Kritiker dagegen sprechen von konservativer Tümelei und finden Volksmusik altmodisch und verstaubt.

Volksmusik ist jedoch weitaus vielfältiger, als es die oben dargestellten, klischehaften Bilder vermuten lassen. Die Untersuchung ihrer Geschichte weist sie als Gegenteil dessen aus, was ihr Name verspricht. Volksmusik ist keineswegs ein Produkt des Volkes, sondern vielmehr einer intellektuellen Oberschicht, sie wurde und wird nicht von einem vermeintlich homogenen Volk gespielt oder gehört, dafür aber zu vielerlei, auch politischen Zwecken benutzt.<sup>1)</sup> Volksmusik ist also nicht statisch, sondern dem Wandel unterworfen. Der Blick in das Liedrepertoire eines Kindergartens genügt: Kinder singen heute im Kindergarten eher Rolf Zuckowskis Lieder und andere neuere Liedschöpfungen als beispielsweise „Auf, du junger Wandermann“, das übrigens gar kein Volkslied ist, sondern in der Jugend- und Wandervogelbewegung der 1920er Jahre entstand.

Volksmusik ist ein emotionales Thema, verbunden mit subjektiven und unscharfen Begriffen wie „Heimat“, „echt“ und „unecht“, „Gemeinschaft“ und „Tradition“. So beliebt einerseits Florian Silbereisens volkstümliche

Fernsehsendungen bei einem Millionenpublikum sind, grenzen sich dagegen andererseits Volksmusiker ab, die das musizieren, was sie als „echte“ Klänge ihrer Heimat verstehen. Dennoch wünschen sich viele von ihnen ebenfalls den großen Auftritt im Rundfunk oder Fernsehen.

Es gibt Volksmusiker, die Experimente wagen, im sogenannten „Tradimix“ verschiedene ethnische Stile mit den eigenen musikalischen Traditionen mischen. Andere, vorwiegend junge Musiker, treffen sich beim „Antistadt“ in Bamberg, wo das Motto „Volxmusik ist Rock'n Roll“ gilt und man sich ganz bewußt und respektlos gegen den Musikantenstadl und andere medial geschönte und vermittelte, idyllische Volksmusik abgrenzt.<sup>2)</sup> Schließlich gibt es die großen, regionalen Volksmusiktreffen, zum Beispiel das alle zwei Jahre stattfindende Festival „drumherum“ in Regen, wo weniger das Präsentieren der Musik, sondern die Freude am gemeinsamen Musizieren, das Sich-Kennen-Lernen im Vordergrund stehen soll.<sup>3)</sup>

Wo jedoch verorten sich Kulturarbeit und Heimatpflege in diesem breiten und bunten Spektrum der Volksmusik? Gibt es möglicherweise darüber hinaus auch noch andere Musiker, die sich selbst nicht als Volksmusiker bezeichnen, die man hier aber ebenfalls berücksichtigen sollte?

Mit Volksmusik wird nicht nur in den Köpfen und Herzen vieler Menschen Heimat verbunden, sondern diese Assoziation wird durch die Medien und die einschlägigen Institutionen flächendeckend vermittelt. Zwei Beispiele: Der fränkische „Heimatspiegel“ des Bayerischen Rundfunks bringt täglich von sechs bis sieben Uhr Volksmusik zu den Nachrichten aus der Region. „Nachrichten aus der Region“, „Moderatoren, die in Bayern daheim sind“ und Volksmusik sind damit zu einem morgendlichen Heimat-Dreiklang verbunden.<sup>4)</sup>

Der in München ansässige Bayerische Landesverein für Heimatpflege präsentiert auf seiner Homepage unter dem Link „*Singen, Musizieren und Tanzen*“ ebenfalls und ausschließlich Volksmusik. Er publiziert die Zeitschrift „*Volksmusik in Bayern*“, die den Begriff Volksmusik allerdings auch kritisch beleuchtet, und beschreibt sich als „*Ansprechpartner für alle Fragen aus dem Bereich der Volksmusik*“. Der Landesverein „*fördert das heimische Lied, die regionale Volksmusik und den Volkstanz in Bayern (und) führt Volksmusik- und Volkstanzveranstaltungen durch.*“<sup>5)</sup>

Der Doppelklang von Heimat und Musik hat eine Geschichte, die bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts zurück reicht. Es ist also nicht verwunderlich, daß den fränkischen Heimatpflegern, und nicht nur diesen, auch die Volksmusikpflege als originäre Aufgabe zugeschlagen wird. Doch wie kann und soll eine solche Pflege aussehen, zudem hier auch der Landesverein in der Fortbildung aktiv ist? Ist die Heimatpflege durch die Bezirke überhaupt notwendig? Was hat es mit den Begriffen „Gebrauchsmusik“ und „Kulturarbeit“ auf sich, die im Titel meines Beitrags neben der „Heimatpflege“ und „Volksmusik“ stehen? Diesen Fragen möchte ich im folgenden nachgehen.<sup>6)</sup>

Die Bezirksordnung schreibt vor: „*Im eigenen Wirkungskreis sollen die Bezirke in den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit die öffentlichen Einrichtungen schaffen, die für das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Wohl ihrer Einwohner nach den Verhältnissen des Bezirks erforderlich sind; hierbei sind die Belange des Natur- und Umweltschutzes zu berücksichtigen.*“<sup>7)</sup> Der Freistaat überläßt den Bereich der Kultur „*den kommunalen Körperschaften, die hier eigenständiges Profil wahren können, und übernimmt nur die übergeordnete Gesamtverantwortung, was sich praktisch in der Bereitstellung von Geldern bemerkbar macht, wie z.B. durch den bayerischen Musikplan, aus dem die Laienmusikverbände größtenteils finanziert und seit 1978 bzw. 1989 auch Mittel für die Volksmusikberatungsstellen des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege bereitgestellt werden.*“<sup>8)</sup>

Diese Situation läßt viel Spielraum, bietet aber auch eine Herausforderung, der sich jeder Bezirksheimatpfleger immer wieder neu stellen muß. Denn zunächst muß gefragt werden, was unter dem „*kulturellen Wohl*“ der Bezirksbürger zu verstehen ist. Für unser Thema bedeutet es zunächst einmal: Es kann und darf der Bezirksheimatpflege nicht ausschließlich um Volksmusik gehen, sondern das gesamte Spektrum musicalischen Schaffens in den Bezirken muß im Blick behalten werden. Das ist Herausforderung und Chance zugleich.<sup>9)</sup>

### *Vernetzung / Kulturpartner*

Die Bezirksheimatpflege ist keine Institution, die für sich alleine steht oder alleine stehen soll. Bezirke sind die dritte kommunale Behörde in Bayern, die Aufgaben schultert, die über den Bereich der Kommunen und Landkreise hinausgehen. Damit sind die Referate der Bezirksheimatpfleger Koordinationsstellen, aber auch Teile eines Netzes kulturell interessanter und verantwortlicher Vereine, Verbände und politischer Institutionen. Im Bereich Volksmusik gehört dazu der Bayerische Landesverein für Heimatpflege. Der Bezirksheimatpfleger von Oberfranken, Prof. Günter Dippold, ist Mitglied im Vorstand des Landesvereins und auch die anderen Heimatpfleger stehen zu zentralen Fragen und Aufgaben mit dem Landesverein in Verbindung. Der Musikwissenschaftler und Bezirksheimatpfleger von Niederbayern, Dr. Maximilian Seefelder, publiziert regelmäßig zum Thema und setzt sich dabei mit aktuellen Aspekten der Volksmusik auseinander. Kooperation besteht auch mit den beiden Beratungsstellen für fränkische Volksmusik: Einmal in Uffenheim, wo Franz-Josef Schramm tätig ist, und in Bayreuth, wo Caroline Pruy M.A. arbeitet.

In diesem Zusammenhang ist auch die Bayerische Musikakademie Hammelburg zu nennen, die von den fränkischen Bezirken bezuschußt wird und wo auch Fortbildungsseminare zur Volksmusik stattfinden. 1981 wurde die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik von den drei fränkischen Bezirken ins Leben gerufen, die sie auch finanzie-

ren. Auf die Zusammenarbeit mit ihr werde ich später noch zu sprechen kommen. Nicht zuletzt bestehen enge Verbindungen zwischen der Bezirksheimatpflege und den praktizierenden Volksmusikern. Dies geschieht zunächst durch den Kontakt mit der Arbeitsgemeinschaft für fränkische Volksmusik. Doch auch alle Gruppen oder Einzelpersonen, die sich für Volksmusik interessieren oder sie praktizieren und nicht Mitglied in einem Dachverband sind, können sich an die Bezirksheimatpflege wenden. Auch wird die Arbeit der Arbeitsgemeinschaften von den drei Bezirken finanziell unterstützt, beispielsweise durch die Bezugsschaltung der Herausgabe von Noten oder von Veranstaltungen.

Verbindungen gibt es auch zu den Medien, sei es zur Presse, wenn wir eigene Veranstaltungen organisieren oder zum Bayerischen Rundfunk. Auf politischer Ebene sind die Bezirksheimatpfleger bei den einschlägigen Haushaltsberatungen der Bezirkstage beziehungsweise deren Ausschüssen beratend dabei. Kulturarbeit ist politische Arbeit, denn sie braucht Geld und eine starke Lobby. Gleichzeitig ist die Bezirksheimatpflege dabei stets im Spannungsfeld divergierender Interessen.

Als Schaltstellen sind die Referate der Bezirksheimatpfleger mit Dutzenden von Anfragen im Bereich Volksmusik konfrontiert, nicht nur von interessierten Bezirksbürgern, sondern auch von der Presse, die sie entweder selbst beantworten oder an die jeweils kompetente Stelle weiterleiten. Im folgenden möchte ich zunächst konkrete Aufgabenfelder und Projekte der Bezirksheimatpflege im Bereich der Volksmusik skizzieren und zwar unter dem Motto „Volksmusik als Gebrauchsmusik“. Zum Schluß möchte ich „Volksmusik“ aus neuen Perspektiven präsentieren und so einen kleinen Grenzverkehr hinüber zu anderen Genres versuchen.

### *Volksmusik als Gebrauchsmusik: Aktivitäten der Bezirksheimatpflege Noten und Tonträger*

Die Zusammenarbeit im Bereich der Volksmusik erfolgte immer mit anderen und griff bestehende Strömungen und Interessen auf.

Das läßt sich am Beispiel der Zusammenarbeit mit den Arbeitsgemeinschaften für fränkische Volksmusik zeigen. Andreas Pampuch engagierte sich in den 1950er und 1960er Jahren bei Jugendtreffen auf dem Schwanberg im Landkreis Kitzingen. Ziel dieser Treffen war es, Kommunikatoren auszubilden, die meist neu komponierte Volksmusik weiter vermittelten. Hierzu entstanden zahlreiche Liederhefte, die heute bei der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik archiviert sind. Den Mangel an Notenmaterial erkannte auch Pampuchs Nachfolger Dr. Reinhard Worschach. Gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft fränkische Volksmusik in Unterfranken und ihrem damaligen Vorsitzenden Ludwig Moritz entstanden zum einen vier Blasmusikmappen „Blasmusik aus Franken“, die bewußt einfach gesetzt, auch für Musiker, die nur über Grundkenntnisse an ihrem Instrument verfügen, gespielt werden können. Unterstützt wurden auch die „Lieder aus Franken“, eine mittlerweile siebzehn Bände umfassende Sammlung bekannter weltlicher und geistlicher Lieder.

Umfangreiches Notenmaterial stellt auch die Arbeitsgemeinschaft für fränkische Volksmusik gemeinsam mit der Bezirksheimatpflege in Oberfranken zur Verfügung. Beispielhaft seien das „Brandner Löidaböichl“ genannt, eine Liedauswahl des „Brandner Viergesangs“, einer renommierten Volksmusikgruppe aus dem Sechstämerland oder die Sammlung für Gesang und Zither von Konrad Böhm.

Die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik fungiert ebenfalls als Herausgeber. Besonders bei ihren Publikationen und denjenigen des Bezirks Oberfranken werden neue Sichtweisen auf die Volksmusik deutlich: Heute tritt die Suche nach dem vermeintlich typisch Fränkischen in den Hintergrund zu Gunsten der Fragen, von wem die Musik wann und wo praktiziert wurde. Ein gutes Beispiel sind die „Lieder vom Untermain“, herausgegeben von der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik.<sup>10)</sup> Hier sind Texte und Melodien gesammelt, die am Untermain gesungen wurden oder werden, aber keineswegs dort entstanden sein müssen. Solche Sammlungen sind einer Welt geschuldet,

in der es längst kaum mehr musikalische Grenzen gibt. Ähnlich verhält es sich mit den Kirchweih-Vierzeilern aus der Helmitzheimer Bucht. Es handelt sich um Gebrauchsdiichtung, die in das Brauchgeflecht der fränkischen Kirchweih eingebunden ist. In den Vierzeilern werden drastische Verse, die sich auf das Dorfgeschehen beziehen, von den Kirchweihburschen immer wieder umgeformt oder neu gebildet. Gesungen werden die Verse von den unverheirateten jungen Männern auf der Straße.<sup>11)</sup>

Noten und Musik aus Oberfranken, von der dortigen Bezirksheimatpflege gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft für fränkische Volksmusik und zum Teil mit dem Bayerischen Rundfunk herausgegeben, orientieren sich daran, wo „Musik, Lieder und Mundart“ aus dem östlichen, nordöstlichen oder nördlichen Oberfranken zusammen gestellt sind. Ähnlich ist die Vorgehensweise beim Volkstanz: Nicht die Frage nach dem Alter der Tänze oder ihrem Entstehungsort ist wichtig, sondern gefragt wird nach dem Ort, wo diese Tänze heute praktiziert werden. Entsprechend der Titel der CD „Volkstänze, getanzt in Oberfranken“.

### *Qualifizierung*

Fortbildungsmaßnahmen, nicht nur im Bereich Volksmusik, haben zwei wichtige Funktionen: Zum einen geht es darum, die Qualität der Musik zu verbessern, den Musikern die Möglichkeit zu geben, Neues zu lernen. Ebenso wichtig ist aber auch der soziale Effekt von Volksmusiktagen oder -wochen. Der Bayerische Landesverein für Heimatpflege bietet in ganz Franken eine Fülle solcher Seminare an, die teilweise mehrere Tage dauern und zum Beispiel speziell für Familien konzipiert sind. Hier wird die Möglichkeit gegeben, Volksmusik „für eine sinnvolle Freizeitgestaltung kennenzulernen und zu erleben (...)\", so Franz-Josef Schramm, Leiter der Beratungsstelle für fränkische Volksmusik in Uffenheim.<sup>12)</sup>

In Unterfranken startete die Bezirksheimatpflege einen eigenen Versuch, Fortbildungsmaßnahmen zu etablieren. Wir tun dies nach unserem bewährten Prinzip, Kulturpartner ins Boot zu holen, bestehende Strukturen zu nutzen und dann in kleinen Schritten Lük-

ken im kulturellen Netz zu schließen. Gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft für fränkische Volksmusik und dem örtlichen Kultur e.V. bieten wir im bezirkseigenen Bildungs- und Kulturzentrum „Schüttbau“ in Rügheim Stimmbildung für Volkssänger an. Dies geschieht im kleinen Rahmen von acht bis sechzehn Teilnehmern, da wir gezielt intensive, individuelle Betreuung anstreben. Der Wunsch nach Stimmbildung kam aus dem Kreis der Volksmusiker selbst und scheint nicht nur dort zu bestehen. Wir laden ausdrücklich allgemein interessierte Laien ein und treffen bei den Seminaren zum Beispiel auch Sänger aus Kirchenkören, die auf diese Weise erstmals intensiver mit Volksmusik in Berührung kommen. Um den familiären Charakter der Kurse und zugleich die dörfliche Struktur Rügheims zu stärken, haben wir, sozusagen als kulinarischen Kulturpartner, ein örtliches Wirtshaus dabei, wo das gemeinsame Mittagessen eingenommen wird.

### *Veranstaltungen*

Bei Volksmusikveranstaltungen stellt sich ein zentrales, häufig diskutiertes Problem: Die Musik ist dabei aus ihrem Gebrauchszaammenhang und häufig auch aus ihrem regionalen Zusammenhang gerissen. Die dort gespielte Musik wurde ursprünglich anlaßgebunden vorgetragen: Im Wirtshaus an Fasching, Kirchweih oder Kirmes, bei kirchlichen Prozessionen oder bei Familienfesten. Auf Volksmusikfesten wird diese Musik um der Veranstaltung willen praktiziert vor einem Publikum, das kommt, um eine bestimmte Art von Musik zu hören. Volksmusik-Praxis heute ist häufig eine künstliche Situation, ein Refugium, geschaffen, um dort Volksmusik zu praktizieren. Dabei spielen häufig die Hörerwartungen, die Musiker und Publikum durch CD-Einspielungen und Rundfunk- und Fernsehaufnahmen haben, eine zentrale Rolle.

Die Lieder und Musikstücke, die wir heute zur Volksmusik zählen, wurden häufig für Veranstaltungen komponiert, deren Zweck es war und ist, diese Melodien und die damit verbunden Werte wie Heimat, Region, Gemeinschaft und Tradition zu präsentieren. Spontanes Musizieren, gar Mitsingen oder -tanzen des Publikums, kommt daher häufig

zu kurz, ist doch ein straffer Ablaufplan der Auftritte zahlreicher Gruppen notwendig. Das Publikum aber will in erster Linie nicht mittun, sondern konsumieren. In den letzten Jahren gibt es bei den Veranstaltungen der Arbeitsgemeinschaften für fränkische Volksmusik erfreuliche Versuche, die Podiums- oder Bühnensituation abzuschaffen und stattdessen in Wirtshäusern zu musizieren, so beim jährlichen Volksmusikfest in Oberfranken, oder an verschiedenen Plätzen im Dorf, wie bei der letztjährigen Veranstaltung in Höchheim in Unterfranken.

Auch der jährliche Unterfränkische Volksmusiktag im Kirchenburgmuseum Mönchsondheim, bei dem der Bezirk Unterfranken beteiligt ist, verteilt die Gruppen auf verschiedene Plätze und Häuser des Museumsgeländes. Hier arbeiten wir daran, die Aktivitäten zu verstärken, bei dem die Trennung zwischen Musikern und Publikum aufgehoben wird und zugleich den Nachwuchs einzubeziehen, zum Beispiel bei den sehr beliebten Singtreffen, einer gemeinsam getanzten Française, beim offenen Kinderprogramm oder beim geistlichen Musizieren, wo seit dem vergangenen Jahr der örtliche Kindergarten eine tragende Rolle spielt. Auch binden wir mit Informationsständen des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik, der Arbeitsgemeinschaft fränkische Volksmusik, der Trachtenberatung des Bezirks Unterfranken sowie des Unterfränkischen Dialektinstituts unsere Kulturpartner mit ein. Auf diese Weise ermöglichen wir es den Besuchern, sich neben dem Konsum zu informieren und stellen Gesprächspartner für Themen zur Verfügung, die mit der Volksmusik zusammenhängen. Dennoch: Auch beim Unterfränkischen Volksmusiktag in Mönchsondheim bleibt die Bühnensituation erhalten, schon allein, da Volksmusikveranstaltungen stets eine offizielle Eröffnung haben und es den Wunsch der Musiker gibt, auf der Bühne aufzutreten.

Großveranstaltungen sind sehr beliebt, erfüllen sie doch den Besuchern den Wunsch nach spektakulären Events und den Musikern nach dem Auftritt vor großem Publikum. Nicht zuletzt dienen sie als Plattform zum Informa-

tionsaustausch und als überregionaler Treffpunkt. Christoph Lambertz stellt bezüglich des alle zwei Jahre stattfindenden Volksmusiktreffens „drumherum“ in Regen fest, damit sei „eine moderne, erlebnisorientierte Form eines Freizeitangebots geschaffen“ worden, die alle Möglichkeiten eines Events nutze und alle Sinne anspreche. Er fährt fort: „Gerade in der Verbindung von Erlebnis und der Förderung einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung kann die Volksmusikpflege einen wichtigen Beitrag zum Projekt des schönen Lebens leisten.“<sup>13)</sup>

Damit wird ein entscheidender Funktionswandel der Volksmusik vollzogen, die bis in die frühen Nachkriegsjahre zumindest auf dem Land anlaßgebunden, in einem festen sozialen Rahmen und an einem festgelegten Ort praktiziert wurde. Aufgabe der Bezirksheimatpflege ist es, darauf aufmerksam zu machen. Wir geben uns dabei nicht der Illusion hin, zu einer radikalen Veränderung der Situation beitragen zu können. Doch versuchen wir, mit kleinen Einzelprojekten dem spontanen, gemeinsamen Musizieren traditioneller Lieder und Melodien wieder ins Dasein zu verhelfen. Enge Zusammenarbeit besteht mit der Beratungsstelle des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, der Leiter für Wirtschaftsaussagen ausbildet und vermittelt, die wir beispielsweise bei unseren jährlichen Unterfränkischen Kulturtagen stets anbieten und bei unseren Beratungsgesprächen empfehlen.

Bei Vorträgen bietet sich die Möglichkeit, nicht nur die Volksmusikgruppen vor Ort, sondern möglichst auch andere Kulturträger einzubinden und damit die örtliche Gemeinschaft zu stärken. So organisierten wir im Jahr 2003 gemeinsam mit der Gemeinde der St. Andreaskirche im Dorf Schnackenwerth bei Werneck im Landkreis Schweinfurt und mit dem Städtischen Museum in Miltenberg eine vorweihnachtliche Adventsstunde. Dabei verbanden wir Impulsreferate zur Heimatpflege, die über die Geschichte von Bräuchen im Advent berichteten mit Musik der ortsansässigen Vasbühler Sänger und der Schrolla-Musikanten. In Miltenberg wiederum übernahm der Museumsleiter die Organisation einer weihnachtlichen Stunde, die volksmusikalische Umrahmung hingegen der Richel-

bacher Dreigesang, zu dem auch die örtliche Kreisheimatpflegerin Hedi Eckert gehört. Die Verpflegung der Gäste wurde von den Institutionen vor Ort übernommen. Volksmusik wurde hier zwar vor Publikum, aber von Menschen aus der Gegend in ihrer Region und in einem bestehenden sozialen Rahmen praktiziert, der dadurch eine Stärkung erfuhr.

## Forschung

Für die Pflege der Musik selbst, für die Erforschung von Noten, Komponisten, Musizierpraktiken, für Recherche, Archivierung und andere Dokumentation von Musikbeispielen haben die drei Bezirke die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik eingerichtet. Die Bezirksheimatpfleger wirken als Multiplikatoren für die Forschungsstellen, indem sie zahlreiche Anfragen dort hin verweisen. Sie können die Forschungsstelle aber auch mit Noten- oder Tonträgergaben und gelegentlich mit Hinweisen auf lohnende Forschungsprojekte versorgen: Der Bezirksheimatpfleger von Unterfranken, Prof. Klaus Reder, bekam in der Rhön den Hinweis auf eine Zigeunerin namens Marie Schwarz, die während des Zweiten Weltkriegs dort als Sängerin mit einer Gitarre umhergezogen sei. Dr. Armin Griebel ging der Sache nach und entdeckte in langen Interviews, daß die empfohlene Gewährsperson nicht nur über Marie Schwarz Auskunft geben konnte, sondern umfassendes Wissen über das dörfliche musikalische Leben in der Rhön der 1950er und 1960er Jahre besitzt.

Bei einem studentischen Seminar der Bezirksheimatpflege über Tanzsäle in Dorfwirtshäusern entstand eine Arbeit, die zahlreiche Hinweise auf das Repertoire der Tanzsäle im Landkreis Haßberge gibt. Dr. Armin Griebel erhielt die Arbeit und wird hier ebenfalls weiterforschen.

## Perspektiven der Bezirksheimatpflege

Die Bezirksheimatpflege arbeitet im Bereich der Volksmusik mit zahlreichen anderen Institutionen und Personen zusammen. Dennoch umfaßt Volksmusik nur einen kleinen Teil ihres Aufgabenspektrums. Dazu gehören unter anderem auch Denkmalpflege

und Trachtenberatung, die Zusammenarbeit mit Museen und Theatern, der gesamte Bereich der Kleinkunst und zeitgenössischen Kunst. Dazu kommen historische Forschungen zur Fränkischen Landesgeschichte, die bis in die jüngste Vergangenheit hineinreichen. Der Begriff der Heimatpflege ist für diesen Mammutauftrag zu eng gewählt und so wird in Unterfranken vom „Referat Kulturarbeit und Heimatpflege“ gesprochen, in Oberfranken von „Kultur und Heimatpflege“, in Mittelfranken gibt es ein „Kulturreferat“. Alle drei Referate haben neben den genannten Aufgabengebieten das gesamte Spektrum der Musik zu betreuen: Dazu gehören die fränkischen Blaskapellen mit ihren Spitzenverbänden, die Chöre, die klassischen Orchester sowie die Kirchenmusik und nicht zuletzt eine Musikrichtung, die allzu lange von der offiziellen Musikpflege stiefmütterlich behandelt wurde: Es ist die Musik, die heute in den meisten Walkmen und aus den Lautsprechern der Radios und Musikanlagen dröhnt: Rockmusik, Hiphop oder House, kurz: die gesamte Bandbreite der modernen, jungen Musik. Bereits im Jahr 2000 hat der Bezirksheimatpfleger von Unterfranken, Prof. Klaus Reder, die Notwendigkeit formuliert, alle Sparten der Musik zu fördern und dies in einem anschaulichen Bild zusammengefaßt, das in der „Schöneren Heimat“ erschien, dem Publikationsorgan des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege:

*,Ein junger fränkischer Musikant spielt am Sonntag die Orgel. Seine Ausbildung, finanziert aus Mitteln der Kirchensteuer, trägt reiche Frucht und sein künstlerisches Wirken wird von allen gelobt. Er ist ein guter, tüchtiger junger Mensch. Beim nachmittäglichen Festzug trägt der junge Organist die fränkische Tracht und bläst auf dem Tenorhorn fränkische Weisen. Die Ausbildung erhielt er in der Bayerischen Musikakademie in Hammelburg, die mit Steuermitteln und Bezirksumlage unterstützt wird. (...) Von allen Seiten kommt Lob und Anerkennung für die jungen tüchtigen Musikanten. Sie sind gute Franken. Nacht dem Festzug kehrt ein und derselbe junge Mann nach Hause zurück, zieht sich seine Jeans an (...), schnappt sich seinen E-Baß und übt in Ermangelung eines geeig-*

*neten Proberaums im Rübenkeller außerhalb der Ortschaft mit einigen Freunden Rockmusik. (...). Der junge Mann, der am Morgen die Orgel gespielt, am Nachmittag vor großem Publikum Tenorhorn und fränkische Weisen geblasen und hierfür viel Lob erhalten hat, sieht sich plötzlich der Kritik ausgesetzt. – Wie oft muß er hören, daß er ein Chaot oder Kojote sei, denn was er mit seinem E-Baß fabriziere, habe doch wohl nichts mit Musik zu tun, sondern sei nur Lärm und Krach.“<sup>14)</sup>*

#### *Grenzen öffnen: Heimat*

Es gibt es keine gute oder schlechte Musik, sondern jede Form musikalischen Schaffens, die von einer gewissen Ernsthaftheit und dem Bemühen um Qualität getragen wird, ist Bestandteil des kulturellen Lebens in Franken und muß daher auch gefördert werden. Wichtig ist es dabei für eine Institution mit einem so weiten Kulturbegriff, wie ihn die Bezirksheimatpflege hat und haben muß, die Grenzen zwischen den Sparten zu öffnen. Heimat, Mundart in Gesang sowie bestimmte musikalische Themen und Stoffe wurden bisher primär der Volksmusik zugeschrieben. Das ist nicht falsch, wenn man alle Begriffe ein wenig erweitert. Denn ist Volksmusik heute tatsächlich ausschließlich das, was von den Volkmusikgruppen auf Volksmusikfesten gespielt wird? Was hört und musiziert das so oft zitierte Volk heute? Zum Volk, oder besser, da weniger ideologisch betrachtet: Zur fränkischen Bevölkerung gehört auch die junge Generation, die Rock- und Popmusik, House und Techno hört und musiziert. Hat diese „Volksmusik“ aber etwas mit Heimat zu tun? Ein Experiment brachte es an den Tag.

Der Bezirk Unterfranken hat im Jahr 2001 als erster Bezirk die Stelle eines Populärmusikbeauftragten geschaffen. Sie wurde mit Peter Näder besetzt, einem Musikpädagogen, der über jahrelange praktische Erfahrungen in der Rockmusik mit allem dazugehörigen Fachwissen sowie den notwendigen Kontakten zu Plattenfirmen und Agenturen verfügt. Seine Aufgabe und diejenige seiner Mitarbeiterin Steffi Gross ist es, das kreative Potential der unterfränkischen Populärmusikszene zu fördern und weiter zu entwickeln. Ange siedelt ist die Populärmusik an der Bayeri-

schen Musikakademie Hammelburg. Im Jahr 2004 startete das Projekt „Heimat“ – ein Musikwettbewerb, der in eine CD-Produktion münden sollte. Das Thema „Heimat“ war aus Sicht der Bezirksheimatpflege aus zweierlei Gründen spannend: Es bot die Chance, den Heimatbegriff, der im Bereich Musik fest mit der Volksmusik verbunden ist, in einem anderen Genre auszuprobiieren. Zweitens wurde damit eine Zielgruppe angesprochen, über deren Bild von „Heimat“ bislang wenig bekannt war, nämlich jüngere Musiker, die von der Volksmusik weit entfernt sind.

Die große Bandbreite an musikalischen Stilrichtungen auf der CD erlaubt einen einzigartigen Blick auf das, was junge Menschen unter Heimat verstehen und zwar jenseits vorgefertigter Metaphern, Textschablonen und Allgemeinplätze.

#### *Grenzen öffnen: Dialekt*

Die Texte in der Volksmusik sind in aller Regel im Dialekt verfaßt. Sie handeln vom Leben auf dem Land und von lustigen Weinrunden und loben die dörfliche Gemeinschaft. Doch sind diese Themenbereiche keineswegs auf die Volksmusik beschränkt. Der Chansonnier Thomas Pigor lebt und arbeitet in Berlin und hat sich in der Szene einen guten Ruf erworben. Seine Wurzeln aber sind in Unsleben im Landkreis Rhön-Grabfeld; er ist der Sohn von Cilly Pigor, frühere Kreisheimatpflegerin und bekannte Mundartdichterin. Aus seinem Œuvre, das in gestochinem Hochdeutsch gesungen ist, sticht eine in Rhöner Dialekt verfaßte CD hervor. Er schildert dort eine klassische Wirtshaus-Szene: Eine Schafkopfrunde im Gasthaus „Post“, die vom „Beck“, dem örtlichen Bäcker dominiert wird, der zwischen seinen Schichten in der Backstube so nebenbei einige Spiele gewinnt. Pigor findet hier einen einzigartigen und sehr originellen Zugang, die Atmosphäre einer Kartenrunde im fränkischen Wirtshaus zu beschreiben und sie mit moderner Musik zu kombinieren. So bringt er das Flair einer Berliner Lounge oder Kleinkunstbühne ins Wirtshaus und das Wirtshaus in die Lounge. Er überschreitet Grenzen und damit wird die Frage, welche Art von Musik dies nun sei, hinter dieser Kunst sekundär.

## Grenzen öffnen: Themen der Volksmusik in neuem und frechem Gewand

Die Fränkischen Straßenmusikanten, die aus allen drei fränkischen Bezirken kommen, nutzen die traditionelle Tanz- und Kirchweihmusik aus dem Land zwischen Spessart, Frankenwald und Donau. „Traditionelle Volksmusik“ beschreiben sie „nicht als totes Museumsgut, sondern als lebendiger Ausdruck der heutigen Zeit.“<sup>15)</sup> „Bratwürsch mit Sauerkraut“ besingt im kräftigem Dreierhythmus einen Tag auf der Kirmes, wie er zünftiger nicht sein könnte, in dem aber auch modernes Unterhaltungsgerät wie die Achterbahn vorkommt und in der auch mal handfest gespieen wird.

Sieben Musiker aus dem unterfränkischen Volkach am Main musizieren seit 1998 gemeinsam unter dem Namen „Häisd' n' däisd vomm Mee“. Die Bandbreite ihres Könnens liegt zwischen „klerikalem Liedgut, gewürzt mit bluesigen Gassenhauern“ und, nicht zu vergessen, Melodien, Themen und Rhythmen aus der Volksmusik und Unterhaltungsmusik. Auch „Häisd' n' däisd“ reiht, wie dies häufig in den von Heimatdichtern verfaßten Liedtexten geschieht, Stereotypen aneinander, beschwört das Bild einer aussterbenden Dorfgemeinschaft, deren bestehende Relikte sie stolz feiern. Sie tun dies aber auf freche und unerwartete Art. Es ist jedenfalls Musik, die gerne gehört wird, die Menschen zum Tanzen, Schunkeln, Mitsingen und Lachen bringt, die einfallsreich und deren Darbietung von musikalischem Können und hoher Qualität geprägt ist.<sup>16)</sup>

## Aufgaben der Bezirksheimatpflege

Diese Beispiele zeigen ein Problem und zugleich eine Chance der Heimatpflege: Sie ist zwar in kulturellen Verbänden tätig, steht aber zugleich auch immer außen. Das ermöglicht es, Grenzen zu überschreiten, Dinge aus der Distanz zu sehen. Es bedeutet, diese Perspektiven in Fachgesprächen, Publikationen, bei Vorträgen in langfristigen Arbeitsplänen, aber auch im Gespräch mit Funktionären und mit Politikern umzusetzen.

Doch das ist nicht immer einfach. Max Seefelder, Musikwissenschaftler und Bezirkshei-

matpfleger von Niederbayern, stellt fest, daß „kritische Äußerungen der Heimatpflege zu anderen Themen als den ihr von Amts wegen anvertrauten oder von der Öffentlichkeit zugesetzten (...) zu Irritationen (...)“ führen.<sup>17)</sup> Erwartet wird von der Heimatpflege dann, daß sie in den Idealen des 19. Jahrhunderts verharrt und sich der „reinen“ Lehre der Volksmusikpflege verschreibt. Ein Öffnen von Grenzen kann es da nicht geben und schon gar keine kritische, historisch fundierte Perspektive auf die Volksmusik. Stattdessen gilt: „Die überlieferte Volksmusik muß stilrein dargeboten werden und darf nicht mit anderen Musikstilen vermischt werden, also z.B. Jazz, Rock, Folk, Volksmusik anderer Kulturen.“<sup>18)</sup> Dagegen postuliert Erich Sepp: „Die Heimatpflege sieht ihre Aufgabe darin, das kulturelle Erbe Bayerns zu bewahren und zeitgemäß weiter zu entwickeln. Allerdings muß man den mündigen Sängern und Musikanten aber auch Freiheit dazu lassen. Reglementierungen haben einen schlechten Beigeschmack und provozieren Kritik.“<sup>19)</sup>

## Der soziale Aspekt von (Volks-)Musik

Die Bezirksheimatpflege sucht das Verbindende, nicht das Trennende, wir suchen nicht die vermeintlich stilreine Tradition, sondern versuchen, das zu fördern, was da ist. Dazu gehört leider auch, dorthin zu schauen, wo buchstäblich nichts mehr ist.

Wer heute durch die fränkischen Landefährt, der findet in immer mehr Dörfern Leerstände im Ortskern: Der Dorfladen mit heruntergezogener Jalousie, das Wirtshaus, an dem kein Ausleger mehr hängt, leerstehende Wohnhäuser, verwaiste Bauernhöfe. Junge Familien ziehen in die Stadt oder in, meist gesichtslose, Stadtrandgebiete mit immer denselben Doppelhaushälften in pink und hellblau. Hier gibt es nur selten dörfliche Gemeinschaften, die sozialen Halt und Unterstützung bieten: Keinen Singkreis, keine Wirtshausmusik, keine Blaskapelle, keinen Chor. Es gibt eine Tendenz, daß das Augenmerk in der Musik auf den Gewinn von Wertungsspielen, auf öffentliche Auftritte gerichtet wird. In der Volksmusik haben wir diese Entwicklung seit den Preissingen in den 1930er Jahren und sie wurde in den 1950er Jahren fortgeführt. Ver-

loren geht dabei häufig eine zentrale Funktion der Musik, nämlich ihre soziale Bedeutung: Daß die Proben der Blaskapelle auch für weniger begabte Musiker ein wichtiger sozialer Termin sein können. Daß das Gesangensemble, für Gotteslohn, den Festgottesdienst gestaltet. Daß ein paar Musikanten dem Hochzeitspaar aufspielen. Daß man, ohne einen Preis gewinnen zu können, zusammen musiziert, weil es eben Spaß macht. Ein funktionierendes musikalisches Leben kann ein Dorf mit am Leben erhalten, und hier sehe ich auch eine zentrale Aufgabe der Volksmusik.

Musikförderung durch die fränkischen Bezirke sucht die Zusammenarbeit mit den bestehenden Verbänden und Institutionen und mit den Musikern selbst. Sie will bewährte Strukturen bewahren, Ausbildung in alle Richtungen fördern und schließlich den Anstoß geben für neue Wachstumsmöglichkeiten, ohne hierbei einer bestimmten Personengruppe oder Stilrichtung der Vorrang zu geben. Die Förderung der Volksmusik war in diesem Konzept von Anfang an dabei. Die Art der Förderung hat sich geändert, so wie sich auch Wünsche, Ansprüche und Aufgaben der Volksmusik änderten und ändern.

Schließen möchte ich mit einem Zitat des „Freien Fränkischen Bierorchesters“, das unsere Tagung musikalisch umrahmte: „*Volksmusik war immer im Wandel, immer Veränderungen ausgesetzt und immer Moden unterworfen. Dieser fließende Prozeß der Erneuerung ist ein wichtiger Faktor für das Fortbestehen von traditioneller Musik. (...) Mit einander gesungene Lieder versöhnen. Stellen Gemeinsamkeiten her. Machen stark. Deshalb singen wir. Für und mit Menschen. Alte, wie neue Lieder. Aus Lust, und weil wir diese „Volkslieder“ – unsere Lieder – nicht kampflos den Vorsängern der Musikindustrie und dem Vergessen überlassen sollten.*“<sup>20)</sup>

schung und -pflege in Franken, in: Bayerische Blätter für Volkskunde 2 (2003), S. 195–203.  
 – Ders.: Dithfurth und das fränkische Volkslied, in: Jahrbuch für Volkskunde 1993, S. 65–86. – Seefelder, Maximilian: Gepflegte Moden, in: Sänger & Musikanten. Zeitschrift für musikalische Volkskultur 6 (2006), S. 400–405.  
 – Ders.: Lieder – Erkennungszeichen der Region, in: Sänger & Musikanten. Zeitschrift für musikalische Volkskultur 2 (2008), S. 89–95.  
 – Allgemeiner zum Thema: Vollhart, Ulla-Britta: Zwischen Staatstradition und Regionalbewußtsein. Staatliche Heimatpolitik in Bayern nach 1945, in: Knoch, Habbo (Hrsg.): Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945. Göttingen 2001, S. 117–142. Zur politischen Instrumentalisierung und zur Idealisierung von Volksmusik, z.B.: „Volksmusik“ in der NS-Zeit. Zielsetzung, Funktion, Praxis. Dingolfing 1992. (Niederbayerische Blätter für musikalische Volkskunde Nr. 13. Hrsgg. von Fritz Markmiller). – Seefelder, Maximilian: Die Nacht macht finster, blind die Ideologie, in: Sänger- und Musikantenzitung 4 (2003), S. 273 f.

- 2) Vgl. [www.antistadt.de](http://www.antistadt.de). Alle hier angegebenen Internetseiten beziehen sich auf den Stand vom Mai 2008.
- 3) Vgl. [www.drumherum.com](http://www.drumherum.com).
- 4) Vgl. [www.br-online.de](http://www.br-online.de).
- 5) Vgl. [www.heimat-bayern.de](http://www.heimat-bayern.de).
- 6) Vgl. hierzu weiterführend Fassl, Peter: Heimatpflege als kritische Instanz, in: Bayerische Blätter für Volkskunde. Hg. von Wolfgang Brückner und Lenz Kriss-Rettenbeck. 1 (1988), S. 1–37. – Reder, Klaus: Gedanken zu einer modernen Kulturarbeit und Heimatpflege, in: Schönere Heimat 2 (2007), S. 107–110. – Seefelder, Max: Volksmusikpflege in Niederbayern, in: Bayerische Blätter für Volkskunde 16 (1989), S. 23–30.
- 7) Bezirksordnung für den Freistaat Bayern (BezO) in der Fassung der Bekanntmachung vom 27. Dezember 1999 (GVBl. S. 548, BayRS 2020-4-2-I), Art. 48 (1).
- 8) Lambertz, Christoph: Volksmusikpflege in der Eventkultur, in: Sänger & Musikanten. Zeitschrift für musikalische Volkskultur 3 (2008), S. 155–162, hier: S. 158.
- 9) Vgl. hierzu Speckle, Birgit: Blasmusik und E-Gitarre. Die Musikförderung des Bezirks Unterfranken, in: Bayerische Blätter für Volkskunde. Neue Folge 1–2 (2004), S. 83–91.

## Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu z.B. Griebel, Armin: Neugemachte Lieder in Franken. Themen und Tendenzen (Teil 1 und 2), in: Fränkische Volksmusikblätter. Sonderdruck. 100/101 (2002). – Ders.: Die Anfänge institutionalisierter Volksmusikfor-

- <sup>10)</sup> Griebel, Armin/Schierer, Heidi: Wann mir beisamme sitze. Gesellige Lieder vom Untermain. (= Schriftenreihe des Landkreises Miltenberg: Zum Vergessen zu schade. Bd. 3 und Veröffentlichungsreihe der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik der Bezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken Bd. 54). Amorbach o.J.
- <sup>11)</sup> Griebel, Armin/Christ, Heidi (Hg.): Heut is Kerwa – heut is Leb'n. Kirchweihvierzeiler aus der Hellmitzheimer Bucht. (= Veröffentlichungsreihe der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik der Bezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken. Bd. 55). Uffenheim 2002.
- <sup>12)</sup> Schramm, Franz-Josef: Die Vermittlung von Volksmusik beim Bayerischen Landesverein für Heimatpflege, in: Schötz, Franz (Hg.): „Gelehrte“ oder „geleerte“ Volksmusik? Musikalische Volkskultur in pädagogischer Vermittlung. München 2002, S. 193–199, hier: S. 198.
- <sup>13)</sup> Lambertz, Christoph: Volksmusikpflege in der Eventkultur, wie Anm. 8, S. 162.
- <sup>14)</sup> Reder, Klaus: Heimatpflege im Bezirk Unterfranken. Aus der Arbeit des Bezirksheimatpflegers, in: Schönere Heimat 2 (2000), S. 67–73, hier: S. 68.
- <sup>15)</sup> Vgl. [www.zachmeier.de](http://www.zachmeier.de)
- <sup>16)</sup> Vgl. [www.haisd-n-daisd.de](http://www.haisd-n-daisd.de).
- <sup>17)</sup> Seefelder, Maximilian: Zum Standort der Heimatpflege heute, in: Der Rektor der Universität Passau (Hg.): Universität Passau Lehrstuhl für Volkskunde. Studientagung zur Kultarbeit in Niederbayern an der Universität Passau 15. Juli 1995. Vier Vorträge (= Nachrichten und Berichte Sonderheft Nr. 15). Passau 1996, S. 27–40, hier: S. 35.
- <sup>18)</sup> Sepp, Erich: Ein „Reinheitsgebot“ für die Volksmusik – brauchen wir das?, in: Volksmusik in Bayern. Mitteilungsblatt der Volksmusikberatungsstellen des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege e.V. 1 (2007), S. 10f., hier: S. 10.
- <sup>19)</sup> Ebd., S. 11.
- <sup>20)</sup> Vgl. [www.bierorchester.de](http://www.bierorchester.de).

## Volksmusik heute – eine Bestandsaufnahme

von

Jürgen Gahn

„Volksmusik“ – als Vertreter der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik, Bezirk Oberfranken muß ich gestehen, daß ich diesen Begriff nicht klar definieren kann. Selbst für „die G'studierten“ ist es schwer, diesen Begriff allgemein gültig mit Inhalt zu füllen.

Wieviel schwieriger ist es dann erst für Außenstehende, mit uns bei „Volksmusik“ auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen, denn dort wird häufig der Begriff in Verbindung mit „volkstümlich“ verwendet. Denn dann sind eben die Stücke beim „Grand Prix der Volksmusik“ (nach unserem Gefühl) volksmusikähnlich oder es sind reine Schlager, Country Songs, selbst Gospels gehören neben der konzertanten Blasmusik dazu. Gaudi, Schunkeln und Mitklatschen müssen

sein. Glaube, Liebe, Hoffnung, Mutter, das verlorene Glück, Träume, Sehnsucht, Vertrauen, Abschied, die kleine Marcella, das kleine Kreuz am Wegesrand und der liebe Gott dürfen inhaltlich nicht fehlen. Bekannte Melodiebausteine und Harmoniemuster, mitreißender Rhythmus, viele Wiederholungen, „daß aa der Letzta endlich begreift“, vorge tragen im Dirndl, in der Lederhose, aber auch ganz seriös im kleinen, auch bunten Schwarzen oder im feinen Zwirn, von Klostermännern, Sternenbannern, Schäfern, von singenden Saxophonen oder so bodenständigen Vornamen wie Marcel, unterstützt von tausenden, euphorisierten, plakatschwenkenden, kreischenden Fans im Fernsehen. Das prägt die volkstümliche Szene, die sich eben auch „Volksmusik“ nennt.

Deshalb ist dieses „volkstümlich“ wiederum für Volksmusikanten ein Reizwort, das sie meiden und scheuen, wie der Teufel das Weihwasser. „Volksmusik heute“ ist daher eine vielgestaltige Auffassung von Musik.

In allen drei fränkischen Bezirken gibt es je eine Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik, kurz als ARGE bezeichnet. Mit diesen vier Buchstaben soll eine Bestandsaufnahme von „Volksmusik heute“ versucht werden:

- A für die Allgemeinheit
- R in der Region
- G in Gemeinschaft
- E erleben, erneuern, einen (jedoch keinesfalls im Sinne von Gleichmacherei!).

### *A – für die Allgemeinheit*

Das bedeutet, Volksmusik nicht als Selbstzweck, sondern in ihrer dienenden Funktion, als Begleiterin des täglichen Lebens zu sehen, ohne dabei aber andere Formen von Musik werten zu wollen. Schön wäre es, wenn auch diese Allgemeinheit solche Toleranz aufbringen würde, doch ein Teil dieser Allgemeinheit lehnt Volksmusik von vornherein ab. Vor drei Jahren habe ich zum ersten Mal unter dem Motto „Klassik trifft Volksmusik“ eine Veranstaltung mit einem Ensemble der Hofer Symphoniker und einer Volksmusikgruppe organisiert und moderiert. Wenn man dann im Vorfeld für eine solche Veranstaltung wirbt, erfährt man immer wieder: „das ist nichts für mich, mit Volksmusik habe ich nichts am Hut!“ Mit dem Wissen aus dem Musikantestadt und ohne dabei zu wissen, um was es dabei wirklich geht, wissen diese Leute, vorurteilsbelastet, daß es ihnen nicht gefallen wird, weil es nicht gefallen kann! Inzwischen wurde diese Veranstaltung schon zum dritten Mal mit großem Erfolg durchgeführt, und alle, die sich darauf einlassen, erfahren immer wieder wie trefflich diese beiden Musikrichtungen, die ja erst vor nicht einmal 200 Jahren künstlich in E- und U-Musik getrennt wurden, zusammenpassen.

Sich auf Volksmusik einzulassen, ist die Grundvoraussetzung. Wobei diejenigen, die sich auf „Volksmusik heute“ neu einlassen,

die neu geworben werden können, sowohl für das Mitmachen als Spieler, Sänger oder Tänzer oder auch für das Zuhören, zwischenzeitlich mehrheitlich eher einem Bildungsbürgertum angehören, das auf Kulturangebote sowieso offener reagiert.

### *R – in der Region*

Natürlich unterstützen wir fränkische Volksmusik! Doch was heißt hier „fränkisch“? Als ich mich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Volkstanz in der Region „Fichtelgebirge“ näher befaßte, stieß ich immer wieder auf Zwiefache, von denen selbsternannte Experten behaupteten, daß es diesen Tanz in der Region nie gegeben habe und er deshalb bei der „Volkstanzpflege“ nicht getanzt werden dürfe. Gottseidank wußte die ältere Frau nichts davon, mit der ich mich über den Zwiefachen unterhielt. So stand sie, bevor sie mir etwas erklärte, auf und schwenkte mich mit einem „gieh her Bu“ in der Küche herum. Sie zeigte mir die Schritte, die sie damals tanzten, als der Zwiefache zum festen Bestandteil der „Fosnet“ und der „Kärwa“ gehörte.

Ein anderes Beispiel ist der Kulturaustausch mit jener Region, die wir früher als Böhmen bezeichneten. Viele Musikstücke, Tänze, Lieder sind identisch, selbst die Inhalte der Lieder beschreiben das Gleiche. Eine Durchgangsregion wie das Fichtelgebirge lebte und lebt vom Kulturaustausch. Wer will definieren, wo dabei die Grenzen des Regionalen liegen. Selbst das Jodeln hat Tradition, z.B. bei den alten Langenbachern!

Als meine Frau, eine „Mittelfränkin“ das erste Mal in Hof bei „sing mer a weng“ mit den Leuten den „Leipoldsnickl“ singen wollte, wunderte sie sich, daß sofort alle mitsangen. Sie hatte das Lied aus Mittelfranken mitgebracht und wußte vorher nicht, wo „Stengwoldhaus“ gelegen ist. Mußten andererseits nicht Lieder mit Auswanderern den Umweg über Ungarn oder Siebenbürgen machen, um jetzt wieder in fränkischen Liedersammlungen aufzutauchen? Volksmusik lebt von der Vielfältigkeit und die nichtfränkischen Nachbarregionen von Oberfranken – Thüringen, Sachsen, Böhmen, die Oberpfalz – haben

spürbaren Einfluß auf die Lieder, Musik, Instrumentierung, Tänze und die Sprache genommen. „Volksmusik heute“ nimmt dieses Innerregionale verstärkt auf. Zum Glück haben wir die Beratungsstellen des Landesvereins und die Forschungsstelle in Uffenheim, die das Gefundene sammeln und auswerten. Das Regionale ist weiter zu fassen, als es mancher Volksmusikpflieger bisher zulassen wollte. Immer wenn eine Identifikation mit dem örtlich Vorhandenen stattfinden kann, gibt es den Menschen Halt, einen Halt, der vielleicht auch wegen der Anonymität der Globalisierung, die Volksmusik sein kann, ein Halt, der auch im Miteinander liegt, womit wir bei der Gemeinschaft angelangt sind.

### *G – in Gemeinschaft*

Miteinander singen, miteinander musizieren, miteinander tanzen, miteinander reden, sind wichtige Aspekte der Volksmusik. Da begründeten vor fast 25 Jahren der Volksmusikant Hans Hofmann und ich den nordostoberfränkischen Musikantenstammtisch, an dessen Entwicklung wir deutlich die Veränderung im Gebrauch von Volksmusik darstellen können. Es trafen sich einmal im Monat Musikanten, um miteinander zu musizieren. Das ergab anfangs spannende Klangkörper! Dann entwickelte es sich eher zu einem Gruppentreffen am Stammtisch. Es kamen nun komplettete Musik- und Gesangsgruppen, die sich gegenseitig etwas vortrugen, das „querdurch-miteinander-Spielen“ nahm ab. Plötzlich glaubten einige, damit Geld verdienen zu können, kassierten Eintritt und gründeten einen Verein, inhaltlich wurde alles zugelassen. Der alte Musikantenstammtisch war tot, der neue als Darbietungsveranstaltung hatte seine Anhänger. Anhänger der früheren Form merkten zu spät, daß ihnen etwas fehlt. Ich ermunterte sie, es doch selbst in die Hand zu nehmen, die traditionelle Form wieder aufzufinden zu lassen und nun existieren beide Formen nebeneinander, und „jeder holt sei Freid!“ – in Gemeinschaft – „Volksmusik heute“ ist vielfältiger geworden.

Traditionelle Sänger- und Musikantentreffen fanden und finden auf der Bühne statt, das Publikum sitzt davor, eigentlich ist es ein Volksmusikkonzert. Auch ein Trend der Jetzt-

zeit: die Zahl der Bühnenveranstaltungen nimmt ab, die der dezentralisierten Veranstaltungen nimmt zu, z.B. das „Singa, Spilln und Tanzn“ jeweils am letzten Sonntag im Juli in Bad Berneck. Es beginnt mit einem Gottesdienst mit Volksmusik in der Kirche. Um 11.00 Uhr wird für eine Stunde die Bundesstraße 2 als Durchgangsstraße gesperrt, damit auf dem Marktplatz ein Eröffnungskonzert stattfinden kann, „dermit die Leit wissen, wos gspillt wärrd.“ Ab 13.00 Uhr wird dann in Gasthäusern und Biergärten rund um den Marktplatz, im Kurpark und im Alten Kindergarten hoch über der Stadt musiziert, gesungen und getanzt. Die Musizierenden werden von den Wirten verköstigt und erhalten nur ihre Fahrtkosten erstattet und doch melden sich genügend, die mitmachen, in Gemeinschaft.

Hier ist auch das Oberfränkische Volksmusikfest in Zusammenarbeit mit der Bezirksheimatpflege zu nennen, vor der Neukonzipierung achtzehnmal als Bühnenveranstaltung in immer wieder verschiedenen Orten Oberfrankens, oftmals als Beiwerk zu örtlichen Veranstaltungen, an den Rand gedrängt. In den letzten beiden Jahren wählten wir die Orte so aus, daß Wirte und Gasthäuser mit einbezogen werden können. Selbst schlechtes Wetter ist eine Chance für kreative Lösungen (Michelau: „ich wollt eigentlich bluuß an Kaffe trinken und hobb neet gedocht, daß ich heint aa nuch sing!“). Das Urteil der überwiegenden Mehrheit: „su schee worsch nuch nie!“, „gell, des nächsta Joahr macht' ersch widder su!“

Bei dieser Art der Veranstaltung stehen die Musikanten im Mittelpunkt; sie haben engen Kontakt zum Publikum, sie können auf dessen Wünsche reagieren. Für viele Gruppen eine Chance, die sie bei Bühnenveranstaltungen, bei denen sie vielleicht zwei- oder dreimal drankommen, nicht haben. Für manche ist aber die dadurch geforderte Spontaneität ein Problem! Bei dieser Art von Veranstaltung kommt Volksmusik zu ihren Wurzeln zurück – in Gemeinschaft.

Eine ganz andere Form von Gemeinschaft ist Liederatour, eine Form des Wanderns und Singens: Eine ausgewählte Wegstrecke, dazu

passende Lieder (landschaftlich, jahreszeitlich, geschichtlich, ...), eine Gitarre – in Gemeinschaft, Natur und Volksmusik erleben.

Daneben öffnen sich immer mehr Kirchengemeinden für Volksmusik und immer mehr Volksmusikanten gehen auf Kirchen zu, gestalten Gottesdienste oder schreiben Messen, wie z.B. die Arzberger Kirchbergmesse, ein wunderbares Zusammenspiel von Gesang und Instrumentalmusik. Zur „Volksmusik heute“ gehören Passionsgottesdienste, Marienandachten, besinnliche Stunden, Advents- und Weihnachtskonzerte und die Mitwirkung bei regionalen Kirchenfesten dazu.

### *E – wie erleben*

Volksmusik drückt auch ein Gefühl aus, und Gefühle unterliegen nicht der Vernunft. Kinder, die mit Volksmusik aufwachsen, empfinden sie als ganz normal, haben Freude an Liedern wie „Gooch die schwarz Henna aus und die weiß aaa!“ Doch dann kommt eine Zeit, in der sie mit Gleichaltrigen Volksmusik weniger erleben können, ganz im Gegenteil, in der ihnen eher bei Volksmusik negative Gefühle entgegengebracht werden. Dennoch gibt es in Oberfranken verhältnismäßig viele junge Leute, die sich mit Volksmusik und Volkstanz beschäftigen. Die Regionalvereine wie z.B. der FGV, der FSV, der FWV, die Trachtenvereine und die Gruppen der Landjugend haben starke volksmusikorientierte Jugendgruppen; Burschenvereine halten Traditionen aufrecht, so ist z.B. die Weidenberger Frasee nun die Frasee Frankens geworden. Jugendblasmusiken verwenden unsere fränkischen Noten, aus diesen Gruppierungen finden sich junge Leute zu Volksmusikensembles zusammen. Junge Leute treffen sich einmal im Jahr im Oberfränkischen Bauernhofmuseum in Kleinlosnitz, um in Gemeinschaft Volksmusik zu erleben. Leider verweigern sich die meisten Musikschulen unserem Werben, obwohl es empirisch nachgewiesen ist, daß Klassik und Volksmusik das Lernen unterstützen! Ein regionales Problem ist natürlich auch die Abwanderung junger Leute, die hier keine berufliche Perspektive finden. Dadurch werden immer wieder Gruppen auseinandergerissen.

Daß es bei Volksmusik auf das Gefühl ankommt, merkt man spätestens, wenn im Musikunterricht Volkslieder gesungen werden sollen. „Uuh, ein Volkslied!“, die Begeisterung hält sich in engen Grenzen. Werden jedoch diese Lieder z.B. passend zum Geschichts-, Sozial-, Arbeitslehreunterricht angeboten, erhalten sie ihre Wertigkeit, und es ist für die Jugendlichen keine Volksmusik mehr! Darin müßten die Lehrer viel besser ausgebildet werden.

Darüber hinaus meinen Jugendliche wegen des vorherrschenden Geschmacks ganz genau zu wissen, daß man Sendungen mit Volksmusik nicht hören könne, daß dies etwas ganz Schreckliches sei und sie damit an den Rand des Existierens gerieten – zur Beruhigung könnten sie da nur noch den Hausmichel singen!

Oft erleben wir Darbietungen mit Liedern, deren Texte uns unverständlich sind, denn es gibt eine Symbolsprache der Texte, es durften ja in früheren politischen und gesellschaftlichen Formen bestimmte Tabus nicht gebrochen werden. Kenne ich diese Symbolsprache nicht, „is des a bleeds Lied“, weiß ich aber um die Bedeutung, kann mich der Inhalt berühren. „Brombeern“ brechen, Nüsse schütteln, Blümlein mähen, Korn schneiden, da geht es um Sexual- und Liebesbegegnungen, der Kuckuck, der über das Haus fliegt und der Wind, der verweht, zeigen die Untreue an, die Brücke die Verbindung der Liebenden, der dürre Ast ist ein Symbol für das Alte oder die Witwe, der Schnee zeigt die Trennung und alles Grüne drängt zur Fruchtbarkeit. Hier sollte vielleicht sensibler mit Inhalten umgegangen werden – selbst wenn dann halt bestimmte Liebeslieder nicht mehr zu bestimmten Sängerinnen und Sängern passen. Dafür gab es früher die Küchenlieder, mit denen die „schreckliche, immer gleiche Wirklichkeit“ erlebt werden konnte. „Volksmusik heute“ zeigt verstärkt Bezüge auf, sie wird authentischer und erhält dadurch einen anderen Stellenwert!

### *E – wie erneuern*

Wir leben von Noten von gestern, von Liedsammlungen mit Liedern von gestern, mit Tänzen von gestern. Doch für Volksmusik

muß es auch einmal ein „heute“ gegeben haben! Deshalb ermuntern wir die Gruppen Neues zu schaffen, damit im volksmusikalischen Morgen zum Gestern auch unser aktuelles Heute gehört. Wenn die Erneuerung gut ist und gefällt, wird sie beibehalten, wenn das Neue nicht gefällt, wird es fallen gelassen, das „Darwische Gesetz der Volksmusik“.

Gleiches gilt auch für die Volksmusikerneuerungsbewegungen mit „x“, da gibt es dann die „Volxmusik“ oder „Tradimix“, Stilrichtungen, meist von studierenden jungen Leuten und/oder von Berufsmusikern (Musiklehrern etc.). Da werden dann verschiedene Stilrichtungen gemischt und länder- und kontinente-übergreifend arrangiert, wobei Musik herauskommt, die vor allem ein jüngeres Publikum für Volksmusik öffnet. Diese Form von Volksmusik schließt natürlich die reinen Laienmusikanten aus, die tagsüber zur Arbeit gehen und sich einmal in der Woche zum Proben treffen, wobei die Geselligkeit im Vordergrund steht, denn diese „Volxmusik“ verlangt ein fundiertes theoretisches Musikgrundwissen und enorme Fertigkeit beim Spielen von Instrumenten. Diese Form von Volksmusik wird häufig auch zum Geldverdienen genutzt, etwas, das bei unseren Hobbymusikanten nicht im Vordergrund steht. Das „x“ gehört zur „Volksmusik heute“ dazu, daß es nicht allen gefällt, ist halt einfach so. Großen Erfolg haben auch Gruppen, die ihre Texte der Jetzzeit anpassen, und wenn sie neben inhaltlichem auch noch sprachliches Geschick beweisen, erobern sie ein Publikum, das bisher der Volksmusik eher skeptisch gegenüberstand.

Die Wandlung der „Volksmusikpflege“ ist auch gut am Beispiel des Arzberger Bergkristalls zu verdeutlichen. Mit dem Arzberger Bergkristall werden hervorragende Leistungen im Bereich der Volksmusik ausgezeichnet. Der Arzberger Bergkristall, ein Wanderpokal, war ursprünglich als Volksmusikwettbewerb ausgeschrieben.

- In der ersten Phase sollte er die Volksmusik ins Bewußtsein heben.
- Die zweite Phase aktivierte die Gruppen, die sich in großer Zahl dem Wettbewerb stellten.

- Die dritte Phase versuchte, Volksmusik zu normieren, stellte Regeln und Verbote auf, unterdrückte Spontaneität.
- Die vierte Phase war die „Phase der Preisrichter“. Immer häufiger wurden Entscheidungen getroffen, die weder von den Gruppen, noch vom Publikum verstanden und akzeptiert wurden.
- Die fünfte Phase stand unter dem Zeichen der Verweigerung, es verweigerten sich die Gruppen und das Publikum. Um den Bergkristall zu erhalten, wurde das Konzept überdacht und erneuert.
- Die sechste und aktuelle Phase ist noch immer, wie bei der Gründung, die Auszeichnung für besondere Leistungen auf dem Gebiete der Volksmusik, nur eben jetzt für (langjährige) beispielhafte Ausübung. Es gibt vier Preise: den Hauptpreis, den Kreativpreis, den Jugendpreis und den Preis für weniger als drei, aber mindestens einen Interpreten. Die Preisträger werden von einer Jury ausgewählt, wobei der ausrichtende Fichtelgebirgsverein Arzberg als Nichtvolksmusikorganisation beteiligt ist. In einer besonderen Veranstaltung werden die Preise verliehen. Die Gruppen empfinden es als echte Anerkennung, die Erneuerung hat sich gelohnt. Vor allem haben jetzt auch die Gruppen eine Chance, die unkonventionelle Wege gehen. All das ist „Volksmusik heute“.

Erneuert hat auch der Bayerische Rundfunk sein Volksmusikkonzept. Es werden nun allgemeine Rundfunkqualitätsmaßstäbe an zu sendende Volksmusik gelegt. Gruppen, die diesem hausinternen Qualitätsanspruch nicht genügen können, fallen aus der Sendung. Dadurch reduziert sich die Zahl der gesendeten Gruppen ganz erheblich. Welche Auswirkungen dies in Zukunft haben wird, muß sich zeigen, auch ob nicht doch versucht werden sollte, für Volksmusik ein eigenes Format zu definieren. Bei Volksmusik, die einhergeht mit Informationen, steht der Inhalt im Mittelpunkt und weniger die Form.

Außerdem geht der Rundfunk davon aus, daß Volksmusikhörer ganz „ausgeschlafene

Typen“ sind, denn der Heimatspiegel beginnt täglich nach den Fünfuhrnachrichten mit Volksmusik. Ohne Ansage, Titel nach Titel hat sie jedoch nur noch den Charakter reiner tonaler Berieselung, ähnlich dem musikalischen „Bäckgraud“ in anderen Programmen. Anders dann ab 6 Uhr mit kommentierenden Hintergrundinformationen aus der Region. Die Südbayern halten die Volksmusik konsequent bis 7 Uhr durch, beim nordbayerischen Heimatspiegel verändert sich im letzten Drittel die Musik an manchen Tagen stärker in Richtung regionaler Musik. Hörerbefragungen sollen nachgewiesen haben, daß der Zuhörer nicht mehr länger als drei Minuten einem Wortbeitrag folgen kann. Dies wird bei der Konzeption von Sendungen als Grundlage genommen. Die ARGE-Oberfranken gibt zusammen mit dem Bezirk jedes Jahr eine regionalbezogene Weihnachts-CD heraus mit Gruppen und mit Mundart aus einer jeweils anderen Teilregion. Es sind dann oft Texte dabei, die wesentlich länger als diese berühmten drei Minuten sind. Unsere CDs sind trotzdem ein Erfolg!

#### Bleibt als Letztes

#### *E – wie Einen, jedoch nicht im Sinne von Gleichmacherei*

Hier geht es darum, daß sich der einzelne mit der Volksmusik identifizieren kann; dazu gehört auch, die Vielfältigkeit anzuerkennen.

Zusammenfassend stellt sich „Volksmusik heute“ dreigeteilt dar:

- Der Versuch, auf der Grundlage bewährter Formen, durch die Verwendung, z.B. von „x“, zu experimentieren, zu provozieren und damit auch Geld zu verdienen.  
– Ob dies erfolgreich ist, wird sich zei-

gen – „denk mer ons Darwinsche Gesetz der Volksmusik“!

- Sendefähige Aufnahmen für den Rundfunk – Es wird sich zeigen, ob es genügend sendefähige und sendewillige Gruppen gibt und ob sich die Regionen dann in den Sendungen wiederfinden!
- „Volksmusik heute“ als Gebrauchsmusik mit all ihren Einschränkungen, mit all ihren Chancen, für die Allgemeinheit, in der Region, in Gemeinschaft etwas zu erleben. Die ARGE Oberfranken unterstützt mit Hilfe des Bezirks jährlich finanziell ca. hundert Volksmusikveranstaltungen. Was wir dabei aber nicht brauchen können, sind selbst ernannte Vertreter von Volksmusik, die ganz genau zu wissen glauben, was fränkische Volksmusik ist, vor allem noch viel besser wissen, was keine fränkische Volksmusik ist!

Stellen Sie sich zum Schluß einen großen Garten vor: Der eine Gartenbesitzer mag alles geradlinig, exakt ge- und beschmitten, Blumen in Reih und Glied, kein Unkraut; ein anderer braucht vielleicht einen Garten mit Nischen, verwunschenen Ecken, mit sich im Wind wiegenden Büschen und mit Wildkräutern; wieder ein anderer wünscht sich eine Blumenwiese, vielleicht mit einem Baum voller Kirschen oder reifenden Äpfeln! Sind zur eigenen gefühlten Sicherheit Mauern notwendig oder genügen grüne Hecken, die den Übergang zu anderen Gärten schaffen. Dem einen dient sein Garten nur zur Entspannung, der andere aber möchte als kleinen Lohn der Arbeit ganzjährig etwas ernten. Und irgendwo ist immer „su a Gscheiter“ dabei, der sich in andere Gärten einmischt! Doch alle diese Gartenliebhaber haben etwas Gemeinsames: sie genießen abends des „Sechsaseidla“.

Volksmusik heute, so vielfältig wie Gärten!

# Geistliche Lieder aus Franken – Gott auf fränkisch loben<sup>1)</sup>

von

Heidi Christ

Gott auf fränkisch loben – seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1963) ist dies den Katholiken möglich. Mit dem Einsetzen der Volksmusikpflege nahm man sich auch des geistlichen Volksliedgutes an. Verschiedene Versuche zeugen von den Bemühungen, dieser Liedgruppe einen Platz in den Gottesdiensten beider Konfessionen zu schaffen. Mein Beitrag zeigt, wie es gelingen kann, Gottesdiensten mit überlieferten und regionalen Liedern eine fränkische Note zu geben, ohne daß der Eindruck eines Heimatspektakels entsteht.

Landauf, landab fanden in fränkischen Dorfkirchen im Marienmonat Mai Veranstaltungen statt, bei denen Volksmusikgruppen Lieder und Musikstücke aus der Überlieferung, aus vorhandenen Sammlungen sowie Neuschöpfungen darboten, manchmal verbunden durch Gedichte oder Prosatexte. Die Mariensingen tragen allesamt den Charakter von Konzerten.

Bei vielen dieser Veranstaltungen, seien es nun Marien- oder Passionssingen oder „Fränkische Weihnachten“, gelingt es durchaus, eine berührende und unter die Haut gehende fromme Atmosphäre zu schaffen. Ihre Daseinsberechtigung steht außer Zweifel. Dennoch stehen hier einzelne quasi auf der Bühne, die Musik wird weitestgehend konzertant vorgetragen. Warum ist das so?

Von den früheren Singgelegenheiten für geistliche Volkslieder waren in den 1960er Jahren nicht mehr viele übrig geblieben (oder sie lebten im Verborgenen); in der Hauptsache sang man bei Wallfahrten, Rorateämtern sowie Kreuzweg- und Maiandachten. Die große Menge der überlieferten geistlichen Volkslieder hatte fast keine Funktionen und Aufgaben mehr. So machte man sich auf die Suche, wieder – neue – Singgelegenheiten für diese Lieder zu finden.

Mit der Ende der 1960er Jahre einsetzenden fränkischen Volksmusikpflege nahm man

sich neben sogenanntem weltlichen Liedgut, Tänzen und Instrumentalmusik auch des geistlichen Lied- und Musikgutes an. Vorbilder gab es aus Altbayern, aus dem Alpenraum. Dort hatte die Volksmusikpflege wesentlich früher eingesetzt (Stichwort Klem Pauli), und man nahm in allen Bereichen dort Anleihen. Für den Bereich des geistlichen Volksliedes war das Salzburger Adventsingen wegweisend, und auch die Art, wie Annette Thoma in der „Deutschen Bauernmesse“ mit überlieferten Liedern umging, fand großen Anklang.

*„Unsere Riederinger Sänger, junge, mit klangreinen Naturstimmen begabte Bauern wurden bei Trachten- und Heimatfesten oft gebeten, zum Festgottesdienst die Messe zu singen. (...) Da ich den reichen, noch ungehobenen Schatz alter, frommer Hirten- und Krippenlieder aus dem bayerisch-österreichischen Alpenraum kannte, (...) suchte ich zuerst einmal passende Weisen aus. Dann schrieb ich einen liturgischen Text für die einzelnen Teile des Messeopfers dazu. (...) Am Peter- und Pauls-Tag 1933 (...) wurde die Bauernmesse zum erstenmal in dem kleinen Kirchlein zu Wildbad Kreuth (...) gesungen... Niemand konnte damals ahnen, daß dieses (...) über unseren engen Kreis hinausgehen würde...“<sup>2)</sup>*

Wie andernorts in Bayern entstanden „Volkslieder-Messen“ auch in Franken. Wohl 1975 veröffentlichte der Scheinfelder Jurist und Mundartdichter Georg Hutzler (1909–1998) nach einigen Gedichtbänden „Die Steigerwaldmesse – Wie die Steigerwälder mit ihrn Härrgodd blaudern“. Seine Gedichte vertonte Wendelin Keck aus Dechantess für zwei und drei Stimmen mit Orgelbegleitung. Für Streich- und Blasinstrumente sowie Orgel wurde sie von Professor Alois Martin, Mitglied der Staatsoper in Wien instrumentiert. „Für die schriftstellerische Arbeit für und über den Steigerwald und [als] Verfasser der

*"Steigerwaldmesse"* erhielt Georg Hutzler den Kulturpreis des Steigerwaldklubs.<sup>(3)</sup>

Vermutlich aus der ersten Hälfte der 1980er Jahre stammt die „Fränkische Weihnachtslieder-Messe für gem. Chor (mit oder ohne Orgel) a capella, mit Instrumentalbegleitung ad lib.“ von Hans Ploß aus Nürnberg. Anders als Annette Thoma oder Georg Hutzler verwendet er nicht Lieder mit direktem Bezug zum jeweiligen Teil des Ordinariums der Liturgie, sondern setzt überlieferte und neugemachte Weihnachtslieder und entsprechende geistliche Volkslieder scheinbar ohne inneren Bezug aneinander.

Möglicherweise orientierte sich Hans Ploß an der „Bairisch-egerländischen Weihnachtsmesse“, vulgo „Christkindl-Meß“ von Adolf Eichenseer und Generalvikar Fritz Morgenschweis. Diese Weihnachtsmesse ist laut Plattencover-Text „für eine volkstümliche Gestaltung der Weihnachtsgottesdienste in unserer heutigen Zeit gedacht. (...) Die Melodien wurden alten, bewährten Hirten- und Krippenliedern aus dem oberpfälzisch-egerländischen Raum entlehnt. (...) So mögen diese Lieder und Musikstücke (...) in möglichst viele Stuben und Kirchen dringen und nicht nur nostalgischen Genuß vermitteln. Vielmehr sollen sie künden von der Frömmigkeit unserer Vorfahren. (...) Die Schallplatte möge weiterhin anregen zum aktiven Mitsingen, Mitfühlen und Mitfreuen ...“

Über die Entstehungsgeschichte und Rezeption beider fränkischen „Volkslied-Messen“ ist mir ebenso wenig bekannt wie über die Autoren. Ich selbst kenne jeweils nur Notenausgaben, die im Archiv der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik aufbewahrt werden.

Auch Erwin Zachmeier, Leiter der Beratungsstelle für fränkische Volksmusik (heute: Beratungsstelle für Volksmusik in Franken) des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, stellte Ende der 1970er Jahre auf sich häufende Anfragen von Gesangsgruppen acht Lieder zusammen. Er wollte den Sängerinnen und Sängern damit Material an die Hand geben, das den Anforderungen des modernen Gottesdienstes und den gültigen Glaubensinhalten gerecht würde. In seiner umsichtigen

und vorsichtigen Art wies Zachmeier auf dem Deckblatt darauf hin: „Diese Zusammenstellung stellt keine festgefügte »Messe« im üblichen Sinn dar. Die Verwendung der ausgewählten Lieder ist nicht zwingend. Sie können jederzeit durch andere, passende ersetzt werden. Die Textergänzungen sind keine »Dichtung«, sondern lediglich alten Textmotive (Ditfurth-Sammlung) nachempfunden.“

Renate Zachmeier hat berichtet, daß ihr Mann die sogenannte „Ditfurth-Messe“ nach einem Seminar für Geistliches Volkslied sozusagen zurückgezogen hat, weil er von verschiedenen Seiten auf Unstimmigkeiten, hauptsächlich in den Texten, hingewiesen worden war. Ihm war es nicht egal, was aus den von ihm in Umlauf gebrachten Liedern wurde.

Einige Volksmusikgruppen haben einen Teil der Lieder aus der „Ditfurth-Messe“ in ihr Repertoire aufgenommen und für ihre Bedürfnisse eingerichtet; sie singen diese Lieder zu jeder Art von Gottesdiensten, Andachten, Familienfeiern. Soweit mir bekannt ist, wird der Wunsch Zachmeiers, die „Messe“ nicht mehr als solche zu betrachten, bisher ohne Ausnahme berücksichtigt. Wichtig bleibt, daß die Auswahl der Lieder nach reiflicher Überlegung und passend zur Singgelegenheit getroffen wird. Das Lied zur Kommunion „Stärket uns das himmlisch Brot“ als Einstimmung auf den Predigttext bei einem evangelischen Gottesdienst – noch dazu ohne Abendmahl – ist nicht das beste Beispiel für einen gelungenen Einsatz eines Liedes aus der „Ditfurth-Messe“.

Nun muß ich ergänzen, daß ich inzwischen seit mehr als 25 Jahren fränkische Volkslieder singe, sowohl in einer festen Gesangsgruppe als auch bei verschiedenen freien Singgelegenheiten. Zwischen 1983 und 2002 gehörte ich den „Lichtenauer Volkssängern“ an, nicht als Sängerin, sondern als diese begleitende Instrumentalistin. Seit 1998 singe und musiziere ich mit meiner Familie in der „Röser Hausmusik“. Beide Gruppen beschäftigten sich von Anfang an auch mit geistlichem Volksliedgut und setzen dies zu unterschiedlichen Gelegenheiten ein.

Das kommt natürlich nicht von Ungefähr. Musikgruppen, die sich mit überliefertem regionalen Liedgut und mit Bräuchen beschäftigen, stoßen bald auch auf geistliches Liedgut. Der Anlässe dafür sind viele: Ein Festgottesdienst für den Verein, der Hochzeitsgottesdienst für ein Vereins- oder Gruppenmitglied, ein Sterbefall, unterschiedliche Termine im Kirchenjahr wie Weihnachten, Ostern, Wallfahrten. Sei es nun, daß bestimmte Termine „schon immer“ von eben dieser Gruppe mit geistlicher Musik bedient wurden, oder sei es, daß neue Musiziergelegenheiten geschaffen werden – die passenden geistlichen Volkslieder werden im wahrsten Wortsinn gebraucht.

Bei der Repertoiresuche halfen meinen beiden Gruppen die Lehrgänge des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, lange bevor ich an der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik zu arbeiten begann. Vor allem bei den Wochenlehrgängen spielt das geistliche Lied- und Musizergut eine Rolle im Lehrgangsbetrieb. Bei einem Ausflug ist das geistliche Singen und Musizieren in einer Kirche, Kapelle oder auch unter freiem Himmel fester Bestandteil des Programms. Selbstverständlich werden entsprechend Lieder in den gemeinsamen Singstunden erarbeitet. Die feierliche Stimmung, die sich beim geistlichen Singen einstellt, erlaubt ganz sicher die Verankerung einiger erlernter Lieder im persönlichen Liedschatz der Lehrgangsteilnehmer und -teilnehmerinnen. Dies führt dann häufig dazu, daß die Lieder zu Hause in das Repertoire der Gruppe aufgenommen werden.

Im Jahr 2003 wählte die Referentin Lissy Heilenthal aus Gemünden am Main ein in Unterfranken weit verbreitetes Marienlied für das geistliche Singen: „Es blüht der Blumen eine“. Dieses „stellt ein populäres Marienlied dar, das seit seiner Entstehung im 19. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts im katholischen Milieu weit verbreitet war. Gedichtet hat es der katholische Publizist Guido Görres (1805–1852). Die Lieder von Guido Görres wurden schnell vertont. Durchschlagenden Erfolg für das Lied „Es blüht der Blumen eine“ hatte die Vertonung von Anselm Schubiger (1815–1888), der im Stift Einsiedeln als Kapellmeister tätig

war. 1845 veröffentlichte er es in einer Liedersammlung, die den Titel ‚Marienrosen‘ trug. Bereits 1871 erschien die dreizehnte, 1940 gar die zweiundvierzigste Auflage dieses Büchleins. Rezeptionsgeschichtlich bemerkenswert ist, daß das Lied oft in religiösen Liederbüchern (*Wallfahrtsliederbücher, Liederbücher für Mädchen und Frauen*) abgedruckt wurde, überraschend selten jedoch in katholischen Kirchengesangbüchern. Der Grund hierfür ist naheliegend: Den Hymnologen des 19. Jahrhunderts war das Gedicht zu subjektiv und zu lyrisch. Von daher eignete es sich nicht für die liturgische Marienverehrung. Im 20. Jahrhundert, besonders nach 1950, kühlte die Marienfrömmigkeit schnell ab: Der Ton wurde sowohl theologisch als auch poetisch-musikalisch nüchterner, so daß die Rezeption des einst beliebten Liedes an ihre Grenzen stieß. Heute wird das Lied zwar in vielen katholischen Gemeinden noch gesungen und in Beiheften zum Gesangbuch abgedruckt, aber seine Blütezeit dürfte vorbei sein: Es ist wohl kein Zufall, daß diese mit dem sogenannten ‚Marianischen Jahrhundert‘ zusammenfiel.“<sup>4)</sup>

Mit dem Lied von der Marien-Blume wollen wir den Bogen schlagen von der Pflege der Volksmusik in engen Zirkeln und Verbänden hin zur Verwendung in der breiten Bevölkerung. Lied und Musik begleiten von je her das ganze Leben. Jahreskreis und Lebenslauf wurden mit geeigneten geistlichen Liedern begleitet. Begonnen mit den Liedern des Advents- und Weihnachtsfestkreises, Passion und Auferstehung, über Marienverehrung, Wallfahrtslieder, hin zu Heiligen und Namenspatronen (Erzengel Michael, Anna, Josef, Georg, Barbara, Katharina, Ottilia, Urban, Kilian, Johannes Nepomuk, Vierzehn Heilige, Theresia, Schutzengel) und dem Lebenslauf: Bei Taufe, Kommunion/Konfirmation, Priesterweihe, Hochzeit, Leiden und Tod gehören geistliche Lieder für viele zum Alltag oder Festgeschehen.

Franz Wilhelm Freiherr von Ditzfurth (1808–1880) begann um 1835 im unterfränkischen Theres, wo er auf dem Gut des ehemaligen Benediktinerklosters Obertheres bei seinem Bruder wohnte, die Lieder von Schloßbediensteten, Dorfhandwerkern und weiteren

Gewährsleuten aus dem engsten Umkreis seines Wohnortes in Text und – als einer der ersten – Melodie aufzuzeichnen. „Der national-konservativ gesinnte Protestant Ditzfurth, der uns in literarischen Werken mit kulturkämpferischem Pathos entgegentritt, bekundet mit den 1855 publizierten geistlichen Liedern katholischer Provenienz ein in diese Richtung vorurteilsloses Volksliedverständnis.“<sup>5)</sup> Viele der von Ditzfurth gesammelten geistlichen Volkslieder wurden von der organisierten Volksliedpflege in Franken übernommen und erklingen heute bei geistlich bestimmten Singgelegenheiten, z.B. Mariensingen, fränkischen Weihnachten und dergleichen. Sie lassen sich aber auch in Messen und Gottesdienste einbringen.

Längst kommt in den Gottesdiensten der beiden Konfessionen auch regionales Liedgut zum Einsatz: das katholische Gesangbuch beinhaltet für jede Diözese regionale Anhänge, das evangelische für jede Landeskirche. Die folgenden Ausführungen beschränken sich auf katholischen Kirchengesang, weil meine Forschungen daher stammen. Sie entstanden im privaten Umfeld, bei Gottesdienstbesuchen meiner Familie in Rauenzell, Herrieden und Ansbach (Diözesenwechsel Eichstätt – Bamberg), aber auch bei Familienausflügen nach Würzburg und Gößweinstein. Fast immer, wenn wir einen Sonntagsgottesdienst besuchten, lag zwischen November 2007 und Mai 2008 unter dem Fußbänkchen ein digitales Aufnahmegerät. Verborgen deswegen, weil die anderen Kirchenbesucher in ihrer Andacht nicht gestört werden sollten, und weil auf diese Weise auch eher eine raumgreifende Aufnahme möglich war, bei der nicht wenige Stimmen in unmittelbarer Umgebung des Mikrofons herausstachen.

Eine Pressemeldung des Bistums Eichstätt aus dem Jahr 2006 berichtet über die Ergebnisse „einer Umfrage vom Herbst 2006, bei der die Pfarreien der Diözese aufgefordert worden [waren], Vorschläge für die Gestaltung des Eichstätter Teils des neuen Gebet- und Gesangbuchs (GGB) zu machen (...). Oft wurden mehrseitige Ergänzungen zugefügt. (...) Schon jetzt scheint klar, daß neben der Schubert-Messe auch weiteres Liedgut des 19. Jahrhunderts mehr Raum bekommen

wird. Aus dem Bereich des ‚Neuen Geistlichen Lieds‘ wurden weit über 50 Titel vorgeschlagen. (...) Gleichzeitig wurde in der Umfrage nach den beliebtesten Liedern aus dem Eichstätter Anhang des ‚Gotteslob‘ gefragt. Das Ergebnis: Die Gemeinden singen am liebsten ‚Heilig bist du, großer Gott‘. (...) Ebenfalls besonders beliebt sind ‚Freu dich, erlöste Christenheit‘, ‚Gott ruft sein Volk zusammen‘ und ‚Segne du, Maria‘.“<sup>6)</sup>

Doch nicht nur regional verankerte Lieder werden hier gesungen, in manchen Kirchengemeinden werden lokale Melodie- und/oder Textvarianten von Kirchenliedern gesungen, die sich manchmal nur durch Beharren auf einzelnen Notenwerten ausdrücken. Als Beispiel hörten die Seminarteilnehmer das Marienlied „Segne du, Maria“ in einer Feld-Aufnahme vom 10. Mai 2008 beim Festgottesdienst zum 100jährigen Jubiläum der FFW Hohenberg bei Herrieden, der im Freien auf dem Dorfplatz gefeiert wurde. Der Gesang der Gemeinde wurde durch die Stiftskirchenbläser umrahmt. Während die Gemeinde die lokal übliche Variante der Melodie sang, wobei einige punktierte Notenwerte zu einfachen Vierteln verschliffen sind, spielten die Stiftskirchenbläser streng nach Noten. Eine Melodievariante aus dem „Gesang- und Gebetbuch für die Kirchengemeinde Sanktivan/Pilisszentiván in Ungarn“ (Budapest 1996) zeigt einen variierenden Melodieabschluß auf.

Der Text zu dem Lied, das unter Nummer 896 im derzeit gültigen Eigenteil des Bistums Würzburg zu finden ist, stammt von der Dichterin und Schriftstellerin mit dem Pseudonym Cordula Peregrina. Unter dem Namen Cordula Wöhler wurde sie 1845 in Mecklenburg als Tochter eines evangelisch-lutherischen Pfarrers geboren, konvertierte 1870 vor allem wegen ihrer Marienverehrung zum katholischen Glauben und wurde daraufhin vom Elternhaus verstoßen. 1871 trat sie eine Stelle als Magd im Pfarrhaus zu Eben/Tirol an, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Später diente sie als Magd bei einem Bäckermeister und Schumacher in Schwaz. Seit 1876 war Cordula Wöhler mit Joseph Anton Schmid aus Bregenz verheiratet. Sie starb 1916 in Schwaz. Die Melodie stammt von Karl Kindsmüller aus Regensburg.

Nach Karl Horak spricht man dann von einem geistlichen Volkslied, wenn ein Volkslied mit geistlichem Inhalt offiziell genehmigt in ein Gesangbuch aufgenommen wurde, wenn es in früheren offiziellen und gedruckten Liederbüchern enthalten ist, die beim Volk Anklang gefunden haben, wenn es auf Flugblattdrucken veröffentlicht wurde, die früher bei Wallfahrten und Kirchtagen angeboten wurden. Daneben gibt es Lieder, die dem Inhalt nach als geistlich zu bezeichnen sind, ihrer Funktion nach aber mehr dem weltlich bestimmten Brauchtum des Jahres- und Lebenslaufes zugehörig sind, wie zur Herbergssuche, beim Sternsingern oder beim Hochzeitssingen. Nur „wo die Menschwerdung Christi und das sich darum rankende biblische Geschehen sich ganz im menschlichen Bereich abspielt, wird die Sprache des menschlichen Bereichs – die Mundart – verwendet. (...) Die Bitte um Segen, um ein gutes Ende und Eingang in die ewige Seligkeit wird in der Regel wieder hochdeutsch gesungen.“<sup>7)</sup>

Wo werden die geistlichen Volkslieder eingesetzt oder wo können für diese Liedgattung im heutigen Gebrauch Singgelegenheiten geschaffen werden? Vier Beispiele möchte ich Ihnen konkret vorstellen, bei denen ich dies selbst tue oder aus dem Gebrauch heraus selbst kenne: Im engsten Familien- und weiteren Freundeskreis, wenn kirchliche Feste anstehen, beim letzten Geleit und bei der Gestaltung von besonderen Gottesdiensten.

Wie ich schon erwähnt habe, mache ich in der Familie selbst Volksmusik. Was liegt also näher, als die Gottesdienste, die uns selbst betreffen, auch im Rahmen der Möglichkeiten mit der Musik auszustalten, die uns gefällt? Wir haben immer Freunde eingeladen, die bei der kirchlichen Trauung geistliche Volkslieder vorgetragen haben, ergänzt durch Überraschungstitel von den anderen Familienmitgliedern und abgerundet durch passenden Gemeindegesang. Wir haben die Taufen unserer Kinder musikalisch begleitet und auch schon des öfteren verstorbene Verwandte mit unseren Liedern und unserer Musik verabschiedet. Auf dem Dorf ist es normal, Hochzeitsgottesdienste zu besuchen, auch wenn man nicht zu den Festgästen gehört, Trauergottesdienste besucht man, wenn man einen

Bezug zu den Verstorbenen oder irgendwelche Verpflichtungen hat. Es ist daher nicht ungewöhnlich, daß wir mit unserer sehr familiären Art, Gottesdienste zu feiern, inzwischen schon andere angesteckt haben und mehrfach gebeten wurden, bei Hochzeiten und Beerdigungen zu musizieren.

Eines der beliebtesten Lieder ist „So nimm denn meine Hände“. Der Text stammt von Julie Hausmann (1826–1901), einer balten-deutschen Dichterin. Sie wurde in Riga geboren, war im Baltikum als Erzieherin und Musiklehrerin tätig, verbrachte anschließend einige Jahre in verschiedenen deutschen Kurorten in Tirol, den Schweizer Alpen und den Pyrenäen zur Linderung ihrer Kopfleiden und schließlich vier Jahre in Biarritz bei einer Schwester, bis sie ab 1870 in St. Petersburg bei einer anderen Schwester Heimat fand und Vorsteherin einer Schule wurde. Der Legende nach soll sie „So nimm denn meine Hände“ in jener Nacht geschrieben haben, als sie ihrem Verlobten nach Afrika nachgereist war und am Ankunftsafen von einem Freund erfahren hatte, daß der Verlobte wenige Tage vorher gestorben und schon begraben worden war. Julie Hausmanns Biographie kennt allerdings keine solche Reise.

Wissenschaftlich nachgewiesen ist, daß der Text – entstanden zu Beginn der 1880er Jahre – 1882 in verschiedenen Lieder- und Gesangbüchern mit der bekannten Melodie Friedrich Silchers erschien. Die Melodie wiederum entstand 1842 zu dem Kindergebet von Agnes Franz „Wie könnt' ich ruhig schlafen“.<sup>8)</sup> Wann, von wem und warum der Text von Julie Hausmann mit der Melodie Friedrich Silchers zusammengebracht wurde, ist derzeit wohl nicht zu klären. In dieser Kombination aber wurde das Lied zu einem der beliebtesten Beerdigungslieder, zu dem die Kirche allerdings bald ein ambivalentes Verhältnis entwickelte. Im amtlichen Entwurf für das Gesangbuch für die evangelische Kirche in Württemberg von 1911 war es mit dem Hinweis „Nicht für den Gesang der Gemeinde im Gottesdienst bestimmt“ versehen.<sup>9)</sup> In den folgenden Jahrzehnten verschwand es ganz aus den Gesangbüchern. Die letzte Ausgabe des evangelischen Gesangbuchs enthielt lediglich den Text als Gebet, während es in der

aktuellen Ausgabe wieder vollständig mit Melodie erscheint.

Die emotionale Ebene, die mit bloßen Wörtern nicht zu erlangen ist, die aber mit Hilfe von Musik erreicht werden kann, schildert sehr deutlich Pfarrer Michael Meyer-Blanck am Beispiel einer Beerdigung: „Ich erinnere mich an manche von mir auf dem Dorf (in den achtziger Jahren) gehaltene Beerdigung: Trauerfeier für einen älteren Mitbürger, Mitglied im örtlichen ‚Kriegerverein‘, der mit Fahne und Schärpe zahlenmäßig ansehnlich vertreten anwesend ist. [...] Der Mischung von Dankbarkeit und Traurigkeit versuche ich in der Trauerfeier angemessenen Ausdruck zu geben, recht gut gesungen werden dazu von der ansehnlichen Trauergemeinde ‚Befiehl du deine Wege‘ und ‚So nimm denn meine Hände‘. Verstehen und gefaßte Traurigkeit meine ich auf den Gesichtern der Familie wahrzunehmen. Nach dem Gottesdienst in der Kapelle und dem Gang zum Grab, nach Vaterunser und Segen aber kommt der Teil, der offensichtlich der von mir gestalteten Feier fehlt: die großen Gefühle. Ein Trompetenbläser läßt wenige Meter vom Grabe, verdeckt durch einen Baum hinter der Gemeinde die Melodie von ‚Ich hatt‘ einen Kameraden‘ erklingen. Die Tränen finden freien Lauf – vor allem bei der Witwe und den weiblichen Verwandten; manchmal rinnt auch einem der Männer vom Kriegerverein eine Träne übers Gesicht. Als die Trompete verklungen ist, gebe ich den Trauernden die Hand und die Reihe der Beileidsbekundungen beginnt. Jetzt ist man wieder gefaßter und lädt die Dorfbewohner, so noch nicht geschehen, zur anschließenden Kaffeetafel ein. Vereinzelt höre ich Dank für meine Traueransprache. Aber vielleicht war das Trompetenspiel doch der emotionale Höhepunkt des Ritus.“<sup>10)</sup>

Choräle und Trauerlieder gehören zu jeder Beerdigung. In manchen Gegenden singt die ganze Trauergemeinde, an manchen Orten gibt es eigens für diesen Zweck Gesangsgruppen und andernorts werden beide Gesangsformen gemischt. Früher übernahmen vor allem in den ländlichen Gebieten fast ausschließlich Schüler und Schülerinnen der örtlichen Schule unter der Leitung des Lehrers

den Grabgesang. Da heute längst nicht mehr jede Ortschaft eine Schule hat, die Kinder verschiedene Schulen besuchen und auch die Freistellung vom Unterricht nicht mehr möglich ist, gibt es solche Scholen nur noch selten. In Feuchtwangen zum Beispiel, wo aus Mitgliedern des Kinder- und Jugendchores der Evangelischen Kantorei die Friedhofs-kurrente besteht.

Auch Instrumentalmusik wird bei Beerdigungen eingesetzt, dafür sind Posaunenchöre, Solisten oder kleine Bläserensembles und Musikkapellen zuständig. Allerdings ist es heute fast überall üblich, daß nur noch herausragende Persönlichkeiten oder Mitglieder von Musik- und Kriegervereinen mit Instrumentalmusik zu Grabe gelegt werden. Nur in seltenen Fällen bestellen die Angehörigen eine Musikgruppe für die Beerdigung.

In Wolframs-Eschenbach und in Pleinfeld werden noch fast alle „Beerdigungen gespielt“, in den Gemeinden darum herum fast nur noch bei Veteranenbeisetzungen, berichtet Willi Weißmann, der diese Aufgaben mit seiner Kapelle übernimmt. Schon als 13jähriger hat er mit seinem Vater und seinem Bruder gespielt, auf Kirchweihen zwischen Roth und Ochsenfurt, zwischen Feuchtwangen und Greding – und selbstverständlich auch Beerdigungsmusik. Er erinnert sich noch an die Zeiten, als katholische Beerdigungen um 10.00 Uhr und evangelische um 14.00 Uhr stattgefunden haben, als von Kleinlellendorf der Leichenzug noch bis zum Friedhof in der Nachbarortschaft Großlellendorf „ganz“ gespielt, also mit Trauermärschen und Chorälen begleitet wurde und beim Leichtrunk bald Volks- und Soldatenlieder erklangen wie z.B. „Am Brunnen vor dem Tore“ und „Fern bei Sedan“. Wenn er heute mit seiner Kapelle auf einer Beerdigung spielt, benutzt er noch immer die Choräle, Lieder und Märsche, die sein Vater arrangiert hat. Selbstverständlich darf der „Gute Kamerad“ auf keiner Veteranenbeerdigung fehlen. Trauermärsche werden aufgelegt, wenn der Sarg von der Leichenhalle zum Grab begleitet wird, und am Grab werden Choräle geblasen, z.B. „Näher, mein Gott zu dir“.

Immer, wenn bei der musikalischen Ausgestaltung von Gottesdiensten Familien, Vereine oder die ganze Gemeinde gefragt ist, können Lieder aus den Regionalteilen und/oder aus der Volksüberlieferung eingesetzt werden. Ob dann einzelne etwas vortragen oder die ganze Gemeinde singt, hängt von der Situation und auch von der Singfreudigkeit der Gemeindemitglieder ab. Ich stelle immer wieder fest, wenn „volksfromme“ Lieder gesungen werden, gehen die meisten Leute anders nach Hause: befriedigter, befreiter, fröhlicher. Diese Lieder sprechen Emotionen an, werden meist aus voller Brust geschmettert – auch von jenen Gottesdienstbesuchern, die sonst den Mund nicht aufkriegen. Hören Sie genau hin, wenn in der Christmette das „Stille Nacht“ ertönt. Wen packt es da nicht? Die äußeren Umstände spielen dabei natürlich häufig eine Rolle. Kerzen, schöner Schmuck (Paramente, Blumen), bei Katholiken Weihrauch tragen zur positiven Stimmung viel bei. Das hat dann wenig mit Amtskirche zu tun, aber einiges mit Volksglauben, weshalb ich mich abschließend den Worten meines oberbayerischen Kollegen Ernst Schusser anschließe: „Ich sehe in den geistlichen Volksliedern eine Bereicherung des offiziellen Liedgutes, eine persönliche Verstärkung der eigenen Glaubensaktivität, einen Schritt hin zur weiteren Verkündigung, eine Chance für die Gemeinde und eine, wenn auch kleine, Möglichkeit zur lebendigen Gemeinschaft des Volkes Gottes.“<sup>11)</sup>

mich mit geistlichen Liedern in Franken unter dem hier vorgestellten Aspekt zu beschäftigen. In Schney begleiteten den Vortrag mehrere Hörbeispiele und viele Bildpräsentationen, die aus verständlichen Gründen an dieser Stelle leider nicht wiedergegeben werden können.

- 2) So Annette Thoma auf der Rückseite der Plattenhülle „Deutsche Bauernmesse. Alte Lieder und Weisen aus dem bayerisch-österreichischen Alpenland (für Singstimme und Blasinstrumente)“, PM\_0025.
- 3) Vgl. URL <http://www.steigerwaldklub.de/index.php?p=%7C68%7C&content=show-page&id=0.49435600-1141198951&useression=20bc051eee3c2541861c46b25dc89173>; zuletzt besucht am 09.11.2007.
- 4) Vgl. Michael Fischer, in: URL John, Eckhard (Hrsg.): Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon. Hrsg. für das Deutsche Volksliedarchiv.
- 5) Griebel, Armin: Musik in Geschichte und Gegenwart, Personenteil, Bd. 5, Sp. 1107 li.
- 6) Vgl. <http://www.bistum-eichstaett.de/presse-dienst/jahr2006/kw21.htm>.
- 7) Horak, Karl: Das geistliche Volkslied, in: Tiroler Heimatblätter 1977, Heft 2.
- 8) Vgl. Zahn, Johannes: Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder aus den Quellen geschöpft und mitgeteilt. Bd. III: Die siebenzeiligen und die jambischen achtzeiligen Melodien. Hildesheim–Zürich–New York 1997, Nachdruck der Ausgabe Gütersloh 1890, S. 341.
- 9) Gesangbuch für die evangelische Kirche in Württemberg. Amtlicher Entwurf mit fortlaufender Textvergleichung. Stuttgart 1911, Nr. 328.
- 10) Meyer-Blanck, Michael: Ich hatt' einen Kameraden in: [www.ekir.de/gottesdienst/Inhalt/Thema\\_Gottesdienst/Ich\\_hatt\\_einen\\_Kam.rtf](http://www.ekir.de/gottesdienst/Inhalt/Thema_Gottesdienst/Ich_hatt_einen_Kam.rtf), Download vom 15.09.2003.
- 11) Schusser 1986, S. 46.

## Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Der Beitrag ist eine geänderte und ergänzte Fassung eines Gastvortrages vom November 2007, den ich in einem Seminar von Prof. Dr. Brusniak an der Universität Würzburg gehalten habe. Ihm verdanke ich auch die Anregung,

## Bericht über die 61. Bundesbeiratstagung am 13. September 2008 auf Schloß Schwanberg

von

Alois Hornung

Am 13. September 2008 fand auf Schloß Schwanberg die 61. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES statt. Die Ausrichter dieser Beiratstagung, die Frankenbundgruppen Marktbreit/Ochsenfurt und Kitzingen, luden die Teilnehmer vor dem Beginn des Festaktes zu einem zweiten Frühstück im malerischen Schloßinnenhof ein.

Der Festakt war zu Ehren des 50. Todestages unseres Frankenbundgründers Dr. Peter Schneider anberaumt. Herr Regierungspräsi-

dent Dr. Paul Beinhofer konnte hierzu aus dessen Familie die Schwiegertöchter Frau Irmgard Schneider (92 Jahre) und Frau Claudia Schneider begrüßen. Ferner gaben der Bezirkstagspräsident Herr Erwin Dotzel und der stellv. Landrat Herr Wilhelm Sturm der Veranstaltung die Ehre. Die charmante Weinprinzessin Ramona Hemberger aus Rödelsee unterhielt sich angeregt mit den Ehrengästen und der Familie Schneider. Grußworte sprach die Priorin der Casteller Communität Sr. Ursula Buske. Sie sah das geistliche Zentrum



Abb. 1: Blick auf die Festversammlung der Bundesbeiratstagung; 1. Reihe v.l.n.r.: Bezirkstagspräsident Erwin Dotzel, 2. Bundesvorsitzender Heribert Haas, Frau Irmgard Schneider, Frau Claudia Schneider, 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer, Priorin Sr. Ursula Buske.

Photo: Alois Hornung.

am Schwanberg und seine Umgebung als würdigen Ort des Gedenkens an Dr. Peter Schneider und seine Ideale. Ein Streichquartett u.a. mit dem 2. Vorsitzenden der Frankenbundgruppe Marktbreit/Ochsenfurt, Herrn Herbert Reusch, umrahmte die einzelnen Festteile mit den Sätzen 1 bis 4 des 3. Divertimento D – Dur von Joseph Haydn und schuf so ein feierliches Ambiente.

In seiner Begrüßungsansprache ging Dr. Beinhofer kurz auf die Bedeutung des Schwanberges für den *FRANKENBUND* und seine Geschichte ein: „Im Mittelpunkt unserer diesjährigen Tagung steht das Gedenken an den Gründer des *FRANKENBUNDES*, Herrn Dr. Peter Schneider, der vor fünfzig Jahren, am 19. Januar 1958, in Bamberg verstorben ist. Ihm zu Ehren errichtete der *FRANKENBUND* hier auf dem Schwanberg einen Denkstein, der heute genau vor 49 Jahren in einer Feierstunde eingeweiht worden ist. Der *FRANKENBUND* hat mithin einen ganz besonderen Bezug zum Schwanberg, und so möchte ich die Priorin der Communität Casteller Ring, Schwester Ursula Buske, als Hausherrin begrüßen und ihr ganz herzlich dafür danken, daß wir hier im Festsaal des Schlosses tagen dürfen.“

Es ist mir eine traurige Pflicht, heute auch eines Mannes zu gedenken, der vor wenigen Wochen erst von uns gegangen ist. Ich meine unseren Bundesfreund Rudolf Erben, der am 20. Juli 2008 im Alter von 75 Jahren plötzlich verstorben ist. Mit ihm hat unsere Vereinigung einen Menschen verloren, der sich in den zwölf Jahren seiner Mitgliedschaft in der Bundesleitung mit großem Sachverstand und viel Zeitaufwand für die Ziele des *FRANKENBUNDES* eingesetzt hat. Zwölf Jahre lang, von 1992 bis 2005, hat er die Zeitschrift *FRANKENLAND* als Schriftleiter geprägt. Immer war er auf der Suche nach abdruckwerten Beiträgen, die den Lesern die Schönheit und den kulturellen Reichtum Frankens aufschließen. Mit Liebe zum Detail hat er jedes Heft gestaltet und sich für das Gelingen jeder Ausgabe verantwortlich gefühlt. Der *FRANKENBUND* hat Rudolf Erben viel zu verdanken! Wir werden ihn in ehrenvoller Erinnerung behalten.“

Der Schwanberg ist für die Unterfranken ein ganz besonderer Berg. Obwohl nur 474 Meter hoch, ragt er doch imposant aus der Mainebene empor und gestaltet dem Besucher von dem etwas unterhalb des Schlosses gelegenen Kappelrangen bei gutem Wetter einen grandiosen Blick bis hin zum Steigerwald und zur Rhön. Unsere Vorfahren haben die Vorzüge dieses Platzes bereits früh zu schätzen gewußt; er galt ihnen als Zufluchts- und Siedlungsstadt. Archäologen haben Spuren menschlicher Besiedlung bis in die Mittelsteinzeit (also 10.000 bis ca. 4.500 v.Chr.) gesichtet. Noch heute sichtbare Zeugnisse haben die Kelten auf dem Schwanberg hinterlassen; wer möchte, kann sie heute nachmittag bei der angebotenen Führung zum Keltenwall anschauen.

Bereits im frühen Mittelalter wurde auf dem Schwanberg eine Kapelle zu Ehren des hl. Michael errichtet; es ist anzunehmen, daß dieser Bau an die Stelle einer alten heidnischen Kultstätte gesetzt wurde. Der streitbare Erzengel Michael sollte wohl den streibaren heidnischen Gott Wotan vertreiben. Ein Nachfolgebau wurde im 16. Jahrhundert während des Bauernkrieges zerstört. Wenn Sie heute auf dem Kappelrangen stehen, sehen Sie dort im Boden eingelegte Platten; sie markieren den Grundriß dieser damals zerstörten St. Walburgis-Kirche.

Auch die Burg auf dem Schwanberg, die eine Urkunde erstmals 1230 erwähnt, wurde 1525 im Bauernkrieg niedergebrannt, anschließend wiederaufgebaut und hundert Jahre später im Dreißigjährigen Krieg ein zweites Mal zerstört. Nach ihrem Wiederaufbau ging sie im 17. Jahrhundert in den Besitz der Würzburger Fürstbischofe über; bis 1803 blieb sie im Besitz des Hochstiftes. Nach der Säkularisation wechselten die Besitzer mehrfach, bis das Schloß mit dem dazugehörigen Grundbesitz schließlich 1911 von Alexander Graf von Castell-Rüdenhausen gekauft wurde. Dieser ließ in den Jahren 1919 bis 1921 den Schloßpark anlegen, der mit seiner Mischung aus klassischem Barockgarten und englischem Landschaftsgarten Eingang in die jüngere Gartenkunstgeschichte gefunden hat.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Schloß zunächst zu einem Altenheim; 1957 pachteten es die Schwestern der Communität Casteller Ring und zogen von ihrem bisherigen Standort Castell auf den Schwanberg. 2005 schließlich ging Schloß Schwanberg in das Eigentum des Geistlichen Zentrums Schwanberg über.

Seit 2007 besitzt das Gelände hier oben eine weitere Besonderheit. Der sich hinter dem Schloßpark erstreckende Mischwald wird für eine neue Form der Bestattung genutzt; statt auf einem Friedhof werden hier im sogenannten Friedwald die Urnen mit der Asche Verstorbener zu Füßen von Bäumen beigesetzt. Schloßpark und Friedwald können Sie heute nachmittag im Rahmen einer Führung ebenfalls besichtigen.

Liebe Bundesfreunde, wenn wir uns heute hier oben auf dem Schwanberg zu unserer 61. Bundesbeiratstagung versammeln, so treffen wir uns mithin auf geschichtsträchtigem und kulturhistorisch interessantem Boden. Hier wollen wir des Gründers des *FRANKENBUNDES* gedenken. Unser Blick geht dabei jedoch nicht nur zurück in die Vergangenheit, sondern auch nach vorn in die Zukunft. Wenn wir uns nachher mit Dr. Peter Schneider und seinem Lebenswerk beschäftigen, dann tun wir dies auch in der Absicht, uns seiner Ideen und Vorstellungen zu vergewissern, um hieraus Impulse für die Zukunft des *FRANKENBUNDES* zu gewinnen. In seinen zahlreichen Veröffentlichungen gibt es zum einen dem Zeitgeist geschuldet Aussagen, die heute für unsere Arbeit keine Bedeutung mehr haben können, zum andern aber auch Gedanken und Visionen Peter Schneiders, die weiterhin ihre Gültigkeit haben und Leitmotiv unserer Vereinigung bleiben.“

Den Höhepunkt des Festaktes bildete der Festvortrag von Prof. Dr. Werner K. Blessing von der Universität Erlangen zum Thema: „Ein Patriot in schwieriger Zeit. Zum 50. Todestag von Dr. Peter Schneider“. Darin beschrieb er die Persönlichkeit von Dr. Peter Schneider und seine von einer wechselvollen Geschichte geprägte Biographie, besonders seine Erfahrungen im Rheinland und in Franken. Er charakterisierte Dr. Schneider als



Abb. 2: Prof. Dr. Werner Blessing während seiner Festansprache.  
Photo: Alois Hornung.

einen weitschauenden, über den Tellerrand der Zeitgeschichte hinausblickenden Patrioten, der aber keineswegs der absurden Herrnmenschenidee der Nationalsozialisten huldigte, sondern die fränkische Kultur und Geschichte als überparteiliche, überkonfessionelle Verbindung einander in freundschaftlicher Gesinnung zugetaner Zeitgenossen verstand. Für diese Haltung spricht auch die entscheidende Mitwirkung Peter Schneiders bei der Gründung der katholischen deutschen Studentenverbindung Franco-Raetia im CV, deren Abordnung ebenfalls am Festakt teilnahm (Anm. der Schriftleitung: Der interessante Vortrag wird den geschätzten Lesern in der kommenden Ausgabe zur Kenntnis gebracht werden).

Ein weiteres Mal wurde es feierlich, als der diesjährige Kulturpreis des *FRANKENBUND* an zwei Künstler, die beide als Bildhauer tätig sind, nämlich Herrn Thomas Reuter (Winterhausen) und Herrn Thomas Hildenbrand (Oberaspach), vergeben wurde. Der Laudator Herr Thomas Wachter, Vorsitzender des VKU, zeigte sich hoch erfreut, daß der *FRANKENBUND* neben einem bereits seit längerem etablierten Künstler (Thomas Reuter) auch einen jungen aufstrebenden Bildhauer (Thomas Hildenbrand) mit diesem Preis bedacht hat. Mit der Leitthese: „Ein guter Künstler ist der, dessen Atelier leer ist“, beleuchtete Herr Wachter in seiner Laudatio, die Sie hier im Anschluß lesen können, die verschiedenen Voraussetzungen, das Alter, den Werdegang, die Stilrichtungen, die Auftraggeber usw. dieser beiden fränkischen Künstler.

Humorvoll, mit fränkischer Hintergrundigkeit und spitzer Zunge präsentierte Pfarrer Christian Schmidt aus Nürnberg in fränkischer Mundart einen Flug über Land, Leute und Geschichte der drei fränkischen Regierungsbezirke. Das fröhliche Gedicht hatte Pfr. Schmidt extra für diesen Festakt gefertigt; es wird in diesem Heft unter der Rubrik „Mundart in Franken“ abgedruckt.

Mit dem Schlußwort des Zweiten Bundesvorsitzenden, Herrn Heribert Haas, das den Festakt abrundete, ging die vormittägliche feierliche Veranstaltung zu Ende. Anschließend fand im ehemaligen Schloßcafé das gemeinsame Mittagessen aller Delegierten und Teilnehmer statt.

Nach der Mittagspause führte uns die Priorin der Community Casteller Ring, Sr. Ursula Buske, in die Geschichte, das Leben und die Arbeit ihrer geistlichen Gemeinschaft ein und erläuterte die Konzeption und Gestaltung der neuen St. Michaelskirche. Die von Architekt Alexander Freiherr von Branca nach spirituellen Vorgaben der Community entworfene Kirche soll sowohl weltoffene Weite als auch konzentrierte Sammlung vermitteln.

So vorbereitet begaben sich alle Gäste und Delegierten auf den Weg zum Gedenkstein für Dr. Peter Schneider, den Frankenbundgründer. Am Kappelrangen, der bei gutem Wetter auch eine großartige Aussicht über die rebumsäumten Dörfer am Schwanberg bis hin nach Kist, Dettelbach, Grafenrheinfeld usw. ermöglicht, befinden sich die ausgegrabenen Grundmauern einer alten Vorgängerkirche. In dieser ruhigen Gegend, die aber auch dazu einlädt, den Blick weit schweifen zu lassen, steht das vom *FRANKENBUND* gestiftete



Abb. 3: Priorin Sr. Ursula Buske erläutert den Frankenbundmitgliedern die St. Michaelskirche.  
Photo: Alois Hornung.

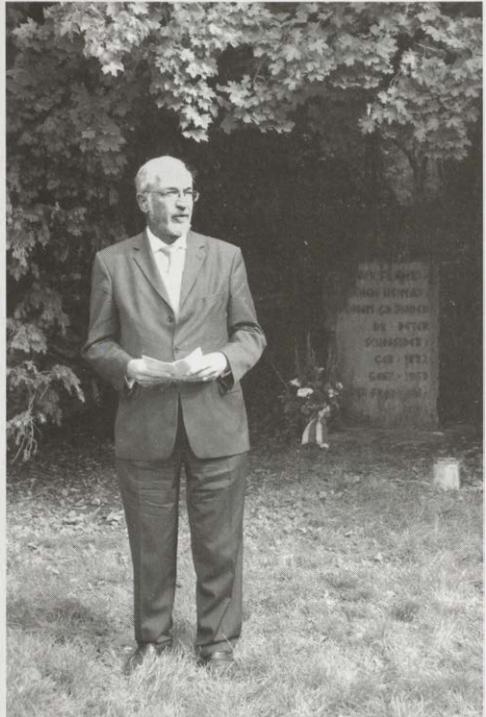


Abb. 4: Gedenkrede des Ersten Bundesvorsitzenden am Gedenkstein für Dr. Peter Schneider.

Photo: Alois Hornung.

schlichte Monument für Dr. Peter Schneider. Unser Erster Bundesvorsitzender Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer würdigte in seiner Rede die Ideen, die Standhaftigkeit und den Weitblick des Frankenbundgründers. Ein Bläserquartett von St. Andreas aus Ochsenfurt unter Leitung von Alois Klüpfel musizierte weitschallend ins fränkische Land zur Ehre von Peter Schneider. Nach dieser feierlichen Veranstaltung im Gedenken an den Frankenbundgründer hatten die Nichtdelegierten Gelegenheit an Führungen durch den Schloßpark, den Friedwald oder zum archäologischen Geländedenkmal „Keltengraben“ teilzunehmen, was gerne zahlreich angenommen wurde.

Die Bundesleitung und die Delegierten widmeten sich inzwischen der Delegiertenversammlung im Schloß. Themen waren u.a. der Situationsbericht der Bundesleitung sowie die neue Homepage des FRANKENBUNDES und der Versicherungsschutz bei Veranstaltungen; es ging aber auch um Ortsgruppenaktivitäten und die Vorplanungen von wichtigen Terminen im Jahr 2010. Als weitere Themen wurden der vergangene Tag der Franken in Miltenberg, bei dem der FRANKENBUND dank des Einsatzes des Bundesvorsitz-



Abb. 5: Die Zuhörer bei der Gedenkfeier am Kappelrangen.

Photo: Alois Hornung.

zenden von den anwesenden Politikern gebührend registriert wurde, sowie der von Bundesfreund Dr. Bernhard Wickl organisierte Schwabachtag, bei dem der FRANKENBUND gut vertreten war, besprochen. Die Vorschau auf die Aktivitäten des Gesamtbundes für 2009 umfaßte

- den **Bundestag am 09. Mai 2009 in Schweinfurt**, anlässlich des 100jährigen Jubiläums des Historischen Vereins Schweinfurt e.V. – Gruppe des FRANKENBUNDES, außerdem soll

- die **62. Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach** stattfinden und eventuell das Fränkische Seminar mit einschließen.

Infolge der fortgeschrittenen Zeit wurde der Tagesordnungspunkt „Alter und Kultur“ auf die nächste Sitzung verschoben. Damit endete ein stilvoller, interessanter und arbeitsreicher Tag mit einem weiten Blick vom Schwanberg in die von Dr. Peter Schneider so sehr geliebten Lande unserer schönen fränkischen Heimat.

## Kulturpreis des Frankenbundes 2008 für Thomas Hildenbrand und Thomas Reuter

von

Thomas Wachter

Mutmaßungen über einen Kulturpreis, das war der Arbeitstitel meiner Überlegungen. „Mutmaßungen“ deshalb, weil beiden Bildhauern selbst, die am 13. September 2008 auf dem Schloß Schwanberg bei der 61. Bundesbeiratstagung vom Frankenbund ausgezeichnet wurden, und auch mir zu Beginn meiner Vorbereitung zunächst unklar war (und sie mich auch danach fragten), warum sie diesen Preis zugesprochen erhielten. Ich glaube aber, es herausgefunden zu haben. Also mehr als Mutmaßungen.

Ein gutes Bildhaueratelier ist ein leeres Bildhaueratelier, habe ich bei meinen Besuchen in Oberaspach im Hohenloher Land bei Thomas Hildenbrand und in Winterhausen bei Thomas Reuter gelernt. Es gab nichts oder wenig zu sehen für mich, ich war, ich bin auf Photographien angewiesen bei der Ausarbeitung dieses Textes. Aber mehr noch als ich haben Sie es schwer beim Zuhören, denn anders als bei einer Ausstellungseröffnung sind Sie nur auf Worte angewiesen, können das Gesagte nicht an der gebildeten Wirklichkeit überprüfen.

Ein gutes Bildhaueratelier ist ein leeres Bildhaueratelier. Bildhauerei ist anders als

Malerei äußerst kostenintensiv, das Material, mit dem gearbeitet wird, Stein, Holz, Bronze, hat seinen Preis, und wenn man als Bildhauer nicht zu der kleinen Gruppe derer gehört, die ganz oben an der Einkommenspyramide stehen, wird man es sich nicht leisten können, dem Besucher ein mit Arbeiten zugestelltes Atelier präsentieren zu können.

Die bekannten photographischen Blicke in beispielsweise Giacometti's oder bleiben wir aus aktuellem Anlaß in der Nähe, Schwäbisch-Hall, Hrdlickas Atelier täuschen, sie geben nicht die schmerzhafte Realität heutigen Künstlerlebens wieder. Der normale Bildhauer ist demnach viel stärker noch als die Vertreter anderer Kunstmäßigkeiten abhängig von öffentlichen Aufträgen, sein Betätigungs- und Wirkungsfeld liegt sehr oft außerhalb des Ateliers, das er gleichwohl für die Produktion seiner Arbeiten natürlich ebenso braucht wie ein Maler.

Malen kann, meine Künstlerkollegen mögen mir diese Aussage verzeihen, kann scheinbar heute jeder, jede. Man geht in ein Künstlerbedarfsgeschäft, kauft sich einen Keilrahmen, ein paar Ölfarben, besucht, wenn es hochkommt, noch einen Volkshoch-

schulkurs – *mea culpa* –, und schwups, zumal die Berufsbezeichnung „Künstler“ keine geschützte ist, nennt man sich so. Hobbymaler gibt es, Gott sei's geklagt, wie Sand am Meer, bei Hobbybildhauern allerdings wird die Dichte wesentlich dünner.

Denn das Material der Bildhauerei, vor allem das der Skulptur, braucht sofort die hohe handwerkliche Qualität dessen, der es bearbeitet. Malerei verzeiht scheinbar handwerkliche Unzulänglichkeit zumindest zunächst, sie scheint manchmal sogar zum Stilmittel zu werden. Stein, Holz allerdings widersetzen sich dilettantischer Arbeitsweise beim ersten Schlag mit dem Klüpfel. Fehler sind nur mit großer Mühe zu tilgen und dem Betrachter unerträglich (denken Sie nur an die Flut der mangels entsprechenden Könness die Kettensäge als ausschließliches Gestaltungsmittel nutzender, na ja, sagen wir mal „Bildhauer“).

Beide heute hier zu ehrenden Künstler, die Bildhauer Thomas Hildenbrand und Thomas Reuter, verfügen über diese hohe handwerkliche Qualität in reichem Maße, sie sind zunächst einmal „Handwerker“ im reinen Sinn. Das Geistige, das das Kunstwerk ausmacht, wird mit der Hand gemacht.

Bei beiden steht am Anfang der Laufbahn eine fundierte handwerkliche Ausbildung. Bei Thomas Hildenbrand war es der Besuch der Staatlichen Fachschule für Holzbildhauer in Oberammergau, bei Thomas Reuter eine Steinmetzlehre in Würzburg, Meisterschule und langjährige Mitarbeit bei dem Würzburger Bildhauer Lothar Forster (Auf die Biographien gehe ich später noch etwas ausführlicher ein).

Dieses Fundament spürt man durchgängig in den Arbeiten beider Bildhauer. Angemessene Materialwahl, auf Ort und Zweck bezogen bei Reuter, solide, technisch durchdachte Lösungen für alle Aufgaben.

Bei Hildenbrand die erstklassige Schnitztechnik, die tiefe Auseinandersetzung mit historischen Arbeitsweisen bei seinen Restaurierungs- und Kopiarbeiten, um in den Geist und die Denkweise der jeweiligen Zeit einzudringen. Nicht einfaches Nacharbeiten ist

sein Ziel, sondern nachschöpferisches Entstehen lassen. Dazu gehört dann auch, daß beide, obwohl nicht an Kunsthochschulen geschult, deutlich und sichtbar in der kunstgeschichtlichen Tradition der Bildhauerei und auch zu ihr stehen.

Thomas Hildenbrand erfuhr einen großen Teil seiner künstlerischen Prägung an der Schule in Oberammergau durch Lehrer, die in der Tradition der Münchner Akademie der Bildenden Künste stehen, also Wimmer-Schüler, Henselmann-Schüler, des Mentors der Oberammergauer Schule. Ganz am Anfang dieser Tradition steht Adolf von Hildenbrand, der Neo-Klassizist. Mehr noch, so sagt er, habe ihn nach der Ausbildung seine Beschäftigung mit historischer Skulptur, Romanik, Gotik, und vor allem die mit barocker Plastik, im Zusammenhang mit seiner Kopier- und Restaurierätigkeit geformt. Seinen freien Arbeiten ist diese Auseinandersetzung mit der Kunstgeschichte deutlich anzusehen.

In Thomas Reuters Arbeiten lebt die gute Tradition der fränkischen Bildhauerei weiter, für die Namen wie Otto Sonnleitner, Fried Heuler, Julius Bausenwein, Lothar Stiller oder Lothar Forster stehen, die direkt oder indirekt auf den Bildhauer Reuter einwirkten. Wenn man weiß, daß Bausenwein bei Josef Wackerle in München studierte, dann sieht man auch hier die bildhauerische Tradition der Münchner Schule fortleben.

Ein etwas genauerer Blick auf die Biographien der beiden Preisträger macht deutlich, daß hier zwei Künstler in völlig unterschiedlichen Lebenssituationen ausgezeichnet werden. Der wesentlich jüngere der beiden ist Thomas Hildenbrand. 1980 in Eberbach am Neckar geboren, steht er nach Jahren des Lernens und umsteten Wechsels mitten in einem Neuanfang. Die Kunst ist ihm nicht wirklich in die Wiege gelegt, er wächst in ländlichem und recht pietistisch-protestantischem Umfeld auf, fängt aber, was nun für Kinder nicht unbedingt typisch ist, früh mit Modellieren und Schnitzen an.

Als er seiner Familie eröffnet, er habe sich für die Bildhauerei entschieden, meinte seine Großmutter, dies sei aber doch ein „katholi-

scher Beruf“. Schön, oder? Nach dem dreijährigen Besuch der Staatlichen Fachschule für Holzbildhauerei in Oberammergau von 1997 bis 2000 schließen sich fünf Jahre freiberuflicher Tätigkeit und Arbeitsaufenthalte als wandernder Gesell im In- und Ausland an.

Während eines Arbeitsaufenthaltes in Stuttgart am Württembergischen Landesmuseum lernt ihn Frau Dr. Claudia Lichte, die Direktorin des Mainfränkischen Museums in Würzburg, kennen und holt ihn für die große Riemenschneiderausstellung 2004 in ihr Haus. Dort demonstriert er mit historischem Werkzeug und entsprechender Technik für das Publikum an einer Kopie der Heiligen Barbara, wie Riemenschneider gearbeitet haben könnte, kopiert in der Folgezeit noch andere Arbeiten Riemenschneiders, beispielsweise einen Kruzifixus für das Bürgerspital, die „Trauernde Maria von Acholzhausen“ und den Bürgermeisterkopf des Ochsenfurter Rathauses aus dem Riemenschneiderumfeld.

Am Mainfränkischen Museum gibt Thomas Hildenbrand mit großem Erfolg Kurse wie „Schnitzen wie Riemenschneider“ oder Modellieren in Ton nach dem Vorbild der barocken Bozzetti, die dieses Museum sein Eigen nennt. Er arbeitet intensiv mit Jugendlichen und trägt somit viel zu einer attraktiven Museumspädagogik des Hauses bei. Für das Museum ist seine Mitarbeit, die er auch jetzt noch nach seiner Übersiedlung ins Hohenlohisch-Fränkische weiterführt, wie mir Frau Dr. Lichte sagte, eine ideale Bereicherung.

In Würzburg läßt sich Thomas Hildenbrand für drei Jahre nieder, von 2005 bis 2008, mit einem Atelier in der Aumühle. Die Hoffnung, auf der Beliebtheit und auch Bekanntheit in der Stadt, die ihm die Tätigkeit in der Festung gebracht hat, hier in Würzburg eine künstlerische Existenz aufbauen zu können, wird aber enttäuscht – wir wissen ja zum Teil aus eigener leidvoller Erfahrung, daß der Unterfranke, speziell der Würzburger, allem Neuen eher etwas freundlich formuliert, abwartend gegenübersteht. So zieht er mit seiner Familie anfangs dieses Jahres nach Oberaspach in Hohenlohe-Franken, für das Fränkische ist er damit also eigentlich nicht verloren.

Seine künstlerische Arbeit grundsätzlicher würdigen und charakterisieren zu wollen, fällt angesichts der Stelle im Leben, an der sich Thomas Hildenbrand befindet, der Umbruchsituation und auch natürlich des Alters wegen nicht leicht. Was ich bei meinem Besuch in seinem noch recht nach Umzug wirkenden Atelier in Oberaspach sehen konnte – Sie erinnern sich: Ein leeres Atelier ist ein gutes Bildhaueratelier – hat mich überzeugt, auch wenn manches da noch etwas heterogen zu sein scheint.

Die Polarität von „Brotkunst“, sprich dem Kopieren und seiner freien Kunst ist für Thomas Hildenbrand kein Konflikt, der ihn belasten würde. Beides, das gebundene „kunsthandwerkliche“ Arbeiten nach Vorbild, die tägige Auseinandersetzung mit der Kunstgeschichte, und andererseits die Arbeiten, die er gewissermaßen mit einem anderen künstlerischen Anspruch „für sich“ entstehen läßt, durchdringen und ergänzen sich. Oft sind klassische Themen der Ausgangspunkt, die drei Grazien, ein sich seit dem Hellenismus durch die Kunstgeschichte ziehendes Thema, Botticelli, Rubens, Canova, mutieren zu drei Männern in Badehosen, Barockengel tauchen überspitzt und verzerrt in neuen Zusammenhängen auf.

Eine „Schubladisierung“, eine stilistische Einordnung, so wie sie in solchen Texten wie diesem gerne gemacht wird, scheint mir nicht möglich. Beide Bereiche sind getragen von hoher handwerklicher, historisch fundierter Qualität, die vor allem auch den geistigen Gehalten der Vorbilder nachspürt. Das naturalistische Arbeiten ist durchaus eine weitere Klammer, die verhindert, daß das bisherige Schaffen von Thomas Hildenbrand allzu sehr in zwei deutlich getrennte Bereiche zerfiele.

Hinzu kommt bei seinen freien Arbeiten ein unbedingter Realismus, gepaart mit expressiven Elementen. Bewegung, Gestisches, so weit das in der Skulptur zu verwirklichen ist, man spürt die Beschäftigung mit dem Vorbild Barock. Obendrein sieht man auch, mehr noch von außen denn als Betroffener, daß Thomas Hildenbrand hier am Beginn eines Weges steht, der ihn zu bedeutender, figürlicher Skulptur und Eigenständigkeit führen wird.

Ganz anders die Situation, die wir bei Thomas Reuter vorfinden: Ein großer Teil des Lebens gelebt, anerkannt, mit einem umfangreichen Werk und einer ausgiebigen künstlerischen Biographie, in Amt und Würden als Vorsitzender des Berufsverbandes Bildender Künstler (BBK) Unterfranken.

Auch hier ein kurzer Blick auf die Biographie: Jahrgang 1956, Steinmetzlehre, ebenfalls Lehr- und Wanderjahre, ein Stipendium an der Sagrada familia in Barcelona, dem Steinwunder Antonio Gaudis. Dann Meisterschule für Steinmetze und Bildhauer. Anschließend ein mehrjähriges Arbeiten bei und für den Würzburger Bildhauer Lothar Forster, der ihm entscheidende Impulse, das tiefere Verstehen der bildhauerischen Sprache und auch das Verständnis seiner Berufsauffassung vermittelt. Thomas Reuter ist seit 1987 als freiberuflicher Bildhauer mit seinem Atelier in Winterhausen tätig.

Er ist erster Vorsitzender, wie schon gesagt, der unterfränkischen Sektion des BBK, und auch Mitglied der VKU. Selbst wenn sie fetzige Musik für ein Fest suchen, dann können sie ihn und das Bailando Groove Orchestra engagieren. Ein Multitalent.

Sein Atelier war nun wirklich völlig leer, unser diese Würdigung vorbereitendes Gespräch fand unter einer großen Linde vor seinem schönen Haus in Winterhausen statt. Zu sehen gab es für mich nur Photographien. Sein Schaffen zerfällt nicht in die zwei Bereiche „angewandtes, kunsthandwerkliches“ Arbeiten und freies Arbeiten. Ihm ist alles bildhauerische Tun angewandtes, zweckgebundenes Arbeiten.

An zentraler Stelle seiner künstlerischen Arbeit steht die Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Raum. Nicht unbedingt nur „Kunst am Bau“, sondern Kunst als Gestaltung öffentlichen Raumes. Das mag natürlich auch ökonomische Gründe haben – auch Künstler wollen leben, und nachdem sich die Kirche in Unterfranken als Auftraggeber weitgehend verabschiedet hat, bleiben eigentlich nur die öffentlichen Hände –, aber für Thomas Reuter gibt es eine wesentlichere Begründung für dieses Tun.

Er ist ein zutiefst sozial handelnder Mensch und Künstler, nicht als Attitüde, sondern aus Überzeugung. Er denkt sozial, sozial im Sinne von gesellschaftsbezogen. Kunst kann er demnach nicht schaffen nur um der Kunst Willen, sondern sie muß für ihn eine Aufgabe in Bezug auf die Gesellschaft erfüllen. Daher sieht er seine Aufgabe als Bildhauer so: Die Problemstellung, die Aufgabe kommt auf ihn zu, und er sucht für die jeweilige Aufgabe dann die angemessene Lösung. Dabei sucht er diese Lösungen meist gemeinsam mit den Betroffenen, wenn es sich um Kunst im öffentlichen Raum handelt.

Auf diese Weise bricht er Strukturen auf, stellt Überkommenes in Frage, macht Zeitgenössisches möglich und findet Lösungen, die oft weitab ausgetretener Pfade liegen. Zupäß kommen ihm dabei sicherlich neben der Qualität seiner Arbeiten Überzeugungskraft und rhetorische Fähigkeiten, denn wie sonst könnte man beispielsweise die Bewohner von Wolkshausen dazu bringen, statt der erwarteten gegenständlichen Heiligenstatue zehn farbige Säulen als Flurdenkmal aufzustellen.

Ich nenne einige weitere Beispiele, an denen Sie auch sehen können, daß sein wesentliches Betätigungsfeld hier in Franken, im Ochsenfurter Raum liegt, mit Schwerpunkt auf Dorferneuerung: Brunnen, Skulpturen und Platzgestaltungen in Obernbreit, Uehlfeld, Wolkshausen, Erlach am Main, Sonderhofen usw. Darüber hinaus etwa das Denkmal der Versöhnung vor der Stephanskirche in Würzburg, die Puppenspieler im Gelände der Würzburger Gartenschau, Arbeiten in Hösbach, in Lauf, in Karlstadt, Caen, Otsu und und und.

Der Künstler Reuter will nicht glänzen durch eine deutliche, auf den ersten Blick als die seine erkennbare starke Handschrift; er tritt hinter das Werk zurück und glänzt durch eine optimale, den Nutzern und dem Zweck dienende Ausführung. Gegenständliche Lösungen stehen gleichberechtigt neben ungegenständlichen, in den verwendeten Materialien legt er sich nicht auf eines fest. Die gestalterische Sprache ist dort, wo er gegenständlich arbeitet, traditionell und klar, und diese Klarheit zeichnet auch die Ungegenständlichen Arbeiten aus. Nie gibt es Überflüssiges.



Abb.: Nach der Preisverleihung v.l.n.r.: 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofen, Thomas Hildenbrand, Thomas Reuter, Laudator Thomas Wachter.

Photo: Alois Hornung.

Ihm ist die innere Zufriedenheit über sein Tun wichtiger als alles andere, hat er mir gesagt. Deutlicher noch zeigt sich der gesellschaftliche Impetus Thomas Reuters in seinen künstlerisch-sozialen Projekten, in denen er noch weiter als Künstler sich zurückzieht und seinen sozial-pädagogischen Neigungen – mir ist kein besseres Wort eingefallen – freien Lauf lässt. Dort dient er der Sache, ist Anreger, Mitmacher und Steuerer.

Blindeninstitut Würzburg, Förderschulen in Kitzingen, Karlstadt, Altdorf und Würzburg, Justizvollzugsanstalt in Würzburg, Adelsheim, „Projekt Chance“ in Creglingen, immer gemeinsam mit den Betroffenen wird entwickelt und ausgeführt. Kunst also im Dienste der Gesellschaft, mit und für die Schwächeren dieser Gesellschaft und nicht – nur – zum Ruhm des Künstlers.

Auch die „Straße des Friedens“, auf der er gewissermaßen gemeinsam mit der Malerin Gerda Enk wandelt und Ausstellungsprojekte verwirklicht, 2003 und 2006 beispielsweise im Würzburger Spitäle, sind Ausdruck dieses gesellschaftsbezogenen Kunstbegriffs.

Beide Bildhauer erhielten am 13. September 2008 auf Beschluss des Bundesvorstandes aus der Hand des ersten Bundesvorsitzenden den Kulturpreis des Frankenbundes: Eine gute Wahl, glaube ich, denn in der Arbeit beider, mehr oder weniger ausgeprägt, wird deutlich, daß „Fränkisch“ nichts „Tümeldes“ ist, nichts Enges und Provinzielles, sondern aus der großen fränkischen Tradition heraus aktuell, zeit- und gesellschaftsbezogen sein kann.

Ich gratuliere den beiden Preisträgern und dem Frankenbund zu seiner Wahl.

## Zum Festakt des Frankenbundes auf Schloß Schwanberg am 13. September 2008

von

Christian Schmidt

Weil mer su schee bonander sin  
am Schwanberg do herobn,  
drum möcht aa ich an den zuerscht  
etz denken und ihn lobn  
der wo, ja, neunzehnhundertzwanzg  
– do wor a no ganz gsund –  
voll Liebe einst gegründet hat –  
no?! – unsern Frankenbund!  
Des Dr. Schneiders Denkmol steht  
vo hier ja gor net weit  
und sogg: Schaut, daß is Frankenland  
stets blüht, wächst und gedeiht!

Do, auf des Schwanenbergs luftger Höh,  
do kummt mer etzert schon  
fei ganz wos Bsonders nei in Sinn,  
a Inspiration:  
Ich bild mer ei, ich wär a Schwan  
und fliegert in die Lüfte,  
schau mir is Land von oben an,  
ich riechert all die Düfte,  
ich hörert, wos die Leut su sogn,  
wies kaufen und verkaufen...,  
ich sehgert, wie si manche plogn,  
und andere bloß ... laufen.

Genau, auf, los geht's, wir begebn  
uns auf a Schwanenreise,  
weil in der Luft geniern uns net  
die eingefahrnen Gleise!  
Hopp, auf, fliegt mit, und schaut vo obn  
aufs schöne Frankenland,  
auf Dorf und Stadt, auf Burg und Dom,  
bekannt und unbekannt!  
Und wenn der Oberbayer sich  
im Ruhm der Berge sonnt –  
mir Franken hobn in Überblick,  
den weiten Horizont!

Vo obn gleicht unser Frankenland  
am bunten Blummastrauß,  
mer könnt aa sogn, es siehgt aweng  
su wie a Teppich aus,  
net wie a Perser, feinstgewebt  
und voller Symmetrie,  
naa, wie a Fleckerteppich ehr –  
siehgst net?! No, schau halt hi!  
Do gibt's a poor recht große Fleck  
und mittlere, un klanne,  
und manche wie i-Tüpfelri –  
wos sin denn des für anne?

Des sin die Dörfli, und do hat  
des aane a klanns Schloß,  
des andre a schöns Fachwerkhaus:  
„Gasthof zum roten Roß“;  
im dritten steht a Kerchlä mit  
am feinen Schnitzaltar,  
und dann sin do im Frankenland  
– ich denk, euch is des klor –  
klein aber fein zwaa ehedem  
freie Reichsdörfer glegn,  
schau hi, net weit vo Schweinfurt konnst  
die heit no liegen sehng!

Des Dorf is schee, doch müssmer fei,  
mitnander scho aa schauer,  
daß net demnächst no aufhörn tut  
bo uns der letzte Bauer!  
Weil unser Milch, die kummt ja doch  
– naa, do gibt's halt kann Trick! –  
vom Bauernhof und vo die Küh  
und net aus der Fabrik!  
Ja, unsre Bauern hegnd und pflegn  
des schöne Frankenland,  
drum sin voll Achtung mir und Dank  
für unsern Bauernstand!

Doch eh mer etz auf unserm Flug  
ins erste Dorf gelanga,  
do nimmt den Blick am Schwanberghang  
wos anders scho gefanga:  
die Weinberg sinds, die schenken uns  
die allerbesten Tropfen,  
(die mir persönlich mehr no liegn  
als wie der Saft vom Hopfen).  
Und wie der Queen ihr Hochzeit wor  
vor sechsafuchzig Johr,  
do hats Wein vo Iphofen gebn,  
des stimmt, fei werkli wohr!

Und wie der Papst zum ersten Mol  
nach Deutschland ist gekommen,  
do hat zu sich Johannes Paul  
– no?! – Frankenwein genommen!  
Vo Ebrach der Abt Alberich,  
des läßt sich klar erheben,  
hat uns von Transsilvanien bracht  
einst die Silvanerreben.  
Do siehgt mer, daß viel Gutes wir  
aa do bo uns in Franken,  
Wein, Karpfen, Obst, Lebkuchn un Bier  
– no wem? – die Mönch verdanken.

Drum trinkmer wie die Königin  
den Saft der Frankenreben,  
es hobn der Papst ja und der Abt  
ihrn Segn dazu gegeben!  
In Ochsenfurt trinkt mer in Wein  
glei aus am silbern Kauzen,  
du, der läfft wie Ambrosia  
in die verwöhnten ... Gaumen!  
Der Kauzentrunk, des is a Brauch,  
den wo gepflegt scho hoobn  
vo Würzburg jedes Jahr die Herrn  
vom Kilianidom.

Ihr wisst, der Kilian, des is der,  
wo auf der Brückn steht,  
er is der Franken Schutzpatron,  
doch der der Winzer net.  
Die Domherrn nach drei Schoppen dann  
schreibn nei ins Kauzenbuch  
– die Hand wor ziemli wacklerd scho –  
so manchen saft'gen Spruch.  
Wollt ihr an hörn? Ich sog euch kann,  
ihr könnt mi no so plogn,  
den muß – im Pfarrer ziemt des net –  
der Bürgermasster sogn!

Doch weiter, hobt bo unserm Flug  
ihr nuntergschaut a gscheit?  
Dann hobt er ganz gwieß liegen sehn  
die schöne Stadt Marktbreit.  
Ja, do bo uns in Franken gibts  
– bo uns, do is des drin! –  
fei Märkte, die in Wirklichkeit  
scho ganz lang Städte sin!  
Hier is geborn a gscheiter Mann  
– wie hat er etz glei ghassen?  
Fängt net mit „A“ sei Noma oo? –  
Pardon, do muss i passen . . .

Aans fällt mer obber doch no ei,  
des hob i net verschlofen:  
Do steht am Main a toller Kran  
und zeugt vom alten Hofen,  
den hat vor bal dreihundert Johr  
– ich hob mers angeschaut –  
der Fürst vo Schwarzerberg ganz neu  
sich an den Kai gebaut.  
Und aa der Markgraf hat gewollt,  
daß gut der Handel lefft,  
drum baut – potz Blitz – er glei danebn  
in Hafen vo Marktstef!

Etz hör i manchen in sein Bart  
a bissla nei scho brumma:  
Recht weit bis auf deim Schwanenflug  
bis etz fei nunni kumma!  
Des wass i scho, doch konn i euch  
– macht mi ner bloß net narrisch –  
des überreiche Frankenland  
vorstelln bloß exemplarisch.  
Genug! Etz sollt mer mitanand  
schnell no an Schoppen tanken,  
und schleunigst geht der Schwanenflug  
ins schöne Oberfranken!

Aa dort zeigt der Landkartentep-  
pich viele bunte Flecken,  
und do – schau hi! – do kömmer scho  
an wichtigen entdecken!  
Mir sin im Anflug auf a Stadt  
– glei hassts is Tempo zügeln –,  
die is, ja, zählt ner alle mit,  
erbaut auf sieben Hügeln,  
– grod su, wie siebzehnhundert Johr  
davor is alte Rom –,  
die Altenburg, der Stephansberg,  
der Kaulberg und der Dom-,

Der Jakobs-, Abts- und Michelsberg  
– no, hobt er mitgezählt? –  
wer aufpaßt hat, der hat scho gmerkt:

Naa, es hat kannen gfehlt!  
Etz setz mer zu der Landung oo  
und landen – auf am Keller,  
do steht a Maßkrug aufm Tisch  
und a mords Brotzeiteller  
uns zur Begrüßung, und mir sehng  
als erstes glei scho hier:  
Der Oberfranke trinkt kann Wein,  
na naa, der braucht sei Bier!

Doch immer wor, des is ganz klor,  
Bamberg a bsondere Stadt,  
weil die sugar a Sinfonie  
und an Erzbischof hat!  
Und dann, dann birgt ja auch der Dom  
– und des is einzigar-  
tig sicher auf der ganzen Welt –  
a heiligs Kaiserpaar!  
So kömmer also ganz beruhigt  
aa wieder weiterfliegn  
und über unserm Frankenland  
die Schwanenkreise ziehng.

Und wärn uns Adleraugen gegebn,  
no säh mer Maus und Lurch,  
als Schwän jedoch erkenn mer grod  
amol die Plassenburg!  
Und weiter: Auf am Hügel grün  
steht dort – ja, alle Neune! –  
aus rote Backstaa schee erbaut  
a riesengroße Scheune;  
doch schau, do geht ja etza grod  
die Angela hinein,  
der Beckstein und der Maget aa  
– des konn ka Scheune sein!

Des is im Richard Wagner sei  
geniales Festspielhaus,  
do kummst gebildet nach sechs Stund  
und wie gerädert raus!  
Net weit davon hat Wilhelmin'  
von ihrer Apanage  
sich ihr berühmtes Schloß erbaut,  
Bayreuths Eremitage!  
Mir fliegn hoch nauf und etza sehng  
mir super vo do drobn  
die Luisenburg und die Stadt Hof,  
in Bayern echt ganz obn.

In Pegnitz dann, im Weißen Lamm,  
do tu mer wieder tanken,  
und weiter geht der Schwanenflug  
– wohin? – nach Mittelfranken!  
Und Dörfer sehng mer, Städte, Märkt  
und Felder, Wälder, Wiesen  
und über hundert Brauerein –  
do könnt mer echt genießen!  
Doch Mittelfranken konn etz fei  
auf kann Fall länger warten  
trotz Banz und Vierzehnheiligen  
im schönen Gottesgarten!

Mir fliegn die Pengertz nunterwärts  
und schau, do liegt ja schon  
die Noris mit dem Bundesamt  
und Frankenstadion.  
Und schaut ner hi, do spielt der Club  
und hängt si richti nei,  
weil er aa wieder aufsteign möcht,  
und zwor am liebsten glei!  
Net weit davon, des schaut si bal  
wies Kolosseum an,  
ja, die Kongresshalln zeugt no heut  
vo Hitlers Größenwahn . . .

Ner gut, daß do seit gut zehn Johr  
is Dokuzentrum drin,  
des zeigt, wo Haß und Größenwahn  
letztendlich führen hin . . .  
Doch in der Stadt stehn rechts und links  
vom großen Pegnitzstrome  
Sankt Lorenz und Sankt Sebald da,  
die beiden Bürgerdome,  
die bringa uns mit ihre Turm  
auf a ganz wichtige Spur:  
Im Kult lag und liegt immer noch  
die Wurzel der Kultur!

Und aa an Friedhof sehng mer liegn  
in Sankt Johannis dort,  
der is fürs unser Vaterland  
a ganz besondrer Ort!  
Do findst die Gräber von Veit Stoß,  
von Dürer, Feuerbach –  
wos der im Himmel etz su denkt?  
Wahrscheinlich: Ludwig, ach . . .  
Die Schwanhäuser, die liegn do drin  
und aa der Cramer-Klett,  
des is der vo der MAN –  
du hästes gwißt, ich wett . . .

Und dort is in der Fürther Straß  
– ich konns euch net ersporn –  
die erste deutsche Eisenbahn  
vo Fürth nach Nürnberg gfohrn!  
(In Wirklichkeit wors umgekehrt,  
vo Nürnberg gings nach Fürth,  
doch ich hobs andersrum gebraucht,  
weil sonst der Reim nix werd ...!)

Beim Weiterflug kommtt Stein in Sicht,  
do kaaf mer etz no schnell  
a große Buntstiftschachtel ei  
bei Faber und Castell.

Und do – is Münster von Heilsbronn  
erscheint im Tale nun,  
wo schon seit vielen hundert Jahren  
die Hohenzollern ruhn.  
Und weiter: Triesdorf, Weißenburg  
auf Frankens weiter Fläche,  
und Rotherburg und Dinkelsbühl –  
Meistertrunk, Kinderzeche ...  
Und hier, des alte Onolzbach,  
die Rezatmetropole;  
und dort kummt Windsheim in den Blick  
mit seiner starken Sole.

Und langsam steuer mer etz dann  
den Schwanberg wieder oo,  
schau hi, is Schloß, und do die Kerch  
der Schwestern glei nebndroo.  
Wie gsagt, ich hob euch bloß a weng  
wos exemplarisch zeigt,  
sonst hätt uns heit der ganze Tog  
fei nimmermehr gereicht.  
Ich hoff, Ihr hobt aa so scho längst  
des wiederum erkannt:  
Wie mannigfaltig, reich und schön  
is unser Frankenland!

Die Vielfalt, ja, die macht is Lebn  
erst ganz und schön und rund;  
ich jedenfalls mog mehr als grau  
und braun es – hell und bunt!  
Drum bitt mer: Mög doch unser Herr  
aa weiterhin sein Segn  
auf unsers Frankens Einigkeit  
und seine Vielfalt legn!

## Oskar Kloeffel

# Erinnerungen an einen fränkischen Dichter und Kunstkritiker zu seinem 115. Geburtstag und 55. Todestag.

von

Oskar Klemmert

### Persönlichkeit und Lebensweg

Nennt man im fränkischen Raum die Namen „Oskar Kloeffel“ und „Kreis der Jüngerer“, dem er angehörte, so erlebt man – selbst in künstlerisch, speziell literarisch, interessierten Kreisen – Kopfschütteln und Unkenntnis, im besten Fall Neugier und Nachfragen. Dies ist deswegen erstaunlich, weil Oskar Kloeffel und seine Freunde und Weggenossen im „Kreis der Jüngerer“ in den zwanziger bis vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts das literarische Leben in Franken und das Bild der Gesellschaft speziell im Würzburger Raum nachhaltig bestimmt und repräsentiert haben.

Ihre Wirkung ist natürlich nicht mit der Breite und der bis in die Gegenwart fortdauernden Aktualität eines Max Dauthendey oder Leonhard Frank vergleichbar – aber einer Erinnerung und neuerlichen Betrachtung wert. Dies gilt in besonderer Weise für Oskar Kloeffel, der als Dichter, insbesondere als Dramatiker, als Kunst- und Theaterkritiker und nicht zuletzt als Persönlichkeit eine bemerkenswerte und herausgehobene Stellung einnahm.

Es gibt wohl nicht mehr viele Zeitgenossen, die ihn noch persönlich gekannt haben. Daher sei der langjährige 1. Vorsitzende des ehemaligen „Verbandes fränkischer Schriftsteller“, Otto Schmitt-Rosenberger, der ihm menschlich sehr nahe stand und ihm als Autor und Kunstkritiker eng verbunden war, in einer knappen und zutreffenden Charakteristik zitiert:<sup>1)</sup> „Ging er durch die Straßen, sah man ihn im Konzert, im Theater, blieben die

*Blicke oft an ihm hängen: ein Herr, der sich von anderen abhob, sehr hochgewachsen, früh weißhaarig, sehr in Gedanken. Er wirkte gesammelt, von ungeteilter Aufmerksamkeit so als wäre nichts als das ihm Wesentliche jetzt zu durchsinnen. All seine Geistigkeit, ja seine ganze Existenz schien sich hierauf zu richten.“*

Oskar Kloeffel wurde am 18. April 1893 in Neuenbuch im Spessart als Sohn eines Lehrers geboren. Er besuchte in Würzburg das Alte (heute: Riemenschneider-) Gymnasium, wo er 1912 das Abitur bestand. Es folgten Studienjahre in München und Berlin, wo er den Grund zu seiner umfassenden Bildung legte. Er studierte nicht nur die Geisteswissenschaften und die Musik, sondern widmete sich auch den Naturwissenschaften, insbesondere der Physik. Er war Schüler von Wilhelm Röntgen und später Assistent von Albert Einstein. 1920 promovierte er mit einem philosophischen Thema zum Dr. phil. Er kehrte sodann nach Frickenhausen am Main zurück, wohin sein Vater als Lehrer versetzt worden war.

Aus den folgenden Jahren stammen seine ersten dramatischen Versuche: 1922 ein biblisch-religiöses Stück „Die sieben Schmerzen Mariens“ und 1924 das Schauspiel „Die Schlacht bei Bergtheim“, womit er einem Wunsch der Gemeinde Bergtheim entsprach.<sup>2)</sup> In diese Zeit fällt wohl auch ein Besuch Kloeffels im Südsauerland bei Else Ernst, der Witwe des Dichters Paul Ernst. Sie schildert diesen Besuch<sup>3)</sup> und merkt an, daß er „sehr klug“ gewesen sei, „ein schöner, schlanker und blonder Mensch“, der „aufopfernd in der

*Wirtschaft geholfen“ habe: „Er hielt mir mit Umsicht die ungezogenen Ziegen fest, wenn ich die Milch molk und mistete den Stall aus!“*

Beruflich arbeitete er als Physiker in der Industrie und nebenberuflich als Kunstkritiker beim „Fränkischen Volksblatt“. Dies änderte sich grundlegend, als sich im Jahr 1926 „fünf junge literaturbegeisterte Männer“ zum „Kreis der Jüngeren“ zusammenschlossen. Es waren dies Ludwig Friedrich Barthel, Hermann Gerstner, Alo Heuler, Rudolf Ibel und Oskar Kloeffel.<sup>4)</sup> Dieser war mit 33 Jahren der Älteste, Gerstner mit 23 Jahren der Jüngste. Am 22. Juni 1926 traten sie erstmals im Saal der „Harmonie“ an die Öffentlichkeit. Sie wollten der Stadt Würzburg „neue literarische Impulse“ geben und schlossen sich als Gruppe der seit 1917 bestehenden christlich-konservativen Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst an.<sup>5)</sup>

Hermann Gerstner hat das Anliegen der Gruppe folgendermaßen charakterisiert: „Die Teilnahme am geistigen Ringen der Gegenwart erfolgte für den Kreis auf der Grundlage einer konsequenten konservativen Einstellung, die der chaotisch erlebten Gegenwartsliteratur ablehnend gegenüberstand und ihr überzeitliche Gestaltung in dauernder Form entgegensezte.“<sup>6)</sup>

Seit dem Anschluß an den „Kreis der Jüngeren“ widmete sich Kloeffel in immer größerem Umfang seinem dichterischen Schaffen als Autor von Dramen, Schauspielen, Erzählungen und auch Gedichten. Wenn er im „Kreis“ an den Abenden das Wort ergriff, geschah es „um von seiner eigenen inneren Welt zu sprechen, die herb und im letzten Grunde einsam war...“<sup>7)</sup> Der „Kreis“ löste sich Anfang der dreißiger Jahre auf – lediglich Oskar Kloeffel und Ado Heuler blieben in Würzburg. Seine berufliche Tätigkeit fand ihren Schwerpunkt in der Arbeit als Kunstkritiker am „Fränkischen Volksblatt“. 1928 bis 1934 war er Leiter des Bühnenvolksbundes. Nach 1933 war er Kulturredakteur der „Mainfränkischen Zeitung“, dem „Amtlichen Organ der N.S.D.A.P.“ und 1940–1945 kriegsdienstverpflichtet Leiter der „Volksbildungsstätte“.

Beim Bombenangriff auf Würzburg am 16. März 1945 wurde seine Wohnung in Grombühl total zerstört und brannte aus. Er floh nach Eußenheim bei Karlstadt, wo er mit seinem „Bäschen“, seiner späteren Ehefrau Maria, in Hausgemeinschaft bei Frau Maria Karl in bescheidenen Verhältnissen, aber ohne äußere Not von der Soforthilfe und der bescheidenen Rente seiner Mutter lebte. Sein körperlicher und geistiger Zustand ließen eine irgendwie geartete schöpferische Tätigkeit nicht mehr zu. Sie führten ihn auf „okkulte Wege“ und das Nachsinnen über den „Zusammenhang zwischen Sternenpfaden und menschlichem Schicksal...“<sup>8)</sup> Am 25. Januar 1953 starb er in Eußenheim – betrauert von den wenigen Freunden, die davon erfuhren und die ihm noch verblieben waren.

## Dichtung und Werk

Die wohl schöpferischste Phase im Leben Kloeffels waren die Jahre 1926 bis 1933. Es erschienen – fast ausschließlich – als „Drucke des Kreises der Jüngeren“:

„Die Hand“: Novelle 1926.

„Prakkohr“: Erzählung 1926 – Bezug nur mit Erlaub des Verfassers!

„Yuccan“: Schauspiel in 3 Aufzügen 1928. Der einzige Druck, der eine 2. Auflage 1932 erlebte!

„Die Fee Frankonia“: Spiel in 1 Akt 1930. Wurde von Hermann Zilcher vertont und stand auf dem Programm der „Nachtmusik“ beim 9. Mozartfest 1930.

„Entfesselung“: eine Neudeutung des Prometheus-Mythos 1931.

„Varena“: Schauspiel 1933.

1937 entstanden die Erzählungen „Rembrandt und Hendrikje“, 1943 „Der wahre Robinson“ und das am 10. Februar 1943 in Würzburg uraufgeführte Schauspiel „Der ewige Mut“. Im folgenden seien einige der wichtigsten und besonders signifikanten Beispiele der Gedankenwelt Kloeffels dargestellt:

Ein erster Schaffenshöhepunkt war im Jahre 1926 die Erzählung „Prakkohr“. Eine

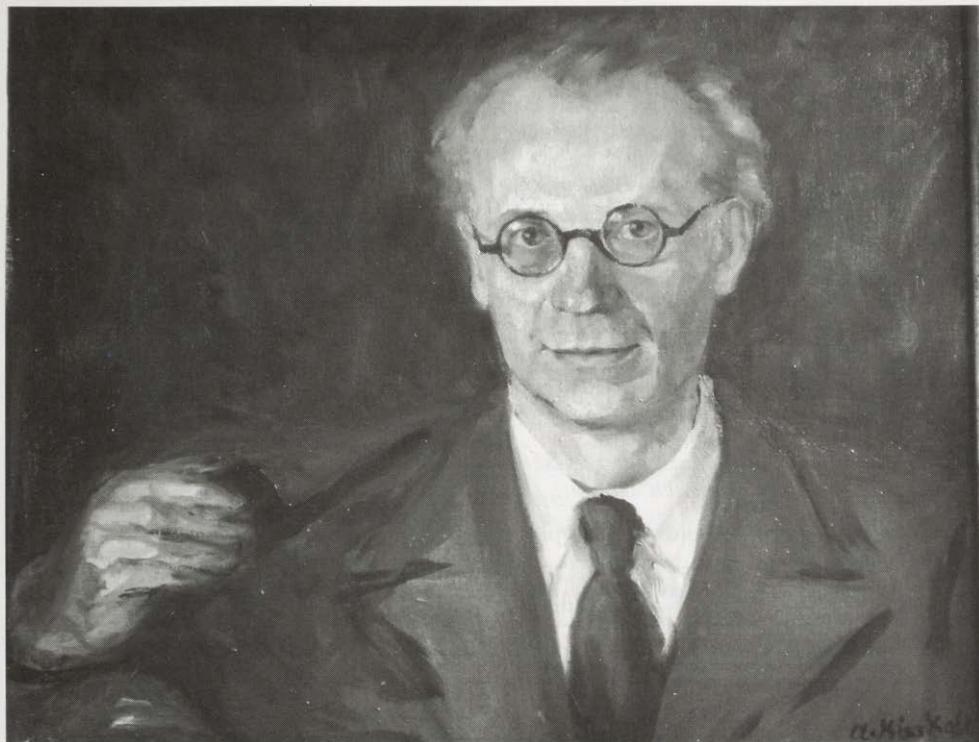


Abb.: Oskar Kloeppel in einem Portrait von Alida Kipkalt (Museum Kulturspeicher Würzburg).

Besprechung aus dem Jahre 1953<sup>9)</sup> nennt als „Grunderlebnis (...) die ungeheuere Einsamkeit der Urlandschaft, in der Prakkoehr, der Vater-Mensch, durch Schöpfertaten versucht, den Sinn seines Daseins zu erkennen. Dies bedeutet vor 1930 (...) schon reinen ‚Existentialismus‘!“

Prakkoehr schafft als Vater-Gott aus lehmigem Erdreich einen Sohn, den er „Orwe“ nennt. Er war erfüllt von dem Gedanken, „daß hier ein Sohn war, gemacht von ihm (...) ein Tröster der Einsamkeit (...) ein Tilger der Öde, Erfüller des Herzens.“ Er „hauchte dem Lehm Leben ein“ und Orwe schlug „verwunderte fragende Augen auf.“ Duhf, „ein Sohn der Tiefe“ warnt ihn davor, Gott zu sein und schickt ihm das Weib Liur. Orwe entbrennt in Leidenschaft: „O, wie Du schön bist, Herrliche mit Deinen Gliedern, oh über die Träume schön“ und sie umarmen sich.

Choltera, der Freund Prakkoehrs, wird von Orwe als Nebenbuhler verdächtigt, besiegt ihn im Zweikampf und Prakkoehr tötet ihn,

weil er sich von ihm als „Heuchler“ getäuscht fühlt. Orwe und Liur können mit einem Schiff entfliehen, das „erbarmungslos in die Ferne“ fährt und für ihn unerreichbar geworden ist. Da taucht wieder Duhf mit einem Sarg auf – „hier ist was Dir übrig bleibt, Toter.“ Prakkoehr röhelt „unter Qualen ‚warum denn bin ich? Warum denn ist etwas‘ ... und endet mit dem „Weheruf“ „in unfassbarer Verzweiflung: Weh, warum ist Nichts!“

Das Schauspiel „Yuccan“ ist in Altmexiko angesiedelt. Der „mexikanische Große“ Tetzco will die Tochter Otomja seines Feindes Quavi, dem er Eidbruch vorwirft, für sich gewinnen. Diese aber liebt den Jüngling Yuccan, der sich selbst zum Herren „mit Gotteskron und Mantel“ erhoben hat.

„Enthüllt hast Du des Herzens Schalenblüte,  
Kein Andrer sah es noch als Du, die Stille  
Schau, die sich hier, und Träne, die sich öffnet  
Für Dich...“

Yuccan verurteilt Quavi wegen Eidbruchs zum Tode. Otomja entreißt ihm Krone und Mantel – und, als er sein Verhalten als „Schurkerei, Verrat, ja Mord“ an ihrem Vater zutiefst bereut, setzt sie ihm die Krone wieder auf und sie finden sich in Liebe: „... mit Bewund'rung umschließ ich Deiner Seele Pracht und Leib die Hochunsterbliches mir widerzünden,“ sagt Yuccan. Als Tetzco nach dem Tode Quavis erklärt, nunmehr Herr des Landes zu sein, nimmt Yuccan Gift, Otomja soll auf dem Altar geopfert werden. Da erscheint der Tempelfürst Petam, befreit sie und ruft sie zur Herrin des Landes aus – Tetzco wird abgeführt. Yuccan stirbt – sein letztes Wort ist:

„Ich sterbe, kreisend, seh des Himmels Reif  
Ich weit gelichtet, selig schweb' ich auf!...“

Die Erzählung „Entfesselung“ ist typisch für die phantastische und dramatische Gestaltungskraft Kloeffels: Prometheus kann sich vom Felsen lösen und hat mit „Urge“ einen Sohn Herakles. Diese werden im „Prolog“ in einer „pathetisch-überstilisierten, stellenweise noch spätexpressionistischen Sprache“<sup>10)</sup> vorgestellt:

„Prometheus schaut, von selber wirkt er nicht,  
Von Unschaubarem ist er kraftgeboren.  
Seht Urge auch, von selber west sie nicht,  
Auch sie von unschaubarer Kraft geboren  
Und beide ihres Ursprungs wissend nicht.  
Seht Werden und Vergehen, doch wie der Mensch  
Im Bild des Hérakles, trotzdem zum Reinen findet!“

Herakles tötet zunächst den ihm vom Vater beigegebenen Freund Cheiron, sodann seine Geliebte Dejona, wird aber selbst von seinem Vater Prometheus getötet. Trotzdem dringt aus Herakles „ein geistiges Leuchten“. Er endet mit dem Wort:

„Der Friede ist mit mir!“

Das 1933 entstandene Schauspiel „Varena“ schildert das Schicksal einer Königin im nördlichen Altindien, die an ihrer Großmut und Vertrauensseligkeit zerbricht und sich selbst um ihrer Liebe zu einem jungen Liebespaar willen opfert.

„Oh Wort, daß ich nun grüße: Opfer nennt man  
Es voller Furcht. Ich aber, Tat erkenn ich  
Und kühne Mutwelt; das ist Opfer, ja!“

*Ein Strom von Liebe: eine Kraft des Geistes. ...  
Nun fühl ich mich im Feuerstrom mit Dir.  
Wie einfach ist das Große.“*

Die Erzählung „Rembrandt und Hendrikye“ ist „Den Freunden Hermann Gerstner und Alo Heuler“ gewidmet. Da Rembrandt mit seinem Gemälde im Verzug ist, läßt ein Gläubiger ein Jakob-Bild als Gegenleistung abholen, das ihm Hendrikye ohne Wissen Rembrandts übereignet hat. Sie nimmt alle Schuld auf sich und glaubt, Rembrandt mit ihrer Liebe getröstet zu haben – muß aber erkennen, daß es die Idee zu einem neuen Jakob-Bild ist, die ihn tröstet. Erst als sie ihm den Josefs-Mantel, „Das blutige Tuch“ mit dem blutroten Futter bringt, kommt es zur Versöhnung:

„Höherer Hingabe bedurfte es,  
um wahrhaft verbunden,  
um wesenhaft ‚miteinander‘ zu sein. ...  
Einer Liebe nicht nur des Mannes oder Weibes,  
sondern aus überpersönlicher Fülle.“

Im Jahre 1943 erschienen eine Erzählung und ein Schauspiel, die einen Schlußpunkt im Werke Kloeffels bilden und auch das Interesse und die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit fanden:

Die Erzählung „Der wahre Robinson“ schildert die tragische Geschichte eines auf eine einsame Insel verschlagenen Seemanns, Robinson, dessen Schiff in Seenot geraten und zerschellt war. Er trifft dort auf einen jungen einheimischen Indianer, Freitag, den er aus den Händen seiner Stammesgenossen, von denen er sieben getötet hat, befreit. Freitag lebt in der Götter- und Dämonenwelt seiner Vorfahren und seines Stammes und kreatürlich mit der Erde. Robinson hat hierfür keinerlei Verständnis – aus Enttäuschung hierüber sucht Freitag den Freitod im Meer. Robinson wird schließlich von einem vorüberfahrenden Schiff gerettet – ein Symbol für die Tragik eines Menschen, der trotz eines „Wilden“ als Partner einsam ist.

Sehr viel mehr Aufsehen erregte die Uraufführung des Schauspiels „Der ewige Mut“ am 10. Februar 1943 am Stadttheater Würzburg in der Inszenierung des damaligen Intendanten Helmut Ebbs. Inhaltlich greift das

Stück den Stoff des 1924 erschienenen Schauspiels „Die Schlacht bei Bergtheim“ wieder auf.

Im Programmheft schreibt „Der Dichter über sein Werk: Das Stück will nicht das Einzelne der damaligen Verwicklungen schildern; es lebt von der natürlichen Freude an heroischem Fühlen und von der vertieften Menschenzeichnung. Einer Gruppe von starken Charakteren steht ein einziger schwacher (Wenzel) gegenüber, der allerdings körperlich und in seinen seelischen Äußerungen gewaltig ist. So ergibt sich ein Bild deutschen Menschentums überhaupt.“

Das Presseecho war äußerst kontrovers: Während Alo Heuler in der „Hannoverschen Zeitung“ am 16. Februar 1943 schreibt: „Däß menschlicher Adel und tragische Größe sichtbar werde, das ist das Ziel dieser Dichtung“ und „Bilder von unmittelbarer Wesensdeutung“ sieht, und Oberspielleiter Henker in einem Schreiben aus Magdeburg am 02. März 1943 meint, einige Szenen „rufen wirklich nach Heinrich George“, kritisiert Heinz Hagen im „Acht-Uhr-Blatt“ vom 12. Februar 1943 die mangelnde klare Problematik, eine zu breite Epik, unmotivierte Längen und zu üppige Dialoge und Monologe. Anton Maxseins kritisierte im „Volksblatt“ vom 12. Februar 1943 die ungewohnte Sprache „aus schwerem Grunde“ in einem „expressiven Gemälde, das nicht Dinge darstellen, sondern sie ausdeuten will“ und meint: „Packendes steht dicht neben Trivialem und Unerträglichen.“

Das Stück soll nach zehn Aufführungen auf Betreiben von Gauleiter Hellmuth abgesetzt worden sein, „weil er zu viele Anspielungen in dem völlig verkommenen König Wenzel und dem machthungrigen Fürstbischof vermutete“.<sup>11)</sup>

## Würdigung

Oskar Kloeffel war Physiker, Kunstkritiker, Autor von Erzählungen, Gedichten und Dramen – insbesondere diese waren seine eigentliche Welt, seine Art, mit sich und der Welt umzugehen. In einem Essay „Dramati-

sche Spannung“ schreibt er, daß im Drama immer ein im Grunde „doppelpoliges Spannungsfeld“ vorhanden sei; „durch das fortwährende Hin- und Herdrängen der Energien tritt in den Schauspielern und in den Zuschauern der dramatische Erregungszustand auf (...) je mehr Erregungsgewalt der Dichter in sein Werk bannte ...“ Die dargestellten Beispiele haben dies wohl deutlich gemacht.

Oskar Kloeffel war aber nicht nur in erster Line Dramatiker – auch sein eigenes Leben entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Eine Würdigung aus Anlaß seines Todes nennt ihn „nicht nur einen der interessantesten, und das muß man wohl auch sagen, tragischsten Erscheinungen des fränkischen literarischen Lebens, ein Mensch, der (...) eigentlich ‚nie zu etwas kam‘, nie spürbaren Erfolg hatte und sich durchsetzen konnte“.<sup>12)</sup>

Aus Leben und Werk Kloeffels wird deutlich, daß er im Grunde ein unpolitischer Mensch war. Natürlich war er als Kunstkritiker der „Mainfränkischen Zeitung“, als Leiter der Fachschaft „Deutsche Bühne im Kampfbund für deutsche Kultur“ und als Leiter der Volksbildungsstätte in das nationalsozialistische System eingebunden – aber Zürrlein<sup>13)</sup> attestierte ihm, daß er – im Gegensatz zu anderen Mitgliedern des „Kreises der Jüngeren“ – in seinen kulturkritischen Beiträgen in der „Mainfränkischen Zeitung“ „sachbezogen und geistig unabhängig geurteilt“ habe. Daher ist es umso erstaunlicher, daß er sich zusammen mit den Dichtern Nikolas Fey, Adalbert Jakob und Hubert Zlotos bereitfand, „für den Lehrerstand mit der Universität, Staatskonservatorium, Beamenschaft usw.“ in der Eingangshalle der Residenz am 13. Juni 1936 das im Wenzelsaal des Rathauses getraute Brautpaar Gauleiter Dr. Hellmuth und Frau Erna Maria zu begrüßen.

Hier spielten wohl weniger ideologische Gründe oder eine besondere Sympathie für das Brautpaar als vielmehr die Sorge um seine materielle Existenz eine Rolle. Symptomatisch ist in diesem Zusammenhang, daß der im Frühjahr 1937 geschaffene und nach Friedrich Rückert benannte „Mainfränkische Kunstreis für Literatur“ erstmals an Niklaus Fey und 1939 an Sigmund Graff verliehen

wurde – aber an kein Mitglied des „Kreises der Jüngerer“!

Wenn Kloeffel auch dem Wesen und der Berufung nach Dramatiker war, „die stärkste dramatische Begabung seiner Generation in Franken“, so war er doch auch ein Lyriker „mit geistigem Charme“. <sup>14)</sup>

Das Gedicht „Einem Freunde“ kann man durchaus auch als letzte Aussage über seine Sicht vom Leben und Tod verstehen:

„Alles ist dem Tod verloren  
Alles muß im Leben stehn.  
Ob ich gut, ob bös gschworen  
Kraftlos werd ich untergehn.  
  
Eines nur bleibt in der Stille  
Eines ist, das Wert behält  
Schlichter stummer reiner Wille  
Unerkannt von aller Welt.“

## Anmerkungen:

- 1) „Erinnerungen“ von Otto Schmidt-Rosenberger (1922–2004), zit. nach Anonymus: „Das Sein dem Schein vorgezogen“, Volksblatt (VB) vom 16.04.1983.
- 2) Die Schlacht bei Bergtheim am 11. Januar 1400 endete mit einer vernichtenden Niederlage der Würzburger Bürgerschaft gegen Bischof Gerhard von Schwarzburg. Sie bedeutete das Ende der Autonomiebestrebungen der Stadt Würzburg mit dem Ziel der Reichsunmittelbarkeit. Würzburg mußte erneut seinem Landesherren huldigen.
- 3) tt: „Die ungezogenen Ziegen hielt er fest“, VB vom 28.12.1990.
- 4) Lebensdaten: Ludwig Friedrich Barthel, geb. 1889 in Marktbreit, gest. 1952 in München. Hermann Gerstner war wohl der produktivste und bekannteste Autor des Kreises, geb. 1903 in Würzburg, Oberbibliotheksrat, gest. 1993 in Grünwald. Alo Heuler, geb. 1889 in Kitzingen, Leiter des Instituts für Sprecherziehung und Sprachheilung, gest. 1974 in Würzburg. Rudolf Ibel, geb. 1900 in Ebelsbach bei Haßfurt, Oberstudienrat, veröffentlichte nur literaturtheoretische Werke, gest. 1965 in Hamburg.
- 5) Zürrlein, Richard: Literatur im provinziellen Umfeld, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte. Band 5/2: Von der Eingliederung in das Königreich Bayern bis zum beginnenden 21. Jahrhundert. Würzburg 2002, S. 414.
- 6) Ebd.
- 7) Gerstner, Herrmann: Erinnerungen an Oskar Kloeffel, in: Frankenland, Jg. 1955, S. 247.
- 8) Ebd.
- 9) HR: Lesung aus dem Werk Oskar Kloeffels, Main-Post (MP) vom 17.01.1953, S. 4.
- 10) Zürrlein (wie Anm. 5), S. 416.
- 11) Zürrlein (wie Anm. 5), Anm. 116, S. 458.
- 12) O.S.: In Memoriam Oskar Kloeffel – Zum Tode des fränkischen Dramatikers und Erzählers, VB 27.01.1953.
- 13) Zürrlein (wie Anm. 5), Anm. 113, S. 458.
- 14) Kol.: Fremd ward mir sogar das Leid, MP 18.04.1963.

# Erika Groth-Schmachtenberger im Porträt – ein neues Buch analysiert und würdigt ihr Lebenswerk

von

Alexander von Papp

Faszinierende und zum Teil unwiederbringliche Bilddokumente sind das Lebenswerk der aus Unterfranken stammenden Photografin Erika Groth-Schmachtenberger (geb. in Freising 1906, gest. in Würzburg 1992). Ihre berufliche Tätigkeit als eine der ersten weiblichen Bildberichterinnen rückte sie in die Reihe der bedeutenden deutschen Pressephotographen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (s.a. FRANKENLAND 4/2006). Bislang gibt es von ihr oder über sie zahlreiche Publikationen zu verschiedensten heimatkundlichen Themen. Nun ist soeben ein Buch erschienen, das erstmals umfassend das Gesamtwerk dieser großen Bildreporterin würdigt.

Groth-Schmachtenbergers Aufnahmen aus den 1930er und 1940er Jahren faszinieren und bewegen auch heute noch. Bekannt sind insbesondere ihre Bilder aus dem Alltag des ländlichen Lebens, von Winzern im fränkischen Weinberg, von Fischern und Flößern am Main, von Handwerkern oder Bergbauern, von dekorativen Trachten und Bräuchen aus Bayern, dem Alpenraum und Südosteuropa. Die überwiegend ungekünstelten Aufnahmen „mittens aus dem Leben“ vermitteln (heute wie damals) das „Bild“ einer Dokumentarin der „guten alten Zeit“. Nachgerade ihre besondere Verbundenheit mit den Regionen Unterfranken und Oberbayern sowie die zahlreichen einschlägigen Ausstellungen und Bücher, illustriert mit Photographien von Erika Groth-Schmachtenberger, haben dieses Image eingeprägt und verfestigt.

Da sind aber auch die ganz anderen Werke: die Photoreportagen, die Aufnahmen von Dorf- und Stadträumen, von Kulturgütern, von Szenen der Kriegs- und Nachkriegszeit, die Modephotographie, die Porträts prominenter Sportler und Künstler oder die Aufnahmen bei Filmproduktionen. Des weiteren

machen die bei den zahlreichen photographischen Reisen in viele Länder entstandenen Bilder einen Großteil ihres Lebenswerkes aus. Das alles präsentiert ein ganz anderes „Bild“: die couragierte, emanzipierte, beruflich erfolgreiche Frau und professionelle Pressephotographin.

## Umfassende Würdigung zum 100. Geburtstag

Einmal einen Gesamteindruck zu vermitteln, war deshalb das Ziel der Ausstellung „Erika Groth-Schmachtenberger – eine Pionierin der Pressephotographie“, die der Markt Randersacker als „Heimatgemeinde“ 2006 zum 100. Geburtstag der Photografin ausrichtete (FRANKENLAND 4/2006 – die Ausstellung ist weiterhin als Wanderausstellung verfügbar). Der Bezirk Unterfranken veranstaltete 2007 eine Fachtagung „Der Photographiche Nachlaß von Erika Groth-Schmachtenberger – Möglichkeiten der Erschließung“. Zugleich begann das Freilichtmuseum Glentleiten des Bezirks Oberbayern, unterstützt vom Bezirk Unterfranken, mit einer quellenkritischen Würdigung ihres Schaffens. Ergebnisse sind eine Wanderausstellung und dieses umfangreiche Buch als Begleitband. Die Ausstellung wurde am 15. Juni 2008 in Glentleiten eröffnet und wird ab Ostern 2009 in Unterfranken (Schloß Aschach) zu sehen sein.

Mit dem Begleitband liegt nun erstmals eine ausführliche Untersuchung des Gesamtwerkes von Erika Groth-Schmachtenberger vor. Das in Umfang wie Inhalt gewichtige Buch bietet mehrfachen Lesegewinn. Allein schon die rund 300 Bilder aus allen Schaffensperioden der Photografin sind ein Schau- und Lesegenuß. Im umfangreichen Textteil, der durchaus auch beim kurorischen Durch-

blättern Gewinn bringt, wird die dokumentarische Bedeutung der von Groth-Schmachtenberger hinterlassenen Photographien aus verschiedenen Blickwinkeln analysiert und ihr Entstehungs- und Verwendungszusammenhang untersucht. Immer wieder wird aufgezeigt, unter welchen Bedingungen die Photographien zu bestimmten Themen zu stande kamen, wie sie in die jeweiligen Zeitumstände einzuordnen sind und welche kulturgeschichtliche Bedeutung ihnen zu kommt.

### *Die Vielschichtigkeit der professionellen Bildberichterin*

Ausführlich belegen die 15 Autorinnen und Autoren der Publikation, wie breit und vielschichtig das photographische Repertoire von Erika Groth-Schmachtenberger und welchen Wandlungen es im Laufe ihres über 50jährigen Berufslebens unterworfen war. Das gilt sowohl hinsichtlich der Themen und Motive, die die Photographin aussuchte, als auch hinsichtlich der Zeitschriften und Bücher, in denen sie ihre Bilder veröffentlichte. Sie verfolgte „ihre“ Themen. Andere Lebensbereiche, etwa die industrielle Lebens- und Arbeitswelt, den Sport oder das politische Zeitgeschehen, nahm sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht „ins Visier“.

In den mit unterschiedlichen Untersuchungszielen verfaßten Beiträgen werden immer wieder weitere „rote Fäden“ erkennbar, die das Schaffen von Groth-Schmachtenberger durchwirken, wie „*der spezifische Blick der Photographin, ihre ganz besondere Perspektive, ihre Motivwahl und ihre Interessen.*“ So galt ihre ganz persönliche Vorliebe stets dem Alltäglichen, dem Einfachen in ihrer Umwelt und vor allem den Menschen. Geradezu besessen war sie von der Idee, „*Bilder mitten aus dem Leben aufzunehmen.*“ Bilder, die über das „Offensichtliche“ hinausgehen, eine „Bedeutung dahinter“ erkennen lassen. Oft macht die Kunst der Photographin scheinbar Nebensächliches zur Hauptsache, läßt sie das Besondere des Augenblicks sichtbar werden. Selbst heute ist, wie in dem Buch mehrfach zum Ausdruck kommt, „*beim näheren und*

*intensiveren Betrachten in den Photos noch viel zu entdecken.“*

Ein weiterer, ganz anderer „roter Faden“ ihres Schaffens wird von allen Autoren hervorgehoben: Daß und wie sich die photohandwerklich ausgebildete Berufsphotographin vom Beginn ihres beruflichen Arbeitens an stets als „Bildberichterin“ verstand und deshalb, bei allen persönlichen Motivvorlieben und eigenen Sichtweisen, immer die kommerzielle Verwendung, die Medienwirksamkeit und bestimmte Seherwartungen im Blick hatte. Deutlich wird ferner ihre praktische Lebensklugheit, das ausgeprägte Gespür auch für die zeitgeschichtliche Bedeutung ihrer Aufnahmen, ihres „Berufskapitals“, das sie durch zwei rechtzeitige Umzüge vor der kriegsbedingten Vernichtung zu bewahren wußte.

### *Region im Bild – die Photographien aus Unterfranken*

Sehr präzise werden diese charakteristischen Merkmale des Schaffens von Groth-Schmachtenberger auch im Beitrag über die unterfränkischen Photographien aufgezeigt. Gerade in der Region, der sie sich heimatlich verbunden fühlte, suchte die professionelle Bildjournalistin „ihre“ Themen, das Besondere, das Idyllische. Diese Sujets „prägen das Bild, das Erika Groth-Schmachtenberger von Unterfranken zeichnete und das sich nicht nur in ungezählten Abbildungen auf Kallenderblättern, in Zeitungen, Zeitschriften und auf Postkarten zeigt, sondern das auch in von ihr illustrierten und kommentierten Büchern festgeschrieben wurde.“

Der Bezirk Unterfranken hat von Erika Groth-Schmachtenberger zahlreiche Photos erhalten: Filmrollen, Negative und Schwarz-Weiß-Abzüge, Aufnahmen aus den 1930er sowie den 1950er, 1960er und 1970er Jahren. Auch das Fasnachtsmuseum und das Stadtarchiv in Kitzingen, das Gemeindearchiv Randersacker sowie das Germanische Nationalmuseum Nürnberg hat sie bedacht.

Einige Jahre vor ihrem Tod hatte die Photographin, sich des Wertes und der kulturhi-

storischen Relevanz ihrer Bilder bewußt, angefangen, ihre Werke an Museen, Photoarchive, Bibliotheken, Universitätsinstitute sowie kulturelle und kommunale Institutionen abzugeben. Diese Streuung auf insgesamt über 40 Stellen erschwerte das diesem Buch zugrundeliegende wissenschaftliche Vorhaben, das Werk Groth-Schmachtenbergers in seiner Gesamtheit und in seiner „*inhaltlichen und rezeptiven Komplexität*“ zu untersuchen. Andererseits hat die Einbeziehung von Fachleuten dieser Institutionen dazu geführt, das Werk der Photographin aus verschiedenartigen, interessanten und aufschlußreichen Blickwinkeln zu beleuchten, ein Gewinn für dieses Buch, für seine Leser und für das Wissen über die Photographin. Daß manche Frage offen und manche Position diskussionswürdig bleibt (etwa wenn der 1,45 m großen Frau ein Hang zu Aufnahmen aus „Untersicht“ zugeschrieben wird), erscheint demgegenüber eher marginal.

### Berufskarriere in der NS-Zeit

Zu den vielen Vorzügen dieses Buches gehört auch, daß die Berufskarriere in der NS-Zeit behandelt wird. Ihren Beruf als Bildberichterin hatte Erika Groth-Schmachtenberger in einer Zeit begonnen, da die Medien immer mehr das Bild in den Mittelpunkt der Information rückten und damit der Photojournalismus große Bedeutung gewann. Als eine der wenigen ausgebildeten Photographinnen konnte sie die Gunst der Stunde nutzen und ihre Leidenschaft zum Lebenserwerb machen, wobei es ihr gegeben war, sich im beruflichen Werdegang die jugendhafte Frische zu bewahren.

Andererseits geht der Beginn ihres beruflichen Wirkens einher mit dem Machtantritt des Nationalsozialismus und der rigorosen „Gleichschaltung“, nicht zuletzt des Pressewesens. Erika Groth-Schmachtenberger selbst hat zu den – durchaus vielschichtigen – Bedingungen ihres photographischen Arbeitswährend des NS-Regimes später nie etwas gesagt, auch nicht in ihren „Erinnerungen einer Bildberichterin“ (1984). Ebensowenig machte sie, die in dieser reglementierten Zeit

zahlreiche Auslandsreisen machen konnte, je eine Bemerkung zu der Tatsache, daß so viele andere – auch Berufskollegen – das Land verlassen mußten.

Lapidar erobt sie den Anspruch, in der NS-Zeit „unpolitisch“ gearbeitet zu haben, ein Punkt, den die Untersuchungen nicht ausklammern konnten. So gehen einige Beiträge der politischen Rolle, dem „Wahrheitsgehalt“ der damals produzierten Photographien oder den bei manchen Photoabzügen feststellbaren „kleinen Retuschen der Wirklichkeit“ nach.

Diese kritischen Auseinandersetzungen gestehen Groth-Schmachtenbergers o.a. Selbst einschätzung subjektive Gültigkeit zu. In der Analyse der Bosnien-Bilder von 1935/38 wird ersichtlich, daß bei diesen Reisen und Aufnahmen irgendwelche – in den 1990er Jahren oft unterstellte – „politisches Zielsetzungen“ nicht im entferntesten erkennbar sind. In anderen Themenbereichen finden sich wiederum Belege, daß und wie auch Groth-Schmachtenbergers Arbeit an manchen Stellen in die Bilderpropaganda des NS-Regimes eingebunden war und sich hat einbinden lassen, z.B. mit den scheinbar „unpolitischen“ heimatkundlichen Motiven. Gleichzeitig wird aber auch betont, daß diese Bilder nie „völkische“ Ambitionen erfüllten, sondern auf folkloristische Phänomene gerichtet waren.

### Gesamtwürdigung

Insgesamt führt dieses Buch dem Leser ein sehr facettenreiches „Bild“ dieser großen Photographin vor Augen: „das Portrait einer ungewöhnlichen Frau, die ein selbstbestimmtes und unabhängiges Leben führte und sich mit großer Selbstverständlichkeit, aber ohne viel Aufhebens davon zu machen, gegen Normen und gesellschaftliche Regeln ihrer Zeit stellte. Äußerst professionell widmete sie sich ihrer Leidenschaft, dem Photographieren, nahm mehr als fünf Jahrzehnte lang das Alltägliche und das Besondere ihrer Umwelt in den Blick. Weltläufig war sie dem Regionalen verbunden, stets auf der Suche nach dem charakteristischen Moment in Abläufen und Situationen. Sie hat uns ein Werk hinterlassen, mit dem weiterhin gearbeitet werden

*und an das die Forschung auch in Zukunft noch ihre Fragen stellen kann,*“ so das Vorwort.

Die Untersuchungsthemen im einzelnen: Die Photografin und ihr Werk – Lebensstationen – die Photos von regionaler Architektur – Landleben: Idylle und Wirklichkeit – Brauchtumsphotographie – Bildberichterstattung im Zeitalter der Diktaturen – Bilder aus Unterfranken – Bedeutung und Quellenwert der Trachtenphotographie – Bilder aus Bos-

nien-Herzegowina 1935/38 – die Aufnahmen aus dem Ausland – Photos aus Südtirol – Photografin und Werk aus der Perspektive der kulturwissenschaftlichen Gender-Forschung – die originalen Bildbeschrifungen im Kontext der Bildrezeption – Standorte des photographischen Nachlasses .

*Christine Dippold/Monika Kania-Schütz (Hrsg.): Im Fokus: Die Bildberichterstatterin Erika Groth-Schmachtenberger und ihr Werk. Würzburg (Echter-Verlag) 2008, 360 S., rund 300 Abb., 19,90 .*

## Die neue Schmucknadel des FRANKENBUNDES

Auf Anregung unseres Mitgliedes und Heimatpflegers des Landkreises Haßberge, Bundesfreund Günter Lipp, hat sich die Bundesleitung nach der Zustimmung durch den Bundestag dazu entschlossen, für alle Mitglieder des Frankenbunds eine neue Schmucknadel einzuführen, die hier kurz vorgestellt werden soll. Sie ist bedeutend kleiner als das offizielle Bundesabzeichen und besitzt nur eine Größe von etwa fünf mal fünf Millimetern. Die neue Schmucknadel besteht aus dem heraldischen Bild des Bundesabzeichens, das dazu aus dem Feld des Wappenschildes herausgelöst wurde.

Unser in der Satzung festgelegtes Bundesabzeichen zeigt bekanntlich einen Wappenschild mit dem schräggestellten, in den Farben Rot und Weiß gevierten fränkischen Rennfähnlein auf blauem Grund und in der Kopfzeile den Namen „Frankenbund“. Genau dieses schräggestellte rot-weiße Rennfähnlein an goldenem Schaft bildet nun die neue Nadel, die in hoher Qualität von einer renommierten Fachfirma für den Frankenbund angefertigt wurde.



*Abb.: Die neue Schmucknadel des Frankenbunds.  
Photo: Alois Hornung.*

Seit der Bundesbeiratstagung am 13. September 2008 ist die Nadel für die einzelnen Gruppen, die die Verteilung unter den Frankenbundmitgliedern vor Ort übernehmen sollen, bei der Bundesgeschäftsstelle in Würzburg erhältlich. Wegen der bewußt bei der Herstellung der Nadel beibehaltenen Schrägrechtsneigung sollte sie auch an der rechten Körperseite auf der Kleidung, an Bluse, Rockaufschlag o.ä., getragen werden.

Die neue Schmucknadel soll unser officielles Bundesabzeichen, das in der Satzung als äußeres Sinnbild der Mitgliedschaft vereinsrechtlich festgelegt ist und weiter im Gebrauch bleiben wird, nicht ersetzen oder gar verdrängen, sondern es vielmehr ergänzen. Denn es wurde in der letzten Zeit häufiger beklagt, daß die große Anstecknadel viel zu selten in der Öffentlichkeit getragen wird und daher deren gewünschte Außenwirkung vollkommen verpufft. Meist sieht man das offizielle Bundesabzeichen selbst bei den Bundestagen oder Bundesbeirattagungen sowie vielleicht bei wichtigen Veranstaltungen einzelner Gruppen, wie etwa der Barbarafeier, nur vereinzelt. Ansonsten ist weitgehend Fehlanzeige zu melden.

Damit vergeben wir uns aber die Chance, eine breitere Öffentlichkeit auf unser Wirken aufmerksam zu machen, wie dies andere Vereinigungen gerne tun, um so vielleicht auch neue Mitglieder werben zu können. Denken Sie nur zum Vergleich daran, wieviele andere Vereine, Verbände oder Zusammenschlüsse kultureller, akademischer, professioneller, sportlicher oder geselliger Art solche haptisch-optischen Methoden anwenden, um ein gegenseitiges Sich-Erkennen genauso zu ermöglichen wie die oben genannte Werbung für ihre Gemeinschaft. Da ein kleines Abzeichen an der Kleidung aber jedermann sofort ins Auge fällt, könnte es so Anknüpfungspunkt für ein kurzes Gespräch über den Frankenbund, seine Zielsetzungen, Aufgaben und

Tätigkeit sein. Ganz abgesehen davon, daß sich die Bundesfreunde über das gesamte Verbreitungsgebiet des FRANKENBUNDES hinweg überall sofort erkennen und ansprechen könnten.

Wir sollten die Gelegenheit nutzen, unseren FRANKENBUND auf diese Weise noch besser nach außen zu vertreten – gerade auch um unseren guten Namen gegen ihn oftmals mißbräuchlich benutzende andere Gruppierungen deutlicher zu schützen und so im

wahrsten Sinne des Wortes Farbe für unsere so bedeutende, notwendige und sinnvolle Sache zu bekennen. Der günstige Preis von 3,50 Euro pro Stück dürfte dazu nachgerade einladen, die neue Schmucknadel in Zukunft häufig zu tragen. Seien Sie also, liebe Bundesfreunde, herzlich zum zahlreichen Erwerb und zum stolzen Tragen unseres neuen kleinen Alltagserkennungszeichens eingeladen!

PAS



Gesegnete Weihnachten  
und für das Jahr 2009  
Glück, Gesundheit und Frieden  
wünscht

allen Bundesmitgliedern und allen Lesern  
die Bundesleitung des Frankenbundes,  
Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturschutz e. V.

# Inhalt

---

## Aufsätze

*Guido Fackler*

Fränkische Identitäten in Würzburgs musicalischen Alltagskulturen: Wider das Schubladendenken regionaler Musikforschung.....	389
---	-----

*Jörg Robert*

Francia nostra. Der fränkische „Erzhumanist“ Conrad Celtis Protocius (1459–1508). Zum 500. Todestag.....	400
---	-----

*Christoph Bittel*

Mergentheim als Garnisonstadt des Königreichs Württemberg (1809–1814 und 1868–1918/19).....	417
--	-----

## Kunst und Kultur

*Ingeborg Höverkamp*

Der mutige Weg einer mutigen Frau – Elisabeth Engelhardt (1925–1978) zum 30. Todestag .....	429
--	-----

*Josef Kern*

Ein Meister der Neuen Sachlichkeit und des magischen Realismus: Aschaffenburg erhält ein Christian Schad-Museum .....	431
--	-----

*Hartmut Schötz*

Heinrich Pospiech 100 Jahre.....	434
----------------------------------	-----

*Peter Weidisch*

„Gegenpositionen“ – Bilder und Objekte von Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß .....	435
--	-----

## Frankenbund intern

Termine des Frankenbundes 2009 und 2010.....	439
--	-----

Weinspende der Gemeinde Rödelsee.....	440
---------------------------------------	-----

Dank an Herrn Herbert Schmidt und Herrn Walter Höhn für die Pflege unserer Homepage.....	440
---	-----

## Aktuelles

*Alexander von Papp*

Würzburg-Suhl : 20 Jahre fränkisch – thüringische Städtepartnerschaft.....	441
--	-----

*Alexander Biernoth*

Riemenschneider-Relief nun wieder in Schillingsfürst .....	449
--	-----

*Judith Bar-Or*

Das Ende der Jüdischen Gemeinde der US-Streitkräfte in Würzburg.....	451
--	-----

Neue Burgen- und Schlösserroute im Mainland um Miltenberg .....	453
---	-----

Preis Peter C. Ruppert für Konkrete Kunst in Europa erstmals verliehen.....	453
---	-----

Keramikausstellung im Museum Miltenberg.....	455
--	-----

---

## Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

Judith Bar-Or	c/o Israel Schwierz, Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
Dr. Christoph Bittel	Edelfinger Straße 24, 97980 Bad Mergentheim
Dr. Guido Fackler M.A.	Akademischer Rat am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg
Ingeborg Höverkamp	Karl-Plesch-Str. 15, 90596 Schwanstetten
Prof. Dr. Josef Kern	Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg
Dr. Alexander von Papp	Euweg 8, 97236 Randersacker
Dr. Jörg Robert	Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
Peter Weidisch M.A.	Kulturreferent der Stadt Bad Kissingen „Villa Bringfriede“, Promenadestraße 6, 97688 Bad Kissingen

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Liebe Leser des FRANKENLANDES!

Das vor Ihnen liegende Dezemberheft der Zeitschrift FRANKENLAND bietet diesmal einen vielfältigen Reigen von Themen zu Fränkischem. Wir hoffen, daß Ihnen die bunte Mischung dieser Aufgabe wieder zusagen wird.

Bei den Aufsätzen knüpfen wir zunächst nochmals an das Jahresthema des FRANKENBUNDES für 2009 „Volksmusik? Gebrauchsmusik?“ an, wenn der Volkskundler Guido Fackler nach fränkischen Identitäten in Würzburgs musikalischen Alltagskulturen fragt. Der Germanist Jörg Robert erinnert in seinem Beitrag an den berühmten fränkischen „Erzhumanisten“ Conrad Celtis, dessen Todesjahr sich heuer zum 500. Mal jährt, und schließlich wirft Christoph Bittel, der in seinem Artikel Bad Mergentheims Geschichte als Garnisonsstadt nachzeichnet, einen Blick in das württembergische Franken.

In der Rubrik „Kunst und Kultur“ gedenkt Ingeborg Höverkamp der vor 30 Jahren verstorbenen Autorin Elisabeth Engelhardt, wohingegen Hartmut Schötz unser Augenmerk auf den vor hundert Jahren geborenen Ansbacher Maler Heinrich Pospiech lenkt. Josef Kern berichtet von den Planungen, in Aschaffenburg ein Museum für Christian Schad zu errichten, und Peter Weidisch stellt uns mit Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß zwei bekannte zeitgenössische Künstler aus Franken vor.

Nach der Bekanntgabe der Termine des FRANKENBUNDES für die kommenden Jahre

statten wir unter der Überschrift „Frankenbund intern“ Dank ab: an die Gemeinde Rödelsee für eine Weinspende und an die Herren Herbert Schmidt und Walter Höhn, die über lange Zeit unseren Internet-Auftritt betreut haben. Bald wird der FRANKENBUND sich ja mit einer neuen „Homepage“ öffentlich im Netz präsentieren. Schauen Sie sich die neue Seite ruhig einmal an – es lohnt sich!

Abschließend erfahren Sie unter „Aktuelles“ durch Alexander von Papp etwas über die vor zwanzig Jahren begründete Partnerschaft zwischen Würzburg und Suhl in Thüringen und können sich mit den Schillingsfürstern über das neu in der dortigen katholischen Pfarrkirche aufgestellte Auferstehungsrelief von Tilman Riemenschneider freuen, worüber Alexander Biernoth berichtet. Judith Bar-Or schildert das, durch den Abzug der amerikanischen Truppen bedingte Ende der Jüdischen US-Militärgemeinde in Würzburg. Hingewiesen wird auf den erstmals im November dieses Jahres im Würzburger Museum im Kulturspeicher an den französischen Künstler François Morellet verliehenen „Preis Peter C. Ruppert für Konkrete Kunst in Europa“. Außerdem wird Ihnen eine neue Burgen- und Schlösserroute um Miltenberg vorgestellt und zum Besuch der dortigen Keramik-Ausstellung eingeladen.

Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen wie immer viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

Ihr

Dr. Peter A. Süß

# Fränkische Identitäten in Würzburgs musikalischen Alltagskulturen: Wider das Schubladendenken regionaler Musikforschung

von

*Guido Fackler*

## *Musik in Würzburg*

Kommt die Rede auf Würzburg und Musik, zeigt sich schnell, daß die öffentliche Wahrnehmung wesentlich von wenigen herausragenden, hier geborenen oder wirkenden Musikerpersönlichkeiten und von Institutionen, die als Inbegriff musikalischer ‚Hochkultur‘ gelten, bestimmt ist: von Walther von der Vogelweide (um 1170 – um 1230) über Giovanni Benedetto Platini (vermutl. 1697–1763), Richard Wagner (1813–1883), Hermann Zilcher (1881–1948) bis zu Bertold Hummel (1925–2002); von der auf das 1804 gegründete „Akademische Musikinstitut“ zurückgehenden Musikhochschule, dem über 200jährigen Theater samt Orchester bis zum 1922 begründeten Mozart-Fest. Sie alle machen Würzburgs Ruf als Musikstadt aus. Als identitätsstiftende „Besonderheiten“ der Stadt haben sie sich gewissermaßen „*in einer charakteristischen [hochkulturellen] Geschmackslandschaft verdichtet*.“<sup>1)</sup> Im Sinne einer ‚longue durée‘ brannen sie sich ins kollektive Musikgedächtnis der Domstadt ein und fungieren heute als werbewirksames Distinktionsmittel für verfeinerte Lebensart, Bildung und Kultur, die Würzburgs längst vergangene Größe und Kunstsinnigkeit wieder aufscheinen lassen.

Doch repräsentieren die musikalische Landschaft Würzburgs ebenso andere Musikerpersönlichkeiten, etwa der Volksliedforscher Stephan Ankenbrand (1884–1954), der Stadtkämmerer, Chorgründer und Komponist des „Frankenlieds“ Valentin Eduard Becker (1814–1890), die Gründerin vieler heute noch bestehender Einrichtungen der Musikausbildung und Musikpflege, Lotte Kliebert (1887–1991), oder der Tournee-Manager der legen-

dären Hardrock-Formation „Uriah Heep“, Peter Weber (geb. 1964). Zu denken ist ferner an weitere Musikfeste, vom 1. Allgemeinen Deutschen Sängerfest 1845 bis zum europaweit führenden Afrika-Festival. Von Bedeutung sind aber auch die Musikkulturen von Migranten und alternativen Szenen, das Musizieren im öffentlichen Raum, zu Tanz und Unterhaltung, in Vereinen, Chören, Orchestern, Bands und sonstigen Formationen. Selbst auf dem Weg durch die Stadt ist Musik indirekt stets präsent: vor allem im Stadtteil Frauenland sind Straßen nach bekannten Komponisten klassischer Musik oder sog. Regionalgrößen benannt. Daneben erinnern Gedenktafeln und Denkmäler an bedeutende Musiker. Hinzu kommen das Theater, Konzertsäle, Musikneipen, Tanzdielen und Discos sowie diverse Veranstaltungsorte, von denen sich alteingesessene meist im Stadtzentrum befinden, während neuere oftmals in Gewerbegebieten errichtet wurden. Doch auch Niederlassungen des musikalischen Gewerbes, Stätten der Musikausbildung oder die unterschiedlichen Medien tragen heute wie früher ihren Teil zum Musizieren bei.

Diese enorme Vielfalt musikalischer Aktivitäten in Würzburg erstmals überblicksmäßig zu dokumentieren war Ziel der Ausstellung „Soundscapes. Würzburger Klangräume“.<sup>2)</sup> Sie wurde im Wintersemester 2003/04 an der Universität Würzburg von 43 Studierenden der Fächer Europäische Ethnologie/Volkskunde und Musikwissenschaft unter Leitung von Dr. Hansjörg Ewert und Dr. Guido Fackler erarbeitet und wird im folgenden ausschnittsweise auf dem damaligen Stand referiert. Inhaltlich reichte das Spek-

trum der 40 Schautafeln von den repräsentativen Musikkulturen der Kirchen, der Residenz und des „Mainfranken Theaters“ über die öffentliche und private Musikausbildung, die unterschiedlichen Formen traditionellen und häuslichen Musizierens bis zu alternativen Jugendszenen, zur Musik auf Straßen und Plätzen, zur medialen Vermittlung von Musik und zu kommerziellen Musikhandelsstrukturen. Methodisch vielseitig kamen dabei empirische Erhebungen vor Ort ebenso zum Einsatz wie Literaturstudien und archivalische Recherchen; auch neuere Ansätze geräusch- bzw. klangökologischer Stadtplanung (World Soundscapes Project) wurden versuchsweise auf Würzburg angewandt.

Eine zur Ausstellungseröffnung präsentierte Bild-Ton-Schau visualisierte die Mannigfaltigkeit des Musizierens in Würzburg anhand von Abbildungen, Photographien und Dokumenten, während die unterlegte Musikcollage einen Höreindruck gab: Den Anfang machten die Glocken des Kiliansdoms, gefolgt vom „Frankenwein-Rap“ aus der „Heimat“ betitelten CD der Bayerischen Musikakademie Hammelburg und des Bezirks Unterfranken sowie einem Ausschnitt aus dem „Quintett op. 33“ des Hofmusikers Joseph Küffner, „Gaudeamus igitur“ stand für die Universität, während Klaus Ospalds „Tschappia-Variationen“ die zeitgenössische Musik vertraten und der von der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik in Uffenheim neu aufgelegte „Heroldsberger Galopp“ der Fränkischen Bauernkapelle Dorn von 1922 mit sog. ‚Volksmusik‘ den Abschluß bildete.<sup>3)</sup>

### *Regionale Musikforschung ohne Scheuklappen*

Schon diese kurzorische Einführung verdeutlicht, daß sich Musik in Würzburg auf allen Ebenen als wesentlich dynamischer, komplexer und vielgestaltiger erweist, als es Aushängeschilder wie Wagner, Mozartfest etc. vermuten lassen. Würzburgs historisches wie gegenwärtiges Musikleben setzt sich vielmehr aus unterschiedlichsten musikalischen Alltagskulturen zusammen, die selbst bei einer Stadt dieser Größenordnung kaum überschaubar sind und die eingangs erwähn-

ten „prägnante[n] Reduktion[en]<sup>4)</sup> selbstverständlich miteinschließen. Freilich prägen letztere als ‚Spitze des Eisbergs‘ viel nachhaltiger Würzburgs Image als Musikstadt. Wenngleich sie zum Teil längst Geschichte sind, bleiben sie als wirkungsmächtige atmosphärische Klischees weiter präsent. Sie haben sich also nicht nur real in die Musikgeschichte Würzburgs eingeschrieben, sondern verweisen mentalideel als hochkulturell-musikalische Leitmotive auf lokale Spezifika. Aber auch die weniger spektakulären musikalischen Ereignisse, Aufführungen und Verhaltensmuster sind nach ihren konkreten politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Entstehungsbedingungen wie nach kulturellen Repräsentationsmustern und symbolischen Bedeutungsfeldern zu hinterfragen.

Betreibt man regionale Musikforschung unter solchen Erkenntniszielen, ist im Sinne einer „Anthropologie der Stadt“ das Musikleben der Mainmetropole als „Ganzes“<sup>5)</sup> in den Blick zu nehmen: Das Interesse gilt dem Musizieren in seiner Gesamtheit und nicht der isolierten Analyse einzelner Phänomene. Voraussetzung hierfür ist ein erweiterter Musikbegriff, der nicht in konventionelle Kategorien wie ‚U‘ und ‚E‘, ‚Volks-‘ und ‚Kunstmusik‘, ‚Gebrauchs-‘ und ‚Darbietungsmusik‘ o.ä. unterteilt. Zudem ist für den Alltagskulturforscher die Akteursperspektive wichtiger als musikästhetische Wertungen, so daß der Umgang mit Musik im Vordergrund steht, sei er künstlerischer, liturgischer, unterhaltender oder symbolisch-repräsentativer Natur. Die Bedeutung professioneller, amateurhafter oder auch kommerzieller Musikaktivitäten im alltäglichen Lebensvollzug machen die Forschungsperspektive aus, nicht der musikalische ‚Wert‘ der Musik.

Öffnet man sich einer solchen alltagskulturnellen Sicht auf musikalische Praxen in Geschichte und Gegenwart, geraten konventionelle musikologische Ordnungskriterien zwangsläufig ins Wanken. Dann erscheinen vertraute Begriffe wie ‚Volkslied‘, ‚Volksmusik‘ oder ‚Klassik‘ längst nicht mehr so homogen und eindeutig abgrenzbar, wie dies viele Publikationen und dahinter stehende Denkmmodelle vorgeben, welche z.B. eine regionale Musikgeschichtsschreibung nach dem

Vorbild großer Meister (z.B. Wagner in Würzburg) oder kleiner Lokalmatadoren (etwa Platti) modellieren. Damit möchte ich für eine multiperspektivische Herangehensweise ohne Scheuklappen und Schubladendenken plädieren, die den Blick für die komplizierte Realität regionaler Musikkulturen öffnet.<sup>6)</sup>

Exemplarisch hierfür werden im folgenden vier wesentliche Prägefaktoren für Würzburgs Musikgeschichte überblicksmäßig herausgegriffen: die katholische Kirche, die Residenz, die Universität und das städtische Bürgertum. Diese vier Funktionskreise sind freilich nicht auf die gängigen Etiketten geistliche, höfische oder städtische Musik zu reduzieren. Vielmehr tragen sie auf ganz unterschiedlichen Feldern zu Würzburgs musikalischem Alltag bei und formen nachhaltig die musikalischen Identitäten der Stadt, die z.T. zu Bestandteilen einer übergeordneten fränkischen Identität avancierten. Zugleich finden sich in der Mainmetropole selbst Belege für sog. „Volksmusik“ und „Volkslieder“. Ihre „Entdeckung“ und Klassifikation als vermeintlich typisch ländliche Musizierformen erweist sich bei genauerem Hinsehen als Reflex bürgerlich-städtischer Musikkulturen und macht die Unterscheidung von „Gebrauchs-“ und „Darbietungsmusik“ fragwürdig. Hiervon ausgehend werden abschließend einige prinzipielle Überlegungen formuliert.

## I. Geistliche Musik

Wenngleich die früheste Funktion von Musik kultisch war, macht man sich heute kaum mehr bewußt, daß gerade die Kirchen der unterschiedlichen Religionsgemeinschaften immer noch bedeutsame Stätten aktiver Musikpflege sind. Vor allem in den monotheistischen Religionen musiziert man nicht zum Selbstzweck, sondern zum Lobpreis Gottes. Gleichzeitig bestärkt geistliche Musik die Gläubigen in ihrer Andacht und koordiniert rituelle Handlungen. Bei Prozessionen, Wallfahrten, Beerdigungen und ähnlichen Anlässen erklingt sie im Freien. Nicht selten werden Gotteshäuser zudem für außergottesdienstliche Musikaufführungen genutzt.

Trotzdem ist der Ort liturgischer Musik primär der Kirchenraum, wobei jede Religion

ihre eigenen Formen geistlicher Musik entwickelt hat. Sie umfassen in Würzburg das Musikleben von nahezu 30 katholischen Pfarrgemeinden, 20 Klöstern und anderen Einrichtungen, zehn evangelischen Kirchen mit weiteren Häusern sowie 16 anderen Kirchen und religiösen Gemeinschaften, darunter die jüdische und russisch-orthodoxe Gemeinde, das Islamische Kulturzentrum, die Moschee, die griechisch-orthodoxe, die rumänisch-orthodoxe sowie zahlreiche freikirchliche Gemeinden. Anhand der katholischen Kirche soll stellvertretend die historische wie jetzige Bedeutung geistlicher Musik für Würzburgs Gemeinwesen aufgezeigt werden. Wenngleich sie durch die Säkularisation in ihrer „Wirkung stark beeinträchtigt“ worden war, so blieb Würzburg weiterhin „kirchlich bestimmt“, wie der Landeshistoriker Werner Blessing herausstellte; hierbei sind das „katholische Milieu“, der „reiche Kirchenkult“ sowie „volksfromme Bräuche“ nach wie vor in Würzburgs Musikleben von Bedeutung.<sup>7)</sup>

### Katholische Kirchenmusik

Von der Frühzeit bis ins 16. Jahrhundert war der Choralgesang wohl der einzige musikalische Bestandteil der Liturgie am Würzburger Dom; eine Orgel ist dort seit 1572 bezeugt. Erst im Zuge der Gegenreformation förderte Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn (1545–1617) neben der Herausgabe neuer liturgischer (Gesang-)Bücher – z.B. das 1583 in seinem Auftrag herausgegebene „Graduale Herbipolense“ oder das „Catholische Gesangsbüchlein“ – die mehrstimmige instrumentale Kirchenmusik. Unter Fürstbischof Johann Philipp von Schönborn (1605–1673), zugleich Erzbischof von Mainz, wurde 1671 der Mainzer Choral für die Diözese Würzburg offiziell als gültig anerkannt. Regierungswechsel und Säkularisation brachten zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen tiefgreifenden Wandel der kirchlichen Musikkultur mit sich: Die Aufhebung der Klöster bedeutete oftmals den Verfall des Chorals.

Eine geregelte Kirchenmusikpflege gab es erst wieder ab 1821. Mitglieder der seit 1814 nicht mehr an der Residenz tätigen Hofkapelle musizierten sonntags in der Hofkirche,

und Franz Joseph Fröhlich (1780–1862) begann mit dem (Wieder-)Aufbau des Domchors. Im Zuge der cäcilianischen Reform von 1880 änderte sich das Repertoire der Kirchenmusik: Orchesterbegleitete Messen mußten dem gregorianischen Choral sowie Messen und Motetten aus Renaissance und Neo-Renaissance weichen. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Würzburgs Kirchen und ihr Inventar weitgehend zerstört. Am Neumünster, das an Stelle des Doms zunächst die Funktion der Kathedrale erfüllte, lebte die Chortradition der Dommusik wieder auf. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts wurden im Bischöflichen Ordinariat eine Abteilung für Kirchenmusik eingerichtet und 24 hauptamtliche Kirchenmusikerstellen geschaffen.

Für die gegenwärtige Musikpflege am Dom ist die Würzburger Dommusik zuständig. Ihr Schwerpunkt liegt neben der Orgel- auf der Vokalmusik, die seit 1821 in mittlerweile vier Chören unter Leitung eines Domkapellmeisters gepflegt wird. Seit der Erneuerung der Liturgie durch das Zweite Vatikanische Konzil haben die Domchöre an Bedeutung gewonnen. Domchor, Mädchenkantorei, Domsingknaben und seit 2003 der Kammerchor gestalten regelmäßig die Liturgie und treten in Konzerten mit Kirchenmusik aus verschiedenen Epochen an die Öffentlichkeit. So werden an Hochfesten meist große klassische oder romantische Messen für Chor und Orchester aufgeführt. Im Rahmen der Kooperation mit anderen Bistümern konzertieren die Chöre zudem im In- und Ausland. Eigene CD-Produktionen sowie Auftritte in Funk und Fernsehen runden ihre Aktivitäten ab. Der sängerische Nachwuchs für die Domchöre wird an der Domsingschule in der Musikalischen Früherziehung ausgebildet und gefördert.

### *Der hl. Kilian in der Musik*

Einen inhaltlich besonderen Stellenwert in Würzburgs katholischer Kirchenmusik nimmt der hl. Kilian ein, der mit seinen Gefährten im 7. Jahrhundert als Missionar nach Würzburg gekommen war. Der Legende nach wurden sie von Frankenherzog Gosbert aufgenommen, der seine Schwägerin Gailana ge-

heiratet hatte. Da das als Blutschande galt, verlangte Kilian die Aufhebung der Ehe. Daraufhin ließ Gailana die drei Männer ermorden und ihre Leichen an der Stelle des heutigen Neumünsters vergraben. Nur der Tod der Missionare um 689 ist historisch belegt. Mit der Bergung der Gebeine 742 durch Bischof Burkhard begann die Verehrung Kilians als Heiliger. Der Festtag am 8. Juli wird u.a. mit einer Prozession mit Station im Neumünster begangen. Gleichzeitig finden ein Volksfest auf der Talavera und ein Markt statt.

Für das unmittelbare musikalische Gedanken an den Heiligen stehen Kilianslieder und -gedichte, die seit dem Mittelalter nachweisbar sind. Am weitesten verbreitet ist das Lied „Wir rufen an den teuren Mann“ auf die Melodie des St. Michaelsliedes. Das älteste Kiliansoffizium stammt aus dem 9. Jahrhundert und enthält zwei Meßformulare. Aus der Mitte des 12. Jahrhunderts ist eine Kilianssequenz überliefert. Eine deutsche Festmesse nach den Erfordernissen der Liturgiereform mit Beteiligung der Gemeinde wurde einige Jahre in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gesungen. Für die Kilianswallfahrt existieren weitere Lieder und Gebete. Ihre Texte sind den verschiedenen Stationen der Wallfahrt – Beginn, Ziel, Heimkehr – zugeordnet und orientieren sich inhaltlich am Glaubensweg der Frankenapostel. Das Kilians-Oratorium „Der Schrein der Märtyrer“ für Chor und Orchester des Komponisten Bertold Hummel ist am 14. Juli 1989 im hiesigen St. Kiliansdom uraufgeführt worden.

## *II. Höfisches Musikleben*

Das zweite musikalisch-kulturelle Kraftzentrum Würzburgs bildet die Residenz. Mit Musik tafelte man und zelebrierte festliche Gottesdienste, prächtige Paraden und Aufzüge wurden abgehalten. Anlässlich des Kaiserbesuchs 1789 begleiteten beispielsweise zwei Trommler in grüner Livrée und fünf rotgekleidete Bläser die Parade auf dem Residenzplatz. Ein zeitweilig eingebautes Theater im Nordflügel fungierte genauso als Podium für Musik wie die Hofkirche, der Ehrenhof und die Altanen, von denen sonntags Trompeten erklangen. Hofbeamte wurden nicht zu-

letzt aufgrund geselliger und eben auch musikalischer Qualitäten eingestellt. Zudem hielt man am Hof Diener, die ebenso zu musikalischen Zwecken einzusetzen waren. Kammerakten verzeichnen die Kapellmeister der fürstbischöflichen Hof- und Dommusik zwischen 1593 und 1679: Gallus Fleißberger, Johann Heinrich Pfendner, Christoph Neumann, Philipp Friedrich Buchner, Tobias Richter, Zacharias Bauer, Johann Steger und Melchior Caesar. Im 18. Jahrhundert verfügte Würzburg sogar über eine leistungsfähige Hofkapelle und demonstrierte damit seine überregionale Bedeutung.

Der höfischen Gesellschaft diente Musik ferner zur Zerstreuung und Geselligkeit. Instrumentalspiel, Gesang und Tanz gehörten selbstverständlich zur Ausbildung eines Adligen. So komponierte der prominenteste Würzburger Hofmusiker, Giovanni Benedetto Platini, Solokonzerte und Kammermusik für den in Wiesentheid residierenden Grafen Rudolf Franz Erwein von Schönborn (1677–1754), der ein beachtlicher Violoncello-Spieler gewesen sein muß. Der Auftraggeber von Giovanni Battista Tiepolos Deckenfresko im Treppenhaus der Residenz, Karl Friedrich von Greiffenclau zu Vollraths (1690–1754), ließ sich dort sogar eine repräsentative Musiziersituation darstellen. Noch heute zeugt die Schönbornsche Musikaliensammlung in Wiesentheid von der Bedeutung der Musik für die fürstbischöfliche Familie.

Außerdem wird die Residenz bis heute zur Repräsentation mittels Musik genutzt, sei es als Bühne für Staatsempfänge oder als Schauspielplatz exklusiver Konzertveranstaltungen. Dies zeigt sich beim Mozartfest, das festliche Musikaufführungen mit gesellschaftlicher Repräsentation verbindet, im Kartenpreis und in der Aufforderung, Abendgarderobe zu tragen. Dabei ist die Benennung dieses Musikfestivals nach dem weltberühmten Komponisten historisch willkürlich, da keine persönlichen Aufenthalte Mozarts in Würzburg belegt sind, außer einer Pause bei der Durchreise zu den Krönungsfeierlichkeiten von Kaiser Leopold II. in Frankfurt im Jahr 1790. Des weiteren dient der Residenzplatz seit wenigen Jahren als Kulisse für große Popmusik-Events.

### III. Musik in der Universität

Neben der katholischen Kirche und der Residenz zählt die im 19. Jahrhundert für „Professoren und Studenten aus dem protestantischen Deutschland“<sup>8)</sup> geöffnete Universität zu den musikalisch einflußreichen Institutionen Würzburgs. Dort wird Musik sowohl praktisch ausgeübt als auch theoretisch und historisch erforscht. Beides kann sich auf Franz Joseph Fröhlich, den Begründer der akademischen Musikpflege in Würzburg, beziehen. Auch die praktische Musiklehrerausbildung an der Musikhochschule sieht in Fröhlich ihren frühesten Vorläufer.

Bereits 1801 hatte dieser das universitäre „Collegium Musicum Wirzburgense“ von einer „türkischen Musik“ zu einem funktionsfähigen Orchester ausgebaut. Heute existiert noch das vor rund 30 Jahren gegründete und aus etwa 60 Studenten aller Fakultäten bestehende „Akademische Orchester“, das einmal im Semester mit einem großen Sinfoniekonzert an die Öffentlichkeit tritt. Demgegenüber hat sich der 1982 ins Leben gerufene Uni-Chor „Collegium Musicum Vocale“ vor wenigen Jahren aus seiner universitären Einbindung gelöst. Weitere Ensembles sind etwa in der Musikpädagogik installiert, u.a. ein Chor, ein Kammerorchester und eine Big Band. Hinzu kommt die bekannte Schuke-Konzert-Orgel in der Neubaukirche, die 2005 noch ein Carillon mit 57 Glocken erhielt. Auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit Musik geht auf Fröhlich zurück, der 1804 das „Akademische Musikinstitut“ gründete. Nachdem im Sommersemester 1922 erstmals musikhistorische Lehrveranstaltungen angekündigt worden waren, kam es 1939 zur Gründung eines musikwissenschaftlichen Instituts. Musik wird allerdings auch von anderen Fächern wie Europäische Ethnologie/Volkskunde, Germanistik oder Theologie thematisiert.

Nicht vergessen werden darf, daß Musik im universitären Alltag über Jahrhunderte in Form des studentischen Singens präsent war. Dafür entstanden im 19. Jahrhundert eigene Lied-Sammlungen, z.B. das „Lahrer Kommersbuch“ (auch „Allgemeines Deutsches Kommersbuch“ [ADK] oder „Großes Kommersbuch“), das noch heute in der über 160.

Aufl. in Gebrauch ist. Darüber hinaus geben bis heute viele studentische Korporationsverbände eigene Kommersbücher heraus. Aus den regellosen studentischen Trinkgelagen mit Wechselgesängen waren inzwischen Kommerse geworden, die sich nach einem genauen „Comment“ zu richten hatten und wo bis heute gemeinsam zur „Bierorgel“ (Klavier) aus der „Bierbibel“ (Gesangbuch) „der cantus steigt“. Akademische Gesangvereine schufen neue Lieder und sind bis dato im universitären Raum mit großen Chören und konzertanten Aufführungen hörbar. Allerdings ziehen singende Burschenschaften bei festlichen Umzügen der Universität oder bei Begräbnissen kaum mehr öffentlich durch die Stadt, wie Professoren von Studenten heute nicht mehr durch „Vivat“- oder „Pereat“-Ge-sänge („Er lebe hoch!“ bzw. „Nieder mit ihm!“) geehrt oder verspottet werden. Nicht zuletzt lassen sich über Personen und Liedgut Verbindungslinien z.B. studentischer Ulk-Lieder zu den Anfängen des Kabarets um die Wende zum 20. Jahrhundert ziehen. Mit den Protestsongs der 1960er Jahre verließ das studentische Singen dann den Universitäts-Campus, um in anderer Form als „MTV Campus Invasion“ am 3. Juli 2004 als Open Air-Veranstaltung mit rund 20.000 Zuhörern ans Hubland zurückzukehren. Zu nennen ist aber auch die 1872 gegründete, seit der Wiedergründung nach dem Zweiten Weltkrieg nichtschlagende „Akademisch-Musikalische Verbindung“ (AMV) Würzburg, die sich der Verschönerung des Studentenlebens durch die „Pflege von Gesang, Instrumentalmusik, Theater, Geselligkeit und Freundschaft“ verschrieben hat und mehrere Ensembles unterhält.

#### IV. Bürgerlich-städtische Musikkulturen

Nachdem das Würzburger Musikleben jahrhundertlang von Kirche und Hof dominiert worden war, entstand hier – wie in anderen Residenzstädten – um 1800 eine spezifisch bürgerlich-städtische Musikkultur, gespeist aus „liberal-nationalem Bürgergeist und säkularer Staatsräson“.<sup>10</sup> 1804 wurden das „Akademische Musikinstitut“ und die

„Churfürstlich privilegierte fränkische Nationalbühne“, das spätere städtische Theater, gegründet; 1812 verwandelte sich die zehn Jahre zuvor in der Hofstraße 3 eingerichtete Lesegesellschaft „Museum“ in die Vereinigung „Harmonie“, die nun auch Musikaufführungen und Bälle im eigenen Tanzsaal veranstaltete. Für die Belebung der schönen Künste durch „Bürgerkreise seit Mitte des [19.] Jahrhunderts“<sup>10</sup> an der auch die Universität ihren Anteil hatte, stehen zudem Ensemblegründungen, Chöre und Vereine, das Laienmusizieren oder Konzertabonnements, die zugleich das Repräsentationsbedürfnis befriedigten. Dabei verlief der Übergang vom höfischen zum bürgerlichen Musikleben relativ kontinuierlich. Beispielsweise wurden Mitglieder der Hofkapelle bei Liebhaberkonzerten und Opernaufführungen am Theater eingebunden.

#### Militär

Typisch für diesen Übergangsprozeß sind Leben und Werk des Würzburger Komponisten Joseph Küffner (1776–1856): Nachdem er als Hofmusiker nahezu funktionslos geworden war, leitete er die Militärmusik beim 12. Infanterie-Regiment und wurde damit zum „Vater der bayerischen Militärmusik“. Außerdem betätigte er sich als Theatermusiker und komponierte für städtische Repräsentationszwecke, für Konzerte in der „Harmonie“ und für den Hausmusikgebrauch. Oft handelte es sich hierbei um Bearbeitungen, Potpourris oder Variationen des populären Opernrepertoires, das er nach Bedarf für die Militärmusik oder unterschiedliche Hausmusikensembles einrichtete. Damit wurde Küffner zum international renommierten Modernkomponisten, dessen Werke bei namhaften Verlegern wie Schott in Mainz erschienen.

Überhaupt prägte das ‚bunte Tuch‘ im bürgerlichen 19. Jahrhundert weite Bereiche des gesellschaftlichen Lebens: Das Militär war überall präsent, sei es in Form uniformierter Tanzpartner bei Bällen im Theater-Kasino oder als Interpreten der Bühnenmusik im Theater. Die Gegenwart der Militärmusik gipfelte in der mittäglichen Wachablösung auf dem Markt, wo gewöhnlich eine „wohlbesetzte

*Musikbande*“ mit angenehmen Stücken die anwesenden Zuhörer ergötzte. Besonders stark identifizierten sich die Würzburger mit „ihrem“ 9. Infanterie-Regiment Wrede, das 1903 mit großem Aufwand und unter reger Anteilnahme der Bevölkerung sein 100jähriges Bestehen feierte. Unter Obermusikmeister Hans Sauter (1880–1932) gestaltete es die sonntägliche „Parade“ – ein Platzkonzert im Hofgarten – und nachmittägliche Familienkonzerte im „Huttenschen“ und „Platzschen Garten“.

In dieser Tradition tritt das heute im benachbarten Veitshöchheim stationierte 12. Heeresmusikkorps nicht nur bei militärischen Zeremonien auf. Es hat sich vielmehr zum Ziel gesetzt, die Bundeswehr in der Öffentlichkeit zu repräsentieren und die Integration des Bürgers in Uniform in die Gesellschaft mit Hilfe der Musik zu fördern. Das Repertoire reicht folglich von traditionellen Militärmärschen über Originalkompositionen für sinfonisches Blasorchester bis zu Big Band-Musik. Mehrfach wirkte das Musikkorps in Fernsehsendungen wie „Lustige Musikanten“ oder „Kein schöner Land“ mit.

### *Liebhaberkonzerte und Hausmusik*

Während die musikalischen Abendgesellschaften in der „Harmonie“ im 19. Jahrhundert noch unter reger Beteiligung sog. musikalischer Dilettanten stattfanden, bieten heute die Konzerte der „Musikalischen Akademie“ in der Musikhochschule und im Congress Centrum Würzburg meistens die üblichen Tournee-Programme renommierter Klassik-Stars. Demgegenüber widmete sich das bis 1995 bestehende Kammerorchester Würzburger Musikfreunde unter der Leitung von Heiner Nickles (1901–1990) vor allem der Pflege der Werke vergessener regionaler Komponisten. Es wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aus Liebhabern gebildet und gestaltete maßgeblich den musikalischen Wiederaufbau Würzburgs mit.

Trotzdem ist dieses Kammerorchester ebenso wie der große Bereich bürgerlicher Hausmusik kaum erforscht, was in letzterem Fall auf deren weitgehend privaten Charakter zurückzuführen ist. Wie hat es geklungen, wenn die „höheren“ Töchter im Salon ans Klavier

gebeten wurden? Welchen Stellenwert beanspruchte die Kammermusik für inzwischen längst aus der Mode gekommene Besetzungen? Nur anhand erhaltener Kompositionen solcher Tonsetzer wie Küffner können wir uns annäherungsweise ein Bild vom spezifischen Ton der Hausmusik und den Fähigkeiten der damaligen Musikliebhaber verschaffen. Den besonderen Habitus der Hausmusik vermitteln uns wiederum Bilddokumente, auf denen man sich mit Instrumenten in Pose setzt. Speziell wenn sich die Honorioren-Kapelle der Ammerländer – die heute noch donnerstags unter diesem Namen musiziert – in ihrem Übungslokal im Nebenzimmer der Gaststätte „Eckertsgarten“ traf, stand augenscheinlich der gesellige Aspekt der Blasmusik im Vordergrund.

### *Theater und Philharmonisches Orchester*

Im Mittelpunkt der Belebung der „schönen Künste“ durch das Bürgertum, das damit die Nachfolge von Adel und Hof antrat, stand freilich das Würzburger Theater. Seit seiner Gründung im Jahr 1804 wurde es euphorisch als entscheidender Schritt in Richtung Urbanität gefeiert. Die Bürgerschaft funktionalisierte ihr Theater deshalb gerne zur Selbstrepräsentation. Der anfänglich angestrebte Bildungszweck trat allerdings bald hinter das Unterhaltungsbedürfnis zurück: Dies zeigt sich besonders an den häufigen Aufführungen bürgerlicher Rührstücke und Komödien in Singspielform. Die populärsten Tänze und Lieder daraus wurden zu Gassenhauern bzw. Schlagnern und gelangten so direkt von der Bühne in die Wohnzimmer. Neben aus Theatermetropolen wie Berlin und Wien übernommenen Erfolgsstücken kamen manchmal auch spezifisch Würzburger Sujets wie die Kiliansvita auf die Bühne. Mit der deutschen Erstaufführung der Oper „Tilman Riemenschneider“ von Casimir von Pászthory (1886–1966) in der Spielzeit 2003/04 brachte das heute „Mainfranken Theater“ genannte Haus deutlich das bürgerliche Selbstverständnis einer städtischen Bühne zum Ausdruck: In diesem Werk identifiziert sich die Würzburger Bevölkerung mit ihrem Bürgermeister, dem Künstler Riemenschneider, gegen die Macht der Kirche. Das allerdings taugt heute

nicht einmal mehr zum Skandal, wie der Kritiker der FAZ titelte.

Heute leidet das Theater eher unter den gegenwärtigen Sparzwängen. Seine Bühnen – Großes Haus und Kammerstücke – präsentieren Werke aus allen Bereichen künstlerischer Darstellung, um ein vielfältiges Publikum anzusprechen: Neben ernster und komischer Oper, Operette und Musical machen Ballett und Schauspiel das „Mainfranken Theater“ Würzburg zum „3-Sparten-Haus“. Schließlich ist dort das Philharmonische Orchester Würzburg beheimatet. Sein Vorläufer ist die Hofkapelle, die bereits im 17. Jahrhundert zum höfischen Theater auf der Festung Marienberg zählte. Mit der Entwicklung des bürgerlichen Konzertwesens seit Ende des 18. Jahrhunderts wird das Orchester allmählich fester Bestandteil des städtischen Musiklebens. Neben der Begleitung im Musiktheater tritt es heute in einer eigenen Konzertreihe mit namhaften Solisten in Erscheinung. Besonderes Highlight ist die alljährliche Teilnahme am Mozartfest, vor allem die Gestaltung einer Nachtmusik im Hofgarten.

### *,Volksmusik‘ und ,Volkslied‘*

Theater und Philharmonisches Orchester stehen als Ikonen musikalischer ‚Hochkultur‘ in unmittelbarem Bezug zum städtischen Bürgertum. Mittelbar gilt dies allerdings ebenso für die sog. ‚Volksmusik‘ und für ‚Volkslieder‘, die an zwei Würzburger Fallbeispielen behandelt werden, heutzutage aber auch in Form musealisiert-erstarrter Traditionspflege, ironisierten Varianten bis zur regional getönten Weltmusik anzutreffen sind. Da Städte als Reaktion auf eine anti-modernistische Großstadtkritik jedoch lange als „Negativfolie“ des Lebens auf dem Lande galten, sind idealisierende Vorstellungen von ‚Volksmusik‘ und ‚Volkslied‘ in der Öffentlichkeit bis heute wirkungsmächtig, obwohl sich das Fach Volkskunde längst der Stadt als „*kulturräumliche[m] Gebilde*“ zugewandt hat, in dem sich eine „*Vielzahl ,kultureller Strömungen‘ gegenseitig dynamisieren*“ und „*„stets neue (auch widersprüchliche) kulturelle Formen und Bedeutungen“ hervorgebracht werden*.<sup>11)</sup> Versteht man wie der Hamburger Musikwis-

senschaftler Helmut Rösing die „*Stadt als Verdichtung einer Region*“, dann sind dort die „*„volkstümlich-regionalen Musikstile in neuen Zirkulationsformen und entsprechenden Veränderungen ebenso von Bedeutung [...] wie das Aufkommen neuer, stadtpezifischer musikalischer Gattungen und Stile.*“<sup>12)</sup>

Mit alternativen, jugend- und popkulturellen Musikszene sei auf typische urbane Musikkulturen verwiesen, die in der Ausstellung am Beispiel der Würzburger Gothic- und Rockabilly-Szene thematisiert wurden. Weiterführender im Zusammenhang des „Fränkischen Seminars“ 2008 sind freilich die von Rösing avisierten „*neuen Zirkulationsformen*“ „*„volkstümlich-regionaler Musikstile“*“. So läßt sich am Beispiel der von 1950 bis 1975 bestehenden „Fränkischen Bauernkapelle“ aus dem nahegelegenen Veitshöchheim zeigen, daß deren ursprüngliches Ziel, nämlich „*„schöne alte fränkische Tänze und Weisen zu pflegen“*“, bald dem Publikumsgeschmack preisgegeben wurde. Denn bei Dorffesten, Geburtstagsständchen, Unterhaltungsabenden und Konzerten in Veitshöchheim und Umgebung, in Würzburg und selbst im Radio, erklangen nun auch norddeutsche Schlager und konzertante Blasmusik. Analog hierzu hat Armin Griebel anhand der Schellacksammlung der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik nachweisen können, daß viele bayerische „*Oberlandlerkapellen*“ tatsächlich aus Nürnberg stammten und als Bestandteil „*„großstädtischer Unterhaltungsmusik“ einen „Reflex auf das Bayern- und Bauerlkische“ darstellen*.<sup>13)</sup> Dies bedeutet, daß professionelle bzw. semiprofessionelle Musiker aus der Stadt für ein ebenfalls städtisches Publikum vermeintliche ‚Volksmusik‘ vom Lande darboten.<sup>14)</sup>

In ähnlicher Weise erinnern viele Würzburger Heimatlieder vordergründig an ‚Volkslieder‘. Sie bedienen die Klischees von Wein, Weib und Gesang, besingen liebliche Landschaften, Weinberge, die Kirchtürme und ihre Glocken, die Festung Marienberg, das Käppele und die damit verbundene Marienfrömmigkeit, die Frankenwarte oder den Hofgarten. 15 solcher Würzburg-Lieder finden sich im Stadtarchiv Würzburg, darunter Robert

Maurmeiers (1862–?) „Mein Würzburg“. Der überwiegende Teil von ihnen ist volksliedhaft gehalten und dem Genre der Trink- und Heimatlieder zuzurechnen; thematisch rekurrieren sie auf gängige ‚Volkslied‘-Stereotype. Allerdings wurden sie ins städtische Milieu transformiert, als Heimat fungiert hier nicht mehr die dörfliche Welt, sondern ein wiederum verklärtes städtisches Idyll. Hinzu kommt, daß sie bis auf das Lied „Die Würzburger Glöckli“ kaum bekannt sind und Individualdichtungen darstellen: von Einheimischen oder ehemaligen Würzburgern in Verbundenheit zu ihrem Geburtsort verfaßt, von zufriedenen Besuchern dem Bürgermeister zugeschickt. Der Wiener Musikdirektor Ignaz Herbst (1877–?) widmete jenem 1939 eine „Würzburger-Rhapsodie“, und der Würzburger Musikstudent Karl Kroiß (1888–1964) komponierte 1924 für seinen Lehrer Hermann Zilcher einen Liederzyklus mit dem Titel „Würzburg, deinem Lächeln auf der Spur“.

Wenn also von ‚Volkslied‘ und ‚Volksmusik‘ die Rede ist, wird häufig übersehen, daß sich hier idealisierende Vorstellungen des 19. Jahrhunderts vom Musizieren des ‚einfachen Volks auf dem Lande‘ widerspiegeln. Vorstellungen, die in bürgerlich-städtisch-elitären Kreisen geboren wurden und einer nostalgischen Sehnsucht nach der ‚guten, heilen Welt‘ angesichts des Einbruchs der Moderne geschuldet sind. In gewisser Weise hat man dabei das für die sog. ‚klassische Musik‘ grundlegende Konzept des autonomen Kunstwerks, das aus sich selbst heraus, aufgrund hoher Ästhetik wie Kunstoffertigkeit, verständlich ist und dadurch seine Daseinsberechtigung erlangt, auf die ‚Volksmusik‘ übertragen. Angesichts der durch die Industrialisierung ausgelösten enormen Veränderungen stehen dann lokale Prägung, Verortung und Zuschreibung von ‚Volksmusik‘ für eine vormoderne Welt mit vermeintlich unverfälschten und ‚natürlichen‘ Lebensweisen: „Deutsch mußte es sein, aus dem Volk und vor allem: unbefleckt von jeglicher notierter, ‚gemachter‘ Kunstmusik. Die ‚Natur‘ wurde gegen die Kunst gestellt und [...] auf den Denkmalssockel erhoben.“<sup>15)</sup>

Dieses hier zutage tretende, romantisch verklärte Bild vom Landleben repräsentierte selbst im 19. Jahrhundert längst nicht mehr die Lebensverhältnisse für die Mehrheit der Deutschen. Als das ‚Volk‘ bildeten sie zudem keine homogene Masse. Vielmehr bestand die Bevölkerung Deutschlands tatsächlich aus unterschiedlichen Schichten und Gruppierungen mit divergierenden musikalischen Interessen. Denn Musikgeschmack und -repertoire sind damals wie heute variabel, machen selten an regionalen oder städtischen Grenzen halt und sind meist in irgendeiner Weise von aktuellen Musikmoden beeinflußt. Traditionelle Musikkulturen sind also weder unveränderlich noch müssen sie ‚uralt‘ sein und finden sich – wie gezeigt – nicht nur auf dem Land, sondern waren im Gegenteil besonders beim städtischen Publikum beliebt.

## Fazit

Mit katholischer Kirche, Residenz, Universität und städtischem Bürgertum sind die entscheidenden „kulturprägenden“ Faktoren der musikalischen Landschaft Würzburgs skizziert.<sup>16)</sup> Als ein „Phänomen der longue durée“ prägen sie bis heute Würzburgs musikalische Identität und künstlerische Atmosphäre, indem sie konkrete musikalische Praxen, institutionelle und personelle Strukturen, aber auch „Geschmacksorientierungen, ästhetische[n] Präferenzen und stilistische[n] Konventionen“ von Musikern und Zuhörern präformieren.<sup>17)</sup> Auf diese Weise ist der ehemalige Status Würzburgs als „Zentrum katholischer Barockkultur“<sup>18)</sup> und Sitz des Fürstbischofs zugleich, als Universitäts- und als prosperierende Bürgerstadt bis heute musikalisch wirkungsmächtig geblieben ist, haben sich diese Prägefaktoren als lokalspezifische Charakteristika nachhaltig in Würzburgs Musikleben und Musikgeschichte eingeschrieben. Mit der Auflösung der jeweiligen „weltanschaulichen Lager“ wurden die Konturen ihrer musikalisch-kulturellen „Deutungs-, Ästhetik- und Unterhaltungsmuster“ jedoch zunehmend unscharf.<sup>19)</sup> Andererseits stieg das Africa Festival in wenigen Jahren zu einem neuen Prägeelement von Würzburgs musikalischer „Geschmackslandschaft“ (Rolf Lindner) auf. Es steht jedoch stärker für Inter-

nationalität, Eventisierung und Popkultur und scheint eher zufällig in der Domstadt verortet.

Damit einher geht seit dem letzten Jahrhundert ein enormer Bedeutungszuwachs elektronischer Massenmedien, die einen weiteren, für die jüngste Geschichte einen entscheidenden, freilich kaum mehr lokaltypischen Einflußfaktor bilden. Inzwischen ist Musik ganz wesentlich zur Sache von Rundfunk, Fernsehen, Internet und verschiedensten Abspielapparaten geworden. Noch im Jahr 1957 hatten mehr als 20 Prozent der Würzburger Haushalte kein Rundfunkgerät, heute türmen sich in den Wohnungen Radios, Fernsehgeräte, CD- und DVD-Player. Obendrein: Während Musik in Würzburg in technischer Hinsicht immer mehr Facetten gewinnt, nimmt die Anzahl der Musikalienhändler drastisch ab. So ist Musik vor allem durch die elektronischen Massenmedien inzwischen allgegenwärtig und beliebig verfügbar geworden, dadurch weniger stark lokal verortet und an das Selbst-Machen gebunden. Damit einhergehend wird Musik heute nicht nur aktiv rezipiert, sondern in Kaufhäusern, Supermärkten und Kneipen unterbewußt aufgenommen. Konnten sich früher nur Adelige Musikgenuss leisten, sind heute fast alle Menschen finanziell in der Lage, ihren Musikvorlieben in irgendeiner Weise zu frönen. Musik wurde damit einerseits demokratisiert, andererseits ist Musik heute ein Phänomen, dem man, ob man es mag oder nicht, kaum mehr ausweichen kann. Alles in allem läßt sich feststellen, daß Musik aufgrund der zunehmenden Modernisierung, Individualisierung, Säkularisierung und Globalisierung wie der gesteigerten Mobilität und Technisierung seit dem 20. Jahrhundert eine sich immer mehr beschleunigende und überregional bestimmte Entwicklungs dynamik aufweist.

Welche Konsequenzen ergeben sich daraus? Es zeigt sich, daß die Trennlinie zwischen sog. „Gebrauchs-“ bzw. „Umgangsmusik“ und „Darbietungs-“ bzw. „Konzertmusik“ (Heinrich Besseler) selten eindeutig ist, daß institutionelle, personelle und stilistische Querverbindungen und Übergänge fast für jeden Bereich auszumachen sind, freilich heute mehr als früher. Deshalb sind Klassifikatio-

nen wie ‚U-‘ und ‚E-‘, ‚Volks-‘ und ‚Kunstmusik‘ etc. kaum geeignet die komplexe musikalische Realität einer Region – sei es eine Stadt, Landschaft oder bestimmte Gegend – als Ganzes zu fassen. Dies umso mehr als sich die Grenzen zwischen Stadt und Land, die gerne als Grenze zwischen ‚Kunst-‘ und ‚Volksmusik‘ sowie zwischen professionellem und Laienmusizieren aufgefaßt werden, weniger als Beschreibung musikalischer Realitäten denn als ideologische Konstrukte erweisen, die es zu hinterfragen und zu decodieren gilt.

Daraus folgt, daß regionale Musikforschung, wie sie im Rahmen des „Fränkischen Seminars“ 2008 thematisiert wurde, anstatt nach *Fränkischer Musik* besser nach *Fränkischem in musikalischen Phänomenen* fragen sollte, also wie die für eine bestimmte Untersuchungsregion ‚typischen‘ Merkmale ‚gemacht‘ sowie in Stadt und Land musikalisch repräsentiert werden. Es geht nicht darum, vermeintlich fränkischen Musikstilen, Genres oder Formationen hinterher zu jagen. Erfolgversprechender erscheint mir die Arbeitshypothese, daß sich regionale und lokale Spezifika in bestimmten Musikkulturen einschreiben. Solche Spezifika können rein musikalische Charakteristika (z.B. traditionelle Rhythmen, Formationen, Instrumentierungen), inhaltlich-textliche Bezüge (wie z.B. bei den Würzburg-Liedern oder dem „Frankenwein-Rap“), außermusikalisch-kontextuelle Besonderheiten (z.B. im Zusammenhang mit der Kiliansverehrung als Traditionslinie), Symbolisierungen bzw. kulturelle Repräsentationen (z.B. die historisch willkürliche Verbindung von Mozarts Musik mit der festlichen Atmosphäre der Residenz beim Mozartfest) oder auch Kombinationen daraus betreffen. Anhand der Kulturanalyse des jeweiligen Phänomens, seiner Entstehung, Entwicklung und Bedeutungszuschreibung lassen sich Prägungs- und Aneignungsprozesse im Sinne der Ausbildung einer musikbezogenen regionalen bzw. lokalen Identität<sup>20)</sup> präziser rekonstruieren. Hierbei ist – trotz aller Fixierung auf einen bestimmten regionalen oder lokalen Raum – der Aspekt der musikalischen Migration nicht auszublenden. Eher im Gegenteil: Durch die Jahrhunderte hin-

durch inspirierten immer wieder Musiker, Komponisten und Interpreten nicht-deutscher Kultur Würzburg musikalisch. Waren italienische Musiker wie der Komponist Platti im 18. Jahrhundert schwer in Mode, profitiert die Domstadt heute von den musikalischen Vorlieben eingewanderter Iren, Amerikaner, Spanier und Russen.

Zugleich führt die differenzierte Analyse von musikgeschichtlichen Gegebenheiten, Wirkungs-, Bedeutungs- und Wahrnehmungszusammenhängen weg davon, eine vermeintlich fränkische Identität als musikalische Heimat quasi naturgesetzlich in entsprechender ‚Volksmusik‘ bzw. einschlägigen ‚Volksliedern‘ zu verorten. Vielmehr ist musikalische Identität als Ergebnis gesellschaftspolitischer Entwicklungen und historischer Traditionslinien sowie zeit- und gruppenabhängiger Konstruktions- und Symbolisierungsprozesse zu begreifen und sichtbar zu machen. Dabei können die musikalischen Dimensionen fränkischer Identitäten ganz unterschiedliche Facetten betreffen: die Kilianslieder ebenso wie die Würzburg-Lieder, aber auch Persönlichkeiten, Örtlichkeiten, Institutionen und Formationen, welche Würzburgs musikalische Realitäten und Imaginationen prägt(en).

## Anmerkungen:

- 1) Lindner, Rolf/Moser, Johannes: Dresden: Ethnographische Erkundungen (in) einer Residenzstadt, in: dies. (Hg.): Dresden. Ethnographische Erkundungen einer Residenzstadt (= Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 16). Leipzig 2006, S. 11–34, Zitat S. 21.
- 2) Die Ausstellung wurde in der Sparkasse Mainfranken, Würzburg (28. September bis 13. Oktober 2004), in der Bücherei im Bahnhof, Veitshöchheim (4. bis 29. April 2005), in der Neuen Universität am Sanderring, Würzburg (2. Mai bis 17. Juni 2005) sowie bei der Universitätsmesse Jumax, Würzburg (22. bis 23. Juni 2005) gezeigt. Hierzu erschien ein 80seitiges Begleitheft, dem mehrere Textpassagen zu Würzburgs Musikleben entnommen sind und in dem sich ausführliche Literaturhinweise finden: Ewert, Hans-Jörg/Fackler, Guido: Musik in Würzburg. Begleitband zur Ausstellung „Soundscapes – Würzburger Klangräume“. Erarbeitet von einer studentischen Projektgruppe unter Leitung von Hansjörg Ewert und Guido Fackler. Würzburg 2005 (auch abgedruckt unter dem Titel „Soundscapes – Würzburger Klangräume“, in: Bayerische Blätter für Volkskunde. Neue Folge 6 (2004), Heft 1–2, S. 3–82). Hans-Jörg Ewert danke ich für Anregungen und die kritische Durchsicht des vorliegenden Beitrags.
- 3) Die Aufnahmen entstammten folgenden Tonträgern: Die Glocken des Würzburger Kilians-Domes. Ein Meisterwerk des Glockengießers F. W. Schilling. Bearbeitet von Hubert Foersch und Siegfried Issig. Musikbeiträge von Paul Damjakob, Gabriele Firsching und Bernd Kremlig. Benefiz-CD zu Gunsten der Sanierung der Marienkapelle. 2001 (CD); Projekt Heimat. Ein Projekt des Bezirks Unterfranken in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Musikakademie Hammelburg. Projektleitung: Peter Näder. 2004 (CD, LC 03120, Aufnahmen regionaler Bands); Küffner, Joseph: Hofmusik in Würzburg. Kammermusik mit Klarinette. Bietigheim o.J. (2 CDs, Bayer-Records BR 100 330/31); Komponisten in Würzburg. Hg. vom Tonkünstlerverband e.V. im DTKV in Zusammenarbeit mit dem Projektbüro Stadtjubiläum 2004 der Stadt Würzburg. 2004 (CD, CM 110, Werke bzw. Werkausschnitte von zehn Komponisten, die allesamt einen besonderen Bezug zu Würzburg haben bzw. hatten: Zsolt Gárdonyi, Hermann Zilcher, Klaus Hinrich Stahmer, Siegfried Fink, András Hamary, Peter Fulda, Klaus Ospald, Christoph Wünsch, Jürgen Schmitt und Bertold Hummel); „Dou ko mer tanz'n, sakrad!“. Frühe Tondokumente fränkischer Bauernkapellen. Musikauswahl und Texte: Armin Griebel, Heidi Schierer. Hg. von der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik der Bezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken. Walkershofen 1997 (CD, FFV 52a, Schellackaufnahmen von 1908 bis 1928).
- 4) Lindner/Moser: Dresden (wie Anm. 1), S. 14.
- 5) Lindner, Rolf/Moser, Johannes: Vorwort, in: Lindner/Moser: Dresden (wie Anm. 1), S. 7–10, Zitat S. 7.
- 6) Zur praktischen Umsetzung in der regionalen Musikförderung siehe z.B. Reder, Klaus: Heimatpflege im Bezirk Unterfranken. Aus der Arbeit des Bezirksheimatpflegers, in: Schöne Heimat 2000, Heft 2, S. 67–73; Speckle, Birgit: Blasmusik und E-Gitarre. Die Musikförderung des Bezirks Unterfranken, in: Bayerische Blätter für Volkskunde. Neue Folge 6 (2004), Heft 1–2, S. 83–91.

- <sup>7)</sup> Blessing, Werner K.: Vielfältige Stadtkultur, in: 200 Jahre Franken in Bayern. 1806 bis 2006. Aufsätze zur Landesausstellung 2006 im Museum Industriekultur, 4. April bis 12. November 2006. Hg. von Werner K. Blessing, Christoph Daxelmüller, Josef Kirmeier und Evamaria Brockhoff (=Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur, Bd. 52/2006). Augsburg 2006, S. 125–132, Zitate S. 130.
- <sup>8)</sup> Ebd., S. 131.
- <sup>9)</sup> Ebd.
- <sup>10)</sup> Ebd.
- <sup>11)</sup> Thomas Hengartner (TH) und Gisela Welz (GW) zitiert nach Hengartner, Thomas: Die Stadt im Kopf. Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt, in: Hengartner, Thomas/Kokot, Waltraud/Wildner, Kathrin (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme (= Kulturanalysen, Bd. 3). Berlin 2000, S. 89–105, Zitate S. 88 (TH), 91 (TH), 100 (GW), 91 (TH).
- <sup>12)</sup> Rösing, Helmut: Soundscape. Urbanität und Musik, in: Petersen, Peter/Rösing, Helmut (Hg.): 50 Jahre Musikwissenschaftliches Institut in Hamburg. Bestandsaufnahme – aktuelle Forschung – Ausblick (= Hamburger Jahrbuch für Musikwissenschaft, Bd. 16). Frankfurt a.M. u.a. 1999, S. 113–125, Zitat S. 114.
- <sup>13)</sup> Christ, Heidi/Griebel, Armin: Fränkische Volksmusik – eine Dokumentation, in: Christ, Heidi/Griebel, Armin (Hg.): Fränkische Volksmusik. Eine Dokumentation anlässlich der Landesausstellung 2006 „200 Jahre Franken in Bayern“. Forschungsstelle für fränkische Volksmusik der Bezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken. Kirchheim 2006, Booklet S. 1–5, Zitate S. 2 (CD, FFV 61). Vgl. Griebel, Armin: Die Anfänge institutionalisierter Volksmusikforschung und pflege in Franken, in: Bayerische Blätter für Volkskunde. Neue Folge 5 (2003), Heft 2, S. 194–203.
- <sup>14)</sup> Josef Focht wies für München nach, wie der Typus der „*Dachauer Bauernkapelle*“ als „Phänomene städtischer Unterhaltungsmusik“ entstand und als Muster die spätere Volksmusikpflege in Oberbayern prägte. Vgl. Focht, Josef: „Original Dachauer Bauernkapellen“ – Optische Requisite oder akustisches Charakteristikum einer Region?, in: Bayerische Blätter für Volkskunde. Neue Folge 6 (2004), Heft 1–2, S. 92–103, Zitat S. 103.
- <sup>15)</sup> Helms, Dietrich/Phleps, Thomas: Editorial, in: Helms, Dietrich/Phleps, Thomas (Hg.): No Time for Losers. Charts, Listen und andere Kannonisierungen in der populären Musik (= Beiträge zur Populärmusikforschung, Bd. 36). Bielefeld 2008, S. 7–10, Zitat S. 8.
- <sup>16)</sup> Blessing (wie Anm. 7), S. 130.
- <sup>17)</sup> Vgl. Lindner/Moser: Dresden (wie Anm. 1), S. 13, 21.
- <sup>18)</sup> Blessing (wie Anm. 7), S. 130.
- <sup>19)</sup> Vgl. Blessing (wie Anm. 7), S. 131.
- <sup>20)</sup> Diesbezüglich nach wie vor immer noch lebenswert: Bausinger, Hermann: Zur kulturellen Dimension von Identität, in: Zeitschrift für Volkskunde 73 (1977), S. 210–215.

## Francia nostra Der fränkische "Erzhumanist" Conrad Celtis Protocius (1459-1508) Zum 500. Todesstag

von

Jörg Robert

### 1.

Daß „unser Franken“ – „*Francia nostra*“ – das Zentrum Deutschlands, ja Europas darstellt, war für den fränkischen Humanisten Konrad Celtis Protocius, den man den „deutschen Erzhumanisten“, aber auch den „Erz-

*schem*“ genannt hat, eine ausgemachte Sache. In seinem poetischen Hauptwerk, den „*Amorum libri quattuor*“ (1502) („vier Bücher Liebesselegien“), stellt er sich seinem Publikum so vor:

*„Francia Germano mihi stirps et origo poetae  
Hercyniae medio cincta beata sinu,  
Quam Moenus mediam perlambit vitifer oram,  
Cuius quadrifluo nascitur unda iugo:  
Pinifer est, cuius de vertice flumina quattvor  
Quattuor in partes orbis amoena cadunt.“*

„Franken nenne ich, ein deutscher Dichter, Ursprung und Heimat, das glückliche Franken, das eingeschlossen inmitten des Herkynischen Waldes liegt. Mit seinen Weinbergen durchzieht es der Main, der entspringt auf dem Berg der vier Flüsse: Gemeint ist das Fichtelgebirge, von dessen Gipfeln vier Flüsse sich lieblich in die vier Himmelsrichtungen ergießen.“<sup>1)</sup>

Franconia, „caput mundi“ – dies ist ein Leitmotiv, das Celtis' Leben und Werk, sein Projekt einer deutschen Dichtung lateinischer Sprache von Anfang an bestimmt.<sup>2)</sup> Es ist ein aktuelles, zuletzt viel beachtetes Projekt – und dies nicht nur, weil wir 2008 des 500. Todestags des Autors (1459–1508) gedenken. Celtis war mit diesem Anliegen um 1500 nicht allein, und so kann er, der umtriebige Impulsgeber und „Networker“, bald in ganz Deutschland auf ein weit gespanntes Netz persönlicher und brieflicher Kontakte (sogenannte: „Sodalitates“) zählen, in denen die Idee einer patriotischen „Gelehrtenrepublik“ erstmals konkrete Gestalt annahm. Celtis hat auch erkannt, welche Vorteile – heute würde man sagen: „Synergieeffekte“ – eine enge Zusammenarbeit mit den bildenden Künsten für die Vermarktung seiner Person und seines Programms bedeutete. So wird er in den 1490er Jahren zum Freund und Förderer des jungen Albrecht Dürer, den er im Nürnberger Kreis um Sebald Schreyer, Charitas und Willibald Pirckheimer, Hartmann Schedel u.a. kennenlernt und dazu bewegt, für den Druck der „Amorum libri Quattuor“ eine berühmte Illustration – den sog. „Philosophia-Holzschnitt“ – beizusteuern.<sup>3)</sup> Wie das sog. „Sterbebild“ (besser: „Gedächtnisbild“), das der Augsburger Hans Burgkmair d.Ä. nach 1502 anfertigt, dienen diese Bilder der Vermarktung des „Labels“ Celtis. Sie sind Instrumente der Selbstdarstellung, die auf öffentliches Anschauen und Ansehen („gloria“, „fama“) an-

gelegt sind.<sup>4)</sup> Denn schon für die Medienkultur um 1500, die gerade erst zum Start in die „Gutenberg-Galaxis“ (MacLuhan) ansetzt, gilt die Devise: Medienpräsenz ist Marktpotenz, Sichtbarkeit im literarischen Feld ist für den „Self-made-Literaten“ neuen Zuschnitten um 1500 eine Frage des Überlebens – paradox, daß er dazu, wie auf Burgkmairs Bildepitaph zu sehen, seinen eigenen Tod inszenieren und imaginieren muß.

## 2.

Geboren ist Konrad Celtis unter dem Namen Konrad Bickel am 1. (bzw. in der Nacht zum 2.) Februar 1459 als Sohn eines Weinbauern in Wipfeld, an der Mainschleife zwischen Schweinfurt und Würzburg, wo noch heute ein Celtis-Rundweg durch das weitgehend erhaltene, historische Altstadtensemble führt. Das Geburtshaus steht nicht mehr. Mit diesen Daten sind die gesicherten Hinweise über Herkunft, Geburtsort und -datum des Dichters bereits erschöpft. Alles andere ist, so möchte man sagen, freie Erfindung bzw. Selbsterfindung. „Fictum“ und „factum“ verschlingen sich bei Celtis zu einer undurchdringlichen Einheit, zu einem Lebensentwurf, der nicht weniger Kunstwerk ist als die zumeist autobiographisch stilisierten Sammlungen seiner Oden, Epigramme und eben der „Amores“. Deren Eröffnungsgedicht nutzt Celtis, um – wie 300 Jahre nach ihm Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ – die eigene Geburt zur Sternstunde und Epochewende zu inszenieren. Der Zyklus hebt an mit einem poetischen Horoskop. Es stellt den Dichter in einen unheilvollen Antagonismus („Geviertschein“) von Venus und Saturn, welcher dann des Celtis' anhaltendes Unglück in der Liebe und mithin seine Liebesdichtung der „Amores“ motivieren soll. Über allem jedoch steht Apoll – der Gott der Dichtung:

„Phoebo nascere, quisquis eris.  
Ipse meam citharam plectro gestabis eburno  
Lesboaque canes carmina blanda chely,  
Seu te Germano contingat cardine nasci,  
Sive Italo, Gallo Sarmatico-ve polo,  
Nam mea sunt toti communia numina mundo,  
Sim licet Arctois languidior radiis.“



Abb. 1: Celts in der Schreibstube, im Kreis griechischer Gottheiten. Kolorierter Holzschnitt eines unbekannten Künstlers („Meister der Celts-Illustrationen“) aus *Quatuor libri Amorum secundum quatuor latera Germanie*. Nürnberg: [Drucker für die] Sodalitas Celtica, 5. April 1502, fol. a7r. (Exemplar der Bibliothek Otto Schäfer. Sign. OS 694). Nach: Hess, Amor als Topograph (wie Anm. 2), S. 27.



Abb. 2: „Sterbebild“ des Conrad Celtis. Monogrammierter und datierter Holzschnitt. 1. Zustand ca. 1507. Nach: Hess, Amor als Topograph (wie Anm. 2), S. 175.

„In jener Nacht konnte man die Leier am Himmel nicht sehen, denn Apoll hatte sie zu sich in seinen rosenfarbenen Wagen genommen. So schlug er sein Plektron, das weit hin über den ganzen Himmel ertönte und sang dazu: ‚Sei du nun ein Kind Apolls, wer immer du bist. Du wirst meine Kithara mit elfenbeinernem Plektron schlagen und anmutige Lieder im Stil der Leier von Lesbos singen, ob du unter deutschem Himmel geboren, unter italienischem, französischem oder polnischem: Denn meine Herrschaft erstreckt sich über die gesamte Welt, auch wenn meine Strahlen im Norden schwächer sind.“<sup>55)</sup>

Wie gesagt: was man darüber hinaus von Celtis weiß, ist mit Vorsicht zu genießen. So nennt er in den „Amores“ auch Würzburg (*Amores* 1,12) als alternativen Herkunftsland, spricht raunend von einem „hochberühm-

tem Geschlecht mit langer Genealogie“ („genus longo proavorum stemmate clarum“, ebd. v. 31), und läßt sich in einer weithin literarischen Lebensbeschreibung der 1490er Jahre, die er bei den Rheinischen „Soden“ in Auftrag gibt, sogar eine Abstammung aus einer „respektablen keltischen Familie“ andichten, die [angeblich] „in den führenden Kreisen Frankens in Ehre stand“.<sup>6)</sup> Wie dem auch sei: Celtis ist – wie viele seiner humanistischen Mitstreiter innerhalb der ständisch geordneten Gesellschaft der Frühen Neuzeit – Bildungsaufsteiger, Angehöriger einer neuen, geistig wie räumlich mobilen und anpassungsfähigen Bildungs- und Funktionselite. Immer wieder wird er sich daher auf die eigenen Leistungen berufen, den „wahren Adel“ des Geistes und der Schrift betonen. Die Biographie weiß von einer frühen Erziehung durch seinen ‚weisen‘ Bruder („a germano suo druide“) zu berichten; das Schlüsselerlebnis, die Flucht aus dem väterlichen Haus, um der Arbeit im Weinberg zugunsten eines Studiums in Köln zu entgehen, gehört wohl ins Reich biografischer Anekdotik. Gesichert ist dann wieder, daß er sich am 14. Oktober 1478 an der Artistenfakultät in Köln immatrikuliert, wo er auch am 1. Dezember 1479 das Baccalaureat – also den Vorläufer unseres neuen „BA“/ „Bachelors“ – ablegt. Dies übrigens noch unter dem Namen „Conradus Bickel de Swainfordia pauper“.

Zu Beginn der achtziger Jahre latinisiert (bzw. gräzisiert) er seinen deutschen Namen („Pyckell“, „Bickel“ oder „Pickel“, gemeint ist der Pfahlspieß); in Heidelberg, seiner zweiten Studienstation, tritt er bereits mit ihm in Erscheinung. Der Namenswechsel signalisiert – vergleichbar dem Ordensnamen des Geistlichen – den Eintritt in ein neues, artistisch stilisiertes Leben, das nicht mehr von der biographischen Tatsache, sondern von der symbolischen Bedeutsamkeit her bestimmt ist. Celtis ist der ‚neue Mensch‘ der Renaissance, der sich selbst – als „plastes et factor“ seiner selbst (wie Pico della Mirandola sagt) – erfindet und erschreibt. So kommt es, daß kaum ein Mensch um 1500 mehr von sich spricht und doch weniger von sich preisgibt als Celtis. Das Leben

ein Kunstwerk, ein Bedeutungsspiel – dies gilt zumal für den großen „*Amores*“-Zyklus, der in diesem höheren, humanistischen Sinne autobiographisch zu nennen ist. Diese zweite, humanistische Existenz, die sich im dreiteiligen Namen ausdrückt, wird fortan zur einzigen legitimen des Dichters Celtis. In seinen Schriften ist die Erinnerung an den historischen Weinbauernsohn Konrad aus Wipfeld gründlich getilgt und überschrieben mit der Pracht-*Capitalis* des Nationaldichters und ersten deutschen „*poeta laureatus*“, dessen Leben sich kosmischen Konstellationen verdankt.

Nach dem Baccalaureat beginnt Celtis – wiederum in Köln – ein Theologiestudium, das er jedoch nicht abschließt, um danach an die Universität Heidelberg zu wechseln, wo er zwischen dem 13. Dezember 1484 und dem 20. Oktober 1485 nachzuweisen ist. Hier hört er den bedeutenden niederländischen Humanisten Rudolf Agricola und erwirbt den Magistergrad. Nach Aufenthalten an den Universitäten Rostock und Erfurt wechselt Celtis an die Universität Leipzig, wo er – gewissermaßen als „Lehrkraft mit besonderen Aufgaben“ – Poetik und Rhetorik lehrt, d.h. konkret, die ersten Schritte auf dem Weg einer aktiven Beherrschung lateinischer Prosodie, Metrik und Gattungslehre vermittelt. Er tut dies auf der Grundlage eines schmalen Lehrbuchs, das unter dem Titel „*Ars versificandi et carminum*“ 1486 in Leipzig erscheint und zu einem weit überwiegenden Teil aus vorhandenen Kompendien kompiliert ist, die selbstverständlich nicht eigens ausgewiesen werden.<sup>7)</sup> Und doch wird die unscheinbare Handreichung im Umfang weniger Dutzend Seiten zum Medium einer nationalen Erweckung – ein Vorlesungsskript als humanistisches Manifest! Zu diesem an Hybris grenzenden Selbstbewußtsein tragen vor allem die poetischen Muster bei, mit denen Celtis sein Lehrwerk umrahmt. Beide bezeugen eine ans Besessene und Vermessene grenzende Bildungsempfase, die sich zunächst in einer Widmungselegie an Kurfürst Friedrich von Sachsen, den nachmaligen Protektor Luthers, verrät. Der Autor beschreibt hier seine Dichterweihe und orchestriert sie mit Pauken und

Trompeten: der Dichtergott Apoll sei ihm mit seinem Gefolge unter Blitz und Donner erschienen und habe ihm aufgetragen, diese „*erste Verskunst*“ („*ars metrica prima*“) – also die folgende „*Ars versificandi*“ – im Druck unters Volk zu bringen. Um das Gewicht dieser „Sendung“ zu unterstreichen, verleiht Celtis ihr biblische Züge: Celtis erscheint als neuer Moses, die neuen alten Gesetze der Metrik assoziieren die Mosaische Gesetzgebung auf dem Sinai – oder das Buch mit den sieben Siegeln, das Johannes in seiner Vision auf Patmos erblickt (Apoc. 5,1ff.).<sup>8)</sup>

Bei aller Hybris hat Celtis doch ein klares Projekt, eine Mission. Er entfaltet sie am Ende des Druckes in einer lateinischen (sapphischen) „*Ode an Apoll*“, die vielleicht das berühmteste, Manifest des deutschen Humanismus darstellt.

„*Phoebe, qui blanda citharae repertor,  
Linque delectos Helicona, Pindum et,  
Ac veni in nostras vocitatus oras  
Carmine grato!*“

„*Cernis, ut laetae properent Camenae  
Et canant dulces gelido sub axe!  
Tu veni in cultam fidibus canoris  
Visere terram.*“

„*Barbarus quem olim genuit vel acer  
Vel parens hirtus, Latii leporis  
Nescius, nunc sit duce te docendus  
Pangere carmen,*“

„*Orpheus qualis cecinit Pelsagis,  
Quem ferae atroces agilesque cervi  
Arboresque altae, nemorum secutae  
Plectra mouentem.*“

„*Tu celer vastum poteras per aequor  
Laetus a Graecis Latium videre  
Invehens Musas, voluisti gratas  
Pandere et artes.*“

„*Sic velis nostras, rogitamus, oras  
Italas ceu quondam aditare terras  
Barbarus sermo fugiatque, ut atrum  
Subruat omne.*“<sup>9)</sup>

„*Phöbus, du Erfinder der süßen Leier,  
Laß den Helikon, laß den teuren Pindus,  
Komm und hör den Ruf, komm mit süßem Lied  
Uns're Gefilde.*“

Siehst du, wie sich freudig die Musen tummeln  
Und trotz Eis und Schnee ihre Weise singen?  
Komm, besuch' auch du unser rauhes Land mit  
Tönender Leier.

Der Barbar, den einst noch ein ungeschlachter  
Vater zeugt', der nichts von der Römer Künsten  
Wußte, deiner Führung vertrauend lern' er  
Dichten ein Lied nun,

Wie es Orpheus den Griechen einst gesungen.  
Wilde Tiere folgten ihm, flinke Hirsche,  
Auch die Bäume folgten, die hohen, wenn das  
Plektron er rührte.

Wolltest rasch die Weiten des Meers durchheilend  
Latium von Griechenland aus erreichen  
und dabei die Musen, die holden, bringen  
Und alle Künste.

So nun, bitten wir, komm an unsre Küsten,  
Wie du einst italischес Land besuchtest.  
Dann soll auch barbarisches Wort und alles  
Dunkel vergehen.“

Dieses Programm war in Deutschland neu und als Neuheit auch intendiert. Der Dichter macht Epoche, indem er diese verkündet. Zwar war auch nördlich der Alpen der „*Herbst des Mittelalters*“ (Huizinga) angebrochen, doch nur zaghaft hatten sich seit den Reformkonzilien von Konstanz und Basel nördlich der Alpen ‚humanistische‘ Impulse geregt. Wo dies der Fall war, am ehesten in den größeren Städten und an den Universitäten, blieben sie zumeist im Bannkreis pädagogisch-moralischer oder theologischer Ziele, die versuchten, die Irritationen antiker Texte und Traditionen durch Harmonisierung mit christlicher Weltanschauung und Moral abzufedern. Das hieß dann etwa „*litterata pietas*“ oder „*sapiens eloquentia*“ (etwa: „Philosophie und Rhetorik“), ein Konzept, das in Deutschland bis ins 18. Jahrhundert hinein das Feld bestimmte. An der Rezeption der italienischen Ideen im Deutschland um 1500 wird der Unterschied zwischen Humanismus und Renaissance deutlich: So sehr der *Humanismus* als Bildungsbewegung in Deutschland ‚ankommt‘ und Tradition bildet, so wenig kommt es zu einer deutschen Renaissance, gar einer „*Kultur der Renaissance*“, wie sie Jacob Burckhardt für Italien beschrieben hat. Der deutsche „*Sonderweg*“

in die Moderne, die „*Verspätung*“ der deutschen Literatur, die als letzte der europäischen Nationalliteraturen ‚klassisch‘ wird, sie beginnt an dieser historischen Stelle.

### 3.

Celtis‘ Bildungsweg vollzieht sich also in einer Welt, in der die neuen Ideen – vor allem in den großen ‚freien‘ Reichsstädten und ihren Universitäten – vielerorts zu wirken begannen. Sebastian Brant publizierte in Straßburg sein „*Narrenschiff*“ (1494), eine mit humanistischen Lesefrüchten garnierte, im Grunde aber spätmittelalterliche Revue ethisch-moralischer Fehlleistungen. ‚Dichter-humanisten‘ wie Heinrich Bebel, bekannt vor allem durch seine urbanen „*Fazetten*“ (1509/14), trugen als Universitätslehrer zur Etablierung humanistischer Fächer innerhalb der unteren, sog. „*Artistenfakultät*“ der Hochschulen bei. Charakteristisch für die neue Zeit war eine neue Mobilität, man hat von „*Wander-humanisten*“ gesprochen, immer mit etwas kritischem Unterton – im Sinne von „*Bildungszigeuner*“. Dies galt zunächst für die Institution der „*peregrinatio academica*“, die „*akademische Wanderschaft*“ von Universität zu Universität, die Celtis mit einer gleichsam wissenschaftlichen Neugier begründet, die eigene Heimat, Land und Leute zu studieren und zu beschreiben. Diese „*Pilgerschaft*“ führt Celtis nicht nur an die äußerste Nordgrenze Deutschlands, nach Rostock, sondern auch nach Italien, wo er in Florenz die persönliche Bekanntschaft Marsilio Ficinos macht – jedoch auch die Verachtung für die nordalpinen „*Barbaren*“ am eigenen Leib zu spüren bekommt. Die italienische Sicht auf die transalpine, ‚boreale‘ Welt, war und blieb geringschätzig-polemisch – etwa mit den Vorzeichen, die Celtis selbst in der Apollo-Ode setzt. Der Humanismus war seit Petrarca auch und gerade eine *nationale* italienische Sammlungsbewegung: hier ging es nicht nur um eine Wiedergeburt kultureller Werte und Leistungen um ihrer selbst willen, sondern um die Wiedergeburt der Große Roms – gegen das deutsche Kaiserstum und die Idee der „*translatio imperii*“ – der Übertragung also der Herrschaft Roms auf das heilige römische Reich deutscher Nation.<sup>10</sup>

Diese Konstellation machte das Bild von der „Wiedergeburt“ (Re-naissance, renasci etc.) für die deutsche Sphäre, für das historische Selbstverständnis des deutschen Humanismus so schwierig, im Grunde ungenießbar.<sup>11)</sup> Denn auf welche ruhmreiche Vergangenheit, auf welche musterbildenden Texte hätte man sich berufen sollen? Die großartigen „vormodernen“ Werke der alt- und mittelhochdeutschen Literatur, „Parzival“ und „Tristan“, das „Nibelungenlied“, aber auch die mittellateinischen „Carmina Burana“ – sie waren mit dem neuen, an den antiken Texten orientierten Stilideal und Bildungskosmos nicht zu vereinbaren, sie standen ja geradezu für den abstrusen Geschmack des Mittelalters und waren – sofern sie überhaupt bekannt waren – in jener Volksprache verfaßt, die für Celtis und seine fundamentalhumanistischen Konspireure nur „rohes Gebrabbel des Volkes“ („crassa murmura vulgi“) darstellte.<sup>12)</sup> Wenn Celtis dagegen ältere Dokumente „deutscher Literatur“ herausgab, so handelte es sich durchweg um lateinische Texte: die Komödien der Hrotsvit von Gandersheim, die er 1493 im Benediktinerkloster St. Emmeram in Regensburg entdeckte<sup>13)</sup> und zum Druck beförderte, der „Ligurinus“ des Gunter von Pairis oder die „Germania“ des Tacitus, deren enorme Wirkung in Deutschland mit Celtis' Edition und Fortschreibung des Textes in einer Nürnberger Ausgabe des Jahres 1498 (–1500) beginnt. Die Abneigung gegen das „Vulgäre“ – lateinisch: „vulgus“ – bleibt jedoch bestehen. Von volkssprachigen Texten nahm Celtis – anders als seine Schüler Locher, Vadian oder Aventin – keine Notiz. Diese Abgrenzung von *vulgaris* und *Vulgare* hatte ja neben der ästhetischen vor allem die *soziale* Funktion, die ‚feinen Unterschiede‘ zwischen Geistesadel und Bildungsplebs herauszustreichen. Volk und Volkssprache schmeckte da zu sehr nach dem Idiom des großen Haufens, jener Illiteraten, unter die Celtis in seiner Ingolstädter Antrittsrede auch einen dekadenten Adel subsumierte, der sich „nur der Pferde- und Hundezucht widmet“ („tum equos et canes alentes“). So erklärt sich das scheinbar paradoxe Phänomen, daß von dem bedeutendsten deutschen Humanisten – abgesehen von

einem Brief an den Rat der Stadt Nürnberg, der in einem buchstäblich altfränkischen Deutsch gehalten ist – keine einzige deutsche Zeile erhalten ist.

Wegweisend war, daß es Celtis früh gelang, Kontakte zu den allerhöchsten Instanzen im frühmodernen Staat aufzubauen, in Leipzig zu Kurfürst Friedrich dem Weisen, dem er auch die „Ars versificandi“ widmete. Der Kurfürst war es auch, der sich bei Kaiser Friedrich III. dafür verwendete, daß Celtis auf der Nürnberger Burg als erstem deutschen Dichter jene Ehre zuteil wurde, die Petrarcha als rituellen Akt eingeführt hatte: die Dichterkrönung mit dem Lorbeerkrantz. Dieser 18. April 1487 ist buchstäblich eine erste „Sternstunde“ der Deutschen Literatur – Celtis hat sie und sich gebührend gefeiert in einem kleinen Sonderdruck („Poeticum proseuticum“), der auch ein Horoskop der glücklichen Stunde der Krönung bereit hielt.<sup>14)</sup> Für Celtis war das buchstäblich der Beginn einer neuen Zeitrechnung, die Geburtsstunde eines Großdichters und Nationalliteraten von kaiserlichen Gnaden. Seinen umfangreichen Briefwechsel mit Freunden und Gesinnungsgegnern, den er in diesen Jahren begann und der ihn als nationalen „Networker“ inszenierte, rechnete er „nach Jahren von seiner Dichterkrönung“.<sup>15)</sup>

Die Dichterweihe war vor allem ein symbolischer, ‚ermunternder‘ Akt, die „laurea poetica“ nur Vorschußlorbeeren, ein Wechsel auf die Zukunft. Denn Dichtungen hatte Celtis bis dahin kaum vorgelegt. Außer technischen Schriften, ein paar Mariengedichten, der Festschrift für den Akt der Dichterkrönung lag nichts vor, was die großspurige Zeremonie nennenswert hätte rechtfertigen können. Um so größer waren Versprechungen und Verheißenungen, für den Herrscher Imagepflege und „public relations“ zu besorgen: Das Neue des (italienischen) Humanismus war ja, daß er seit den Zeiten Petrarcas die Allianz mit den Großen suchte, eine Symbiose im Dienst von Ruhm und Nachleben. Humanisten waren die neuen Kommunikationsspezialisten – die „spin doctors“ der frühen Neuzeit. Der Buchdruck hatte eine neue Öffentlichkeit, einen Markt für solche Werbe- und Rechtfertigungs-

schriften geschaffen, die geschickt Selbstdarstellung und höfische Repräsentation verbanden.<sup>16)</sup> „Waffen und Kultur“ („arma et litterae“) hieß das damals, die Allianz von Hof und Humanismus war aus Italien wohl vertraut, und alle deutschen Fürsten und Herrscher blickten in den Süden. Das Konzept war das immer gleiche: im Stile des römischen Dichters Vergil, der kurz vor der Zeitenwende dem Kaiser Augustus in seiner „Aeneis“ ein Denkmal gesetzt hatte, wollte man die Geschichte(n) der Großen in gebührender epischer Breite würdigen. Mehr als einmal hat Celtis seinem Kaiser eine „Maximileis“ versprochen; es bezeugt sein delikates Empfinden für die eigene Würde und Unabhängigkeit, daß es nie ernsthaft dazu gekommen ist. Bei aller Nähe zu den Höfen blieb er doch der geborene Selbstdarsteller, dem die eigene „fama“ wichtiger ist als die seiner potentiellen Auftraggeber.

#### 4.

Was im nachhinein wie ein kometengleicher Aufstieg vom Winzersohn zum Hofhumanisten anmutet, war in Wirklichkeit ein steiniger Weg, der mit wiederholten Enttäuschungen verbunden war. Es dauerte vier Jahre bis Celtis an einer der avancierten „Reform-“ und „Exzellenzunis“ der damaligen Zeit, im bayrischen Ingolstadt, als vorerst außerordentlicher Professor für Poetik und Rhetorik unterkam. Auch hier trat er mit einem Manifest, einer volltonenden akademischen Antrittsrede auf, die immer wieder als Meilenstein der deutschen Bildungsgeschichte apostrophiert wurde.<sup>17)</sup> Mit ihr griff Celtis eine Gattung auf, die seit dem frühen Humanismus wiederholt für Grundsatzreflexionen über die *studia humanitatis* genutzt worden war; nach der Reformation wird sie ihre Fortsetzung in den Schulordnungen und -statuten der protestantischen Gelehrtenenschulen finden.<sup>18)</sup>

Celtis' „Ingolstädter Rede“, gehalten am 31. August 1492 wirkte in dieser Hinsicht in Deutschland modellbildend. Sie enthält Ideen zu einer inneren Reform des universitären Fächerkanons, die auf die neuen lebensweltlichen Wirkungsareale der *studia humanitatis*, insbes. der Rhetorik/*eloquentia* ver-

weist.<sup>19)</sup> Es wäre irreführend und anachronistisch, hier von einem „Bildungsprogramm“ – etwa im Sinne des Neuhumanismus – zu sprechen. Es ging um nichts anderes als eine radikale Studienreform, die zugleich pragmatisch und utopisch war. Kerngedanke der Rede ist die Verschränkung von Wort und Wissen, Rhetorik und Philosophie – seit Petrarca ein Kernanliegen des Humanismus, das an Ciceros Konzept einer rhetorischen Philosophie anschloß. Die intensive Lektüre der alten Philosophen, Dichter und Redner solle, so die Idee, ethische Grundsätze sowie Einblicke in das Wesen der Dinge, mithin Naturphilosophie in ansprechender Sprachform vermitteln. Der vom jungen Dürer nach Celtis' eigenen Skizzen ausgeführte *Philosophia-Holzschnitt* demonstriert die Schlüsselstelle, die der *eloquentia* (als Verbund von Rhetorik und Dichtung) im historischen wie bildungssystematischen Zusammenhang zugewiesen wird. Die Beschäftigung mit der (antiken) Literatur führt – so ist die Botschaft des Holzschnittes zu lesen – vermittelt über die „*artes liberales*“ (die „*freien Künste*“) – ins Herz des Wissens, der „Philosophie“.<sup>20)</sup> Wie konkret sich für Celtis *Bildungsidee* und *Bildungsreform* verbinden, wird schon am Druckensemblie ersichtlich, in dem die Ingolstädter Rede 1492 erschien – nämlich nicht als Haupttext, sondern als Anhang zu einem Gedicht mit dem Titel „*Panegyris ad duces Bavarie*“, mit der Celtis nach Meinung von Franz Josef Worstbrock „als erster Humanist in Deutschland ein umfassendes Wissenschaftsprogramm formuliert“ habe.<sup>21)</sup>

Dieses Programm stellte auf eine Bildungsrevolution ab: Ingolstadt sollte – wäre es nach Celtis gegangen – das Bologna des ausgehenden 15. Jahrhunderts werden. Die innere Hierarchie der spätmittelalterlichen Universität mit ihren vier Fakultäten (Artisten, Jurisprudenz, Medizin, Theologie) auf den Kopf zu stellen: die *artes liberales* sollten – so Celtis' Vorschlag – nicht mehr nur propädeutisches Grundstudium sein, sondern Medium, Ziel und Rahmen aller akademischen Bildung und Wissenschaft. Medizin und Jurisprudenz – die höheren Fakultäten – sollten integriert werden in einen Kursus,



Abb. 3: *Philosophia*. Kolorierter Holzschnitt von Albrecht Dürer aus *Quatuor libri Amorum secundum quatuor latera Germanie*. Nürnberg: [Drucker für die] Sodalitas Celtica, 5. April 1502, fol. a6v (Exemplar der Bibliothek Otto Schäfer. Sign. OS 694).

der ganz auf Rhetorik und Dichtung abgestellt war. Gegenüber den Theologen – der alten Geisteselite – führte Celtis sogar einen massiven Verdrängungskampf: die wahre Theologe war nicht die der spitzfindigen, „scholastischen“ Wortverdreher mit ihren Wortungeheuern, die den Humanisten ein Graus waren, sondern die der Dichter – *poe-tica theologia*. Es versteht sich, daß dieses ambitionierte Curriculum nie umgesetzt wurde. Der Plan verschwand – zunächst – in der Schublade. Zudem wuchsen die Widerstände in Ingolstadt, Celtis nahm es mit seinen Lehrverpflichtungen unter den „Rübenfressern“, wie er sie liebevoll nannte, nicht so genau und entzog sich seinem Deputat zu ausgedehnten Reisen und Exkursionen.

## 5.

In dieser für alle Seiten unerfreulichen Situation kam 1497 der Ruf nach Wien sehr gelegen. Wie immer hatte Celtis im Hintergrund seine Verbindungen spielen lassen. In Wien verstärkte er seine Bemühungen, am Hofe Kaiser Maximilians I., jenes „*letzten Ritters*“, Fuß zu fassen, der zahlreiche Humanisten als neue Führungs- und Funktionselite um sich versammelte und in seine Verwaltung zog.<sup>22)</sup> Hier ergaben sich vielfältige Aufgaben: diplomatischer Dienst, höhere Verwaltung, Öffentlichkeitsarbeit waren die wichtigsten. Sie erforderten ganz neue Qualifikationen und Schlüsselkompetenzen, wie sie innerhalb des spätmittelalterlichen Bildungsspektrums vor allem die Humanisten auszeichneten. Sie alle trugen im Verbund das „System Maximilian“: Künstler wie Dürer, der für Maximilian monumentale Werke wie „Triumpfwagen“ und „Ehrenpforte“ schuf, oder Celtis selbst sollten ihren Anteil an der Vermarktung des „Labels“ Maximilian liefern. In einer Zeit, die Web-Auftritte noch nicht kannte, blieb solche „*gedechtnus*“, wie Maximilian das nannte (also: „Andenken“) literarischen oder halbliterarischen Formen überlassen, die Medienpräsenz und bleibende „Sichtbarkeit“ gewährleisteten. Maximilian war dabei weitblickend genug, sein Selbstdarstellungsprojekt nicht auf einen ‚Stil‘, ein bestimmtes Publikum festzulegen. Vielmehr bediente er

unterschiedliche literarische Geschmäcker, wählte ältere wie neuere, volkssprachige wie lateinische Gattungen und Formen aus, um seinen Medienerfolg zu maximieren: so gab es parallel epische Dichtungen im spätmittelalterlichen Geschmack wie den „*Theuerdank*“ oder den „*Weisskunnig*“ neben humanistischen Plänen zu einem Maximilian-Epos im vergilichen Stil, wie es Riccardo Bartolini mit seiner „*Austrias*“ und Celtis mit panegyrischem Gelegenheitswerk wie etwa höfischen Schauspielen („*ludus Diana*e“, „*Rhapsodia*“) vorlegte.<sup>23)</sup>

Einen Meilenstein und Lebenshöhepunkt für Celtis bedeutete die Stiftung des sog. „*Mathematiker- und Dichterkollegs*“ in Wien („*Collegium poetarum et mathematicorum*“) im Jahre 1502, einer Art Sonder- oder Elitehochschule, die in unbestimmter Konkurrenz zur Wiener Universität stand und deren Vorsteher Celtis wurde.<sup>24)</sup> Schon der Name – übersetzt etwa: „*Institut für (die Ausbildung der) Dichter und Mathematiker (d.h. Astrologen)*“ – verrät Celtis’ Lebensprojekt: eine Verbindung von philosophischer („naturwissenschaftlicher“) und sprachlich-rhetorischer Bildung, eine Synthese jener „zwei Kulturen“ also, deren Auseinanderfallen sich hier, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, bereits ankündigte, auch wenn es von Dichter-Wissenschaftlern wie Regiomontanus oder auch Galilei noch einmal bekämpft wurde. Immerhin: Celtis interpretierte den Topos vom „*gelehrten Dichter*“ („*poeta doctus*“) als Aufforderung, Literatur und Wissen zu verbinden, ein Wissen, das von der Geographie bis zur Astronomie und Geschichte reicht. Die Ziele des Kollegs waren jedoch bescheidener und – zumindest von Maximilians Seite – alles andere als akademisch. Natürlich brauchte das Land weniger Dichter als (hohe) Verwaltungsbeamte, und man sollte die Celtis’sche Institution daher auch als eine Art Verwaltungshochschule verstehen, deren Anforderungen damals eben ganz in der ‚formalen‘, d.h. sprachlichen, Bildung bestanden. Daß dieses Konzept eine Zeit lang aufging, erhellt aus einer Reihe von mehr oder weniger panegyrischen Werbeschriften, die auch Schüler in größerer Zahl zu Wort kommen

lassen. Die historischen Quellen über den Fortbestand des Kollegs wie überhaupt über Celtis' Wiener Jahre sind jedoch so spärlich, daß nicht einmal der Zeitpunkt seiner Auflösung ganz klar ist.<sup>25)</sup>

## 6.

Flankierend zur Gründung des Kollegs konnte Celtis nun auch endlich an eine Publikation seiner seit den 1480er Jahren entstandenen Dichtungen denken. Bis dahin war Celtis vor allem als Prosaautor hervorgetreten, z.B. mit einer geographisch-ethnographischen Studie über die Stadt Nürnberg („*Norimberga*“), die Titel, Stil und methodischen Duktus der „*Germania*“ des Tacitus entlehnte.<sup>26)</sup> Jetzt aber schlug – finanziell ermöglicht durch Maximilian – auch die Stunde der Celtis'schen „*Poetica*“. 1502 erschien in Nürnberg ein reich illustrierter Band mit dem ausgreifenden, zunächst rätselhaften Titel: „*Vier Bücher Liebesegien nach den vier Himmelsrichtungen Deutschlands*“. Er bot eine Art Summe des Celtis'schen Denkens und Dichtens: neben der Sebald-Ode und kleineren panegyrischen Beiträgen vor allem die „*Norimberga*“ sowie die „*Germania generalis*“, eine Deutschlandbeschreibung in Versform, die Celtis seiner Edition von Tacitus' „*Germania*“ als aktualisierenden Anhang beigegeben hatte. Sie sollte das ambivalente, zwischen Barbarei und Natürlichkeit schwankende Bild, das der Römer von den frühen Germanen gezeichnet hatte, aktualisieren und korrigieren, d.h., die inzwischen vollzogene Zivilisierung Deutschlands gebührend betonen. So enthielt denn der Nürnberger Sammeldruck Vorarbeiten, Bruchstücke und „Kostproben“ eines großen Projekts: einer umfangreichen Deutschlandbeschreibung mit dem Arbeitstitel „*Germania illustrata*“, die Celtis auch in der Vorrede der „*Amores*“ an Maximilian ankündigte.

„*Ego non minori gloria hominem Germanum philosophiae studiosum dignum existimo, qui patriae suae linguae fines et terminos gentiumque in ea diversos ritus, leges, linguas, religiones, habitum denique et affectiones corporumque varia lineamenta et figuras viderit et observaverit. Illaque omnia*

*in illustrata Germania nostra, quae in manibus est, faventibus Germanis nostris numinibus et tuae inclitae maiestatis praesidio et auxilio quattuor Ibris, particularibus gentium tabulis explicemus.*“<sup>28)</sup>

„Ich bin der Meinung, ein deutscher Mann und Philosoph verdient denselben Ruhm, der die Grenzen seiner Muttersprache sowie die Bräuche, Gesetze, Dialekte, Riten, die Lebensweise, Charaktere und die verschiedenen physischen Züge und Eigenschaften [ihrer Bewohner] mit eigenen Augen gesehen und beobachtet hat. All diese Gegenstände werden wir in unserer *Germania illustrata*, die ich in Arbeit habe, – sofern es unsere deutschen Götter erlauben – unter dem Patronat deiner hocherlauchten Majestät in vier Büchern mit separaten Tafeln zu einzelnen Völkerstämmen darstellen“.

Celtis beruft sich also auf Empirie- und Autopsie, denkt an eine ethnographische Studie in der Tradition (und Konkurrenz) des italienischen Humanisten Flavio Biondo, der bereits 1474 eine „*Italia illustrata*“ vorgelegt hatte.<sup>29)</sup> Über weitere Details von Inhalt, Form und Methodik lassen sich nur Vermutungen anstellen, die Arbeit am „*opus magnum*“ ist offenbar nie über die Disposition hinaus gelangt, obgleich noch das „Sterbebild“ vier vollendete Bücher suggeriert. Alle geographischen, astronomischen, historischen und allgemein landeskundlichen Beobachtungen, Notate und Exzerpte zu dieser „neuen“ „*Germania*“ flossen in die „*Germania generalis*“ ein, die so etwas wie eine Kurzfassung der „*Germania illustrata*“ wurde, vor allem aber in die „*Amores*“, dies zeigt schon die Struktur „*nach den vier Außenflanken Deutschlands*“. Die Idee ist originell, um nicht zu sagen genial: Celtis verbindet ein (auto-)biographisches mit einem geographischen Gliederungsprinzip. Die vier Bücher Liebesdichtungen im Stile der augusteischen Liebesdichter Properz, Tibull und Ovid (mit Catull) stellen sowohl den Lebensweg des Dichters (durch seine vier Lebensalter von der Jugend bis zum Greisenalter) als auch seine patriotische Entdeckungs- und Pilgerreise („*peregrinatio*“) durch Deutschland nach – historisch-empirische Feldforschung *avant la lettre*.

Wissen ist hier buchstäblich an *Er-Fahrung* gebunden: der Leser sieht, was der Autor zuvor gesehen hat oder den Leser im Nachvollzug seiner „*peregrinatio*“ (etwa der verschiedenen Flussfahrten auf deutschen Strömen) sehen lässt. Noch beruht die „*Wissenspoetik*“ auf der Einheit von Erkennendem und Erkanntem, objektives Wissen ist in seiner Vermittlung an das Erfahrungssubjekt gebunden.<sup>30)</sup>

Eingerahmt und auf ein exemplarisches Niveau gehoben wird dieses poetische „*Ego-Dokument*“ der „*Amores*“ durch allerlei mystifizierende Spekulationen um die „pythagoreische“ heilige Vierzahl („*Tetrakty*s“), eine ganze Serie von Tetraden (Jahreszeit, Lebensalter, Himmelsrichtungen, Elemente, Temperamente, Farben etc.), die eine mehr oder weniger bedeutende Rolle in den einzelnen Büchern spielen:

„*Invenies autem in his nostris de amore libris utriusque, hoc est terrae et caeli nostri situm et positum, quas artes tu velut alter Caius Julius Caesar, Hadrianus et Alfonsus calles mirifice que te his oblectaris. Invenies item anni descripta a nobis tempora et ex cardinalibus caeli signis mutationes eius et temperamenta et (ut natura comparatum est) ingenia suum caelum et terram sequi; ita hic depicta et figurata secundum quattuor aetatum circulos et hebdomadas (ut Pythagorici tradunt) hominum animos et eorum corpora contemplabere.*“<sup>31)</sup>

„Ebenso wirst du darin von uns die Jahreszeiten, die Veränderungen des Jahreslaufes entsprechend der tropischen Sternbilder am Himmel beschrieben finden, sodann wie sich Temperamente und (wie es von der Natur eingerichtet ist) auch Charaktere nach den entsprechenden Himmels- und Landstrichen richten. So wirst du hier analog zu den vier Alterskreisen und Hebdomaden (wie es pythagoreische Tradition ist) die Eigenschaften der Menschen und ihre Körper gezeichnet und dargestellt finden.“

Die vier sog. Regionenholzschnitte, die jedes der vier Bücher „*Amores*“ eröffnen, setzen dieses ambitionierte Programm ins Bild. Im Zentrum der Holzschnitte steht der Dichter mit seiner jeweiligen Geliebten,

buchstäblich im Spannungs- und Wirkungsfeld jener unsichtbaren Kräfte von Raum, Gestirnen, Jahreszeit und Temperament usw. Die Liebesgeschichte ist nicht Selbstzweck, sondern Kristallisierungskern von Wissen und Information. Innerhalb der Vierheiten nehmen geographisches und biographisches Raster einen besonderen Rang ein. Jedes der vier Bücher schildert das Liebesverhältnis zu einer je neuen Geliebten, die der Dichter in einer der genannten deutschen (bzw. polnischen) Städte – Krakau, Regensburg, Mainz und Lübeck – kennengelernt haben will. Am Ende steht eine – natürlich fiktive – Überfahrt an den Rand der Welt, zur „*ultima Thule*“, eine „*tour de passage*“, von der Celtis jedoch rechtzeitig abberufen wird, um in Wien – gewissermaßen als fünfte und finale Lebensstation – sein „*collegium*“ zu eröffnen. Sogar der eigene Tod wird noch in den Raum der Dichtung hineingenommen: die „*Amores*“ schließen mit einem Gruß- und Mahnwort des Dichters aus dem Jenseits, das die „*deutsche Jugend*“ zur Nachfolge des eigenen, exemplarischen Lebensweges ermuntert. Es ist ein poetisches Gegenstück zum „*Sterbebild*“, das ein ähnliches Vermächtnis – Aufruf zu den *studia humanitatis* – enthält.

## 7.

Wie schon gesagt: Poetische Fiktion und Lebenswirklichkeit sind über den gesamten Zyklus hinweg nahezu ununterscheidbar, literarische und biographische Erfahrung formen zu gleichen Teilen diesen erotisch-patriotischen Kosmos. Denn dies vor allem macht die literarhistorische Bedeutung der „*Amores*“ und zugleich ihr *Skandalon* im spätmittelalterlichen Deutschland aus: sie entwerfen zum ersten Mal nördlich der Alpen ein radikal neues, von der Orientierung an der Antike bestimmtes, sinnlich-säkulares Weltbild, dem nichts Menschliches, schon gar nicht „*in eroticis*“ fremd ist. In der Vorrede beschreibt Celtis sein Werk als eine Enzyklopädie des Eros, ein Lehr- und Schauspiel seiner vielfältigen Formen zwischen den von Platon beschriebenen Polen „*gemeiner*“ und „*himmlischer*“ Liebe.<sup>32)</sup> Wieder ist Celtis philosophisch auf

dem neuesten Stand, offensichtlich kennt er bereits Marsilio Ficinos Kommentar zum „*Syposion*“ Platons, daneben auch die allegorischen Deutungen der ovidischen „*Metamorphosen*“ und des „*Metamorphosen*“-Romans des römischen Autors Apuleius. Ihm, Celtis, gehe es zwar um eine Darstellung der „*Macht der beiden Liebesformen*“, im besonderen aber um jene Liebe, die als kosmologisches Band und „*Naturprinzip*“ alle Elemente verbindet und im Menschen seine vielfältigen Wirkungen entfaltet.

„Quid autem animorum et mentium nexus mirabilius, quos amor inenarrabili quadam commixtione in unam substantiam rapit et unit, quod Graeci μεταμόρφωσις id est transmutationem vocant, ut duo corpora una se vivere anima alteraque se cum altera vivere et spirare putat et credit unaque morte sublata tamquam partem animae altera comitetur [...]?“<sup>33)</sup>

„Was aber gibt es Staunenswerteres als jene Verstrickung von Herz und Geist, welche die Liebe mittels einer unbeschreiblichen Vermischung unwiderstehlich in eine Substanz zusammenschweißt – ein Vorgang, welchen die Griechen μεταγύγχη, also Vertauschung [sc. der Seele; d.Verf.] nennen – die Erscheinung also, daß zwei Körper vermeinen, mit einer einzigen Seele zu leben, und die eine der festen Überzeugung ist, mit der anderen zu leben, zu atmen und so, wenn eine vom Tod dahingerafft wird, die andere sie begleitet, als sei diese ein Teil ihrer eigenen Seele [...]?“

Freilich: die „*Amores*“ stehen weniger im Zeichen der himmlischen als der irdischen Liebe, es ist literarische Erotik in bisweilen obszöner Drastik, die hier vorgeführt wird, ein elegischer Episodenroman der Liebe, ihrer Enttäuschungen und Erfüllungen, situiert in einer zeitgenössischen Lebenswelt, mit der Celtis sein literarisches *Alter ego* oft genug hart zusammenprallen läßt: da gibt es – biographisch verbürgt! – die Räuber, die den Dichter überfallen und ihn seiner Bücher berauben, Verständnisschwierigkeiten mit der polnischen Geliebten Hasilina, die den Dolmetscher erforderlich machen.

Wir sehen den lüsternen Priester als Nebenbuhler, der sich, vom Dichter überrascht, wie ein Geist verflügt und zu einer gelehrt-ironischen Abschweifung über die Macht der Magie Anlaß bietet. Aber – und vor allem – immer wieder Reflexionen über Liebe als elegische Passion, über die zwei Seelen in der eigenen Brust, die zwischen Venus und Apoll, Liebe und Philosophie zerissen ist, wie es das sinistre poetische Horoskop der Eröffnungselegie angekündigt hatte. Hinzu treten Klagen über die untreue Geliebte, ihre „*sittliche Entartung*“, die Celtis einmal den Anlaß zu einer kulturkritischen, Rousseau vorwegnehmenden Suada zum Thema „*prisca simplicitas Germanorum*“ gibt (Am. 2,9). „Nebenbei“, so hatte Celtis in der Vorrede betont, wolle er all das zusammentragen, „*was in Deutschland erwähnenswert ist: Flüsse, Berge, Seen, zudem die bedeutenderen Städte, die Heimat berühmter Deutscher*“, und – wo sich die Gelegenheit bietet – „*auch der Könige und Herrscher, insbesondere aber die Taten und Kriege Maximilians*“.<sup>34)</sup> Dieses Prinzip der beiläufigen Erwähnung, der patriotisch-ländeskundlichen Abschweifung findet sich in den „*Amores*“ überall. Viele darunter sind Pracht- und Kabinettsstücke neulateinischer Dichtung, freche und frivole Höhepunkte der Literatur des 16. Jahrhunderts, in denen „*scherzende Muse*“, genuiner Erlebnisbericht und literarische Selbstmystifikation eine bewußt zwielichtige Verbindung eingehen. Dies gilt z.B. für die Besichtigung des noch heute berühmten Salzbergwerkes im polnischen Wieliczka, 13 km südöstlich von Krakau, die Celtis in den Farben des vergilischen Unterwelgangs beschreibt („*tristes ausus inire domos*“), launige Spekulationen über telepathische Vorahnungen und Blicke (Am. 1,11), die gewissermaßen Versuche in erotischer Naturwissenschaft darstellen.

Ein solches Meisterstück erotischer Ländeskunde sei ans Ende gestellt. Für den Franken ist es von lokalpatriotischem Interesse, verbindet es doch die Herkunft des Dichters mit der seiner (vermeintlichen) Heimat Würzburg, lateinisch bzw. griechisch „*Heripolis*“:

„Bedenke zudem meine Familie, die durch den Stammbaum der Ahnen einen guten Namen besitzt, wo der Main mit seinen kühlen Wassern in Windungen fließt, dort, wo die Stadt der Franken in einem berühmten Tal sich erhebt, welche mit griechischem Namen nach dem Erebos heißt. Es geht die Sage, daß die Griechen, als sie Galliens Land aufsuchten, ihre Schiffe an den Ufern des Rheines entladen hätten; dann hätten sie in den offenen Tälern des hercynischen Waldes in dieser ruhigen Gegend eine griechische Stadt gegründet. Und als sie Dis der Sitte gemäß Schafe als Sühneopfer glücklich darbrachten und sie Druiden für die heiligen Tempel einsetzten, da gaben sie nach Dis [d.h. Pluto, der Unterweltsherrscher; d. Verf.] der Stadt ihren griechischen Namen, und noch heutigentags bewahrt das Volk die Sprache der Griechen. Denn auf griechisch bringen sie jährlich Opfer dar, und von argolischen Weisen hält der ganze Tempel wider, vor dessen Stufen die Bildnisse der alten Götter, die altehrwürdigen Statuen von Pallas und Mars noch heute stehen. Am Leib tragen sie die uralten Gewänder der Griechen – Väter wie Mütter und die Jugend in ihrer Pracht –, Gewänder, die allerdings im Laufe der Zeit teils das Klima teils Wohlstand oder die Liebe zum Fremden verändert hat. Niemand wundere sich also, daß ich, griechischem Blut entsprossen, Hellenisches wieder in meine Heimat gebracht habe.“<sup>35)</sup>

Würzburg also als Hort des alten Griechentums – wenigstens in der sog. „Missa graeca“, bei der die Teile „Gloria“, „Credo“, „Pater noster“, „Agnus Dei“ u.a. griechisch gesungen oder gelesen werden konnten.<sup>36)</sup> Celtis zieht aus dieser Beobachtung die weitest möglichen kulturhistorischen (und biographischen) Schlüsse: Im Zentrum Deutschlands hat sich ein Raum paradiesischer Ursprünglichkeit erhalten – Franken und Würzburg! –, in dem die Zeit still zu stehen, die Erinnerung an die goldene Zeit der griechischen Antike noch vital scheint. In Franken – so könnte man Celtis paraphrasieren – ist das Paradies, ist Griechenland nie vergangen; damit wird eine Wahlverwandtschaft begründet, die pointiert gegen die ita-

lienische Rom- und Renaissance-Ideologie gerichtet ist. Auch Deutschland – genauer gesagt Franken – besitzt eine kulturelle Würde, die den Barbarenverdacht, der seit Petrarca gegen die Deutschen im Raume steht, endgültig aus dem Weg räumt.

## 8.

Derartige topographische und kulturhistorische Mythen finden sich in den „Amores“ in großer Zahl. Alternativ weist Celtis z.B. Orte und Regionen aus, die den Mittelpunkt Deutschlands – in den Grenzen von 1502 sozusagen – bilden: Nürnberg, Prag, das Fichtelgebirge, Würzburg, der Main usw. Raumkonzept und Raumsemantik der „Amores“ haben eine topographische und eine symbolische Ebene: topographisch bzw. kartographisch erscheint das Bemühen, im Anschluß an die „Geographie“ des Ptolemaios auf den Regionenholzschnitten exakte Angaben zur räumlichen Ausdehnung der „Flanken“ Deutschlands zu geben, symbolisch dagegen das Bemühen, die alten ‚mythologischen‘ Weltmittelpunkte des Mittelalters – Jerusalem, das Paradies, Rom – durch neue nationale zu ersetzen.<sup>37)</sup> Auch darin verbirgt sich die Idee der „translatio“: Achse und Mittelpunkt der Welt haben sich nach Deutschland, zur „Germania nova“ bzw. „magna“ hin verschoben. Daß dazu manche Mystifikation und Geschichtsklitterung notwendig ist, versteht sich von selbst; relativiert werden solche Hypothesen immer wieder von ihrer Einbettung in den Liebesroman, die den gesamten Wissensbestand erotisch-ironisch klimatisiert. In der Vorrede an Maximilian schreibt Celtis dazu entschuldigend:

„Quod si nostrarum rerum omnino adhuc sinceri iudices esse recusaverint, accipiant, quaeso, in pensiunculae modum circa lasciva quaedam nostra carmina, quae admodum pauca sunt (ita cogente materia scribendi) ex philosophia summisque viris Platonicis, Pythagoricis et Peripateticis Epicuroque, quem Seneca moralissimus in suis undique libris laudat et allegat, adducta loca, ob eamque rem a nobis id factum esse, ne lubrica tota, inanis, suervacanea, sterilis, denique arida, iejuna siccaque foret amoris trac-

*tatio et, ut in fabulis est, dulcius arriderent  
seria mixta iocis, utque in conviviis fit, grata  
foret lectori rerum varietas.*“<sup>38)</sup>

„Sollten sich aber bestimmte Leute noch immer weigern, über unsere Schriften ein aufrichtiges Urteil zu fällen, so mögen sie als Kompensation für einige leicht geschürzte Gedichte – die nur eine geringe Zahl ausmachen (und das nur, weil es das Thema so verlangt) – Stellen bekommen, die ich aus der Philosophie und den bedeutendsten Platonikern, Pythagoreern, Peripatetikern und Epikur (den Seneca, der größte Ethiker in seinen Büchern überall zustimmend zitiert) zusammengetragen habe. Und sie sollen wissen, daß ich dies [d.h., die frivolen Gedichte] aus dem Grunde getan habe, damit mein Traktat über die Liebe nicht unanschaulich, trocken, leer, unnütz und trocken bleibt und – wie es in mythologischen Darstellungen der Fall ist – ‘Ernstes uns freundlicher lacht, wenn es mit Scherz sich vermischt’ und damit der Lesser sich, wie beim Gastmahl, an einer willkommenen Abwechslung erfreuen kann.“

Der entschuldigende, apologetische Zug solcher Ausführungen ist nicht zu unterschätzen: Celtis tritt als Philosoph im Pelz des Epiküters und Erotikers auf. Liebesdichtung wird zum Traktat über die Liebe, zur „tractatio amoris“ geadelt. Celtis spielt damit auf die beiden großen Lehrmeister der Liebe an – einerseits auf Ovid und seine „Ars amatoria“, andererseits auf Marsilio Ficinos Kommentar zu Platons „Symposion (De amore)“. Immerhin: In der griffigen Formel „seria mixta iocis“ – „Ernst mit Scherz gemischt“ – liegt denn auch das eigentliche Zentrum der „Amores“, ihre *raison d'être* als „Wissenstext“ und „poetik“, die sie bis zum Schluß zu sein vorgibt. Hier, in der subtilen Verschränkung von Literatur und Wissen, liegt das Eigentliche und – wenn man so will – zeitbezogen Bizarre der „Amores“, die den Zerfall der Kultur in die „zwei Kulturen“ von Geistes- und Naturwissenschaften noch nicht kennen bzw. souverän ignorieren, ein wenig so, als hätte Max Planck seine Quantenmechanik in einen erotischen Roman, Werner Heisenberg seine Unschärferelation in Schäferdichtung, Einstein seine

Relativitätstheorie in petrarkistische Lyrik verwandelt. In der Frühen Neuzeit sind solche Symbiosen von Wort und Wissen, Dichtung und Didaktik keine Seltenheit, mehr noch: im Horizont der horazischen Forderung, der Dichter solle „*entweder nützen oder erfreuen, oder zugleich Angenehmes und Ersprießliche für das Leben vermitteln*“, sind sie geradezu die Norm.

Dennoch: Wie Celtis Karneval und Kosmologie, subjektive Er-Fahrung und objektives Wissen zu einer Einheit verschmilzt, bleibt ein singuläres Ereignis jener ephemeren deutschen Renaissance, die mit dem Auftreten eines gewissen Augustiner-Mönchs aus Wittenberg rasch ad acta gelegt wird. Erst Goethe wird in seinen „Römischen Elegien“ mit vergleichbarer literarischer Chuzpe den heidnischen Hedonismus der antiken Liebesdichtung beschwören – und dabei ähnlich harsche Reaktionen auf sich ziehen, wie sie Celtis 300 Jahre zuvor provozierte. Die erhaltenen Exemplare der „Amores“ belegen, wie sehr die offene Darstellung des Erotischen provozierte. Manch einer hatte da schnelle Abhilfe parat. Als der Liebende wieder einmal die ausweglose Hitze seiner Passion beklagt und nach einem „remedium“ verlangt, kommentierte dies ein unbekannter Leser am Rand mit dem lakonischen Hinweis, er möge doch den „ars in kalt wasser“ stecken. Hinter solchen wahrhaft „altfränkischen“ Urteilen mochte auch die „vaterländische“ Germanistik des 19. Jahrhunderts, der die neulateinische Literatur ohnehin suspekt war, nicht zurückstehen. Ein Verdikt unter vielen mag illustrieren, wie es zu der „gestörten Rezeption“ der neulateinischen Dichtung kommen konnte, die zu ihrer fast völligen Verdrängung aus dem literarhistorischen Bewußtsein geführt hat.<sup>39)</sup> Wolfgang Menzel stellt in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ (1859) fest: „Mit der größten Rücksichtslosigkeit erzählt der Dichter, wie er mit diesen Mädchen auf dem vertraulichsten Fuße gestanden sey, ja er trägt mit classischem Stolz den nacktesten Cynismus zur Schau. [...] Im Uebrigen ist des Celtis Gedicht trocken, phantasielos, nur vollgepfropft von classischen Namen und

Begriffen [...] Nur im Ausmalen üppiger Schäferstunden zeigt er Feuer, aber ein unnatürliches.“<sup>40</sup>) Gnädiger – und gerechter – urteilte da noch ein Johann Christoph Gottsched (1700–1766), der berühmte Autor eines „Versuchs einer critischen Dichtkunst vor die Deutschen“ (Leipzig 1730). In seiner „Ausführlichen Redekunst, nach Anleitung der alten Griechen und Römer“ (zuerst 1728, <sup>5</sup>1759) betont er die nachhaltige Bedeutung der Generation Celtis für die Kultivierung der *studia humanitatis* in Deutschland:

„Zu eben dieser Zeit [sc. um 1500] haben Rud[olf] Agricola und Conrad Celtis sich angelegen seyn lassen, die freyen Künste, die damals in Italien schon im schönsten Flore waren, auch in Deutschland gemein zu machen [...] So viel ist gewiß, daß diese wackern Männer sehr viel zu Vertreibung der vormaligen Barbarey in Deutschland beygetragen, ob sie gleich um die deutsche Sprache insonderheit sich keine Mühe gegeben haben.“<sup>41)</sup>

## Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> Am. 2, 10, 21–26. Die Zitate folgen der kritischen Ausgabe von Felicitas Pindter: *Quatuor libri Amorum secundum quattuor latera Germaniae. Germania generalis. Accedunt carmina aliorum ad libros Amorum pertinentia.* Hrsg. von Felicitas Pindter. Leipzig 1934, hier S. 47.
- <sup>2)</sup> Robert, Jörg: Konrad Celtis und das Projekt der deutschen Dichtung. Studien zur humanistischen Konstitution von Poetik, Philosophie, Nation und Ich. Tübingen 2003. Einen Gesamtüberblick über das Schaffen bietet auch der Katalog Claudia Wiener/Günter u. Ursula Hess/Jörg Robert (Hrsg.): Amor als Topograph. 500 Jahre Amores des Conrad Celtis. Ein Manifest des deutschen Humanismus. Kabinettausstellung der Bibliothek Otto Schäfer, 7. April – 30. Juni 2002. Schweinfurt 2002.
- <sup>3)</sup> Wuttke, Dieter: Humanismus als integrative Kraft. Die Philosophia des deutschen ‚Erz-humanisten‘ Conradus Celtis. Eine ikonologische Studie zu programmatischer Graphik Dürers und Burgkmairs, in: ders., Dazwischen. Kulturwissenschaft auf Warburgs Spuren. 2 Bde. Baden-Baden 1996, Bd. 1, S. 389–454.
- <sup>4)</sup> Eine Gesamtdarstellung der Illustrationen bietet nun Luh, Peter: Kaiser Maximilian gewidmet. Die unvollendete Werkausgabe des Conrad Celtis und ihre Holzschnitte. Frankfurt/Main [u.a.] 2001.
- <sup>5)</sup> Übersetzungen, sofern nicht anders vermerkt, vom Verf.
- <sup>6)</sup> Rupprich, Hans: Der Briefwechsel des Konrad Celtis. München 1934, S. 610: „*familia Celtica honesta et apud primores Franciae honorata.*“
- <sup>7)</sup> Worstbrock, Franz Josef: Die ‚Ars versificandi et carminum‘ des Konrad Celtis: Ein Lehrbuch eines deutschen Humanisten, in: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1978 bis 1981. Hrsg. v. Bernd Moeller, Hans Patze, Karl Stackmann. Göttingen 1983, S. 462–498.
- <sup>8)</sup> Robert, Jörg: ‚*Carmina Pieridum nulli celebrata priorum*.‘ Zur Inszenierung von Epochenschwelle im Werk des Conrad Celtis, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache 124 (2002), S. 92–121.
- <sup>9)</sup> Metrische Übers. vom Verf. Lateinischer Text unter behutsamer Modernisierung von Orthographie und Interpunktionsziffern zitiert nach Robert Seidel u. Hermann Wiegand (Hrsg.): Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts. Lateinisch und deutsch. Frankfurt/Main 1997, S. 68–70.
- <sup>10)</sup> Zu dieser „nationalen“ Perspektive des deutschen Humanismus und ihren Voraussetzungen vgl. Müller, Gernot Michael: Die „*Germania generalis*“ des Conrad Celtis. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar. Tübingen 2001.
- <sup>11)</sup> Worstbrock, Franz Josef: Über das geschichtliche Selbstverständnis des deutschen Humanismus, in: Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972. Hrsg. v. Walter Müller-Seidel. München 1974, S. 499–519.
- <sup>12)</sup> Füssel, Stephan: „*Barbarus sermo fugiat*.“ Über das Verhältnis der Humanisten zur Volkssprache, in: Pirckheimer-Jb. 1985, S. 71–110.
- <sup>13)</sup> Heute Bayerische Staatsbibliothek München, clm 14485. Dazu Hess, Ursula: Art. Hrotsvit von Gandersheim, in: Hess, Amor als Topograph (wie Anm. 2), S. 125–131.

- 14) Abbildung in Hess, Amor als Topograph (wie Anm. 2), S. 303f. Zur Dichterkrönung auch Stroh, Wilfried: Horaz und das ‚Proseuticum‘ des Celtis, in: Auhagen u.a. (Hrsg.): Horaz und Celtis, S. 87–119.
- 15) Robert, Jörg: Art. Celtis, in: Worstbrock, Franz Josef (Hrsg.): Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon. Berlin–New York 2006, S. 375–427, hier S. 400.
- 16) Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 22–25.
- 17) Gruber, Joachim (Hrsg.): *Conradi Celtis Producii panegyris ad duces Bavariae*. Wiesbaden 2003 (mit Einleitung und Literatur).
- 18) Vgl. Kühlmann, Wilhelm: Pädagogische Konzeptionen, in: Hammerstein, Notker (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 1: 15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe. München 1996, S. 153–196.
- 19) Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 145–150; Worstbrock, Franz Josef: Hartmann Schedels „Index librorum“. Wissenschaftssystem und Humanismus um 1500, in: Studien zum 15. Jahrhundert. Festschrift für Erich Meuthen. Hrsg. von Johannes Helmuth u.a. München 1994, S. 697–715.
- 20) Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 105–128.
- 21) Worstbrock, „Index librorum“ (wie Anm. 19) S. 712.
- 22) Zum Maximilian-Kreis Müller, Jan-Dirk: Gedächtnis. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I. München 1982.
- 23) Robert, Art. Celtis (wie Anm. 15), Sp. 410–414.
- 24) Wiener, Claudia: „Et spes et ratio studiorum in Caesare tantum“. Celtis‘ Beziehungen zu Maximilian I., in: Hess, Amor als Topograph (wie Anm. 2), S. 75–84 (mit weiterer Literatur).
- 25) Graf-Stuhlhofer, Franz: Das Weiterbestehen des Wiener Poetenkollegs nach dem Tod Konrad Celtis‘ (1508). Eine humanistische Pioniereinrichtung und ihr Wirkungsumfeld, in: Zeitschrift für Historische Forschung 26 (1999), S. 393–407.
- 26) Werminghoff, Albert (Hrsg.): Conrad Celtis und sein Buch über Nürnberg. Freiburg i.Br. 1921.
- 27) Zur Entstehungsgeschichte Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 161–170.
- 28) Pindter, *Quattuor libri Amorum libri* (wie Anm. 1), S. 6 f. (§ 53–54).
- 29) Müller, „Germania generalis“ (wie Anm. 10), S. 233–250.
- 30) Vgl. Robert, Jörg: Subjektive Liebeseliege – elegisches Subjekt – Subjektivierung des Wissens. Sieben Thesen zum Verhältnis von Dichtung und Landesbeschreibung in den ‚Amores‘ des Konrad Celtis mit einem Ausblick auf die Rolle von *erfarung* und Autopsie in der frühneuzeitlichen Wissensökonomie, in: Pirckheimer-Jahrbuch 19 (2004): Konrad Celtis und Nürnberg, S. 74–99; Zu den „Amores“ eingehend Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 251–511.
- 31) Pindter, *Quattuor libri Amorum libri* (wie Anm. 1), S. 2 (§ 8–9).
- 32) Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 187–227.
- 33) Pindter, *Quattuor libri Amorum libri* (wie Anm. 1), S. 4 (§ 25–26).
- 34) Ebd., S. 2 (§ 10).
- 35) Kühlmann, Humanistische Lyrik (wie Anm. 9), S. 83.
- 36) Berschin, Walter: Griechisch-Lateinisches Mittelalter. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues. Bern–München 1980, S. 35f.
- 37) Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 396–414.
- 38) Pindter, *Quattuor libri Amorum libri* (wie Anm. 1), S. 6 (§ 48).
- 39) Hess, Günter: Deutsche Literaturgeschichte und neulateinische Literatur. Aspekte einer gestörten Rezeption, in: Eckard Kessler u.a. (Hrsg.): Acta Conventus Neo-Latini Amsterdamensis. München 1979, S. 493–538.
- 40) Zitiert nach Hess, Literaturgeschichte (wie Anm. 39).
- 41) Joh. Christoph Gottsched: Ausführliche Redekunst, Nach Anleitung der alten Griechen und Römer, in: Ausgewählte Werke. Hrsg. v. Philipp M. Mitchell. Bd. VII, 1–4. Berlin–New York 1975–1981, hier Bd. 1, S. 76f.

# Mergentheim als Garnisonstadt des Königreichs Württemberg (1809-1814 und 1868-1918/19)<sup>1)</sup>

von  
Christoph Bittel

## *Militärische Integration 1809-1814*

Vor nahezu 200 Jahren, am 20. April 1809, nahm Württemberg als französischer Bundesgenosse im Krieg gegen Österreich Mergentheim in militärischen Besitz. Österreich hatte im Frühjahr 1809, als Napoleon I. wegen des spanischen Aufstandes vorübergehend auf der iberischen Halbinsel militärisch gebunden war, eine günstige Gelegenheit für die Abschüttelung der bonapartistischen Herrschaft in Mitteleuropa gesehen. Die durch ein Manifest „*An die deutsche Nation*“ erhoffte Volksbewegung blieb jedoch weitgehend aus. Politisch und militärisch auf sich allein gestellt, unterlag die Donaumonarchie schließlich dem eiligst aus Spanien zurückgekehrten Korsen und seinen Vasallen.

Mergentheim, zuvor fast 300 Jahre lang formal Residenz des Hoch- und Deutschmeisters des Deutschen Ordens, war erst seit drei Jahren, seit 1806, eine Sekundogenitur des habsburgischen Kaiserhauses. Die Würde des Oberhauptes des klerikalen Ritterordens, von 1761 an ununterbrochen in den Händen von Habsburg-Lothringern, war damals infolge des Preßburger Friedensschlusses erblich an einen von Kaiser Franz zu bestimmenden Prinzen seines Hauses gefallen. An die Stelle der bisherigen geistlichen Würde eines Wahlfürsten sollte die Erbwürde nach dem Recht der Erstgeburt treten. Da Franz seinen jüngeren Bruder Anton Viktor in seinem Amt als Hochmeister bestätigt hatte, war es damals – abgesehen von der staatsrechtlichen „Neufirmierung“ – zu keinen wesentlichen Änderungen im Gefüge des Ordensstaates gekommen.

Die militärische Besetzung des Mergentheimer Gebiets erfolgte 1809 durch das 700 Mann starke 2. Bataillon des württembergi-

schen Infanterieregiments Prinz Friedrich unter dem Oberbefehl des Obersten von Beulwitz. Nachdem in den nächsten Wochen an der Tauber alles ruhig verlief, wurde der Oberst mit dem größeren Teil der Besatzung in die während dieses Krieges unruhigen Gebiete am Bodensee abberufen. Mitte Mai 1809 folgte der Abmarsch der restlichen 116 Mann des Bataillons. An seine Stelle rückte als neue württembergische Besatzungstruppe ein etwa 50 Mann zählendes Kommando des Landbataillons Ludwigsburg unter Leutnant Backmeister. In Württemberg gab es seit 1806 neben dem stehenden Heer für den Außen einsatz auch sog. Landbataillone für das Landesinnere, also eine Art Landwehr.

Noch am Tage der militärischen Besetzung der Ordensresidenzstadt durch Württemberg, am 20. April 1809, hatte Napoleon I. in einem Tagesbefehl in seinem Feldlager bei Regensburg den Deutschen Orden in allen Staaten der Rheinischen Konföderation für aufgehoben erklärt. Dieser im Juli 1806 gebildete „Rheinbund“ war im wesentlichen eine Militärkoalition fast aller mit Frankreich verbündeten deutschen Staaten außer Preußen und Österreich. Sie stand unter dem Protektorat Napoleons und verpflichtete alle Mitglieder – unter erheblicher Einschränkung ihrer Souveränität – zur Heeresfolge. Das Gebiet um Mergentheim mit allen seinen mit dem Hochmeistertum zusammenhängenden und im Preßburger Friedensvertrag von 1805 erwähnten Rechten, Staatsgütern und Einkünften sollte laut dem Tagesbefehl des Korsen nunmehr der Krone Württemberg zufallen.

Nach dem Bekanntwerden der Aufhebungsverfügung im „*Moniteur*“ am 23. Mai 1809 ließ König Friedrich die endgültige zivile Inbesitznahme Mergentheims durchführen

und die württembergischen Wappen anschlagen. König Friedrich, der neue Landesherr, fügte seinen Titeln den eines „Fürsten von Mergentheim“ hinzu. Sein Versuch, das ganze Meistertum des Deutschen Ordens ohne Rücksicht auf die Lage der einzelnen Gebiete seinem Königreich zuzuschlagen, war allerdings bereits zuvor am Widerstand der benachbarten Staaten gescheitert. Mit der Huldigung der Beamten, Staatsbediensteten und der Bevölkerung am 13. Juni war die Zivilinbesitznahme weitgehend abgeschlossen.

Kurz darauf erging von Stuttgart aus die Weisung, auf dem Mergentheimer Rathaus eine Musterung der Militärflichtigen des neu erworbenen Gebiets vorzunehmen und anschließend 45 Rekruten auszuheben. Grundlage dieser im ehemaligen Ordensgebiet bis dahin unbekannten Maßnahme war die württembergische Militärkonkriptionsordnung von 1806, die eine Vorstufe zur allerdings durch zahlreiche Ausnahmeregelungen eingeschränkten allgemeinen Wehrpflicht für alle Männer von 18 bis 40 Jahren darstellte. Württemberg unterhielt seit 1806 ein stehendes Heer von mindestens 10.000 Mann.

Die Musterung der Militärflichtigen erfolgte am 22. Juni vollkommen ruhig und reibungslos auf dem Mergentheimer Rathaus. Probleme gab es erst mit der Aushebung, jedoch nicht in der Stadt, die fünf Mann bereitwillig stellte, sondern in einzelnen Amtsorten, so vor allem in Markelsheim und Wachbach. Die Rekrutierung hatte die bekannte, damals in Württemberg sogenannte „Mergentheimer Insurrektion“ zur Folge, also einen bewaffneten Aufruhr. König Friedrich setzte zur Bekämpfung der Unruhen das Infanterieregiment Prinz Friedrich mit zwei Bataillonen, die Landbataillone Nr. 1 (Ludwigsburg) und Nr. 3 (Stuttgart) sowie zwei Garde-Grenadierschwadronen in Marsch. Die Ruhe konnte innerhalb kurzer Zeit wieder hergestellt werden, so daß nicht einmal die vier mitgeführten Geschütze in Stellung gebracht werden mußten.

Nach der Aburteilung der Aufständischen durch ein Militärgericht zogen Anfang Juli

1809 das Linienregiment, die Gardeschwadronen mit den Geschützen, dann das Landbataillon Nr. 1 und schließlich Anfang August der größere Teil des Landbataillons Nr. 3 aus Mergentheim wieder ab. Im Frieden von Schönbrunn Mitte Oktober 1809 erkannte das besiegte Österreich die Aufhebung des Deutschen Ordens in den Rheinbundstaaten ebenso wie die von Napoleon getroffenen Dispositionen über die Güter des Ordens in den betreffenden Mitgliedstaaten an. Mergentheim blieb von nun an bis 1814, im wesentlichen bis zum Ende der Napoleonischen Herrschaft in Europa, Standort wechselnder württembergischer Militäreinheiten.

Am längsten lagen in der Tauberstadt 1810/11 das Dragonerregiment „Kronprinz“ (14 Monate), 1811/12 das leichte Infanteriebataillon Nr. 4 (acht Monate) und 1812/13 das 1. Bataillon des Linien-Infanterieregiments Nr. 8 (zehn Monate) in Garnison. Als Unterkunft dienten das 1805 vom Deutschen Orden eingezogene Dominikanerkloster, ferner der bereits 1803 von Württemberg im Zuge der Säkularisation in Besitz genommene Schöntaler Propsthof, ein Wirtschaftshof des bis dahin bestehenden Zisterzienserklusters im Jagsttal, sowie zeitweise auch ein Teil des Schlosses.

Zur protestantischen Garnisonskirche wurde auf Anordnung des königlichen Landeskommessärs zunächst die später wegen Baufälligkeit abgebrochene Sala terrena des Schlosses, ein ehemaliges Gartenfestspielhaus, und seit 1810 die ehemalige Kirche des Dominikanerklosters, die Marienkirche, bestimmt. Ein vergleichbarer Vorgang unter umgekehrten Vorzeichen war die Errichtung einer katholischen Pfarrei 1806 in der drei Jahre zuvor von Württemberg okkupierten, bis dahin rein protestantischen Reichsstadt Esslingen gewesen. Hier wie dort sorgte König Friedrich, der sich als aufgeklärter Absolutist verstand und um konfessionelle Neutralität bemüht war, für die notwendige religiöse Versorgung des nunmehr multikonfessionellen Landes.

Von Mergentheim und seiner Umgebung aus zogen die württembergischen Truppen

über die Grenze des Königreiches in die Feldzüge von 1812 und 1813 als Verbündete Napoleons, hierher kehrten sie auch jedesmal zurück. Vom 11. bis zum 16. März 1812 marschierte die württembergische Felddivision mit 15.800 Mann, 3.400 Pferden und 32 Geschützen durch den Mergentheimer Bezirk gegen Rußland. Der anschließende Rückzug war eine einzige Katastrophe. Mitte Dezember 1812 retteten sich gerade einmal noch 300 Württemberger über die Memel auf preußischen Boden.

Bereits im folgenden Frühjahr stellte König Friedrich seinem französischen Verbündeten ungeachtet der entsetzlichen Verluste während des Rußlandfeldzuges ein neues Heer mit 11.617 Mann und 2.724 Pferden als Kontingent zur Verfügung. Es zog durch den Nordosten des Landes in die Frühjahrs- und Herbstkampagne nach Sachsen und Niederschlesien gegen die verbündeten Russen und Preußen. Die Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 brachte bekanntlich die entscheidende Kriegswende und führte zum allmählichen Ausscheren Württembergs aus dem Bündnis mit Napoleon. Ende Oktober 1813 kehrten nur noch 32 Offiziere, 1116 Mann und 352 Pferde des württembergischen Truppenkontingents über Mergentheim in die Heimat zurück.

1840 stiftete König Wilhelm I. von Württemberg, der seit 1816 regierende Sohn Friedrichs, anlässlich des 25. Jahrestages des Kriegsendes von 1815 eine „Kriegsdenkmünze“ für alle württembergischen Teilnehmer der Feldzüge von 1793 bis 1815. In den Genuß dieser Auszeichnung kamen noch 333 überlebende Veteranen aus dem Oberamtsbezirk Mergentheim, darunter 39 aus der Oberamtsstadt selbst. Insgesamt waren während der Revolutionskriege und der Napoleonischen Kriege 296 Offiziere und 26.623 Soldaten Württembergs gefallen, davon nahezu drei Viertel in den Kriegen der Jahre 1812 und 1813.

Bereits 1817 hatte König Wilhelm I. im Zuge einer Heeresreform die infolge des Krieges unverhältnismäßig angewachsenen Soldtruppen reduziert und eine für den

Frieden zweckmäßige Neueinteilung der gesamten Streitkräfte vorgenommen. Mergentheim war nun zwar für ein halbes Jahrhundert keine Garnisonstadt mehr, aber es wurden natürlich auch hier wie überall in Württemberg infolge des Fortbestandes des stehenden Heeres – zunächst durch einen Kreisregierungsrat (Gremium), seit 1828 durch das Oberamt selbst – Rekrutierungen vorgenommen. Die Einteilung des Landes in 65 etwa gleich große Oberamtsbezirke mit je rund 20.000 Einwohnern ging noch auf eine Verwaltungsreform von König Friedrich zurück, die dieser bis 1810 nach dem Vorbild des französischen Zentralismus ohne Rücksicht auf historische Bindungen durchgeführt hatte.

An einem bestimmten Tag des Jahres kamen die Wehrpflichtigen in der jeweiligen Oberamtsstadt zusammen und zogen unter Aufsicht des Oberamtmanns und sämtlicher Ortsvorsteher das Los. Die Losziehung war laut Rekrutierungsgesetz von 1819 erforderlich. Das Gesetz begrenzte die Anzahl der jährlich einzuziehenden Rekruten auf einen bestimmten Friedensfuß – seit 1828 landesweit 3.500 Mann. An einem weiteren Termin schlossen sich die Musterung und eine Entscheidung über etwaige Befreiungen an. Beide Rekrutentage, die Losziehung und die Musterung, fanden in der Regel wohl auf den Rathäusern der Oberamtsstädte statt und endeten nicht selten in erheblichem Alkoholkonsum. Von der Wehrpflicht waren infolge zahlreicher beruflicher Ausnahmeregelungen und der Möglichkeit der Stellung eines besoldeten Stellvertreters (Einstehers) in erster Linie die weniger begüterten und ungebildeten Schichten betroffen.

### *Mergentheims Weg zur Garnison 1866-1868*

Württemberg war seit 1815 Mitglied des Deutschen Bundes, der im Kriegsfall die Bildung eines in zehn Armeekorps gegliederten Bundesheeres aus den Kontingenten der Einzelstaaten vorsah. Das Königreich hatte etwa 21.000 Soldaten zum VIII. Bundes-Armeekorps zu stellen, dem neben Baden,

Hessen-Darmstadt und Frankfurt einige weitere südwestdeutsche Kleinstaaten angehörten. Der Ernstfall trat Mitte Juni 1866 ein, als Österreich im Konflikt mit Preußen um die Vorherrschaft in Mitteleuropa vor dem Frankfurter Bundestag eine „*Bundesexekution*“ gegen seinen norddeutschen Rivalen durchsetzte. Württemberg trat mit elf anderen deutschen Mittel- und Kleinstaaten an die Seite Wiens.

Zur großen Überraschung König Karls von Württemberg, dem seit 1864 regierenden Sohn Wilhelms I., und seiner militärischen Berater wandte sich das Kriegsglück mit dem entscheidenden Sieg über das österreichische Hauptheer bei Königgrätz am 3. Juli 1866 und der Einnahme von Frankfurt am 16. Juli rasch den Preußen und ihren Verbündeten zu. Auch wenn die Mobilmachung des Bundesheeres nur schleppend und unvollkommen durchgeführt worden war und sich das Zusammenwirken zwischen den einzelnen Kontingenten infolge der divergierenden einzelstaatlichen Interessen mangelhaft gestaltete, vertraute man in Süddeutschland weiterhin auf die zahlenmäßige Überlegenheit gegenüber dem Norden.

Am 24. Juli unterlag die in Überzahl angetretene württembergische Felddivision im Gefecht bei Tauberbischofsheim allerdings der besser geführten und ausgerüsteten preußischen Mainarmee. Mehrere Angriffe der Württemberger gegen die von den Preußen verteidigte Tauberbrücke scheiterten unter großen Verlusten im Feuer der norddeutschen Zündnadelgewehre. Auf württembergischer Seite fielen 65 Mann, 489 Württemberger wurden verwundet, 134 vermisst. Zu den Verlusten der Felddivision zählten auch ein Gefallener, 19 Vermisste und elf Verwundete der Kampfhandlungen bei den nahe gelegenen badischen Orten Hardheim und Gerchsheim.

Bis Ende November 1866 erhöhte sich die Anzahl der württembergischen Kriegstoten durch das Ableben vieler Verwundeter auf 137. Zu ihnen gehören auch 25 württembergische Krieger, an die – gemeinsam mit zwei Hessen und zwei Preußen – ein 1873 errichtetes Grabdenkmal aus Stein und Erz auf

dem alten Friedhof in Bad Mergentheim erinnert. Es trägt die Namen der hier bestatteten Verstorbenen des 2. württembergischen „*Aufnahmsspitals*“, das während des Feldzuges im Schloß und in einem Flügelbau des Karlsbades eingerichtet war.

Auf dem Tauberbischofsheimer Friedhof kann man noch heute die Namen von 38 Württembergern lesen, die im Gefecht vor dem damals badischen Amtsstädtchen gefallen oder hier ihren Verwundungen erlegen sind. Zentrale Gedenkstätte in der heutigen Kreisstadt ist das 1867 zum Jahrestag des Gefechts unter Anteilnahme von etwa 20.000 Militärs und Zivilisten eingeweihte Monument auf der geschichtsträchtigen Anhöhe rechts der Tauber.

Es trug zunächst nur die Namen, Dienstgrade und Einheiten der 137 gefallenen und an ihren Verletzungen verstorbenen Württemberger. 1870 wurden auf einer gesonderten Platte noch zusätzlich diejenigen 63 Vermissten der Felddivision verzeichnet, „*deren Tod unzweifelhaft und auf glaubhafte Weise konstatirt ist.*“<sup>2)</sup> Unter den Gefallenen wird hier auch je an einen Infanteristen aus Laudenbach und aus Markelsheim sowie einen Kavalleristen aus Rot bei Wachbach, unter den Vermissten an jeweils einen Infanteristen aus Bronn bei Honsbronn und aus Schäfersheim erinnert.

Der Kriegsausgang von 1866 wirkte erüchternd: Württemberg hatte acht Millionen Gulden Kriegsschädigung an Berlin zu zahlen, der nordöstliche Teil des Landes – einschließlich Mergentheim – wurde vorübergehend von preußischen Truppen besetzt. Preußen annektierte Hannover, Kurhessen, Nassau, Schleswig-Holstein sowie Frankfurt und bildete im April 1867 mit den restlichen Staaten nördlich der Main-Linie einen „Norddeutschen Bund“.

Mit dem Abschluß von Friedensverträgen war das norddeutsche Königreich bereits im August und September 1866 mit Baden, Bayern, Hessen-Darmstadt und Württemberg zunächst geheim gehaltene militärische „Schutz- und Trutzbündnisse“ eingegangen. Darin hatten beide Bündnispartner eine ge-

genseitige Garantieerklärung für die Unverletzlichkeit ihrer Gebiete abgegeben und sich darüber hinaus verpflichtet, „im Falle eines Krieges ihre volle Kriegsmacht zu diesem Zwecke einander zur Verfügung zu stellen.“<sup>3)</sup>

Mit dem neuen Wehrgesetz vom Frühjahr 1868 wurde nach preußischem Vorbild auch in Württemberg die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, die bisherige Stellvertreter-Regelung kam in Wegfall. Das Heer erlebte, insbesondere bei der Infanterie, eine Erhöhung seiner Präsenzstärke. Neben den bestehenden Garnisonen in Stuttgart, Ludwigsburg und Ulm wurden bis zum Herbst 1868 in Weingarten, Schwäbisch Gmünd und Mergentheim neue militärische Standorte bezogen. Bei der Entscheidung fiel offensichtlich sowohl die Möglichkeit der Nutzung zweckmäßiger größerer staatlicher Gebäude als auch die relative Nähe zur (projektierten) Eisenbahn ins Gewicht.

In Mergentheim hatte man sich bereits Ende 1866 nach dem Ableben des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg und der Auflösung seiner naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen im Schloß in einer erfolglosen Eingabe an den König um den Sitz „eines höheren Collegialgerichts“ beworben.<sup>4)</sup> Als in den beiden folgenden Jahren mehrfach staatliche Sachverständigenkommissionen den leer stehenden Gebäudekranz um den inneren Schloßhof auf seine Kasernentauglichkeit hin überprüften, war die Stadt erneut aktiv geworden. Eine Deputation mit dem Stadtschult heißen an der Spitze hatte im Februar 1868 die ferne Landeshauptstadt aufgesucht und „an Seine K. Majestät“ eine „unterthänigste Eingabe um Unterbringung eines Bataillons“ gerichtet – diesmal rannte man offene Türen ein.<sup>5)</sup>

## Schloßkaserne 1868-1914

Unter militärischer und ziviler Leitung wurden nun nicht unerhebliche Umbaumaßnahmen in den zur Kaserne vorgesehenen Schloßpartien, im Hauptflügel und im Archivbau, in Angriff genommen. Die bis dahin

in Mergentheim verbliebenen Restbestände des Ordensarchivs gelangten nach Ludwigsburg und bildeten dort den Grundstock für das heutige Staatsarchiv. Ende Oktober 1868 rückte das 1. württembergische Jägerbataillon, von Hohenasperg bei Ludwigsburg kommend, unter freudiger Anteilnahme der Einwohner in der Tauberstadt ein und bezog die neu hergerichteten Räumlichkeiten. Die aus vier Kompanien bestehende Einheit erreichte eine Friedensstärke von 374 Mann.

Als Exerzierplatz stellte die Stadtverwaltung der Garnison ein Wiesengelände von über elf Hektar in der Arkau jenseits der Tauber unentgeltlich zur Verfügung. Heute befinden sich hier – östlich der Altstadt – der Festplatz, das städtische Freibad, ein Trainingsplatz, das Stadion und der Reitplatz. In gleicher Weise überließ die Stadt der neuen Garnisonverwaltung im Willinger Tal an der Straße von Mergentheim nach Wachbach ein Gelände für eine Schießbahn. Die Schießanlage, der heute eine Ausflugsgaststätte und ein Campingplatz vorgelagert sind, wurde von der Bundeswehr noch bis in die 1990er Jahre genutzt. Seit 1994/95 dient das Gelände dem Roten Kreuz als Ausbildungszentrum.

Zum Garnisonsspital bzw. -lazarett wurde ein Gebäude am Rande des Blumengartens des Schlosses eingerichtet, das 1893 durch einen Anbau eine Erweiterung erfuhr. Die evangelische Schloßkirche und die katholische Stadtpfarrkirche waren fortan Garnisonskirchen, die jeweiligen Seelsorger avancierten zu Garnisongeistlichen. Die einst dem Hochmeister und hohen Würdenträgern vorbehaltene Empore in der Schloßkirche fungierte nun als Offiziersloge.

Als Frankreich unter Napoleon III. am 19. Juli 1870 im Konflikt um die spanische Thronfolgekandidatur Preußen den Krieg erklärte, trat für die süddeutschen Staaten infolge der „Schutz- und Trutzbündnisse“ der Bündnisfall ein. Da das französische Kaiserium in der öffentlichen Meinung als der eindeutige Aggressor feststand, schlug die bis dahin vorwiegend antipreußische Stimmung in ihr Gegenteil um.

Das im Zuge der Mobilmachung auf eine Stärke von 967 Mann gebrachte 1. Jägerbataillon wurde am Spätnachmittag des 26. Juli auf dem Mergentheimer Bahnhof verladen. Es erreichte in den frühen Morgenstunden des 27. über Königshofen und Bietigheim seinen Bestimmungsort Bruchsal. Im Verband der württembergischen Felddivision waren die Jäger vor allem an der Einkesselung und Belagerung der französischen Hauptstadt beteiligt, die mit der Kapitulation der eingeschlossenen französischen Einheiten am 23. Januar 1871 endete. Insgesamt hatte das Mergentheimer Bataillon während seiner über elf Monate dauernden Abwesenheit den Ausfall von 24 Angehörigen durch Verwundung und durch Tod infolge Verwundung und Krankheit zu beklagen. 20 Jäger starben an Typhus, darunter 18 in Feldlazaretten in Frankreich, zwei auf heimatlichem Boden.

Vom 20. Dezember 1870 bis Anfang April 1871 waren 237 französische Kriegsgefangene im Schloß untergebracht, von denen fünf Mann an den Pocken starben. Die Bewachung der Franzosen, die natürlich ebenfalls mit der Bahn an- und abtransportiert und zu diversen Arbeitseinsätzen herangezogen wurden, übernahm das aus 112 Mann bestehende 3. württembergische Landwehrersatzbataillon. Während des Kriegseinsatzes des Jägerbataillons blieb eine sogenannte „Depotabteilung“ zurück, zu der sich im Februar 1871 200 Rekruten gesellten. Der größte Teil der jungen Männer ersetzte Mitte Mai 184 Angehörige des Jägerbataillons, das damals im Département Haute-Marne als Besatzungstruppe eingesetzt war.

Ein wesentliches Ergebnis des deutsch-französischen Krieges war die politische Einigung der deutschen Staaten – ohne Österreich – unter preußischer Führung, die in der Kaiserproklamation Wilhelms I. von Preußen im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles am 18. Januar 1871 ihren symbolischen Ausdruck fand. Zusammen mit dem Bundesvertrag zur Begründung des deutschen Kaiserreiches hatte Württemberg zuvor am 25. November 1870 mit dem Norddeutschen Bund eine Militärkonvention abgeschlossen,

der zufolge die Truppen des süddeutschen Königreiches innerhalb von drei Jahren auf die Stärke eines preußischen Armeekorps zu bringen waren. Sie bildeten künftig als XIII. Armeekorps unter königlich württembergischer Verwaltung eines von 25 Armeekorps des deutschen Heeres.

Im Zusammenhang mit der Neuorganisation des württembergischen Truppenkorps wurde Mitte November 1871 das Jägerbataillon in die neue Garnison Straßburg des nunmehrigen „Reichslandes“ Elsaß-Lothringen verlegt. An seine Stelle trat bereits wenige Tage später das 2. Bataillon des 4. württembergischen Infanterieregiments aus Ulm. Es bestand ebenfalls aus vier Kompanien (5. bis 8. Kompanie) mit einer Friedensstärke von rund 500 Mann. Der Regimentsstab und das 1. Bataillon waren zunächst in Ulm, dann in Ludwigsburg und seit 1883 in Heilbronn, das 1873 neu errichtete 3. Bataillon nach Zwischenstationen in Ludwigsburg, Hohenasperg und Schwäbisch Gmünd seit 1896 ebenfalls in Heilbronn garnisoniert.

Die Nummern und Bezeichnungen der militärischen Einheiten des Landes waren bereits 1871 mit denen des übrigen deutschen Heeres in Übereinstimmung gebracht worden. Kurz nach seiner Thronbesteigung, Anfang Januar 1892, verlieh König Wilhelm II. von Württemberg, ein Neffe des verstorbenen Königs Karl, das Infanterieregiment dem österreichischen Kaiser Franz Joseph. Das Regiment führte künftig offiziell den Namen „4. württembergisches Infanterieregiment Nr. 122, Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn.“ Anlässlich der Hundertjahrfeier, die 1906 in Mergentheim und Heilbronn festlich begangen wurde, erhielt die Einheit auf Anordnung des Königs wieder ihre ursprüngliche Bezeichnung „Füsiliere-Regiment“ (frz. fusil = Flinte, Gewehr).

Seit 1876 verfügte das Mergentheimer Bataillon über eine eigene Musikkapelle, bestehend aus zwei etatsmäßigen Oboisten, zwei Hilfsoboisten und acht Musketieren, die jeweils nach einjährigem Waffendienst den Rest ihrer aktiven Verpflichtung als Musiker ableisteten. Einen Gefechtsschießplatz legte



Abb. 1: Hundertjahrfeier des Infanterie- bzw. Füsilierregiments im äußeren Schloßhof am 18. November 1906. Photo: Deutschordensmuseum Bad Mergentheim.

die Garnisonverwaltung im Schüpferloch an, dessen Gelände 1879 bis 1891 vom Deutschen Reich stückweise erworben wurde. Heute steht hier, in einer Schleife der neuen Straße nach Boxberg, das „Jägerhaus“ der Kreisjägervereinigung mit jeweils einer Schießbahn dieser Vereinigung und der „Deutschmeister-Schützengilde“. Die Stadt stellte der Garnison ferner ab 1896 ein 37,5 Hektar großes Gelände im unteren Bürgerwald auf dem Trillberg als neuen Exerzierplatz zur Verfügung, das erst ausgestockt werden mußte. Von 1963 bis 1993 stand hier die „Deutschordenskaserne“ der Bundeswehr, deren Nachfolge ein „Industriepark“ der Firma Würth angetreten hat.

Zu den Mergentheimer Garnisonseinrichtungen gehörte seit Ende 1893 auch eine neu errichtete „Speiseanstalt“ für Offiziere im Gasthof „zum Hirsch“, nachdem in dem damaligen Nobelhotel bereits seit 1868 die ledigen Offiziere an der allgemeinen Tafel zu dinieren pflegten. Im „Hirschen“ stieg auch König Karl bei seinen relativ häufigen Mer-

gentheimer Kurzbesuchen im Mai oder Juni 1867, 1868, 1869, 1870, 1874, 1876, 1878 und 1880 ab, bei denen er – seit 1869 – regelmäßig die Garnison inspizierte. Der König nahm offensichtlich für gewöhnlich, wie dies wenigstens für 1874 bezeugt ist, die Ovationen der Honoratioren, Vereine und Bevölkerung der Stadt vom Hotelbalkon herab huldvoll entgegen.

Seltener – 1894 und 1907 – weilte dagegen König Wilhelm II. in den Mauern der Stadt. Mit seinem so ganz anders gearteten Namensvetter Kaiser Wilhelm II. aus Berlin begrüßte Mergentheim während des „Kaisermanövers“ im September 1909 den obersten Feldherrn des Reiches als Guest. Sein Hauptquartier schlug der Monarch mit großem Gefolge und zahlreichen ausländischen Gästen in einem Flügel des Kurhauses auf, um von hier aus der großen militärischen Übung mit über 125.000 Soldaten vorwiegend aus den drei süddeutschen Ländern auf der Hohenloher Ebene, der Frankenhöhe und im Taubergrund beizuwohnen.

Mehrfach – 1874, 1890 und 1893 – wandten sich die bürgerlichen Kollegien von Mergentheim, der Gemeinderat und Bürgerausschuß, an das württembergische Kriegsministerium um eine Erweiterung der Garnison. Nach zwei Mißerfolgen erhoffte man sich 1893 erhöhte Chancen, da infolge der vom deutschen Reichstag angenommenen Militärvorlage in Württemberg acht neue Halbbataillone aufgestellt werden sollten. In einer damaligen Bürgerversammlung versicherte der Mergentheimer Stadtschultheiß, „daß die Stadtverwaltung die Frage der Erweiterung der Garnison niemals außer acht gelassen, sondern jederzeit in geeigneter Weise höheren Orts behandelt“ habe.<sup>6</sup> Auch wenn diese dritte Initiative erfolglos blieb, zeigte sie doch zur Genüge, in welchem Maß sich Stadt und Bürgerschaft in Mergentheim mit ihrer Garnison identifizierten.

### *Rekrutierung*

Im Zuge der Militärkonvention von 1870 war an die Stelle der zweijährigen zunächst die dreijährige, bei der Infanterie und allen übrigen Fußtruppen 1893 wieder die zweijährige Präsenzzeit getreten, während bei der Kavallerie wie bisher die dreijährige aktive Dienstzeit vorgeschrieben war. Wie seither bestand für Absolventen mit gehobener Schulbildung die Möglichkeit des verkürzten Dienstes als „Einjährig-Freiwillige“. Sie konnten ihre Waffengattung frei wählen und auch außerhalb der Kaserne wohnen, sie kamen allerdings auch für Kleidung und Verpflegung selbst auf. An die aktive Dienstzeit schloß sich eine Reservepflicht mit der obligatorischen Teilnahme an Übungen von acht Wochen Dauer an; Dienstplicht und Reservepflicht umfaßten einen Zeitraum von insgesamt sieben Jahren.

Nach der Reservezeit traten die Wehrfähigen für fünf oder drei Jahre zum ersten Aufgebot der Landwehr über, wo sie zu Übungen herangezogen werden konnten. Bis zum 31. März des Jahres, in welchem sie das 39. Lebensjahr vollendeten, gehörten die Angehörigen der Landwehr zum zweiten Aufgebot. Nicht zum aktiven Wehrdienst

herangezogene wurden bei Bedarf der Ersatz-Reserve überwiesen, die zur Ergänzung des Heeres im Kriegsfall bestimmt war. Die Ersatzreservepflicht dauerte vom 20. bis zum 32. Lebensjahr. Die übrigen Wehrfähigen gehörten vom 17. bis zum vollendeten 45. Lebensjahr zum Landsturm, der in Friedenszeiten nicht zu Übungen einberufen wurde.

Ende 1871 waren auch in Württemberg gemäß der Militärkonvention von 1870 die für das Ersatz- und Kontrollwesen zuständigen Militärbehörden nach norddeutschem Vorbild errichtet worden. In Anlehnung an die siebzehn Reichstags-Wahlkreise wurde das Königreich in sechzehn Landwehr-Bataillonsbezirke und den Reserve-Landwehr-Bataillonsbezirk Stuttgart eingeteilt. In Mergentheim nahm das Stabsquartier des 1. Bataillons des 5. Württembergischen Landwehr-Regiments Nr. 123 seinen Sitz, dem die Kompanie-Stationsorte Künzelsau (1. Kompanie), Blaufelden (2. Kompanie), Crailsheim (3. Kompanie) und Mergentheim (4. Kompanie) unterstellt waren.



Abb. 2: Mergentheimer Ortstafel mit Hinweis auf den Landwehr-Bataillons- und Kompanie-Bezirk.  
Photo: Deutschordensmuseum Bad Mergentheim.

Wie überall im Königreich wurden auch in den 48 Gemeinden des Mergentheimer Oberamtsbezirks in der zweiten Hälfte der 1870er Jahre Ortstafeln mit Hinweisen auf die Landwehr-Bataillons- und Kompanie-Bezirke aufgestellt. Dadurch sollte nach dem Willen der Militäradministration den einhei-

mischen Reservisten stets die Zugehörigkeit zu ihrer Landwehreinheit bewußt bleiben, auch sollten hinzugezogene Männer an ihre Meldepflicht erinnert werden.

Mit der Aufhebung der Landwehrbataillone durch die neue Heeresordnung von 1888 änderte sich an der Einteilung der Aushebungsbezirke wenig: die Landwehr-Bataillonsbezirke hießen nun Landwehrbezirke. Der Landwehrbezirk Mergentheim mit den vier Kontrollbezirken entsprechend den vier Oberämtern gehörte fortan zur 53. Infanteriebrigade (3. Königlich Württembergische) in Ulm. Dieser wiederum waren das Grenadier-Regiment „König Karl“ (5. Württ.) Nr. 123 in Ulm und das Infanterie-Regiment „König Wilhelm“ (6. Württ.) Nr. 124 in Weingarten zugeordnet.

Die im Mergentheimer Landwehrbezirk ausgehobenen Infanterierekruten wurden zumeist an das Ulmer Grenadierregiment überstellt. Das zum Teil in Mergentheim kasernierte 4. Württembergische Infanterie- bzw. Füsilierregiment Nr. 122 bezog dagegen seinen Ersatz aus den Landwehrbezirken Heilbronn und Hall, also aus den Oberämtern Brackenheim, Besigheim, Heilbronn, Neckarsulm, Backnang, Weinsberg, Öhringen und Hall.

Die Geschäftszimmer des Mergentheimer Landwehr-Bezirkskommandos, das für die Beaufsichtigung beurlaubter, zurückgestellter, zur Disposition, zur Reserve und zur Landwehr entlassener Militärangehöriger sowie für militärische Fürsorgeangelegenheiten zuständig war, befanden sich zunächst in der Schloßkaserne, wo auch die Stammenschaften und das Magazin untergebracht waren. Seit etwa 1880 mußten für die Kanzlei wegen Platzmangels im Schloß Dienstzimmer in der Stadt angemietet werden. Daher war es ein großer Fortschritt, als 1891 alle Einrichtungen des Bezirkskommandos, das Dienstpersonal, die Mannschaften und das Magazin (Zeughaus), gemeinsam in einem auf Staatskosten neu errichteten Dienstgebäude auf dem Dominikanergraben (heute Oberer Graben) untergebracht werden konnten.

## Weltkrieg – Revolution – Demobilisierung

Als am 31. Juli 1914 in Mergentheim von einem Vizefeldwebel des Bataillons in Begleitung von acht Mann und zwei Tambours die Erklärung des Kriegszustandes durch Ausrufen in den Straßen der Stadt bekannt gemacht wurde, war man auch in der Tauberstadt wie überall im Land der Überzeugung, daß dieser Krieg dem deutschen Volk von außen aufgezwungen worden sei und man sich daher verteidigen müsse. Das Füsilierbataillon wurde auf die Kriegsstärke von 1.052 Mann gebracht und zudem das 1. Bataillon des Württembergischen Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 124 (bis 1910: Nr. 123) aus Pflichtigen im Landwehrbezirk mobilisiert. An die Gottesdienste für die austrockenden Soldaten in der Synagoge und den beiden christlichen Kirchen schlossen sich interkonfessionelle Feldgottesdienste beider Bataillone im Hof des Deutschordensschlosses an, bei denen neben dem Altar auch die Truppenfahnen eine gewisse sakrale Rolle spielten.

Das Füsilierbataillon wurde als erstes auf dem Bahnhof verladen und erreichte über Bietigheim, Bruchsal und Saarbrücken die Festung Diedenhofen an der Mosel (Elsaß-Lothringen), in deren Nähe es zusammen mit den beiden Heilbronner Bataillonen des Regiments in Unterkünfte einrückte. Das Landwehr-Bataillon absolvierte am 9. August auf dem Schießplatz Schüpferloch noch ein Gefechtsschießen mit scharfer Munition, um dann ebenfalls auf dem Schienenwege an die entstehende Westfront transportiert zu werden. Gemeinsam mit dem 2. Bataillon aus Ellwangen und dem 3. Bataillon aus Schwäbisch Gmünd bezogen die Landwehrmänner nach 31-stündiger Bahnfahrt mit anschließendem Fußmarsch Quartiere in Dörfern bei Metz.

Das Fort Longwy im Departement Meurthe-et-Moselle war die erste französische Festung, die am 22. August 1914 von deutschen Truppen eingenommen wurde. Maßgeblich beteiligt war das Heilbronn-Mergentheimer Füsilierregiment. Als das 2. Ba-

taillon dieser Einheit für kurze Zeit als Besatzungstruppe in der Festungsstadt verblieb, ließ Bataillons-Kommandeur Major Sauter zwei erbeutete französische Kanonen als Siegestrophäen nach Mergentheim transportieren. Sie wurden am 18. September 1914 in der Tauberstadt feierlich eingeholt – das eine Exemplar war dauerhaft für die Mergentheimer Kaserne bestimmt, das andere sollte nach Abschluß des (natürlich siegreichen) Friedens in die Heilbronner Kaserne verbracht werden.

Im Gegensatz zum letzten Krieg waren die württembergischen Streitkräfte diesmal den verschiedensten Heereskörpern zugeteilt, wiederholt wurden Truppenteile aus Verbänden des Landes herausgenommen und dauerhaft nicht-württembergischen Truppen zugewiesen. Die württembergischen Divisionen zählten zu den ersten, die zur Verwendung auf den diversen Kriegsschauplätzen im Westen und Osten getrennt wurden. So war auch das Füsilieregiment Nr. 122 mehrfach wechselnd in Frankreich, Russisch-Polen, Galizien, Serbien, Mazedonien, Kurland und seit 1917 wieder in Frankreich eingesetzt. Insgesamt fielen nach Angaben von 1936 während des Krieges 112 Offiziere und 4.041 Mann aller drei Bataillone. Das Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 124 war während des Weltkrieges dagegen durchgehend an der Westfront im Einsatz, darunter mehrfach vor Verdun und zuletzt am Hartmannsweilerkopf im Elsaß. Hier lagen die Verluste bei 26 Offizieren und 862 Mann; das Landwehrregiment wurde während des gesamten Krieges schätzungsweise mindestens dreimal „vollständig erneuert“.<sup>7</sup>

Die Auswirkungen des Krieges war den Mergentheimern bereits am 23. August 1914 bei der Ankunft des ersten Verwundetenzuges buchstäblich vor Augen geführt worden. Im Schloß und im Kurhaus waren die Reservelazarette I und II eingerichtet, darüber hinaus bestanden Vereinslazarette des Roten Kreuzes im Pax-Sanatorium (heute Hufeland-Klinik), in der Diät-Kuranstalt am Frauenberg (heute Diabetes-Zentrum), im Carolinum und im Sankt-Rochus-Stift (mittlerweile abgebrochen). Angegliedert waren

den umfangreichen Reserve-Lazaretten von 1915 bis 1918 Militär-Krankenanstalten in Creglingen, in Langenburg und in Künzelsau bzw. Crailsheim. Bis Mitte März 1919 wurden in den Einrichtungen in Mergentheim 10.980 Verwundete und Kranke verpflegt, 112 deutsche Soldaten und 33 Kriegsgefangene erlagen hier ihren Verletzungen. Einige Jahre später, im Mai 1926, wurden unter Aufsicht eines französischen Kontrollieurs die Leichen von 24 Franzosen (einschließlich eines Elsässers) auf dem Mergentheimer Friedhof für den Transport nach Frankreich exhumiert.

Nach Aufhebung des Reservelazarets in der Schloßkaserne zog im Januar 1915 das Ersatzbataillon des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 120 in die verwaisten Räume ein. Die Ersatztruppe zur Ausbildung von Rekruten mußte infolge ihrer erheblichen Mannschaftsstärke zunächst zusätzlich u.a. in der städtischen Turnhalle sowie in verschiedenen Mergentheimer Wirtschaftssälen einquartiert werden. Die Unterkunftsprobleme konnten durch den Einzug in eine neue Kaserne auf dem Schloßareal behoben werden, mit deren Bau noch vor Kriegsausbruch im Juni 1914 begonnen worden war. Mitte März 1918 wurde zudem das Ersatzbataillon des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 121 aus Heilbronn-Böckingen nach Mergentheim verlegt und dem hiesigen Ersatzbataillon einverlebt. Die vielen und schweren Verluste der Württemberger im Westen und Osten erforderten ständig neue Ersatznachsübe an die Front.

Vom Königreich Württemberg wurden im Lauf des Krieges rund 550.000 Mann zu den Waffen gerufen. Die Zahl der Gefallenen, an Wunden oder Krankheiten Gestorbenen, gerichtlich für Tot Erklärten und Vermißten beim württembergischen Teil des Landheers wurde später auf 82.887, die Anzahl der Verwundeten auf 191.568 berechnet. Nach Angaben der Mergentheimer Stadtverwaltung vom März 1919 bezifferte sich die Zahl der Ausmarschierten aus der Stadt auf 705 Mann, davon waren 96 gefallen und zwei vermißt. 23 Mergentheimer Soldaten befanden sich damals noch in Kriegsgefangen-

schaft. Bis zur Fertigstellung des „Eisernen Buches“ der Stadt im Jahre 1928 mußte die Zahl der Gefallenen auf 120 nach oben korrigiert werden.

Der Krieg war verloren. Wenige Tage nach dem Beginn der Meuterei der Kaiserlichen Flotte in Wilhelmshaven am 29. Oktober 1918 brach das monarchische System in Preußen und in allen deutschen Bundesstaaten – so auch in Württemberg – zusammen. Am 9. November bildeten sich sowohl in Berlin als auch in Stuttgart provisorische Regierungen unter Leitung der beiden sozialdemokratischen Parteiflügel, getragen von dem Vertrauen der vielerorts entstandenen Arbeiter- und Soldatenräte. Die Mehrheit dieser während der Revolution entstandenen Beschwerdeinstanzen und Ordnungsfaktoren neigte zur Mehrheits-SPD oder war politisch gemäßigt eingestellt.

Dies traf ohne Zweifel auch für den „provisorischen“ Mergentheimer Arbeiter- und Soldatenrat zu, der sich im November 1918 unter dem Motto „*Wahrt Ruhe und Besonnenheit!*“ konstituierte.<sup>8)</sup> Der kurz darauf gebildete „endgültige“ Soldaten- bzw. Garnisonrat aus Vertretern des Ersatzbataillons und des Reservelazarets begleitete die auf Grund des Waffenstillstands von Compiègne notwendige Rückkehr und Demobilisierung der Truppen. Am Silvestertag des Jahres 1918 zog das gesamte Füsilierrregiment Nr. 122 mit allen drei Bataillonen nach mehrwöchigem Fußmarsch unter Glockengeläut in die Mergentheimer Kaserne und in Bürgerquartiere ein. Das 1. und 3. Bataillon zog nach Heilbronn weiter, während die Mergentheimer Füsiliereinheit, die bei der Rückkehr noch 229 Köpfe zählte, Anfang März 1919 aufgehoben wurde.

Bereits in den ersten Dezembertagen 1918 war das 1. Bataillon des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 124 nach seinem Rückmarsch aus dem Elsaß in Ulm demobilisiert worden. Anfang Februar 1919 hatten sich auch die verbliebenen Angehörigen des vier Jahre in Mergentheim untergebrachten Ersatzbataillons des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 120 zu einer Abschiedsfeier im „Hirschen“ versammelt. In der „Urkatastro-

phe des 20. Jahrhunderts“, die bis heute als solche und in ihren Auswirkungen kontrovers diskutiert wird, hat die württembergische Garnison in Mergentheim ihr Ende gefunden.

#### Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> Vortrag, gehalten am 5. November 2008 im Deutsches Röntgenmuseum in Bad Mergentheim.
- <sup>2)</sup> HStA Stuttgart, E 271, Nr. 836.
- <sup>3)</sup> Rönnefarth, Helmuth (Bearb.): Konferenzen und Verträge. Vertrags-Ploetz, ein Handbuch geschichtlich bedeutsamer Zusammenkünfte, Vereinbarungen, Manifeste und Memoranden. Teil II: 1493–1952. Bielefeld 1953, S. 179.
- <sup>4)</sup> Tauber-Zeitung v. 8.1.1867.
- <sup>5)</sup> StadtA Bad Mergentheim, Gemeinderatsprotokoll Mergentheim v. 7.2.1868.
- <sup>6)</sup> Tauber-Zeitung v. 21.7.1893.
- <sup>7)</sup> Szymanzig, Max: Das Württembergische Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 124 im Weltkrieg 1914–1918 (= Die württembergischen Regimenter im Weltkrieg 1914–1918, Bd. 5). Stuttgart 1920, S. 121.
- <sup>8)</sup> Tauber-Zeitung v. 11.11.1918.

#### Quellen:

- Hauptstaatsarchiv Stuttgart [zitiert als HStA Stuttgart]: E 135 b, Bü 56, Bü 62, Bü 82, Bü 300; E 271 c, Nr. 836; M 17/1, Bü 150, Bü 185, Bü 230, Bü 246, Bü 276, Bü 494, Bü 1876, Bü 2763.
- Staatsarchiv Ludwigsburg: F 68, Bü 145.
- Stadtarchiv Bad Mergentheim [zitiert als StadtA Bad Mergentheim]: Gemeinderatsprotokolle Mergentheim, Jahrgänge 1866, 1868; Rep. 255 a.
- Tauber-Zeitung: Jahrgänge 1867–1871, 1874, 1876, 1878–1880, 1893–1894, 1896, 1906, 1910, 1914–1915, 1918–1919, 1926, 1928, 1935.

## Literatur (Auswahl):

Gnamm, Hellmut: Das Füsiler-Regiment Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (4. württ.) Nr. 122 im Weltkrieg 1914–1918 (= Die württembergischen Regimenter im Weltkrieg 1914–1918, Bd. 14). Stuttgart 1921.

Haldenwang, Artur von: Statistik (Truppen, Kriegswirtschaft, Waffen, Fahrzeuge, Kriegs-

kosten u.a.) und Verluste der Württemberger im Weltkrieg 1914–1918 (= Württembergs Heer im Weltkrieg, Heft 20). Stuttgart 1936.

Schmitt, Heinrich: Garnisongeschichte der Stadt Mergentheim. Stuttgart 1895.

Szymanzig, Max: Das Württembergische LandwehrInfanterie-Regiment Nr. 124 im Weltkrieg 1914-1918 (= Die württembergischen Regimenter im Weltkrieg 1914-1918, Bd. 5). Stuttgart 1920.

## Der mutige Weg einer mutigen Frau – Elisabeth Engelhardt (1925–1978) zum 30. Todestag

von

Ingeborg Höverkamp

Am 8. August 2008 jährte sich der Todestag der begabten Nachkriegsautorin Elisabeth Engelhardt zum dreißigstenmal. Aus diesem Anlaß trafen sich ihre Geschwister, die Vertreter der Marktgemeinde Schwanstetten, der Vorstand des Museumsvereins und ihre Biographin Ingeborg Höverkamp am Familiengrab auf dem Friedhof in Leerstetten und legten Blumengebinde nieder. Ingeborg Höverkamp las das Engelhardt-Gedicht „Wie geht es Euch?“

Die offizielle Gedenkfeier fand am 11. Oktober 2008 in der Kulturscheune in Leerstetten statt. Veranstalter war der Museumsverein Schwanstetten. Für eine Würdigung der Schriftstellerin konnte man Ingeborg Höverkamp gewinnen. Anschließend las sie aus dem Erzählband „Zwischen 6 und 6“ die Titelgeschichte, eine harte Schilderung des Pendlerschicksals einer berufstätigen Mutter, die ihre Kleinkinder täglich mit dem 6-Uhr-Bus mitnehmen muß, um sie im Betriebskindergarten abzugeben. Als sie eines Tages nach einem anstrengenden Arbeitstag mit den Kindern heimkommt, teilt man ihr mit, daß ihr Ehemann, der regelmäßig ihren Lohn vertrank, tot in einer Baugrube liege.

Danach las Ingeborg Höverkamp aus ihrer Biographie über Elisabeth Engelhardt einen Auszug aus dem IV. Kapitel *Wanderjahre* „Wie Bernstein schimmern die Horizonte“ über die Spanien- und Marokkoreise der Autorin, die auf ihren Reisen auch stets ihre Staffelei dabei hatte, um ihre Impressionen nicht nur mit Worten, sondern auch mit dem Pinsel festzuhalten. In dieser Erzählung zeigt es sich, daß die fränkische Autorin fremden

Kulturen, Menschen und Sitten sehr sensibel begegnete. Perlen ihrer Wortkunst finden sich in der Beschreibung von der Begegnung mit einem jungen Zigeunerpaar und eines spanischen Stierkampfes. Ihre unveröffentlichten Reisenotizen, aus der Ingeborg Höverkamp schöpfen konnte, sind es wert, als Ergänzung zu ihrem Werk, publiziert zu werden. Musikalisch umrahmt wurde die Gedenkfeier vom Gesangsquartett „schlicht und innig“, das thematisch Brücken zu den Texten spannte.

In der Pause konnten die zahlreichen Besucher die Ausstellung mit Gemälden Elisabeth Engelhardts besichtigen – darunter ein sehr gutes Selbstporträt –, die erstmals in der Öffentlichkeit gezeigt wurden. Außerdem gab es eine Diashow mit noch unbekannten Bildern aus ihrem Leben. Als Krönung hatte man einen Motorroller aus dem Jahre 1954 ausgestellt. Mit einem solchen Modell reiste Elisabeth Engelhardt durch ganz Europa. Ihre ersten Reisen in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts unternahm sie sogar mit dem Fahrrad.

Niemand hatte geahnt, daß dieses Mädchen einmal Schriftstellerin und Malerin werden würde, als es im Jahre 1925 als ältestes von fünf Kindern eines Kleinbauern geboren wurde. Ihr Heimatdorf Leerstetten, heute ein Ortsteil von Schwanstetten, zählte damals etwa 450 Einwohner. Gänse, Hühner und Enten liefen ungestört über die staubige Dorfstraße, Ochsengespanne rumpelten über Schlaglöcher, das Wasser holte man aus hölzernen Ziehbrunnen und die Mädchen wurden bestenfalls Bäuerin, schlimmstenfalls Dienstmagd. Eine andere Karriere war undenkbar.

Welche Voraussetzungen führten nun dazu, daß sich Elisabeth Engelhardt im bäuerlichen Milieu zu einer der talentiertesten Nachkriegsautorinnen, nicht nur in Franken, sondern auch im gesamten deutschsprachigen Raum entwickelte? Schon ihre Herkunft ist ungewöhnlich, denn ihr Großvater mütterlicherseits gehörte einst der Leibwache König Ludwigs II. von Bayern an. Ihr Großvater war auch dabei, als der tote König aus dem Starnberger See geborgen wurde. Ihre Mutter brachte wertvolle Bücher mit in die Ehe, so hatte Elisabeth schon von Kindheit an einen weiteren Horizont als in einem damaligen Bauernhaushalt üblich. Doch fehlten ihr auf dem Dorf geeignete Kontakte zur Literaturszene, so daß ihr erst mit vierzig Jahren die erste Publikation mit dem Roman „Feuer heilt“ gelang. Dieses Buch erzählt die Geschichte der Außenseiterin Genoveva, die im 18. Jahrhundert in die Mühlen eines Hexenprozesses gerät. In atemlosem, gedrängten und durchwegs spannenden Erzählstil wird der Leser in den dramatischen Sog der Ereignisse gezogen, nicht etwa als distanzierter Zuschauer, sondern als Mitleidender. Er begreift, daß die grausamen Mechanismen, die dazu führen, daß ein Mensch aus der Gemeinschaft ausgestoßen wird, auch heute noch funktionieren, nur auf anderer Ebene. Mit der Hauptfigur Genoveva ist Elisabeth Engelhardt eine der großen Frauengestalten in der Literatur gelungen, die alle Grenzen auslotet, überschreitet, aber letztlich an ihnen zerbricht. Der ehemalige Nürnberger Kulturreferent Hermann Glaser verglich den Roman „Feuer heilt“ mit Annette von Droste-Hülshoffs „Judenbuche“. Positive Rezensionen erschienen im gesamten deutschsprachigen Raum und 1967 erhielt die stets bescheidene Autorin für diesen meisterlichen Erstling den Förderpreis für Literatur der Stadt Nürnberg.

1974 erschien ihr zweiter Roman „Ein deutsches Dorf in Bayern“. Spannend und mit dem Wissen einer Insiderin nimmt sie den Bauboom, der den Untergang des alten Dorfes zur Folge hat, unter die Lupe. Nicht nur die äußeren Veränderungen nimmt sie wahr, sondern auch die inneren. Lebensgemeinschaften, die drei Generationen umfaßten, zerbrachen, neumodische Statussymbole, neues



Abb.: Elisabeth Engelhardt erhält am 15. 2. 1967 aus der Hand des Oberbürgermeisters Dr. Andreas Urschlechter die Urkunde des Förderpreises der Stadt Nürnberg.

Haus, Auto, Waschmaschine, Fernseher und Hollywoodschaukel, forderten von den Bauern neben der Feldarbeit noch eine Zusatzarbeit in der Fabrik. Besorgt fragen sich die Bauern im Roman: „Woher soll das Brot kommen, wenn überall Häuser stehen?“

Nur 53 Lebensjahre waren der Schriftstellerin und Malerin vergönnt. Viele ihrer Kollegen und Kolleginnen sind inzwischen auch verstorben, wie Gottlob Haag, Wilhelm Staudacher, Irene Reif, Margarete Zschörnig, Max von der Grün, Kurt Karl Doberer und Inge Meidinger-Geise. Sie alle konnten noch zur Erstellung der Biographie befragt werden. Die noch lebenden, wie Wolfgang Buhl, Fitzgerald Kusz, Hermann Glaser, Godehard Schramm und Hans Bertram Bock erinnern sich gerne an ihr bescheidenes und natürliches Wesen und zollen ihrer Begabung größte Hochachtung. Elisabeth Engelhardt war Mitglied im Frankenbund und im Verband Fränkischer Schriftsteller. Für den Frankenbund hielt sie auf Schloß Schney ein Referat über die Hexenverfolgungen in Franken. Viel zu früh verstarb sie an den Folgen eines Gehirntumors. Ihr dritter Roman „Hannes“ blieb unvollendet. Ihre Hörbilder, wie „Ländliches Franken“, die sie für den Bayerischen Rund-

funk schrieb, werden auch heute noch gerne gesendet.

Längst würden ihre Bücher ein Schattendasein führen, wenn nicht einige Menschen sich engagiert einsetzen. 1994 konnte Ingeborg Höverkamp ihre Biographie über Elisabeth Engelhardt veröffentlichen. Vorträge, Seminare und Führungen „Auf den Spuren Elisabeth Engelhardts“ folgten. Abiturienten nahmen sich des Themas an, an vielen Schulen wurden ihre Bücher Pflichtlektüre. Im Jahr 2007 ist es, auf Initiative von Ingeborg Höverkamp, gelungen, den literarischen Engelhardt-Nachlaß dem Archiv der Stadtbibliothek Nürnberg zu übergeben, um ihn nach wissenschaftlicher Bearbeitung interessierten Forschern und Forscherinnen zugänglich zu machen.

Mehrfaß wurden die Engelhardt-Romane posthum neu aufgelegt. Zu ihrem 10., 15. und 20. Todestag wurde ihrer würdig gedacht. Zum 80. Geburtstag der Schriftstellerin schrieb Ingeborg Höverkamp ein Hörbild für den Bayerischen Rundfunk. 1997 wurde der Elisabeth-Engelhardt-Literaturpreis ins Leben gerufen, dessen erste Preisträgerin ihre Biographin wurde. Nach jeweils dreijährigem Turnus erhielten bisher die Autoren Klaus Schamberger, Gerd Berghofer und Elfriede Bidmon diese Auszeichnung. Es sind Impulse, die das Interesse an der verstorbenen Schriftstellerin wach halten und einen immer

größeren Leserkreis schaffen. Der Satz der Hauptfigur aus dem Roman „Feuer heilt“ trifft auch auf die hochbegabte Fränkin zu: „Ich ging durch ein Bad von himmelhohen Feuern“. Mutig und unbeirrt ging sie ihren Weg, trotz mancher Widerstände im privaten und beruflichen Bereich. Ihr Werk entstand in vielen nächtlichen Stunden am Schreibtisch, tagsüber arbeitete sie acht Stunden täglich an den (damals) Städtischen Bühnen in Nürnberg. „Acht Stunden am Tag...“, schrieb sie über ihren Brotberuf, „im Grunde zählen sie nicht. Nur die übrigen zählen, die Nachtstunden, die Stunden am Schreibtisch sind Wirklichkeit.“ Wir verdanken ihrem nächtlichen Schreiben ein Vermächtnis, das unter die Haut geht.

#### **Literaturhinweise:**

Engelhardt, Elisabeth: Feuer heilt. Roman. Verlag Wortweberei. Wuppertal. Neuauflage 1987.

Engelhardt, Elisabeth: Ein deutsches Dorf in Bayern. Verlag Wortweberei. Wuppertal. Neuauflage 1985. Neuauflage beim Verlag ars vivendi, Cadolzburg 2000.

Höverkamp, Ingeborg: Elisabeth Engelhardt – eine fränkische Schriftstellerin (1925–1978). Monographie. Hohenloher Druck- und Verlagshaus. Gerabronn 1994.

Meidinger-Geise, Inge (Hrsg.): Zwischen 6 und 6. Erzählungen von Elisabeth Engelhardt. Delp’sche Verlagsbuchhandlung. München – Bad Windsheim 1983.

## **Ein Meister der Neuen Sachlichkeit und des magischen Realismus: Aschaffenburg erhält ein Christian Schad-Museum**

*von*

*Josef Kern*

Seine Werke befinden sich im Kunsthhaus Zürich, im Centre Georges Pompidou Paris, der Hamburger Kunsthalle, im Sprengel Museum Hannover, in der Nationalgalerie Ber-

lin, dem Von-der-Heydt-Museum Wuppertal, im Lenbachhaus München sowie in namhaften Privatsammlungen. Christian Schad, der von 1943 bis zu seinem Tod in Aschaffenburg

und dem nahen Keilberg lebte, zählt zu den ganz Großen der deutschen Malerei des 20. Jahrhunderts.

Seit dem Jahr 2000 hüten die Museen der Stadt Aschaffenburg einen ganz besonderen Schatz – den Nachlaß des Künstlers, den die Witwe Bettina Schad in die Obhut der Stadt überführt hat. Er umfaßt Gemälde, Handzeichnungen und Entwürfe, Druckgraphiken, „Schadographien“, Collagen, Resopalbilder sowie Arbeiten auf Putz, insgesamt rund 800 Arbeiten. Hinzu kommen zahlreiche, zum Teil frühe Arbeiten, die sich bereits vor Gründung der Stiftung im Bestand der Aschaffenburger Museen befanden. Wie bei dem berühmten Expressionisten Ernst Ludwig Kirchner, der in Aschaffenburg geboren wurde, ist der Name Schad untrennbar mit dessen Wahlheimat verbunden. In den kommenden Jahren soll, auch mit Hilfe der Kulturstiftung des Bezirks Unterfranken, ein eigenes Museum für den Künstler errichtet werden. Außerdem fördert man die Herausgabe eines vierbändigen Werkverzeichnisses.

Die nach ihm benannten „Schadographien“ und vor allem Schads berühmte Portraits der 1920er und 1930er Jahre stehen seit langem im Vordergrund der Forschung. Der Stil der sogenannten „Neuen Sachlichkeit“ wird stets mit seinem Namen verbunden. Schad begegnet uns aber auch in seinem Spätwerk auf der Höhe jahrzehntelanger kulturwissenschaftlicher Studien. Viele seiner Bilder sind einzigartige Zeugnisse einer ganz persönlichen Welterfahrung. Seine Deutungen menschlicher Beziehungen vor dem Hintergrund einer ganzheitlichen Anthropologie bieten eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten für eine engagierte Diskussion angesichts gegenwärtiger gesellschaftlicher Entwicklungen.

Museumsleiter Dr. Thomas Richter weiß, warum es den 1894 im Oberbayerischen Miesbach geborenen Künstler nach Stationen in München, Zürich, Genf, Neapel, Wien, Paris und Berlin ausgerechnet nach Aschaffenburg verschlagen hat: „Schon 1942 erhielt Schad hier einen Porträtauftrag. Im März 1943 wurde sein Berliner Atelier durch einen Bombenangriff zerstört. Daraufhin entschloß sich der Maler, nach Aschaffenburg zu ziehen.“

Hier hatte er nämlich einen größeren Auftrag in Aussicht. Der Künstler, der die altmeisterliche Maltechnik perfekt beherrschte, sollte eine Kopie der ‚Stuppacher Madonna‘ von Matthias Grünewald anfertigen.“ Diese hat heute im Originalrahmen aus dem 16. Jahrhundert in der Stiftskirche Sankt Peter und Alexander ihren endgültigen Platz gefunden.

In den späten 1940er Jahren verdiente der Künstler seinen Lebensunterhalt mit Restaurierungsarbeiten, unter anderen der Wandmalereien im Speisesaal des Schlosses im Landschaftsgarten Schönbusch. Er schrieb für das „Main-Echo“, hielt Vorträge. 1955 fand eine Ausstellung früher und neuerer Arbeiten im Aschaffenburger Schloß Johannsburg statt. „Seitdem ist durch internationale Ausstellungstätigkeit sein Ruhm stetig gewachsen. Das Werk Christian Schads genießt heute unbestrittenen Weltruf“, sagte Dr. Richter.

Schad stammte aus gutbürgerlichem Elternhause. Zunächst studierte er in München bei Heinrich von Zügel und Johann Becker-Gundahl, brach aber 1914 nach wenigen Semestern ab, weil er sich „nicht prüfen lassen wollte“. Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges simulierte er einen Herzfehler und floh 1915 nach Zürich in die neutrale Schweiz, wo er sich der Dada-Bewegung um Hans Arp, Hugo Ball und Emmy Henning anschloß. Mit den Dichtern Walter Serner und dem Würzburger Leonard Frank verband ihn enge Freundschaft; Schad veröffentlichte Holzschnitte in avantgardistischen Zeitschriften und eine Graphikmappe mit Originalen. Ende 1916 zog er nach Genf, wo er Studien in einer Irrenanstalt fertigte, von denen sich einige in Aschaffenburg erhalten haben. 1919 führten ihn Experimente zu dem später nach ihm benannten Photogramm, der „Schadographie“, einem auf lichtempfindlichen Platten erzeugten Konturbild. Zudem arbeitete er an Holzreliefs, kubistisch geprägten Ölbildern und Holzschnitten.

1920 kehrte Christian Schad nach München zurück und löste sich vom Dadaismus. Er zog nach Italien, nach Rom, um sich dem Studium der Renaissance-Meister zu widmen, die ihm den Durchbruch zum Realismus

brachten. 1923 heiratete er die Römerin Marcella Arcangeli und zog nach Neapel. 1925 finden wir ihn in Rom wo er ein Porträt von Papst Pius XI. malte. Im gleichen Jahr erfolgte ein Umzug nach Wien, wo Schads Atelier zum Treffpunkt eines Kreises von Intellektuellen, Künstlern und Aristokraten wurde.

Schads etwa dreißig Porträts der Zeit zwischen 1925 und 1930 werden der „Neuen Sachlichkeit“ zugerechnet, einer veristischen Ausdrucksform, die auch als Gegenbewegung zur abstrakten und gegenstandslosen Kunst gesehen werden muß. Der Künstler malte Frauen, die für den neuen selbstbewußten Frauentyt mit Bubikopf und Zigarette stehen; er porträtierte Egon Erwin Kisch, den tätowierten rasenden Reporter, Freundinnen, Agosta, den Flügelmenschen, und Rasha, die schwarze Taube, die als Artisten auf einem Jahrmarkt arbeiteten. Im Münchner Lenbachhaus hängt mittlerweile seine ungeschönte Darstellung einer Operation. Als Hauptwerk gilt das 1927 entstandene Selbstporträt mit Modell (Privatbesitz), das heute zu den bekanntesten und am meisten reproduzierten Werken des Künstlers und der Neuen Sachlichkeit allgemein zählt. Schonungslos setzt sich Schad dem eigenen Blick aus, als „*Maler mit dem Skalpell*“, der seine Modelle und sich selbst mit kühler Sachlichkeit seziert.

Seit 1928 lebte der Künstler in Berlin, Reisen führten ihn nach Paris und in die Bretagne. 1931 ertrank seine Frau Marcella bei einem Badeunfall, Schad begann, sich mit fernöstlicher Philosophie zu befassen. In der Diktatur nach 1933 entstanden nur noch wenige künstlerische Arbeiten: er ergriff einen Broteruf als Kaufmann. Als 1936 seine „Schadographien“ im Museum of Modern Art in New York gezeigt wurden, geschah dies ohne Wissen des Künstlers.

Das künftige Aschaffenburger Schad-Museum wird einige der frühen, vom Kubismus beeinflußten Bilder aus der Zeit des Ersten Weltkriegs zeigen. „Sie verdeutlichen“, so Dr. Richter, „Christian Schads Auseinandersetzung mit progressiven Ansichten der Avantgarde. Etwa das Portrait der jungen Russin

Katja von 1918, als sie nach ihrer Flucht aus dem revolutionären Russland isoliert und traumatisiert war.“ Mit der etwas später entstandenen „Kreuzabnahme“ schloß Schad nicht nur einen Motivkreis, sondern auch eine stilistische Periode ab. „*Nie wieder griff er von sich aus ein christliches Motiv auf, noch versuchte er sich jemals wieder in der symbolisch zu verstehenden Hell-Dunkel-Facetierung der Fläche.*“

Auch ein Porträt zweier Kinder von 1917 ist ein Beispiel dafür, wie der Maler zunehmend von kubistischen Bildelementen abrückte. Dazu der Museumsleiter: „Zwar ist der Hintergrund noch aus Kreissegmenten gebildet, doch sind die beiden selbständig aufgefaßt und formal gegenständlich wiedergegeben.“ Die Mexikanerin Erlinda Ponce de Léon traf Schad 1930 in Berlin, wo er sie vor einem imaginären Landschaftsausblick ihrer Heimat portraitierte. Zwölf Jahre später begegnete der Künstler der jungen Berliner Schauspielerin Bettina Mittelstädt. Dies war der Auftakt zu einer lebenslangen Bindung; beide heirateten 1947.

Zum Spätwerk, ab 1950 unter dem Schlagwort „Magischer Realismus“, zählt das letzte Selbstporträt von Christian Schad, das ihn als reifen Mann darstellt (1967). Dazu nochmals Dr. Richter: „Die Kombination eines getreuen Porträts und eines erdachten Hintergrundes ergibt hier einen besonderen Sinn: Die Vielzahl der symbolhaft um ihn versammelten Motive spielt teilweise auf seine Biographie an.“

Eine große Rolle in der Geschichte der Photographie nehmen die Photogramme ein, Objekte, die ohne Verwendung einer Kamera auf lichtempfindlichem Papier abgelichtet wurden. Christian Schads erste Photogramme entstanden 1919 in Genf und waren geprägt von seiner Auseinandersetzung mit dem Geist des Dadaismus. Das Original des ersten Photogramms gilt als verschollen, ist aber in der Zeitschrift „DADaphone“ 1920 in Paris veröffentlicht worden. Die Christian-Schad-Stiftung Aschaffenburg besitzt eine Ausgabe dieses Heftes. 1960, vierzig Jahre nach der Entstehung der ersten Photogramme, wandte sich Schad erneut dieser Technik zu. Da es

die damals verwendeten Tageslicht-Auskopierpapiere nicht mehr gab, entstanden die neuen Arbeiten in der Dunkelkammer, was ihm andere kreative Möglichkeiten erschloß. Auch sie werden im neuen Museum zu sehen sein.

1961 baute sich Schad ein Atelierhaus in Keilberg bei Aschaffenburg. Nach der Diffamierung realistischer Kunst in der Folge der nationalsozialistischen „Blut- und Boden-Malerei“ und dem Siegeszug der Abstrakten

erfolgte nur zögerlich seine Wiederentdeckung, Schads Werke wurden auf deutschen und internationalen Ausstellungen gezeigt. 1972 gab es eine Retrospektive im Palazzo Reale in Mailand, eine weitere in der Staatlichen Kunsthalle Berlin. Erst nach dem Tod des Künstlers fand 1977/78 eine große Schad-Ausstellung in Zürich, München und Emden statt. Sogar die Deutsche Post ehrte den Wahl-Aschaffenburger mit einer Sonderbriefmarke, die ein für ihn charakteristisches Frauenbildnis zeigt.

## Heinrich Pospiech 100 Jahre

von

Hartmut Schötz

Am 11. März 2008 wäre einer der bedeutendsten Ansbacher Künstler des vergangenen Jahrhunderts 100 Jahre alt geworden: Heinrich Pospiech. Das Ansbacher Markgrafen-Museum zeigte deshalb eine Sonderausstellung mit Gemälden, Graphiken und Skulpturen des Künstlers. Die letzte Sonderausstellung mit Werken Pospiechs hatte zum 25. Todestag im November 2005 im Museum und in der St. Gumbertuskirche stattgefunden.

Der Künstler wurde 1908 als Sohn eines Regimentsschneiders im Ulanen-Regiment und dessen Frau geboren. Seine beiden Eltern führten zusätzlich das Gasthaus „Schlüssel“ in der Würzburger Straße in Ansbach. Hauptberuflich hatte Pospiech von 1933 bis 1970 als Kunsterzieher in Windsbach und später am Ansbacher Platen-Gymnasium unterrichtet. Er verstarb im Jahr 1980.

Die Arbeiten von Heinrich Pospiech waren in vielen Ausstellungen, wie dem Haus der Kunst in München, zu sehen. Sie sind meist expressiv in Farbe und Form, die Bildinhalte teils realistisch, teils religiös, oft mythisch. „Einer helfe dem anderen auf“ betitelte

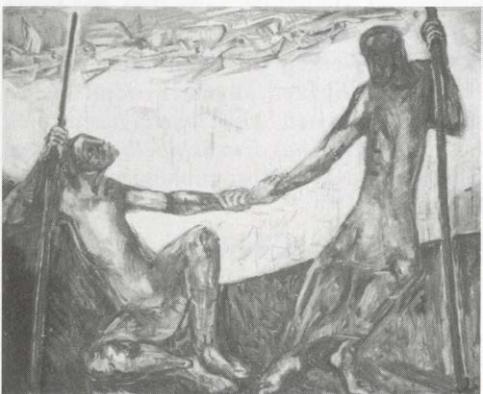


Abb. 1: „Einer helfe dem anderen auf“, Ölbild von Heinrich Pospiech. Photo: Hartmut Schötz.

Heinrich Pospiech sein großformatiges Ölbild, das wir in der ersten Abbildung sehen können. Bis zum Tod der Witwe von Heinrich Pospiech im Jahr 2005 hing dieses Bild in ihrem Seniorenheimzimmer.

Zu den schon früher ausgestellten, besonders eindringlichen Bildern gehört der in der

zweiten Abbildung zu sehende „Apokalyptische Reiter“. Hier kniet vor dem Ansbacher Schloß ein Mann komisch verdreht auf dem Boden. Seine Haut scheint verbrannt, aufgerissen und hängt in rötlich-gelben Fetzen von den Beinen. In der rechten Hand hält er eine Uhr, die fünf vor zwölf zeigt und damit das Ende der Welt ankündigt. Auf dem Kopf trägt der Krieger einen spitzen Hut, auf dem die Worte „Hiroshima“ und „Nagasaki“ geschrieben stehen. Der Mann hat einen Patronengürtel über dem Arm. Über seine Schulter reckt ein Pferd den nielenbesetzten, metallisch schimmernden Kopf, um mit in die letzte Schlacht zu ziehen. Über allem schwebt ein Racheengel. Dieser hat die Sonne vom Himmel gerissen und gelöscht. Das Ölbild entstand vor dem Hintergrund der damals sehr konkreten Angst vor einem Atomkrieg.



Abb. 2: „Apokalyptischer Reiter“, Ölbild von Heinrich Pospiech.  
Photo: Hartmut Schötz.

## „Gegenpositionen“ Bilder und Objekte von Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß

von

Peter Weidisch

Im August und September 2008 konnten die bekannten fränkischen Künstler Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß unter dem Titel „Gegenpositionen“ im Ausstellungsraum der Vereinigung Kunstschaffender Unterfrankens e.V. (VKU), dem Würzburger Spitäle, ihre jüngsten Werke präsentierten. Da der Verfasser als Kulturreferent der Stadt Bad Kissingen das Ehepaar Kuhfuß seit über 15 Jahren kennt, somit die Entwicklung ihres Werk schaffens beobachtet hat und sie zum Teil dabei auch mit begleiten konnte, soll das Œuvre der beiden Künstler an dieser Stelle einem größeren Publikum vorgestellt werden.

Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß sind Konstanten in der Künstlerlandschaft, und das nicht nur in Bad Kissingen und der umliegenden Region. Vielmehr haben sie auch die Kunstsze in Unterfranken mit beeinflußt und mitgestaltet. Sie haben aber mit ihrer Passion für eine lebendige Vermittlung von Kunst und mit ihrem immer mit Verve vorge tragenen Einsatz für eine sich weiterentwickelnde Kunstsze auch mitgeholfen, ein Bewußtsein für Kunst in die Bevölkerung hineinzutragen. Dies ist ein Aspekt, den nur wenige Künstler beachten, der aber für die Entwicklung von Kunstschaffen in einer Re-

gion entscheidend sein kann. Nur wenn Kunst in der Region fest verankert ist, wenn der Prozeß der Entstehung von Kunst von Bürgerinnen und Bürgern, aber auch von den Gästen unserer Städte und Gemeinden, rezipiert – und vielleicht sogar verstanden – wird, dann hat eine Region als Kunstregion, dann haben Künstler in einer Region Zukunftschancen.

Im Jahr 2004 zeigte das Museum Obere Saline in Bad Kissingen eine große Gemeinschaftsausstellung von Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß. Der Titel der Ausstellung lautete damals „Annäherungen“. Annäherungen? Darüber war ich zunächst überrascht. Ein Künstlerehepaar, das über 40 Jahre verheiratet ist und das ein Werkschaffen in vielen gemeinsamen Ausstellungen regional und überregional präsentierte, wählte als Motto „Annäherungen“. Umso überraschter kann man nun über den neuen Titel „Gegenpositionen“ sein, scheint sich doch hier etwas im gegenseitigen Verständnis geändert zu haben. Erst künstlerische Annäherung, vielleicht sogar Handreichung und jetzt plötzlich Gegenpositionen?

Wie ist das zu verstehen? Wird sich dieser Titel, monolithisch dahingestellt, in den neuen Werken der beiden Künstler – gegensätzlich – widerspiegeln? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns mit der Konzeption ihrer Arbeiten auseinandersetzen. Im Verlauf eines halben Jahres, als die im Spitäle gezeigten Arbeiten nach und nach neu entstanden, hatte ich die Gelegenheit dazu, mich mit ihnen näher auseinanderzusetzen.

Beginnen wir mit Wolfgang Kuhfuß. Geschichten erzählen will er uns mit seinen Bildern nicht. Vielmehr will er Situationen befragen. Diese Befragungen schlagen sich auch in seiner Kompositionenfolge, als Bilder einer in sich geschlossenen Serie nieder. Ausgangspunkte für diese groß-, aber auch kleinformatigen, neu geschaffenen Werke sind die folgenden drei Fragen:

Warum? –  
hinterfragt das Anliegen der Disziplin,  
Was? –  
geht der Thematik und dem Inhalt nach,

Wie? –  
fragt die Lösungsmöglichkeiten in Technik, Material und Größe ab.

Wolfgang Kuhfuß' Ausdrucksmittel ist die situative Malerei. Als Betitelung der Serie hat er das Schlagwort „Sachlage“ gewählt. Sachlage bedeutet hier keine vordergründige Verortung, sondern die Beschreibung eines Zustandes und einer Befindlichkeit mit den Mitteln der Farbräume. Wir erkennen gegen- und miteinander verstärkte Linienführungen, die zusammenhalten oder diffundieren. Wir sehen Linienführungen, die sich verbinden, miteinander konferieren und auf verschiedenen Ebenen interagieren. „Cornerlines“ oder „Colourlines“ sind die Beschreibungen eines wesentlichen Parts der Arbeiten. Seine situative Malerei entsteht vor der Hintergrundfrage: Was geschieht? Hier möchte ich den Künstler selbst zitieren: „Was geschieht, wenn ganz bestimmte Kompositionsgegebenheiten aufeinander treffen, sich abstoßen, sich verbinden, in Spannung geraten?“

Es gilt also Splitterung, Parzellierung, Gewichtung von Linien und Flächen und ihre Spannungsmomente dadurch zu visualisieren, daß Raumkörper und Farbparzellen in konstruierter Form, Aussagen zu verdeutlichen haben. Farblich arbeitet Wolfgang Kuhfuß reduziert auf grau-schwarze und blau-schwarze Farbtöne mit Goldtönen.

Sein theoretischer Ansatz ist gedanklich klar strukturiert: eine Linie, ein Ansatz, konkrete Überlegungen werden in Spannung versetzt. Die gedanklich umrissene Struktur in eine künstlerische, visuelle Dimension umzusetzen, ist sehr anspruchsvoll und hat einen hohen Reiz für den Betrachter, der bereit ist, sich auf die Gedankenwelt des Künstlers einzulassen, sich mit ihr vielleicht sogar anzufreunden. Wenn er dies tut, kann er sich neue Kunsträume erschließen.

Betrachten wir die Gegenposition, kommen wir zu Wiltrud Kuhfuß' Arbeiten. Dazu müssen wir den theoretischen Ansatz von Wolfgang Kuhfuß verlassen und uns mit dem expressiven Ansatz von Wiltrud Kuhfuß auseinandersetzen. Die Gegenpositionen beginnen schon in der Technik. Wolfgang malt ausschließlich mit Pigment auf Leinwand,

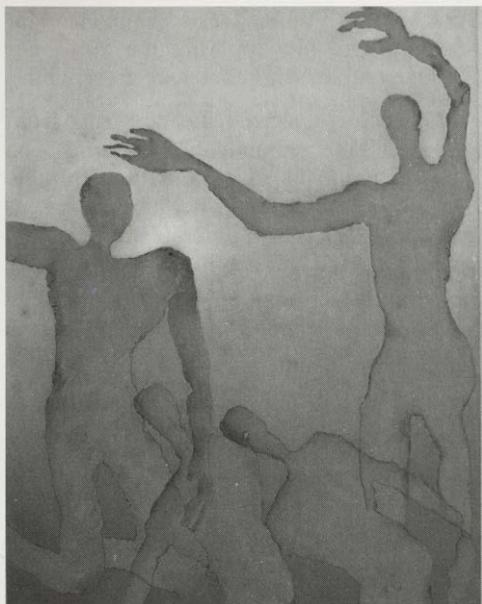


Abb. 1: Ein typisches Werk von Wiltrud Kuhfuß.

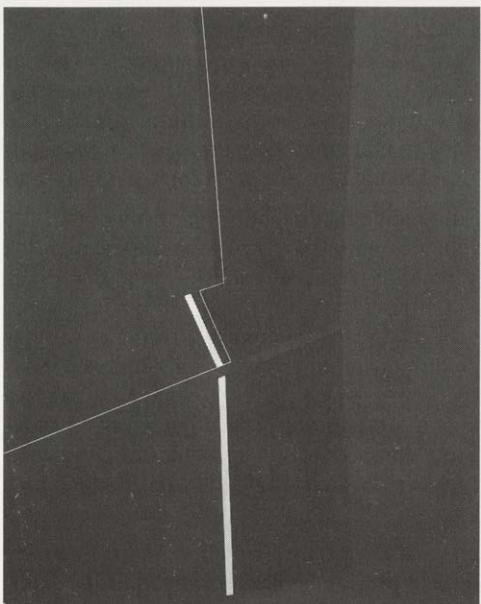


Abb. 2: Ein typisches Werk von Wolfgang Kuhfuß.

Wiltrud hingegen hat ein breites Spektrum an Techniken und Materialitäten. Übermalung, Untermalung in verschiedenen Schichten, Öl, Collagen auf dunklen Grundschichten, Brandmalerei. Mit diesen Materialien – man könnte sagen mit den unterschiedlichen Aggregatzuständen der Bemalstoffe – arbeitet Wiltrud Kuhfuß, ja spielt sie regelrecht und spricht damit beim Betrachter emotionale Tiefenschichten an. Ein Beispiel: Die hautähnlichen Substanzen ihrer Collagen wecken Assoziationen an Vergänglichkeit, Zerrissenheit oder Verwundbarkeit.

Die Brandtechnik baut in sich selbst Gegenpositionen auf: Auf der einen Seite der negative Pol des Gebranntmarktseins, das das außerhalb der Gemeinschaft Stehende symbolisieren kann, auf der anderen Seite das Feuer als Läuterung, als Purifikation. Gegenpositionen beschreiben hier menschliche Befindlichkeiten. Die graue Farbe erinnert in ihrer Eindringlichkeit an Schwarz-Weiß-Fotos. Gerade durch diese Reduktion in den Farben erreicht Wiltrud Kuhfuß eine hohe Eindringlichkeit. Mehrere übereinander liegende Farbschichten lassen ein Spiel mit Licht und Schatten zu, implizieren ein Auf-

und Abschwellen des Themenspiels miteinander.

Auf ihren großformatigen Ölbildern auf Leinwand führt Wiltrud Kuhfuß ihre Themenreihe der letzten Ausstellungen fort, in denen sie sich mit menschlichen Befindlichkeiten auseinandersetzt. Den neu entstandenen Arbeiten hat sie Titel gegeben wie: Zuneigung, Klage, Trost, Gnade, Befreiung, Hilfe, Hinwendung, Einkehr, Ausgrenzung.

Diese Arbeiten basieren auf dem Tanztheater „The Wall“, einer spektakulären Arbeit des Choreographen Mario Schröder 1999 am Mainfrankentheater in Würzburg. Die Choreographie basiert auf der Musik der Gruppe Pink Floyd und dem Lebensrückblick ihres Protagonisten Roger Waters. Von den Probeszenen in Würzburg nahm der Photograph Lars Kuhfuß, der Sohn von Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß, eine Photostrecke auf. Ausgewählte Photographien davon dienten Wiltrud Kuhfuß als Schaffensinspiration. Die Themen, die oben genannt wurden, sind zeitlos aktuell und präsentieren sich uns ohne Attitüden, aussagestark, nicht vordergründig plakativ, sondern anrührend in sich ruhend. Besonders

auffällig sind die changierenden Farben, in auf- und abschwellender Dynamik, der die gewählte Lasurtechnik zuarbeitet.

In der Würzburger Ausstellung im Spitäle präsentierte sich das Künstlerpaar gegenpolig, hingen die Bilder im unteren Ausstellungsraum von einander getrennt; nur auf der Empore schienen die Arbeiten der beiden eher gemeinsam zu fließen. Von Wolfgang Kuhfuß waren vier Bilder an den Wänden zu sehen, auf den Feldern des Glasbodens hingegen war die Folieninstallation „Wir kommen ungefragt“ von Wiltrud Kuhfuß aufgebaut, die sowohl von oben betrachtet Wirkung zeigt, als auch von unten durch die Glasfelder hindurch. Auch bewußte Querbeziehungen durch den Ausstellungsraum waren zu bemerken: Wolfgang Kuhfuß Bilder „Einlaß I“ und „Einlaß II“ hingen an der hinteren Wand der Empore und waren zum großformatigen Bild „Einlaß III“ in der Apsis ausgerichtet. So konnten sie zur Gegenposition in der eigenen künstlerischen Konzeption werden.

Durch das Einwirken natürlicher Kräfte und Bewegungen ist dem Material ein bestimmtes Erscheinungsbild gegeben. Dieses korrespondiert mit einer künstlerischen Perspektive, die ihrerseits in das Material eingreift, das vorhandene aufnimmt und in eine interpretatorische Intention überträgt. Dies kann sehr gut bei den von Wiltrud Kuhfuß aufgebauten Folieninstallationen gesehen werden.

Adaptiertes Material – hier Druckfolien aus der Designerindustrieproduktion – wird überarbeitet und einer neuen Wertigkeit, einer neuen Dimension zugeführt. Bei der Auseinandersetzung mit der Gestaltung ist es für den Betrachter immer spannend, diesen Dimensionen nachzuspüren und sich selbst zu ganz eigenen, sehr individuellen Interpretationen anregen zu lassen. „Wir kommen ungefragt“, damals auf der Empore gezeigt, wurde bereits erwähnt. Eine weitere Installation von Wiltrud Kuhfuß war im Bereich unterhalb der Empore aufgebaut: Auf acht Bahnen gebrauchter Gravurfolien, die hintereinander geschichtet sind, werden Hände lebendig und entwickeln mit Gesten eine eindringliche

Sprache. Das Thema „Des anderen Hand erreichen“ wird hier im wahrsten Sinne des Wortes greifbar, wird aber auch ergreifend.

In der VKU-Galerie hatte Wolfgang Kuhfuß auch eine gebundene Sammlung von Werkzeichnungen ausgestellt. Sie umfaßte Werkdrucke unter dem Titel „Raumbegrenzung“ und ließ den in ihnen blätternden Betrachter am Schaffensprozeß seiner Serie teilhaben. Die Stufen Idee, Konzeption und künstlerische Vorarbeit bis hin zum letzten Schritt der Umsetzung wurden auf diese Weise quasi en miniature zusammengefaßt. So vermag der gedankliche Prozeß dabei wie in einem Zeitraffer vor den Augen der Betrachter abzulaufen. Ähnliches hatte auch Wiltrud Kuhfuß ermöglicht, denn sie stellte eine Serie von Collagen aus, die in zwei Bindungen präsentiert wurden. Die in ihnen enthaltenen Handdrucke illustrierten ein Gedicht von Paul Celan im fortlaufenden Seitendruck.

Folglich nannte sich die Ausstellung Gegenpositionen, um die Gegenpositionen zweier Künstlersubjekte zu zeigen, um einen objektbezogenen Ansatz mit einem theoretischer Ansatz zu kontrastieren und um den Unterschied zwischen Mensch und Natur auf der einen Seite und der Loslösung von organischen Bezügen auf der anderen Seite zu veranschaulichen. Damit läßt sich auch gut nachvollziehen, was Wolfgang Kuhfuß mir jüngst gesagt hat: „Die Künstler Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß. Es gibt keine Annäherung. Aber es hat immer den Versuch dazu gegeben. Jetzt sind wir Gegenpositionen.“

So bleibt den beiden Kunstschaffenden Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß nur zu wünschen, daß sie weiter an der Annäherung zweier unterschiedlicher, selbständiger Künstler arbeiten. Denn sie können trotz ihrer Unterschiedlichkeit, trotz der Verschiedenartigkeit der Themen, trotz Ihrer unterschiedlichen Interpretationen und Ausarbeitungen gut gemeinsam auf das kunstinteressierte Publikum wirken, gerade wenn sie gemeinsam ausstellen. Und wenn dann aus dem Versuch einer Annäherung Gegenpositionen erwachsen, so ist das doch wieder eine Handreichung für uns alle, weil Kunst immer auch eine Form der Annäherung darstellt.

## *TERMINE DES FRANKENBUNDES*

2009

- |                          |   |
|--------------------------|---|
| 80. Bundestag:           | 09. Mai 2009 in Schweinfurt<br>Ausrichter: Historischer Verein Schweinfurt e.V.,<br>zugleich Festveranstaltung zum 100-jährigen Bestehen des<br>Historischen Vereins Schweinfurt                    |
| 62. Bundesbeiratstagung: | 17. Oktober 2009 in Ansbach<br>Ausrichter: FRANKENBUND-Gruppe Ansbach   |
| 49. Fränkisches Seminar: | 17. und 18. Oktober 2009 im Anschluß an die Bundes-<br>beiratstagung in Neuendettelsau;<br>Leitung: Dr. Verena Friedrich (Fürth);<br>Thema:<br>Fürstliche und herrschaftliche Baumeister in Franken |

2010

- |                          |   |
|--------------------------|---|
| 81. Bundestag:           | 8. Mai 2010 in Südthüringen<br>Ausrichter: FRANKENBUND-Gruppe Haina<br>unter der Leitung von Herrn Hochstrate |
| 63. Bundesbeiratstagung: | Oktober 2010 in Gerolzhofen<br>Ausrichter: Historischer Verein in Gerolzhofen                                 |

## Weinspende der Gemeinde Rödelsee

Als Nachtrag zum Bericht über die 61. Bundesbeiratsstagung des *FRANKENBUNDES* am 13. September 2008 auf dem Schwanberg, der im Oktoberheft veröffentlicht wurde, möchte sich der *FRANKENBUND* ganz herzlich bei der Weinbaugemeinde Rödelsee und ihrem Bürgermeister bedanken. Die ausrichtenden Gruppen Marktbreit/Ochsenfurt und Kitzingen konnten nämlich den Mitwirken-

den und Geehrten durch den federführenden 1. Vorsitzenden der erstgenannten Gruppe, Herrn Peter Wesselowsky, etliche Bocksbeutel als Präsente überreichen. Daß dieser typisch fränkische, flüssige „Blumengruß“ eine großzügige Spende des Bürgermeisters von Rödelsee, Herrn Burkhard Klein, war, sei hiermit den Lesern unserer Zeitschrift *FRANKENLAND* gerne kundgetan.

## Dank an Herrn Herbert Schmidt und Herrn Walter Höhn für die Pflege unserer Homepage

In Kürze wird die bisherige Homepage durch einen neuen Internet-Auftritt des *FRANKENBUNDES* ersetzt. Mit verbesserter Technik und gewandeltem Layout bietet das neue Internet-Angebot dem Gesamtbund wie auch den Gruppen mehr Raum, sich der Öffentlichkeit vorzustellen. Die Gruppen haben nun die Möglichkeit, ihr Jahresprogramm wie auch aktuelle Informationen direkt ins Netz zu stellen.

Bislang oblag die Pflege unserer Homepage Herrn Herbert Schmidt aus Würzburg. Er sorgte über Jahre für die Aktualität der Seiten; er stellte die Texte über die Veranstaltungen des Gesamtbundes ins Netz, regte Ver-

besserungen an und machte auf anstehende Aktualisierungen aufmerksam.

Herr Walter Höhn sorgte seit Jahren unentwegt dafür, daß Jahresprogramme einzelner *FRANKENBUND*-Gruppen, die über keine eigene Internetpräsenz verfügten, im Internet einzusehen waren. Er veröffentlichte die ihm zugesandten Programme auf seiner eigenen Internetseite: „Historisches Franken“, abrufbar unter: [www.historisches-franken.de](http://www.historisches-franken.de).

Beide haben mithin über viele Jahre dafür gesorgt, daß der *FRANKENBUND* auch im Internet präsent war. Dafür möchte ihnen der *FRANKENBUND* ein herzliches „Vergelt's Gott“ aussprechen!

# Würzburg – Suhl : 20 Jahre fränkisch – thüringische Städtepartnerschaft

von

Alexander von Papp

1988 besiegelten Suhl und Würzburg ihre Städtepartnerschaft. Beiderseits rechnete niemand mit einer (baldigen) „Wende“, die dann unverhofft der erfolgreich angelaufenen Verbindung noch andere Vorzeichen gegeben hat. Seither ist in der 34. deutsch-deutschen Städtepartnerschaft längst die fränkisch-thüringische Nachbarschaft prägend. Zum Ausdruck kam das aktuell bei den 20-Jahr-Feiern: am 13. September 2008 im Würzburger Rathaus, musikalisch umrahmt vom Jugendkammerorchester Suhl, sowie am 30. September in Suhl, im Haus Philharmonie, mit anschließendem Benefizkonzert des Bundeswehrmusikkorps Erfurt.

Der folgende Beitrag ruft die wichtigsten Ereignisse und Besonderheiten sowie die vielen Mitwirkenden dieser gelungenen, fruchtbaren und auch menschlich bewegenden Städtepartnerschaft in Erinnerung.<sup>1)</sup>

## Aus der Vorgeschichte

Aus Würzburger Sicht beginnt die Vorgeschichte mit Initiativen von Oberbürgermeister Dr. Klaus Zeitler. Weniger bekannt und sicherlich einer speziellen Studie wert ist, daß es auch in Suhl – schon sehr früh – eine „gesamtdeutsche Arbeit“ gegeben hatte. In den 1950er Jahren war Memmingen der „Einsatzort“. 1956/57 wurden die „Einsatzorte“ für den Kreis Suhl neu zugeteilt und auf Ober- und Unterfranken ausgerichtet. Für Suhl wurde Würzburg ausgewählt. Gleichwohl vermerkt ein Ratsprotokoll der Stadt Suhl von Anfang 1957: „*Ungeachtet dessen dürfen bestehende Verbindungen nicht abreißen, im Gegenteil, sie sind zu festigen.*“ So hat man als Maßnahmen für 1957 Besuche

von vier Delegationen aus dem „Patenort“ Memmingen (Gemeindedelegation, Gärtner, SPD und FC Memmingen) „für notwendig erachtet“.

Für Würzburg hat OB Zeitler bereits zu Beginn der 1980er Jahre eine Partnerschaft zu einer Stadt „im anderen Teil Deutschlands“ gesucht. Er wollte damit die Verbundenheit der beiden deutschen Staaten bezeugen und den ungebrochenen Einheitswillen der Menschen in Deutschland aktivieren. Zeitlers Kontaktaufnahme wurde seinerzeit von der CSU-Stadtratsfraktion scharf „mißbilligt“.

Auch andere westdeutsche Städte versuchten, eine „innerdeutsche“ Städtepartnerschaft zu erreichen. Nach einer zunächst ständigen kategorischen Ablehnung schien die DDR Anfang 1982 zustimmungswillig, doch gab es dann wieder einen Umschwung, vielleicht wegen der „Bonner Wende“ im Oktober 1982.

Für Würzburg ergriff OB Zeitler im Oktober 1983 erneut die Initiative mit einem Brief an den Ständigen Vertreter der DDR in Bonn. In seinen konkreten Vorschlägen nannte er die Städte Dresden, Erfurt und Potsdam. Diesen Vorstoß unterstützte MdB Dr. Wolfgang Bötsch, dem dann im März 1984 die DDR-Vertretung eine deutliche Absage erteilte, weil „... für die Schaffung von Partnerschaften zwischen Städten beider Staaten notwendige Voraussetzungen nach wie vor fehlen.“ Nichtsdestoweniger gab es weitere Versuche; örtliche Parteien und andere Organisationen „erkundeten“ mit Reisen die DDR, und der Stadtjugendring überreichte bei einer solchen Reise 1985 dem Stadtoberhaupt von Weimar einen Brief von OB Zeitler.

Als dann im Zusammenhang der Verbindung Honeckers zum Saarland doch erste Städtepartnerschaften zustande und im Vorfeld des geplanten Honecker-Besuches in der Bundesrepublik weitere Städtepartnerschaften auf den Weg kamen, streckte OB Zeitler am 5. August 1987 wieder „die Fühler“ aus, diesmal mit einem Schreiben an den Amtskollegen in Eisenach. Abermals ließ Ostberlin verlauten, daß für eine Städtepartnerschaft „derzeit keine Notwendigkeit besteh[e]“. Würzburg nahm dies nicht einfach hin, auf diplomatischer Ebene unterstützte z.B. von den Abgeordneten Wolfgang Bötsch und Walter Kolbow, worauf dann die DDR überraschend Ende 1987 die Möglichkeit einer Städtepartnerschaft mit der thüringischen Bezirksstadt Suhl signalisierte.

Damit gehört zur Vorgeschichte auch die Tatsache, daß zwischen Südthüringen und Unterfranken über Jahrhunderte Beziehungen bestanden und Suhl bis zum Zweiten Weltkrieg wirtschaftlich und kulturell zum Oberzentrum Würzburg orientiert war.<sup>2)</sup> 1998 erinnerte an diese regionalen Traditionen der

nach der Wiedervereinigung gewählte Oberbürgermeister Dr. Martin Kummer mit dem Satz: „Die Partnerschaft wurde 1988 wiederbegründet.“<sup>3)</sup>

### Der Beginn

Nach der unverhofften Offerte aus Ost-Berlin haben sich 1987/88 die weiteren Vorbereitungen dann sehr schnell entwickelt. Dabei erreichte Würzburg, im Vergleich der schon vorangegangenen anderen deutsch-deutschen Städtepartnerschaften, eine erste Besonderheit: einen inoffiziellen Besuch in der künftigen Partnerstadt, den bereits Ende Januar 1988 OB Zeitler mit einer kleinen Delegation unternehmen konnte, und den Suhl überrascht, aber kulant und eher amüsiert ermöglichte. Bei dieser Gelegenheit mündete, was so langwierig und nüchtern begonnen hatte, in eine „Liebe auf den ersten Blick“.

Schon bei dieser Gelegenheit kamen die Positionen und Ziele zur Sprache, die beide Seiten jeweils in den Vordergrund stellten, und die bei aller systembedingten Rhetorik



Abb: Vor der „Wende“: Empfang einer Würzburger Delegation vor dem Suhler Rathaus. (v. l.: Hauptamtsleiter Karl-Josef Seufert, Partnerschaftsbeauftragter Dr. Alexander von Papp, Suhls OB Joachim Kunze, OB Dr. Klaus Zeitler (verdeckt) und die Stadtratsmitglieder Winfried Kuttenkeuler, Werner Fischer, Hans Schrenk). Photo: Stadt Suhl, Stadtarchiv.

doch eine gemeinsame kommunalpolitische Position offenbarten. So wollte Würzburg einen möglichst breiten Austausch, Bürgerbesuche auch außerhalb der Partnerschaftsprogramme sowie eine Beteiligung der Medien. Die Suhler Seite sprach davon, „*gutnachbarliche Verhältnisse*“ aufzubauen, worin zweifellos große Erwartungen an ein kommunales und auch menschliches Zusammenwachsen zu erkennen waren.

Das war nun im Rahmen der politischen/rechtlichen Gegebenheiten in eine Vereinbarung umzusetzen. Die dafür notwendigen offiziellen Gespräche und Vertragsverhandlungen, vorbereitet und organisiert von den „Protokollchefs“ beider Seiten, Gustav Eichholz und Dr. Alexander von Papp, entwickelten sich überraschend schnell und reibungslos.<sup>4)</sup> Im März 1988 kam eine Suhler Delegation nach Würzburg. Dabei wurde ein Entwurf für einen Partnerschaftsvertrag erörtert, der bereits bei der nächsten Begegnung in Suhl (10. Juni) paraphiert und dann am 22. September in Würzburg und am 15. November in Suhl unterzeichnet wurde<sup>5)</sup> – als 34. innerdeutsche Städtepartnerschaft. Dabei wurde in Suhl, angeregt von der Partnerstadt, sogar eine gemeinsame Presseerklärung abgegeben, in der „*beide Seiten davon ausgehen, daß im Mittelpunkt der zukünftigen Arbeit das aktive Wirken für Frieden und gutnachbarliche Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten und ihren Bürgern im Rahmen der kommunalen Möglichkeiten und Kompetenzen beider Städte stehen wird. ... Beide Partner sind davon überzeugt, daß ihre Städtepartnerschaft dem Wohle ihrer Bürger dient.*“

### Besonderheiten der Anfangszeit

Würzburg – Suhl fügte sich durchaus ein in die 33 vorangegangenen Städteverbindungen, die beiderseits den Systembedingungen und der offiziellen Rhetorik Rechnung zu tragen hatten. Die aus letzterem resultierenden Schwierigkeiten, z.B. bei Formulierungen, wurden gemeinsam gelöst. Darüber hinaus erreichten Suhl und Würzburg für sich einige Besonderheiten.<sup>6)</sup> In Suhl jedenfalls nutzten OB Kunze und seine Mitarbeiter ihren kommunalen Handlungsspielraum<sup>7)</sup> sehr coura-

giert. Kooperativ und großzügig gingen sie auch auf heikle, oft sogar kurzfristig wechselnde Würzburger Wünsche ein, wagten es, „*mehr zu tun als im Durchschnitt übriger Städtepartnerschaften.*“<sup>8)</sup> Einige Beispiele:

- \* Noch bevor die Partnerschaft offiziell beschlossen war, konnten mehrere Würzburger Gruppen nach Suhl reisen, trotz der Strategie des Staatssicherheitsdienstes, Kontakte zwischen Bürgern und Vereinen zu verhindern.
  - \* Von Anfang an durften aus Würzburg, trotz eines offiziellen „Nein“, auch Journalisten an den Partnerschaftsbesuchen in Suhl teilnehmen und dort arbeiten (Viele Kollegen anderer westdeutscher Partnerstädte riefen damals an und fragten: „*Wie habt ihr denn das erreicht?*“). Nicht gelungen ist allerdings ein „Zeitungsaustausch“, der auch nach der „Wende“ nur mühsam in Gang kam.
  - \* Noch vor der ersten offiziellen Delegation konnte das Würzburger Studio des Bayerischen Rundfunks in Suhl ein Porträt der Stadt produzieren.
  - \* Zur Vertragsunterzeichnung in Suhl (21./22. 11. 1988) konnte zusätzlich zur offiziellen Stadtratsdelegation auch eine Bürgergruppe fahren. Die mit dieser Gruppe angereisten Stadtratsmitglieder konnten zusätzlich an dem anschließenden (als „geschlossene Runde“ organisierten) „Bürger“-Gespräch teilnehmen.
  - \* Dabei wurde für die mitgereisten Journalisten ein Pressezentrum mit einer direkten Telefonleitung Suhl-Würzburg eingerichtet (Als „*Unvorhergesehenes*“ verzeichnete das Suhler Protokoll „spontane“ Gespräche der Würzburger Journalisten mit Suhler Jugendlichen vor dem Jugendclub).
  - \* Für Würzburg (wie auch für die anderen Städte im Westen) war es klares Ziel, die Partnerschaft zwischen den Menschen der (ohnehin nicht weit auseinanderliegenden) Städte stattfinden zu lassen. Nur Würzburgs Ziel ?
- Die erwähnte gemeinsame Presseerklärung beider Städte nach der Vertragsunterzeichnung, eine Idee der Stadt Suhl und unge-

- wöhnlich im Vergleich der anderen Partnerschaften, hob hervor, daß „*die Städtepartnerschaft dem Wohle ihrer Bürger dient*“.
- \* Tatsächlich überstieg die Zahl der Begegnungen erheblich das aus anderen deutsch-deutschen Städtepartnerschaften bekannte Limit.
  - \* Eine weitere, geradezu sensationelle Einmaligkeit war, daß der Suhler Oberbürgermeister bei der Vertragsunterzeichnung in Würzburg ein offenes Bürgergespräch akzeptierte und den anwesenden Bürgern freiheitlich Rede und Antwort stand.
  - \* Außergewöhnlich waren noch zwei besondere Partnerschafts-Initiativen der Stadt Suhl; zunächst der „Weihnachtsbaum“ für den Würzburger Weihnachtsmarkt 1988. Suhl hatte die Anregung eines Würzburger Radiosenders aufgegriffen, setzte sich gegen massive Widerstände übergeordneter Stellen durch, ließ eine über zehn Meter hohe Fichte fällen und unter großen organisatorischen Schwierigkeiten nach Würzburg transportieren. Für den zusätzlich vorgesehenen Glasschmuck aus Lauscha gab es am Ende keine Genehmigung, und zwar mit der Begründung: „*Außenhandel ist nicht Sache der Kommune*.“
  - \* Das zweite war die erste deutsch-deutsche Baumverpflanzung im Herbst 1990, wofür Suhl wohl eine wahre bürokratische Schlacht durchstehen mußte. Als Gastgeschenk für die Würzburger Landesgartenschau 1990 wurde auf einem Privatgrundstück nahe Ellingshausen (bei Meiningen) eine etwa 30 Jahre alte, acht Meter hohe Linde („Tanzlinde“) ausgegraben, über die noch bestehende Grenze nach Würzburg transportiert und dort im Landesgartenschaugelände nahe der Umweltstation eingesetzt.
  - \* Das gegenseitige Vertrauen und den Schwung dieser Partnerschaft kennzeichnet auch, daß es in der sehr schwierigen Umbruchzeit 1989 nicht, wie bei einigen anderen Verbindungen, zu „*Störfällen*“ kam. Selbst das programmgemäß „*Friedensgespräch*“ im September 1989 hat die Suhler Delegation wie geplant und sogar öffentlich durchgeführt.
- \* Diese Vertrauensbasis ermöglichte schließlich noch einige sehr humane Episoden. An die Organisatoren der Partnerschaftsarbeit wurden des öfteren heikle menschliche Einzelschicksale herangetragen. Suhls OB Joachim Kunze hat sich dem nicht verweigert, auch wenn die Partnerschaft nicht unmittelbar tangiert war. Gegen erhebliche Widerstände hat er hier seinen persönlichen Einfluß zugunsten der Betroffenen eingebracht, Lösungen erreicht und dabei auch bewußt systeminterne Konflikte in Kauf genommen.

### *Kontrolle durch die Stasi*

Bemerkenswert sind diese „Besonderheiten“, weil der Anfang und die beiden ersten Jahre der Verbindung in „DDR-Zeit“ stattfanden. Auf die eingetretenen Entwicklungen reagierte das Ministerium für Staatssicherheit mit Anweisungen zur „*politisch – operativen Sicherung dieser Städtepartnerschaften*“. So ist nicht verwunderlich, daß die Städtepartnerschaft Würzburg – Suhl durch die Stasi kontrolliert wurde. Darüber haben später die Medien immer wieder berichtet.<sup>9)</sup> Das Ausmaß dieser Überwachung dokumentiert eine Ausstellung „*Begegnungen Ost-West. Städtepartnerschaften unter Kontrolle der Suhler Stasi*“,<sup>10)</sup> die Anfang 2006 im Würzburger Rathaus gezeigt wurde. Bei dieser Gelegenheit berichtete ein Mitarbeiter des Bayerischen Rundfunks, der die Verbindung vom Beginn an begleitet hatte, über die Inhalte und Absurditäten seiner „*Stasi-Akte*“.

Trotzdem: Für die Städtepartnerschaft war das, auf beiden Seiten, nur ein Nebenaspekt. Zwangsläufig rechneten die Würzburger Akteure stets damit, daß sie beobachtet, überwacht und am Telefon abgehört wurden. Bei Besuchen war für die offizielle Delegation meist kaum etwas zu bemerken, von manchen Dummlichkeiten abgesehen. Aber den Arbeitsalltag und die qualitative Leistung des Partnerschaftsgeschehens hat die Stasi nicht zu beeinträchtigen vermocht, auch nicht im Suhler Rathaus.

Zwei Beispiele: Als Würzburg für die Gespräche über den Partnerschaftsvertrag am

9./10. Juni 1988 in Suhl absprachegemäß einen Entwurf erarbeitete und per Eilpost (mit speziellem Service der Bundespost) nach Suhl sandte, kam der Brief im dortigen Rathaus nicht an. Kurzerhand fabrizierten die Kollegen bis zur Ankunft der Würzburger Delegation einen passenden Entwurf (Als Würzburgs Brief nach Wochen im Suhler Rathaus eintraf, konnten unschwer die „Abfangstation“ und eine Durchsuchung festgestellt werden).

Beim schon erwähnten Bürgergespräch in Würzburg am 22. September 1988 waren, trotz der seinerzeit nur schwierig herstellbaren Telephonverbindungen, die offenen Äußerungen von OB Kunze schon vor Rückkehr der Delegation nach Suhl der dortigen Stasi bekannt. So wäre ebenfalls sehr interessant, einmal dem Wirken damaliger westdeutscher Informanten und „IM's“ nachzugehen.

Sehr heftig agierte die Stasi allerdings bei der Überwachung des Freundeskreises Würzburg–Suhl und dessen Würzburger Initiators Bernd Höland.<sup>11)</sup> Zu den zahlreichen Kuriosa solcher Kontrollen gehörte beispielsweise eine bei einer Bürgerreise im Kofferraum mitgebrachte Brieftaube, die in Suhl als Friedensgruß losfliegen sollte, aber die Rückreise wieder im Kofferraum antreten mußte.

Insgesamt erstaunt noch heute, wie in diesen Anfangszeiten die Vertreter der Stadt Suhl bei aller Macht von Staat, Bezirk und Partei in der Städtepartnerschaft eine eigenständige kommunale Position vertraten und durchhielten sowie die erwähnten Besonderheiten ermöglichten.

### *Erfolgreiche kommunale Partnerschaftsarbeit*

Beide Städte haben die Dokumente der Städtepartnerschaft in eigener Initiative gemeinsam erarbeitet. Maßstab war das beiderseits gegebene Verständnis von kommunaler Arbeit. Auch für Suhl war eine „Hilfe von oben“ – die sonst vielfältig in die Kommunen hineindirigierte – nicht erforderlich und auch nicht gewünscht. Konkret ausgeformt wurde der Partnerschaftsvertrag durch gemeinsam erarbeitete Jahresprogramme. Für 1989 haben

beide Städte – im Vergleich zu den übrigen 33 Verbindungen – eine sehr hohe Zahl von 12 Begegnungen vereinbart. Die im Detail auftretenden Schwierigkeiten wurden konstruktiv mit beiderseitigem Verständnis gelöst. So war beim Programmpunkt „Jugendaustausch“ für die DDR das Einbeziehen von Schülern völlig unmöglich. Gleichwohl stimmte Suhl zu, auf Würzburger Seite (Berufs-)Schüler auszuwählen.

Für 1990 haben viele andere Städteverbündungen ihre Jahresplanung reduziert; Suhl und Würzburg erhöhten die Zahl der vorgesehenen Begegnungen. Die tatsächliche politische Entwicklung überlagerte dann dieses Programm mit einer Vielzahl weiterer, spontaner Begegnungen sowie kommunalpolitischer Hilfen.

Denn die Grenzöffnung 1989 sowie die „Wende“ und Wiedervereinigung 1990 hatten in Suhl zu enormen Umgestaltungsprozessen in Verwaltung und Wirtschaft geführt und das Rathaus vor große Probleme und Herausforderungen gestellt.<sup>12)</sup> Die Stadt Würzburg hat dabei ihrer Partnerstadt von den ersten Tagen im November 1989 an mit fachlicher, rechtlicher, organisatorischer und personeller Hilfe zur Seite gestanden, u.a. mit fünf gemeinsam tätigen kommunalpolitischen Arbeitsgruppen,<sup>13)</sup> um Verbindungen anzubauen und den Aufbau einer modernen, demokratischen Stadtverwaltung sowie die wirtschaftliche Entwicklung zu unterstützen.<sup>14)</sup> Suhls OB Kummer dankte dafür bei einem Besuch in Würzburg im Oktober 1991: „*Schnell und unbürokratisch, manchmal über Nacht, hat die Stadt Würzburg der Partnerstadt geholfen, wenn in Suhl ein neues Amt eröffnet oder ein unbekanntes Gesetz angewendet werden mußte.*“

Die durchgeföhrten Kontakte und Maßnahmen des Würzburger Rathauses ergäben eine sehr lange Liste, vom Amt für Öffentlichkeitsarbeit über Hauptamt, Berufsfeuerwehr, Kulturreferat und Kulturamt, Stadtbücherei, Stadtarchiv, Stadttheater, bis zum Stadtplanungsamt und Umweltamt. Besonders hervorgehoben hat OB Kummer die Hilfen des Würzburger Tiefbaureferates (u.a. Stadtentwässerung) oder des Sozialreferates. Letzte-

res setzte sich mit seinen Dienststellen in Suhl über viele Jahre unermüdlich für den Aufbau einer leistungsfähigen Sozialverwaltung und Sozialstruktur ein. So hat Würzburg als eine in der deutschen Selbsthilfebewegung führende Stadt in Suhl die Gründung von Selbsthilfegruppen angestoßen (u.a. Suhler Selbsthilfetag 1990) und nachhaltig gefördert. In gleicher Weise engagierte sich die Jugendhilfe, genauso die Betreuungsstelle für ältere und behinderte Mitbürger, die in persönlichem Einsatz sowie in Zusammenarbeit mit den einschlägigen Würzburger Organisationen wie Blindenbund, Gehörlosenverband usw. für die behinderten Menschen in Suhl viel erreichen konnte. Die vielfältigen Leistungen Würzburgs wurden immer wieder bestätigt, z.B. für den Selbsthilfebereich auf der „Abschlußfachtagung Selbsthilfe 2000“ im Dezember 1995.

Aber es war nicht allein die Stadtverwaltung aktiv. Zahlreiche andere Einrichtungen, Behörden, Organisationen, Betriebe usw. halfen in großzügiger Weise: Regierung von Unterfranken, Bezirk, WVV-Würzburger Versorgungs- und Verkehrs-GmbH, VdK, Arbeitsamt, Sparkasse, Universität, Kliniken, AOK, Arbeiterwohlfahrt, Kirchen, Betriebe, IHK,<sup>15</sup> Handwerkskammer, Schulen, Handel, Verkehrswacht u.v.a. Die Regierung von Unterfranken half u.a. bei der Reform des Schulwesens, wobei wiederum das Würzburger Blindeninstitut intensiv mitwirkte als Gastgeber sowie mit Schulungen usw. Auch aus dem Landkreis kam Beistand, z.B. bei einem Erfahrungsaustausch von vier Erzieherinnen aus Suhl-Mäbendorf im Kindergarten Rannersacker im Juni 1991.

Ziel aller Zusammenarbeit war, über die jeweilige konkrete Hilfe hinaus, nach dem Fall der Mauer mit Erfahrungsaustausch, Offenherzigkeit und Toleranz gegenseitiges Vertrauen aufzubauen und mit Geduld die beiderseits durch 40 Jahre Trennung entstandene „innere Mauer“ abzubauen.

### *Begegnungen der Menschen*

Diese Aufbauarbeit, in Öffentlichkeit und Medien kaum publik, prägte die städtische

Partnerschaftsarbeit bis Mitte der 90er Jahre, in manchen Aufgabengebieten noch lange danach.<sup>16)</sup> Dabei ergaben sich in den einzelnen Maßnahmen zwangsläufig viele Begegnungen der Menschen und anhaltende Freundschaften.

Zugleich verlagerte sich die Städtepartnerschaft, auch dank der endlich gegebenen Reisemöglichkeiten und der Arbeit des Freundeskreises, „*zunehmend auf die Ebene der Bürgerkontakte, der Freundeskreise und der Vereine*“ (OB Kummer im September 1993). Auch hier wäre eine lange Liste der Kontakte und Veranstaltungen aufzuführen, aus Suhl z.B. die Auftritte des Suhler Knabenchoirs und der Südthüringischen Philharmonie in der Partnerstadt, bis hin zu Beteiligungen am Kilians-Umzug.

Das private Würzburger Engagement in den verschiedensten Bereichen kann hier ebenfalls nicht vollständig, sondern nur mit einigen Beispielen erwähnt werden: der Besuch von Thüringer Journalisten und Verlagsmitarbeitern bei der Main-Post im Januar 1990, das Benefizkonzert der Hochschule für Musik 1991 zugunsten der Hauptkirche St. Marien, das Konzert des Bundeswehrorchesters in Suhl, das Benefizkonzert von Polizeichor und Polizeiorchester zugunsten der Suhler Jugendarbeit 1997, der Einsatz eines Würzburger Anwalts für die Suhler Philharmonie, die Partnerschaftsausstellungen der Briefmarken-Clubs, der Austausch der Sportvereine und Karnevalsgesellschaften, die Taufe eines Würzburger Segelflugzeugs auf den Namen Suhl. 1996 feierte der damalige evangelische Themengesprächskreis der Kirchengemeinde St. Johannis-Oberdürnbach seine 5jährige Verbindung mit Suhl. Zur 450-Jahrfeier der Suhler Schützengilde im September 1997 organisierte der Freundeskreis eine starke Würzburger Beteiligung (wie zuletzt wieder zum Suhler Schützenfestumzug 2008). Die Klassen 6a der Hauptschule Heuchelhof und ihrer Partnerschule Rimbachschule Suhl erhielten den 1. Preis im Förderwettbewerb „Gemeinsam Handeln – Voneinander Lernen – Zusammenwachsen“ der Robert-Bosch-Stiftung und wurden im Januar 1997 beim Bundespräsidenten vorgestellt. Die beiden Seniorentanzkreise, bis heute mit-

einander aktiv, konnten vor einiger Zeit mit einem Fest im Haus der Philharmonie ihre 15jährige Verbindung feiern. Die Vorsitzende des Würzburger Kreises hatte 1991 die Idee nach Suhl getragen und dort einen Seniorentanzkreis mitbegründet, unterstützt von beiden Städten und Bezirk Unterfranken.

Hinter diesen Beispielen stehen – in Würzburg wie in Suhl – unendlich viele engagierte Einzelpersonen,<sup>17)</sup> die die Partnerschaft lebendig gemacht, Zusammenwachsen praktiziert und Freundschaften geschaffen haben. Schade, daß sie zur 20-Jahrfeier im Würzburger Rathaus nicht eingeladen waren, gar nicht erwähnt wurden, ja wohl den Organisatoren nicht einmal bewußt waren.

### *Freundeskreis Würzburg – Suhl*

Neben diesem oft leisen Wirken vieler einzelner ist die Städtepartnerschaft intensiv verbunden mit dem Freundeskreis Würzburg – Suhl. Er wurde von Bernd Höland am 15. Januar 1989 in Würzburg gegründet und dann in Suhl von Horst Sauerbrey, um möglichst vielen Bürgerinnen und Bürgern Begegnungen zu ermöglichen, insbesondere durch Einladungen auf Gegenseitigkeit. Obwohl sich der Freundeskreis in Würzburg von der Stadt später oft allein gelassen sah, auch finanziell,<sup>18)</sup> hat er über die Jahre in nicht nachlassendem Engagement des Vorsitzenden den Partnerschaftsgedanken breit in die Bevölkerung getragen, in bemerkenswerten Aktionen verwirklicht und auch in schwierigen Phasen lebendig gehalten.

Beispielhaft für die vielen Maßnahmen, über die die Medien häufig berichteten, seien hier ein paar „Eckpunkte“ der meist umfangreichen Jahresprogramme angeführt:

- \* die Betreuung der Tausende von Besuchern aus Suhl, die im November 1989 an den Wochenenden nach dem Fall der Mauer Würzburg besuchten,
- \* die alljährlichen Bürgerfahrten nach Suhl,
- \* die Rennsteigwanderungen,<sup>19)</sup>
- \* die alljährlichen Weihnachtsfeiern in Suhl mit Sachspenden für bedürftige Bürger,

- \* der „Kummerkasten“ 1991 beim Freundeskreis in Suhl, um Sorgen und Schwierigkeiten des Wandels abzufragen, z.B. beim Umgang mit ungewohnten Bestimmungen und Gesetzen,
- \* der nach 38 Jahren erste Dampfsonderzug von Würzburg nach Suhl am 17. Mai 1992,
- \* der Würzburger Sonderzug zum Suhler Bahnhofsfest 1993 mit 600 Gästen aus Mainfranken, darunter 100 Angehörige der US-Army,
- \* der Suhler Sonderzug zum Würzburger Weindorf 1993, mit dabei ein Mädchenpielmannszug und der Seniorentanzkreis,
- \* an Weihnachten 1995 die neue Beschallungsanlage im Suhler Amt für Wohnen und Gleichstellung für Veranstaltungen der Suhler Senioren,
- \* die Bürgerreise zum Solidaritätskonzert des Philharmonischen Orchesters des Mainfrankentheaters für und mit der Thüringen Philharmonie Gotha/Suhl am 19. September 2007 oder
- \* im Jahresprogramm 2008 (mit zehn Veranstaltungen) der erwähnte Festakt des Freundeskreises in Suhl zum 20jährigen Bestehen der Städtepartnerschaft (30. September).

### *Fazit*

Der Aufbau der Städtepartnerschaft Würzburg – Suhl war ein Erfolg kommunaler Arbeit beider Städte. Im Auf und Ab der Zeit ist sie ihren Weg, wie Würzburgs neuer Oberbürgermeister Georg Rosenthal bei der 20-Jahrfeier betonte, insgesamt erfolgreich weitergegangen. Dieser Weg sollte Zukunft haben, was Suhls neuer Oberbürgermeister Jens Triebel bei derselben Gelegenheit so formulierte: „*Unsere innerdeutsche Städtepartnerschaft ist keineswegs überholt. Sie hat ihre Berechtigung, und sie gehört ausgebaut.*“ Dem kann nur zugestimmt werden. Mehr noch: die Partnerschaft sollte in einer völlig neuen Dimension weiter gepflegt werden, gerade in einer ‚Europastadt‘.

## Anmerkungen:

- 1) Ausführlicher dargestellt in mehreren Beiträgen zum 10jährigen Bestehen der Partnerschaft. In: Würzburg heute Nr. 66 (1998).
- 2) Näheres dazu u.a. im Artikel „Suhl – „Im grünen Wald die rote Stadt“ – Kurzportrait“, in: Würzburg heute Nr. 49 (1990), S. 41–46.
- 3) In seiner Rede zum 10jährigen Bestehen der Städtepartnerschaft, vgl. Würzburg heute Nr. 66 (1998), S. 13.
- 4) So konnte die Main-Post am 18.5.1988 melden: „*Suhl wird die erste Würzburger Partnerstadt im sozialistischen Ausland sein.*“
- 5) Näheres in damaligen Zeitungsberichten sowie im Artikel „Städtepartnerschaft Würzburg – Suhl – Feierliche Unterzeichnung und Bürgergespräch“, in: Würzburg heute Nr. 47 (1989), S. 52–53. Weitere Einzelheiten s.a. Anm. 1.
- 6) Auch andere Städte erreichten die eine oder andere Sonderregelung, z.B. Erlangen/Jena einen privat praktizierten Schüleraustausch außerhalb des Jahresprogramms 1988 oder Karlsruhe/Halle 15 zusätzliche Begegnungen außerhalb des Jahresprogramms 1988. Doch die Berichte, die in Konferenzen des Deutschen Städtetags, des Bayerischen Städtetags oder der Univ. Bayreuth/Evangelische Akademie Tutzing zum Erfahrungsaustausch über die deutsch-deutschen Städtepartnerschaften 1988 und 1989 zu hören waren, erlauben es, für Würzburg/Suhl die hier aufgeführten speziellen Besonderheiten und Einmaligkeiten festzustellen.
- 7) Auch in anderen deutsch-deutschen Städtepartnerschaften zeigten sich DDR-Städte selbstständiger, als die westdeutschen Ansichten vom absolut monolithischen SED-Staat damals glauben mochten. Das belegen z.B. einige größere Reportagen über die deutsch-deutschen Städtepartnerschaften oder die wissenschaftliche Untersuchung von Beatrice von Weizsäcker: Verschwisterung im Bruderland. Städtepartnerschaften in Deutschland. Diss. Bonn 1990.
- 8) Alt-OB Kunze beim 10jährigen Bestehen. In: Würzburg heute Nr. 66 (1998), S. 11.
- 9) Z.B. ZEIT v. 15.6.1990 (über die Stasi in Suhl), Main-Post v. 17.10.1990 („Die Stasi und das Rätsel des weißen Hauses“) und 24.1.1992 („Phantastisch, wie das Ding funktioniert“), Fränkische Nachrichten v. 15.12.1994 („Schauergeschichte und Posse zugleich“), Main-Post v. 13.1.2006 („Erinnerungen in Watte gepackt“) und 31.1.2006 („Als der Klassenfeind in die Nachtbar einlud“), Volksblatt v. 13.1.2006 („Fast wie aus einer anderen Welt“), Freies Wort v. 14.1.2006 („Begegnungen unter Stasi-Augen“ und „Behutsamer Umgang mit Erinnerungen“).
- 10) Eine Ausstellung zu den Partnerschaften zwischen Städten des Bezirks Suhl und westdeutschen Städten (Suhl–Würzburg, Meiningen–Neu Ulm, Ilmenau–Homburg/Saar, Schmallenberg–Recklinghausen), zusammengestellt von der Außenstelle Suhl der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik.
- 11) Berichtet u.a. in Fränkische Nachrichten v. 15.12.1994 oder Main-Post v. 31.1.2006 (s. Anm. 9).
- 12) Die wirtschaftlichen Umwälzungen in Suhl und deren Folgen behandelte ausführlich Dieter Schäfer: Suhl ein Jahr nach dem Beitritt Würzburgs Partnerstadt braucht eine neue wirtschaftliche Basis, in: Würzburg heute Nr. 52 (1991), S. 19–26.
- 13) In der DDR bekanntgemacht durch eine Meldung der Nachrichtenagentur ADN vom 28.11.1989. Näheres im einzelnen aufgeführt in: Würzburg heute Nr. 66 (1998), S. 7.
- 14) Unter dem Titel „‘Pioniere‘ der WVV entschwefeln Suhl“ berichtete das Volksblatt v. 20.1.1990 über eine von den Würzburger Stadtwerken geplante Rauchgasentschwefelung im Heizkraftwerk Suhl-Struth.
- 15) Siehe dazu auch Monika Steilen: Ein Blick über den Zaun – Die Wirtschaft Thüringens heute, in: Würzburg heute Nr. 49 (1990), S. 65–71.
- 16) So berichtet das Volksblatt v. 27.3.1991: „OB Kummer zu Gast bei Jürgen Weber. Vielfältige Hilfe aus dem Rathaus für die Stadt Suhl.“
- 17) Der Verfasser bedauert, hier nicht alle verdienten Akteure namentlich erwähnen und deshalb auch nicht den einen oder anderen Namen herausheben zu können.
- 18) Wobei später z.B. die organisatorische oder finanzielle Hilfe in Suhl oft größer war als in Würzburg, wo dem Freundeskreis meist sogar die Betreuung offizieller Delegationen allein überlassen blieb, einschließlich der Kosten.
- 19) 2008 hat der Freundeskreis erstmals die alljährliche – und diesmal prominent begleitete – Rennsteigwanderung kurzfristig abgeblasen, weil sie von den Medien in Würzburg zu wenig bekannt gemacht worden war.

# Riemenschneider-Relief nun wieder in Schillingsfürst

von

Alexander Biernoth

Zum Abschluß der Feierlichkeiten zum 325-jährigen Weihejubiläum der Pfarrkirche in Schillingsfürst ist die Sensation perfekt: Es steht nun zweifelsfrei fest, daß das Holzrelief „Auferstehung Christi“, das Dekan Hans-Peter Kunert im Jahr 1999 auf dem Dachboden des Schillingsfürster Pfarrhauses gefunden hat, aus der Werkstatt von Tilman Riemenschneider stammt. Nach einer aufwendigen Restaurierung an der Technischen Universität (TU) München ist das Kunstwerk nun nach Schillingsfürst zurückgekehrt und wurde im Eingangsbereich der katholischen Pfarrkirche aufgehängt. Für die Umgestaltung des Eingangsbereichs und die Restaurierung muß die Pfarrgemeinde, wie Dekan Kunert berichtete, rund 40.000 Euro aufbringen. Weihbischof Werner Radspieler hat im Rahmen eines Pontifikalgottesdienstes das Relief gesegnet, womit die Jubiläumsfeierlichkeit ausgeklungen sind.

Als Dekan Hans-Peter Kunert im Jahr 1999 den Dachboden seines Pfarrhauses aufräumte, fiel ihm ein sehr schadhaftes, bunt bemaltes Holzrelief mit der Darstellung des auferstandenen Christus in die Hände. Der Geistliche zeigte es bei einer Begehung mit Fachleuten auch der Kunsthistorikerin Dr. Renate Baumgärtl vom Bamberger Diözesanmuseum, die den Wert erkannte und eine Restaurierung durch den Lehrstuhlinhaber für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft an der TU München, Professor Erwin Emmerling, vorschlug.

Das 108 Zentimeter hohe aus Lindenholz gefertigte Kunstwerk wurde dann von dem Experten unter die Lupe genommen und gemeinsam mit seinen Studenten restauriert. Schon sehr bald kam die Vermutung auf, daß das Relief aus der Werkstatt Tilman Riemenschneiders stammt. Mittlerweile, so Professor Emmerling, war das Relief Thema einer wissenschaftlichen Tagung in München, und



Abb.: Das neu entdeckte Riemenschneider-Relief in Schillingsfürst. Photo: Alexander Biernoth.

es waren sich „eigentliche alle Experten“ einig, daß es von Tilman Riemenschneider stammt. Professor Emmerling sagte, daß die Riemenschneider-Werkstatt zu einer der größten Kunstwerkstätten in Europa gehörte. Eigenhändiges Werk eines Künstlers heißt nun nicht, daß der Künstler selbst einhundert Prozent Leistung an einem Objekt erbracht hat. Vielmehr hat er ein Werk konzipiert und seine Lehrlinge und Mitarbeiter haben dann im Stil des Meisters ein Kunstwerk geschaffen. Häufig war es auch so, daß ein Künstler,

meist der Maler, als Generalunternehmer aufgetreten ist, der dann beispielsweise einen Schreiner oder einen Schnitzer mit Teilen der Arbeiten beauftragt hat. Riemenschneider hat wohl, so Emmerling, häufig auf die Bemalung der von ihm geschaffenen Reliefs verzichtet.

Für Professor Emmerling ist der Fund auf dem Schillingsfürster Dachboden eine wahre Sensation. Riemenschneider gilt als der best erforschte Künstler aus dem ausgehenden Mittelalter, und in der gesamten Literatur ist das Schillingsfürster Relief bislang nie erwähnt worden. Das Relief war wohl Teil eines größeren Werkes, wahrscheinlich eines Kreuzaltares.

Im Rahmen seiner Abschlußarbeit als Restaurator hat Bernhard Streicher sich ausführlich mit dem Kunstwerk beschäftigt und herausgefunden, daß es wohl zusammen mit einem Ziborium, also einem Kelch zum Aufbewahren von Hostien, 1715 nach Schillingsfürst gekommen ist. Von dem einst farbig gefaßten Kunstwerk wurden die einzelnen Farbschichten von den Restauratoren abgenommen, und die drei Bretter, aus denen das Relief besteht, wurden auf einem Untergrund aus Tannenholz befestigt und gerahmt. Nach dem Zusammentragen aller Fakten, so Bernhard Streicher, könne davon ausgegangen

werden, daß das Relief um 1505 gefertigt wurde. Es stammt also aus einer ähnlichen Zeit wie der Detwanger Altar. Zuletzt war das Relief von dem Münchner Kirchenmaler Rudolph Langendorf 1907 farbig gefaßt worden. Beim Abnehmen dieser Fassung wurde festgestellt, so Streicher, daß darunter noch drei weitere Fassungen aus früheren Zeiten waren. Die kunsthistorische Untersuchung hat ergeben, daß das Motiv einem Kupferstich von Martin Schongauer entspricht.

Um das Relief ausstellen zu können, wurde es auf einer Tannenholzplatte montiert und über dem Relief noch rund ein Drittel Platz gelassen, so daß der Betrachter einen Eindruck bekommt, wie es in dem Altar ursprünglich gewirkt hat. Mit umfangreichen Recherchen, so Bernhard Streicher, habe er herausgefunden, daß sowohl das Ziborium wie auch das Relief 1668, nach dem ein Jahr vorher die Schillingsfürster Grafen zurück zum katholischen Glauben konvertiert waren, als eine Spende aus Würzburg für die Einrichtung einer katholischen Kirche nach Schillingsfürst gekommen waren. Kreisheimatpfleger Claus Broser faßte bei der Vorstellung zusammen, daß der Landkreis Ansbach nun ein neues, bedeutendes Kunstdenkmal habe, das in der Schillingsfürster Kirche der Öffentlichkeit zugänglich ist.

# Das Ende der Jüdischen Gemeinde der US-Streitkräfte in Würzburg

von

Judith Bar-Or

In Würzburg existierte – mit einigen Unterbrechungen – vom Mittelalter bis heute eine jüdische Gemeinde – die Israelitische Kultusgemeinde Würzburg. Viele Menschen wissen jedoch nicht, daß es von 1945 bis 2008 eine weitere jüdische Gemeinde in der Stadt gab: die kleine US-Militärgemeinde in den Leighton Barracks (der US Kaserne auf dem Würzburger Kugelfang). Hier befand sich ab 1945 rechts neben dem Haupteingang im Kasernenbereich die sogenannte Chapel – ein Sakralbau, in dem die Gottesdienste aller Religionsgemeinschaften stattfanden. Während das Hauptschiff und das rechte Seitenschiff überwiegend von den christlichen Bekenntnissen genutzt wurden, war im linken Seitenschiff ein größerer Raum, der als Synagoge diente, zu finden. Den Mittelpunkt die-

ses Betsaales bildete ein tragbarer Thoraschrein mit Thorarolle, den Anfang der 1990er Jahre Rabbiner LTC. Kenneth Leinwand aus Fürth nach Würzburg brachte, nachdem die US-Armee dort ihre Kasernen geschlossen hatte. Diese beiden Kultgegenstände sind historisch sehr bedeutsam, wurden sie doch den ganzen Zweiten Weltkrieg hindurch von den Militärrabbinern der 3. US-Armee unter General Patton mitgeführt. Sie gelangten nach Kriegsende in die Chapel der US-Garnison Fürth und von da nach Würzburg.

In der kleinen Synagoge der Chapel wurden bis 2005 regelmäßig Gottesdienste am Shabbath und an allen Feiertagen durchgeführt. War die Zahl der Gottesdienstteilnehmer für den Raum zu groß, benutzte man das

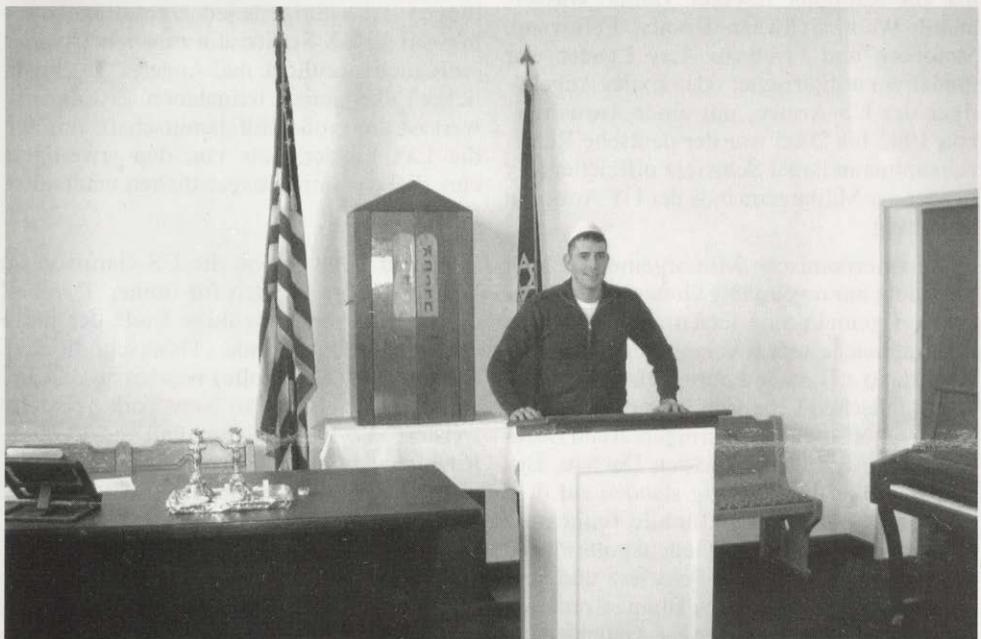


Abb.: Historischer portabler Thoraschrein, davor: letzter „Lay Leader“ CPT. Robert Feldmeier.

Hauptschiff, nachdem dort alle christlichen Symbole entfernt oder verhängt worden waren. Nach den Gottesdiensten fanden fast immer gemeinsame Essen in einem großen Saal im Keller der Chapel statt. Hier wurden nicht nur die zahlreichen Veranstaltungen an den Feiertagen durchgeführt, sondern auch der alljährliche Seder (Vorabend des Pessach-Festes). In guter Erinnerung ist auch die Sukka (Laubhütte), jedes Jahr von den Angehörigen der US-Pioniertruppen eigens für die Gemeinde vor der Chapel errichtet; hier wurden zu Sukkoth (Laubhüttenfest) nach den Gottesdiensten die Mahlzeiten eingenommen und die „Sukka-Party“ gefeiert.

Die Militärgemeinden sind ganz anders strukturiert als die Zivilgemeinden. Während bei den zivilen Gemeinden der Rabbiner das geistliche und der Vorstand das weltliche Oberhaupt ist, hat der Militärrabbiner beide Ämter inne. In seiner Abwesenheit ist der Lay Leader (Laienvorsitzender) sein Stellvertreter mit fast allen Rechten und Pflichten (er darf lediglich keine Trauungen und Beerdigungen durchführen). In Würzburg waren im Laufe der 63 Jahre des Bestehens der Militärgemeinde zahlreiche Militärrabbiner tätig, u.a. die Rabbiner Levaser, Daina, Wassermann, Weiß, Schwarz, Romer, Leinwand, Steinberg und Pronman. Lay Leader war immer ein militärischer oder ziviler Angehöriger der US-Armee, mit einer Ausnahme: von 1992 bis 2005 war der deutsche Reservehauptmann Israel Schwierz offizieller Lay Leader der Militärgemeinde der US-Armee in Würzburg.

Die amerikanische Militärgemeinde hielt aber nicht nur regelmäßig Gottesdienste, Feiern und gemeinsame Essen ab. Es wurden auch zahlreiche andere Veranstaltungen durchgeführt, so z.B. viele Fahrten zu Stätten früheren jüdischen Lebens in Bayern und (nach der Grenzöffnung) in Thüringen. Auch Besuche in den KZ-Gedenkstätten Dachau, Buchenwald und Flossenbürg standen auf dem Programm. Unvergessen für alle Teilnehmer bleibt der erste jüdische Gedenkgottesdienst unter Leitung von Israel Schwierz und dem ehemaligen KZ-Opfer Zwi Blumenfrucht im unterirdischen Stollen der KZ-Gedenkstätte Nordhausen-Dora.

Auch außerhalb der Kaserne war die US-Militärgemeinde religiös tätig. Schon bald nach der Wiederherstellung der ehemaligen Synagoge von Urspringen als Gedenkstätte wurde dort der erste jüdische Gottesdienst nach dem Kriege unter Teilnahme hoher ziviler wie militärischer deutscher Gäste von den US-Militärgemeinden Würzburg und Heidelberg abgehalten. Jedes Jahr fanden dort mehrere Gottesdienste statt, so auch zum Neujahrsfest, zu Chanukka (Lichterfest) und zu Tubischwat (Neujahrsfest der Bäume). Unvergessen sind auch die Bar Mitzwot (Religionsmündigkeit der Jugendlichen) von Benjamin Schwierz und Jeremy Bernton, die in Urspringen durchgeführt wurden.

Das Verhältnis der jüdischen Militärgemeinde zu den zahlreichen christlichen Gemeinden war ausgezeichnet, bedingt auch dadurch, daß der militärische Vorgesetzte von Rabbiner und Lay Leader fast immer der christliche Garrison Chaplain (Garnisonsgeistlicher), meist ein Colonel (Oberst) war. Das Miteinander war von gegenseitigem Vertrauen und Respekt geprägt. So nimmt es auch nicht wunder, daß an den jüdischen Gottesdiensten und allen anderen Veranstaltungen – die übrigens jederzeit allen Angehörigen der US-Streitkräfte zugänglich waren – oft auch Geistliche und Angehörige christlicher Bekenntnisse teilnahmen. Erwähnenswert ist die große Hilfsbereitschaft, mit der die Lay Leader stets von den jeweiligen christlichen Garnisongeistlichen unterstützt wurden.

Im Juli 2008 schloß die US-Garnison in Würzburg ihre Pforten für immer. Das bedeutet auch das endgültige Ende der jüdischen Militärgemeinde. Thoraschrein und Sefer Thora (Thorarolle) werden an den Jewish Welfare Board in New York gebracht werden, die Gebetbücher und die übrigen Ritualgegenstände werden in die US-Kaserne in Schweinfurt kommen. Das Schicksal der Chapel ist genau wie das des gesamten Kasernenareals (mit großem Wohngebiet) bisher unbekannt. Für alle aber, die im Laufe der Jahre mit der kleinen Militärgemeinde zu tun hatten, wird diese für immer unvergessen und in sehr guter Erinnerung bleiben.

## **Neue Burgen- und Schlösserroute im Mainland um Miltenberg**

Wer sich gerne in der Natur aufhält und mit Vorliebe Schatzkammern und historische Gemäuer erforscht, kommt bei einer Wanderung durch Churfranken rund um das Mainland Miltenberg genauso auf seine Kosten wie die Liebhaber eines guten Tropfen Weins oder herzhafter Küche.

Starke Festungen, gut erhaltene Burgen und romantische Schlösser säumen den Weg der neuen Burgen- und Schlössertour, die durch Churfranken führt. Insgesamt neun Orte verbindet die neu geschaffene Wanderstrecke, die sich auch für eine Fahrt mit dem Rad, dem Schiff oder der Bahn eignet. Zum Auftakt der Tour lockt die Burg Wertheim aus dem 12. Jahrhundert die Besucher an. Für den steilen Weg hinauf entschädigt dann eine herrliche Rundschau über das weite Land und die historische Altstadt zu Füßen der Burg. Im Rosengarten des Stadtschlosses Klingenberg wartet am Ende der Wanderung ein ruhiges Plätzchen zum Erholen. Unterwegs laden u.a. die Henneburg, die Burgruine Freudenberg; die Mildenburg, das Schloß Löwenstein oder die Clingenburg zur Erkundung oder einem lauschigen Picknick ein.

Die abwechslungsreiche Wanderroute führt von Wertheim bis Klingenberg auf gut aus-

gebauten Wegen vorbei an Weinbergen durch das Maintal und die artenreichen Wälder des Spessarts. Besonders im Frühling, wenn das Grün frisch austreibt und linde Lüfte wehen, oder im Herbst, wenn sich die Bäume und Weinreben in bunten Farben zeigen, wird der Wanderer nach einem vielleicht etwas anstrengenden Aufstieg zur Burg mit einem atemberaubenden Panoramablick über das Maintal belohnt.

Aufgeteilt in mehrere Tagesetappen lässt sich die insgesamt 61 Kilometer lange Strecke gut zu Fuß bewältigen. Zahlreiche Gasthäuser und Heckenwirtschaften bieten immer wieder Gelegenheit zur Einkehr und Verkostung des berühmten fränkischen Spätburgunders. Sollte man dabei etwas zu tief ins Glas geblickt haben, lässt sich leicht ein gemütliches Plätzchen für die Nacht bei einem liebenswürdigen Gastgeben finden.

Prospektmaterial und nähere Informationen über die neue Burgen- und Schlössertour erhalten Interessierte bei: Mainland Miltenberg – Churfranken e.V., Engelplatz 69, 63897 Miltenberg, Tel. Nr. 09371 / 40 41 59, Facs. Nr. 09371 / 94 88 945, [www.churfranken.de](http://www.churfranken.de).

PAS

## **Preis Peter C. Ruppert für Konkrete Kunst in Europa erstmals verliehen**

Am 17. November 2008 wurde der Künstler François Morellet im Würzburger Museum im Kulturspeicher mit dem erstmals vergebenen „Preis Peter C. Ruppert für Konkrete Kunst in Europa“ ausgezeichnet. Der Preis wurde von dem bekannten Kunstsammler und Stifter Peter C. Ruppert in diesem Jahr neu ins Leben gerufen. Die Vergabe des Preises ist mit einem Preisgeld in Höhe von 15.000 Euro verbunden, das von der Stiftung

Peter C. Ruppert, Berlin, bereitgestellt wurde und einen international bedeutenden Künstler der Konkreten Kunst ehren soll. Es ist geplant, den Preis alle drei Jahre durch die Stadt Würzburg im Museum im Kulturspeicher zu verleihen, wo die Sammlung von Peter C. und Rosemarie Ruppert seit Eröffnung des Museums im Jahre 2002 beheimatet ist und damit einen besonderen Schwerpunkt der ausgestellten Kunstwerke bildet.

Der mit dem ersten „Preis Peter C. Ruppert“ ausgezeichnete Künstler François Morellet wurde 1926 in Cholet im französischen Anjou geboren und zählt zu den herausragenden Vertretern der Konkreten Kunst in Frankreich. In seinen Bildern, Plastiken und Installationen hat er wesentlichen Prinzipien der Konkreten Kunst eine eigene Prägung gegeben. Die geometrische Reduktion der Form führte ihn zu vollständiger Füllung der Fläche ohne Zentrum und ohne abschließenden Bildrahmen. „Dabei war die Erfahrung maurischer Kunst in Granada anlässlich einer Reise nach Spanien 1952 eines seiner Schlüsselerlebnisse“, so die Direktorin des Museums im Kulturspeicher, Dr. Marlene Lauter. Einige Jahre später gehörte Morellet zu den ersten, die auch Zufallsverfahren in seine Kunst einbrachten, um die Methoden der Bildentstehung weitgehend von der subjektiven Künstlerhandschrift zu lösen. Dazu nutzte er schließlich auch industrielles Material wie Neonröhren für Installationen mit Licht. Seine klug durchdachten Verfahren, die Grenzen des Bildes zu erweitern, schließen anspielungsreiche Werk-Titel mit ein und zeigen ihn als einen originären Geist, der auch mit Mitteln der Ironie und des Humors die Wahrnehmung des Betrachters anregt und fordert.

Die im Museum im Kulturspeicher ausgestellte Sammlung Ruppert besitzt bislang drei Werke des Künstlers aus den charakteristischen Phasen seiner Arbeit. Anlässlich der Preisverleihung werden Morellots Werke um drei weitere Leihgaben zu einer kleinen Werkschau ergänzt, die eine gute Möglichkeit bieten, das Œuvre des Künstlers besser kennenzulernen. Die Leihgaben stammen aus dem Besitz der Galeristin Dr. Dorothea van der Koelen, die den Künstler seit Jahren ver-

tritt und auch bei der Preisverleihung die Laudatio auf ihn hielt.

François Morellet blickt heute auf eine große Zahl von Einzelausstellungen in vielen Städten Europas, der USA und Asiens zurück. Er schuf zahlreiche Werke für den öffentlichen Raum und ist in vielen Museen und Sammlungen der ganzen Welt mit seinen Werken repräsentiert. So findet man in Deutschland seine Arbeiten zum Beispiel in der Nationalgalerie in Berlin, im Wilhelm-Lehmbruck-Museum in Duisburg, im Folkwang Museum in Essen, im Museum für Konkrete Kunst in Ingolstadt und im Von-der-Heydt-Museum in Wuppertal sowie natürlich im Kulturspeicher in Würzburg. 1961 war er Mitbegründer des „Groupe de Recherche d’Art Visuel (GRAV) in Paris, deren Anliegen es war, die Kunst in die Nähe zu nachprüfbaren, wissenschaftlichen Verfahren zu bringen. An der „documenta“ in Kassel nahm Morellet in den Jahren 1968 und 1977 teil; 1970 an der Biennale in Venedig.

Würzburgs Kulturreferent Muchtar Al Ghusain betonte insbesondere die immense Lebensleistung und die überragende Wirkung, die sein Werk bis heute hat: „Mit François Morellet würdigt der Preis einen Künstler, dessen Werk in fast sechs Lebensjahrzehnten mit einer ungeheuren Systematik entstand und der in ständigem Austausch mit der Metropole Paris die Diskussion um die Konkrete Kunst in Frankreich und Europa und darüber hinaus voranbrachte. Peter C. Ruppert setzt mit der Stiftung dieses Preises ein Signal für die Positionierung Konkreter Kunst innerhalb der zeitgenössischen Kunst. Wir freuen uns, in der Europastadt Würzburg die Ausrichtung der Preisübergabe im Museum im Kulturspeicher übernehmen zu können.“

PAS

## Keramikausstellung im Museum Miltenberg

Das Museum der Stadt Miltenberg am Schnatterloch zeigt derzeit in seinen Räumen die Ausstellung „Keramik damals – 50er, 60er, 70er“ und präsentiert dabei deutsche Gebrauchsgeräte jener Jahrzehnte. Anlaß zur Ausstellung ist das Jubiläum „80 Jahre Scheurich Keramik Kleinheubach“. Der rührige Vorsitzende der FRANKENBUND-Gruppe Miltenberg, Dr. Alf Dieterle, hat die Konzeption der Schau erarbeitet und seine Sammlung dazu zur Verfügung gestellt.

Alois Scheurich und Fridolin Greulich gründeten im Jahr 1928 einen Großhandel für Haus-, Küchen- und Blechwaren in Schneeburg bei Amorbach. Schließlich wurde der Firmensitz 1938 nach Kleinheubach verlegt, wo die Firma noch heute besteht. Trotz anfänglicher Probleme war ab 1948 besonders Alois Scheurich daran gelegen, die Keramikartikel selbst herzustellen. Durch die ständige Erweiterung des Kenntnisstandes ließen sich in der Keramikproduktion in der Folgezeit immer bessere Ergebnisse erzielen.

Folglich gab man 1954 den Großhandel auf und gründete die Firma Scheurich KG Keramikfabrik. Die ersten Produkte waren Zierkeramiken für Jahrmärkte. Bald erweiterte sich die Produktpalette auf Vasen, Figuren, Schalen, Wandplatten und Leuchter. Später kamen sogar Backformen, Kera-Grill und ein Schlemmertopf hinzu.

Derzeit ist die Firma Scheurich mit einem großen Sortiment an Übertöpfen und Vasen der führende Keramikersteller rund um Blumen und Pflanzen. So verwundert es auch nicht, daß Scheurich Keramik – in attraktiven Formen und mit modischen Farben – in vielen Ländern auf allen fünf Kontinenten zu finden ist.

Der Grund für den Erfolg lag darin, daß in den Nachkriegsjahren Gebrauchs- und Zierkeramik für den Haushalt stark nachgefragt war. Sie wurde in stetig steigenden Stückzahlen produziert und vor allem die deutschen Keramikfabriken, darunter eben auch Scheurich, florierten. Dieser hohe Bedarf war aber nicht nur dem Produktionsstillstand in den schwierigen Kriegsjahren geschuldet, son-

## KERAMIK *damals* 50 60 70



### Ausstellung im Museum der Stadt Miltenberg

80 Jahre Scheurich Keramik Kleinheubach

10. Oktober 2008 – 18. Januar 2009

dern wurde speziell durch den Wunsch der Käufer nach modernen Formen und Farben noch gesteigert. Zeitgemäße Stilentwicklungen und eine fröhliche Buntheit sollten damals ein neues Lebensgefühl und den gestiegenen Wohlstand vermitteln.

Die 1950er Jahre der Keramik begannen bereits 1948 mit der Währungsreform und endeten erst in der Mitte der 1960er Jahre. In jenen Jahren lösten neue freie Formen die Jahrzehntelange Monotonie ab. Abstrakte Ge-

staltung von Glasur und Farben ersetzte nun einheitliches Graugrün und bot dem Auge Anreize. Die Keramiken aus dieser Periode sind ein echter Blickfang, zumal die Farben an die begehrten Urlaubsziele im Süden erinnerten und so das Fernweh zu wecken wußten.

Das 1960er-Jahrzehnt zeigte sich wenig eigenständig, denn es führte einerseits die bekannten Formen und Dekore fort, bereitete andererseits aber schon seit 1965 den Weg in eine neue Periode. Die Keramik der 1970er Jahre schließlich unterschied sich nun deutlich von der vorhergehenden Epoche: Jetzt bestimmten kraftvolle Farben, gewagte Kombinationen und neue lavaartige Glasuren den Dekor, wobei eine breite Vielfalt ungewöhnlicher plastischer Formen den Stil prägte.

So kann der Besucher der Ausstellung im Miltenberger Museum im Moment das ganze Spektrum von der Buffetuhr bis zum Rumtopf und von abstrakter Bemalung bis zur feurigen Lavaglasur kennenlernen. Die Ausstellung ist noch bis zum 18. Januar 2009 dort zu sehen. Geöffnet ist immer mittwochs bis sonntags, jeweils von 11 bis 16 Uhr; an den Adventswochenenden gelten verlängerte Öffnungszeiten von Freitag bis Sonntag zusätzlich bis 19 Uhr. Außerdem werden im Advent an den Samstagen und Sonntagen während des Weihnachtsmarkts um 17.30 Uhr öffentliche Führungen angeboten.

**Informationen** beim Museum der Stadt Miltenberg, Hauptstraße 169-175 / Marktplatz, 63897 Miltenberg, Tel. Nr. 09371/404-153 sowie unter [www.museum-miltenberg.de](http://www.museum-miltenberg.de).  
PAS